SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Für das Ausland 0,38 Dollar (nordamerikanischer Währung) zuzüglich Porto.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 35, **Potsdamer Str. 123,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

An unsere Leser!

Der Verlag der „Deutschen Rundschau“ hat sich selbständig gemacht, um den gesamtdeutschen kulturellen und politischen Aufgaben der Zeitschrift mit gesteigerter Wirksamkeit nachkommen zu können.

Gerade im Hinblick auf die letzten vielbesprochenen Enthüllungen über die Kriegsschuldfrage schrieb uns ein maßgebender auslandsdeutscher Verein:

„Wir betrachten die Werbearbeit für die »Deutsche Rundschau« als Dienst an der deutschen Sache!“

Dieses Urteil veranlaßt uns, alle unsere Leser und Freunde im In- und Ausland nachdrücklich zu bitten, uns durch **persönliche Werbung und Empfehlung** tatkräftig in unserer Arbeit an der gemeinsamen Sache zu unterstützen.

Wir wollen und können die stille tätige Mitarbeit des Lesers nicht entbehren und geben zur Ermunterung jedem, der fünf neue Jahresabonnenten für die „Deutsche Rundschau“ wirbt

ein Jahresabonnement gratis!

Berlin W 35,
Potsdamer Str. 123

Deutsche Rundschau
G. m. b. H.

Deutsche Rundschau

Band CC

(Juli — August — September 1924)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertsten Bande (Juli—September 1924)

Seite

Charles L. Hartmann. Die russischen Archive und die Kriegsvorbereitung. (Neue Enthüllungen aus den Geheimarchiven) 1
Reva Prasad Misra. Die Akali-Bewegung 17
Max Krell. Gold in Peru. Novelle. 30
Berta Schleicher. Emil Gött an Malwida v. Meysenbug. (Bisher unveröffentlichte Briefe) 38
Franz Dülberg. Über neuere holländische Dichtung 53
Alexei Remisow. Von hinnen gegangen. Erzählung 70
Eugen Meyer. Stirb und werde! Staatsvergottung, Übermenschentum und deutsche Staatsidee 77
Albert Dietrich Wilhelm Diltheys Werke. 88
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 97
Literarische Rundschau 100
Politische Rundschau 103
Literarische Notizen 107
Literarische Neuigkeiten 112

Charles L. Hartmann. Die russischen Archive und der Kriegsausbruch. (Neue Enthüllungen aus den Geheimarchiven) . 113
Rosellanus. Die rheinischen Separatisten vor 125 Jahren . . 134
Siegfried Krebs. Der Tod des Arztes. Erzählung 138
Julius v. Negelein. Sadi. Westöstliche Dichterklänge 147
Eduard Berend. Die historische Grundlage von Theodor Fontanes Erzählung „Schach von Wuthenow“ 168
Titus Taeschner. Der Vampyr. Ein Reiseerlebnis 182
Johannes Reinke. Wanderungen eines Botanikers an der östlichsten Riviera 189
Wilhelm Grotkopp. Das europäische Ägypten 197
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 203
Zum Gedenken des Großen Krieges 206

Seite

Literarische Rundschau 210
Wirtschaftliche Rundschau 216
Politische Rundschau 221
Literarische Notizen 224
Nachtrag zu der Aufsatzreihe: Die russischen Archive und der Weltkrieg 225

Eugen Würzburger. Die Reparationsforderungen an Deutschland 225
Richard Bahr. Weltpolitik und politische Weltbetrachtung . . 235
Paul Gurk. Der Vogel Phönix. Erzählung 240
Herman George Scheffauer. Whitman in Whitmans Land . . 255
Eduard Reinacher. Lenele. Eine elsässische Kindergeschichte . . 262
Manfred Laubert. Ungebetene Gäste aus dem Osten 1842/47 . . 277
Wilhelm Frels. Die deutsche dramatische Produktion des letzten Jahrzehnts. (Eine Literaturstatistik) 283
L. M. Der elsässische Kulturkampf 307
Edouard Dujardin. Die französische Literatur der Gegenwart . 310
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. (Die Deutschen in der Sowjetunion) 316
Ein Berliner Kunstjahr 328
Zehn Jahre. Zum Gedenken des Großen Krieges. 343
Politische Rundschau 346
Literarische Rundschau 350
Literarische Notizen 351

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Hefte beschließt die „Deutsche Rundschau" ihren Jubiläumsjahrgang. Den 51. Jahrgang wird sie in einem neuen Kleide mit einem von Rudolf Koch-Offenburg gezeichneten Titelblatt in einer schönen Drucktype und auf gutem Papier beginnen.

Die unendlich reiche und stärkende Zustimmung, die der „Deutschen Rundschau" im letzten Jahre aus allen Kreisen des In- und Auslandes wieder zugekommen ist, haben unsere Kräfte aufs äußerste angespornt, im neuen Jahrgang die „Deutsche Rundschau" in starkem Aufstieg zu erhalten.

Ganz besondere Aufmerksamkeit haben wir der erzählenden Literatur gewidmet, um durch die Tat aufzuzeigen, welche starken dichterischen Kräfte am Werke sind, um in engster Verbindung mit dem Leben dem deutschen Geist auch auf diesem Gebiet volle Achtung in der Welt zu erwerben. Wir haben bei der Auswahl auch die starken Begabungen der nordischen Länder mitberücksichtigt. Wir werden folgende Erzählungen veröffentlichen:

Hermann Stehr: Die Geschichte über den Dächern, Erzählung.
Josef Ponten: Das Meer, Novelle.
Wilhelm Schmidtbonn: Vom Tode, Erzählung.
Friedrich Griese: Die Pflüger, Erzählung.
Paul Friedr. Juels: Vederama, Novelle.
Hans Franck: Der Einsiedler und sein Birnbaum.
Werner Schendell: Die taube Blume.
Ludwig Meidner: Die Erleuchtung, Novelle.
Oskar Franz Wienert: Italia, Erzählung.
Paul Gurk: Das Märchen von den neun Ringen oder der ewigen Wanderung.
Margrit Heuser: Der Verkommene, Novelle.
Regina Ullmann: Das Hirtenlied.
Sigrid Unsed: Christine, Legende.
Olaf Duun: Auf dem Strome, Erzählung.

Ferner haben Erzählungen in Aussicht gestellt:

Heinrich Federer, Richard v. Schaukal, Theophile v. Bodisco, Wilhelm Matthiessen, Willy Seidel, Wolfgang Goetz, Erich Kramer, Axel Lübbe, Bernd Isemann, Hans Grimm, Wilhelm v. Scholz, Jacob Kneip, Carl Haensel, Felix Timmermans.

Von den weiteren Beiträgen heben wir hervor:

General a. D. v. Massow: Kiderlen-Wächter und die Balkanwirren. Ein Beitrag zur Vorbereitung des Weltkrieges.

Dr. Viktor v. Geramb: Heimat, Volk, Menschheit.

Prof. Dr. Richard Fester: Verantwortlichkeiten.

Prof. Dr. Karl Hellwig: Papst Julius II. und seine Geisel.

Prof. Dr. Runze: Leibniz' Gedanken einer natürlichen Interessengemeinschaft zwischen China und Deutschland.

Prof. Dr. Friedr. zur Bonsen: Kabinettsjustiz in Preußen 1805.

R. v. Pfuel: Bunte Bilder am preußischen Hofe. Erinnerungen der Gräfin Reede-Ginkel.

Gertrud Haase-Bessell: Volk, Eine biologische Untersuchung.

Jakob v. Uexküll: Mechanik und Formbildung, Ein Gespräch.

Hans Christoph: Ethik der Technik.

Archivdirektor Dr. Tille: Großherzog Karl Alexander und Richard Wagner (mit unveröffentlichten Briefen).

Prof. Dr. Alois Brandl: Neues über Shakespeare.

Theodor Fontane an Paul Lindau. Unveröffentlichte Briefe. Mitgeteilt von P. A. Merbach.

Dr. Bogdan Krieger: Friedrich der Große als Lese- und Bücherfreund.

Dr. Friedr. Schnapp: Schiller über seinen Wilhelm Tell. Erstmalige Veröffentlichung.

Prof. Dr. Karl Tiander: Tolstois Lebenstragödie. Auf Grund neuen Materials.

Dr. Ernst Barthel: Strindberg und die Astronomie.

Dr. Conrad Wandrey: Hölderlins Patmoshymne.

Prof. Dr. v. Bamberg: Dawison und das Dresdner Hoftheater.

Dr. Franz Dülberg: Der gottlose Maler Johannes Torrentius.

Dr. Walter Kienast: Fortleben der altgermanischen Heldenlieder in den Epen des deutschen Mittelalters.

Kurt Ziesenitz: Fünf unveröffentlichte Liliencron-Briefe.

Theodor Däubler, Athen: Delos.

Josef Ponten: Offener Brief an Thomas Mann.

Zu unseren ständigen Mitarbeitern gehören die Herren: v. Wilamowitz-Möllendorf, Arrien Johnson, Bettelheim, Roethe, Burdach, Haushofer, Herm. Schumacher, Willibald Gurlitt, M. v. Laue, Eduard Spranger, Haberland, H. Thomas, Penck,

Thorbecke, Wentzcke, Wilhelm Volz, Wilhelm Pinder, Freyer, Leo Frobenius, Rudolf Pannwitz, Wilhelm Worringer, A. v. Hofmann, Leopold Ziegler, Wolfgang Köhler, Kromolicki, Martin Spahn, Kurt Ziesche, General a. D. v. Freitag-Loringhoven, Max Sering, Karl v. Loesch, Gragger, Tim Klein, Albert Dietrich, Ad. Zickler, Wilhelm v. Kries, Peter Weber, Oswald Spengler, Heinrich Goesch und viele andere.

Der Kampf, den die „Deutsche Rundschau" für das gesamte Grenz- und Auslandsdeutschtum führt, hat zur engsten Verbindung mit den führenden Geistern dieser Kreise geführt. Die regelmäßigen Berichte vom Grenz- und Auslandsdeutschtum durch Sylvanus werden fortgesetzt.

Die Beziehungen zu den wahrhaft geistigen Menschen des Auslandes haben neue, höchst erfreuliche Verbindungen gezeitigt: Fred W. Elven, Karl Larsen, Hans Oehler, Edwin Emerson, Alessandro E. Bunge, Hermann Harris Aall, Benoy Kumar Sarkar haben Aufsätze zugesagt.

Über die politischen und kulturellen Verhältnisse in England wird in regelmäßigen Abständen Dr. Wilhelm v. Kries, über das geistige und künstlerische Leben Frankreichs Edouard Dujardin berichten.

Auch im neuen Jahrgang wird Pertinacior in jedem Hefte in der „Politischen Rundschau" die politische Entwicklung verfolgen. Über das Berliner Kunstleben wird wie bisher Dr. Albert Dresdner, über das Theaterleben der Herausgeber berichten. Auch die Entwicklung des Musiklebens wird laufend verfolgt werden.

Wir haben uns weiter entschlossen, in einer regelmäßigen wirtschaftlichen Rundschau den Unterbau alles politischen und geistigen Lebens von einem hervorragenden Wirtschaftsführer durch Informationen aus erster Hand, die für alle Kreise von besonderer Wichtigkeit sein werden, zu verfolgen.

Wir beabsichtigen, dem kritischen Teil der „Deutschen Rundschau" eine ganz neue Form zu geben. In großen Übersichten sollen die verschiedenen Zeugnisse des wissenschaftlichen, kulturellen und geistigen Lebens von den berufendsten Beurteilern behandelt werden. Auch das geistige Leben des Auslandes wird in regelmäßigen Übersichten über wichtige Aufsätze in ausländischen Zeitschriften und durch Besprechungen fremder Literatur Berücksichtigung finden.

Als weitere Neuerung werden wir auch den immer wichtiger werdenden Gebieten des Filmwesens unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

In kurzer Zeit werden wir im 51. Jahrgang mit einer neuen Art der literarischen Kritik in Form einer Dichtungswertung beginnen, über die wir baldigst Rechenschaft ablegen werden. Als Mitarbeiter hierfür sind gewonnen: Max Tau, Ernst Bertram, Paul Fechter, Leopold Ziegler, Robert Petsch, Eduard Spranger, Waldemar Stolzenburg, Hans Schwarz, Willibald Köhler, Max Krell, Hans Knudsen und andere mehr.

Um unser hohes Ziel erreichen zu können, sind wir auf die tätige Unterstützung unserer Freunde noch mehr als bisher angewiesen. Wer die „Deutsche Rundschau"

und damit die großdeutsche Sache fördern will, der helfe uns durch Bewahrung seiner Treue und Werbung neuer Freunde.

Dann dürfen wir mit Sicherheit damit rechnen, daß wir unserer großen Aufgabe in geschlossener Einheitlichkeit des Geistes gerecht werden können.

Berlin, September 1924.

Der Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

Dr. Rudolf Pechel.

Der Verlag der „Deutschen Rundschau" G. m. b. H

Die russischen Archive und die Kriegsvorbereitung

Von

Charles L. Hartmann

Im April- und Juniheft der „Deutschen Rundschau" habe ich gezeigt, wie die „scheußliche Käuflichkeit" der französischen Presse von Isvolsky-Poincaré dazu benutzt wurde, um das in seiner überwiegenden Mehrheit friedlich gesinnte französische Volk in vorbedachter systematischer Kleinarbeit dem Weltkriege entgegenzuführen. Mit der Triebkraft eines unheimlichen Mechanismus, mit der haarscharfen Genauigkeit eines Uhrwerkes, das unerbittlich zur vorausberechneten Stunde die Höllenmaschine auslösen soll, wird jeder einzelne Schritt, jede mögliche Wirkung vorausgesehen und vorbereitet, um zum Ziele des Weltkrieges zu führen. Den Zweck erklären Isvolsky-Poincaré ohne Scheu: „um die hundertjährigen Aspirationen Rußlands — Konstantinopel — und die Rückkehr Elsaß-Lothringens endlich zu verwirklichen" (Telegramme Isvolskys 21. Juli 1913, 30. September 1914).

Es handelt sich jetzt darum, das Uhrwerk aufzuziehen, in Gang zu setzen: den beschlossenen Weltkrieg auch militärisch und technisch vorzubereiten. Georg Louis, der friedlich gesinnte französische Gesandte zu Petersburg, muß entfernt und durch Delcassé ersetzt werden. Der Minister Sazonov begrüßt diesen als „einen französischen Außenminister, der nach Rußland delegiert ist", der dort „das Werk, an welchem er ununterbrochen in allen seinen verschiedenen Stellungen gearbeitet habe, jetzt vollenden werde", und welches er „während seiner letzten Amtstätigkeit als Marineminister einen entscheidenden Schritt vorwärts gebracht habe"!

Wir sehen, mit welch unerbittlicher Logik die Machtgelüste um Marokko, in welchen Jaurès, der Weitsehende, bereits den Embryo des Weltkrieges erkannt hatte, zuerst den Krieg um Tripolis, dieser alsdann die Balkankriege und das unvermeidliche Eingreifen Österreichs nach sich ziehen mußten. Wir stellen mit dem folgenden Briefe fest, wie, nachdem die gesamte französische Presse mit russischen Geldern angekauft und derart die Kriegsstimmung in Frankreich gefördert wurde,

Poincaré-Millerand befürchteten, daß zu guterletzt der ganze Plan an dem Widerstande des friedfertigen Nikolaus II. scheitern würde.

Ambassade de Russie
à Paris

5./18. Dezember 1912.

An den Außenminister Sazonov.

Da ich noch immer ohne Antwort auf meine verschiedenen Telegramme bin, in denen ich Sie auf die Beunruhigungen aufmerksam machte, welche unsere Teilnahmlosigkeit in betreff der österreichischen Rüstungen hier erzeugt, so frage ich mich, ob ich in diesen Telegrammen Ihnen die hiesige Auffassungsweise recht verständlich gemacht hatte. Ich versuche daher, mit etwas mehr Einzelheiten meine Pariser Beobachtungen im Laufe der letzten 14 Tage zu unterbreiten.

Während bis vor kurzem sowohl die französische Regierung als die Presse geneigt waren, uns den Vorwurf zu machen, wir hetzten Serbien auf, und daß die allgemeine Meinung war: „Frankreich wird in keinen Krieg eintreten, wo es sich um serbische Interessen handelt, so ist man jetzt im Gegenteil dazu übergegangen, mit Staunen und selbst mit Befürchtungen, die man mir nicht verhehlt, unsere Gleichgültigkeit in bezug auf die Mobilisation in Österreich zu tadeln.[1])

Die Besorgnisse werden nicht nur von den französischen Ministern in ihren Unterhaltungen mit mir und unserem Militärattaché, sondern auch in den Zeitungen der allerverschiedensten Parteirichtungen ausgedrückt. Ganz besonders lebhaft jedoch von dem französischen Generalstab, so daß, wie ich Ihnen durch mein Telegramm Nr. 445 mitteilte, der Kriegsminister es für notwendig erachtete, Herrn Poincaré darauf aufmerksam zu machen, welcher mir den Brief des Herrn Millerand (Kriegsminister) zeigte und diesen dem Ministerrat vorlegte, den er eigens zu diesem Zwecke einberief.

Das Telegramm von Georges Louis, welches die Antwort wiedergab, die General de la Guiche (französischer Generalstabschef) von unserem Generalstab erhalten hat, war nicht geeignet, die Besorgnisse der Franzosen zu zerstreuen. Poincaré hat mir den Text dieses Telegramms vorgelesen, nach welchem man dem General de la Guiche erwiderte, daß bei uns diese Rüstungen Österreichs nur als eine Verteidigungsmaßregel betrachtet werden, und daß selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, daß Österreich Serbien anfällt, Rußland vorläufig nicht eingreifen würde.[2])

Diese Antwort hat Poincaré und alle Minister mehr als erregt. Nach allen

[1]) Der rasche Umschwung wurde durch die Bestechung der Presse erzielt, wie in der Aprilnummer der D. R. dokumentarisch erwiesen.

[2]) Dies ist dem persönlichen Einschreiten des friedlich gesinnten Zaren Nikolaus II. zu verdanken.

hier erhaltenen Nachrichten beendet gegenwärtig Österreich die vollständige Mobilisation von zehn Armeekorps, wovon ein Teil offen gegen die russische Grenze aufgestellt ist. Die Mobilisation belastet das österreichische Budget ganz bedeutend, obwohl die Finanzlage an sich schon schwierig genug ist. Man kann daher jeden Tag einen entscheidenden Schritt von seiten des österreichischen Kabinetts erwarten. **Dieser Schritt, wie man hier hofft, sollte die Intervention Rußlands herausfordern, was unvermeidlich und automatisch Deutschland zuerst hineinreißen würde** (inévitablement et automatiquement entraînerait l'Allemagne) **und darauf Frankreich.** Die französische Regierung betrachtet diese Möglichkeit mit Ruhe und Kaltblütigkeit und ist absolut entschlossen, ihre Verpflichtungen als Verbündeter zu erfüllen. **Sie hat sofort alle notwendigen Maßregeln getroffen: die Mobilisation an der Ostgrenze ist im Zuge, das gesamte Material ist bereit, usw.**

Und gerade in einem solchen entscheidenden Augenblick[3]) läßt man Frankreich glauben, daß unsere Haltung eine ganz andere ist, als die, welche unser Verbündeter erwarten durfte. Man schließt daraus: entweder gibt man sich bei uns nicht genügend Rechenschaft über die aggressiven Absichten Österreichs, oder wir wollen aus irgendeinem besonderen Grunde in diesem Augenblick mit Frankreich nicht vorwärts gehen. Beide Vermutungen sind für uns gleich ungünstig, und trotz aller Anstrengungen, die ich mache, um dagegen zu wirken, wird es mir täglich schwieriger, hier einen für unsere Zwecke notwendigen Geisteszustand aufrechtzuerhalten.

Im Laufe meiner Unterredung mit Poincaré und den anderen Ministern versuchte ich, ihnen klarzumachen, daß unsere anscheinende Gleichgültigkeit, in Wirklichkeit nur unsere Kaltblütigkeit und unsere feste Absicht beweist, jedem Vorwurf der öffentlichen Meinung begegnen zu können, als ob wir selbst in einer Weise handeln, die den Krieg herbeiführt. Wenn trotz unserer Mäßigung in den schwebenden Fragen, Österreich alsdann einen aktiven Schritt unternimmt, so würde die ganze Welt sehen, daß der Krieg weder von Rußland noch durch unvernünftige Weigerungen Serbiens verursacht wurde, sondern den Absichten Österreichs und Deutschlands zuzuschreiben ist, die eine Oberherrschaft über den Balkan und damit über ganz Europa erstreben. Die französische Regierung, sagte ich Poincaré, sollte uns dankbar sein, daß wir die ganze Frage derart klug umgestellt haben. Es ist dies um so notwendiger, da nur unter diesen Bedingungen wir darauf zählen können, daß England in den Krieg eintritt.[4])

Während ich mich derart bestrebe, den guten Wünschen, die uns bei der französischen Regierung und der Welt der Politiker so notwendig sind, zu entsprechen, mache ich zu gleicher Zeit alle möglichen Anstrengungen, um in diesem

[3]) Man sieht hier den Ärger und Verdruß Isvolskys und Poincarés, daß durch den Widerstand des Zaren es nicht gelungen ist, bereits damals den Krieg vom Zaune zu brechen.

[4]) Bedenken Sie, dies wurde 1912 geschrieben!

Sinne auf die Presse einzuwirken. Dank den geschickten Maßregeln, die ich ergriffen, haben wir nunmehr sehr bedeutende Resultate erzielt. Wie Ihnen bekannt, befasse ich mich nicht direkt mit der Verteilung der Subsidien. Diese Zahlungen an die Presse, welche von den französischen Ministern (dem Außenminister und dem Finanzminister) besorgt werden, sind von allergrößter Wirksamkeit, und unser Ziel, wie ich mich bereits überzeugen konnte, wird dadurch sicher erreicht. Von meiner Seite suche ich täglich die wichtigsten Pariser Zeitungen persönlich zu beeinflussen, darunter der „Temps", das „Journal des Débats", das „Echo de Paris" usw. Wir dürfen die Pariser Presse von heute nicht mehr mit ihrer Haltung im Jahre 1908 vergleichen. Ich bemerke hier ganz besonders, daß der „Temps", der sich vor vier Jahren durch seine austrophile Richtung auszeichnete, jetzt [5]) durch Tardieu in seinen Spalten die österreichische Politik sehr energisch bekämpft. Verschiedene Male haben sich Graf Berchtold und der österreichische Gesandte zu Paris darüber bei Poincaré beklagt.

In meinen täglichen Unterhaltungen mit den französischen Journalisten weise ich besonders darauf hin, daß, wenn trotz der Mäßigung und der versöhnlichen Stimmung, die Rußland zeigt, durch die Rüstungen und die Ansprüche Österreichs ein europäischer Krieg herbeigeführt wird, dieser Krieg alsdann nicht von Serbien noch von Rußland verursacht wird, sondern durch die Politik Österreichs und Deutschlands, welches diese stützt, bedingt wird. Diese beiden Mächte suchen die Oberherrschaft über Europa und den Balkan zu erringen.

Gott sei Dank, diese Ansicht filtert nach und nach stets mehr in den Geist der politischen, militärischen und gesellschaftlichen Schichten hier ein, und wir sind heute so weit, daß ich nicht mehr den Gedanken zu bekämpfen habe, daß Frankreich damit in einen Krieg für fremde Belange gezogen wird, sondern eher die Befürchtung, daß wir in dieser Sache zu lässig und zögernd sind, wo die Lage und das Prestige der gesamten Entente in Frage steht.

Isvolsky.

Einige Monate vorher hatte König Georg V. dem Außenminister Sazonov gegenüber, welcher zur Fertigstellung der Minierarbeiten nach Balmoral gekommen war, den Wutschrei des britischen Imperialismus, der sich in seiner Seeherrschaft bedroht sah, ausgestoßen: „Wir werden jedwedes deutsche Handelsschiff ohne Ausnahme, dessen wir habhaft werden können, in den Grund bohren!"

[5]) 150000 Franken jährlich!

Bericht des Außenministers Sazonov an den Zaren über seine Besprechung mit Georg V.*)

Am 5. September 1912, mit der Bewilligung Ew. Majestät und auf Einladung des Königs von England, begab ich mich nach Schloß Balmoral, wohin Sir Edward Grey, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, zu gleicher Zeit befohlen war. Ich halte es für meine Pflicht, Ew. Majestät vorerst von dem überaus liebenswürdigen Empfang zu berichten, den der König in meiner Person dem Vertreter der russischen Regierung bereitete. Sofort am ersten Tage meiner Ankunft besprach Seine Majestät mit mir in einer Unterredung, die über eine Stunde währte, alle Fragen, welche die politischen Interessen Englands und Rußlands berühren. Diese Fragen bildeten alsdann den Stoff meiner Besprechungen mit Sir Edward Grey.

In diesen Gesprächen legte der König besonderes Gewicht, und dies in den allerentschiedensten Ausdrücken, auf seine aufrichtige Freundschaft für Rußland und seinen festen Willen, mit unserem Lande die allerengsten Beziehungen zu unterhalten, die auf gegenseitiges Vertrauen und die gemeinschaftlichen Interessen gegründet seien.

Während meines ganzen Aufenthaltes in Balmoral kam der König beständig auf dasselbe Thema zurück und bestätigte mir diese Gefühle nochmals am Tage meiner Abreise. Der König beauftragte mich, Ew. Majestät seine herzlichsten Grüße zu übermitteln, sowie die Versicherung, mit allen seinen Kräften stets in voller Übereinstimmung mit Ew. Majestät zu bleiben, und ganz besonders in solchen Fragen, wo die gemeinsamen Belange Englands und Rußlands es erheischen.

Zur Beurteilung der jetzigen öffentlichen Meinung Englands gegenüber unserem Lande möchte ich bemerken, daß der Führer der Opposition, Herr Bonar Law, während meines ganzen Aufenthaltes gleichfalls in Balmoral war. U. a. drückte ich ihm meine große Genugtuung über seine im Frühjahr gehaltene Parlamentsrede aus, in welcher er, im Namen der Opposition, die Politik Sir Edward Greys für die engsten Beziehungen zu Rußland billigte. Bonar Law bestätigte mir diese Ansichten in Gegenwart Sir Edward Greys und erklärte sogar, dies wäre eine Frage, in welcher die Liberalen mit den Konservativen vollständig einig gingen.

Um diese günstige Gelegenheit auszunutzen, stellte ich in einer meiner Unterredungen mit Sir Edward Grey die direkte Frage: Was dürfen wir von England erwarten im Falle eines Krieges mit Deutschland? Ich betrachte die Antwort als außerordentlich bezeichnend, welche ich darauf von der verantwortlichen Persönlichkeit, die Englands auswärtige Politik leitet, erhielt und die später von dem König selbst bestätigt wurde.

Ew. Majestät wird sich erinnern, daß Herr Poincaré während

*) Dieser Bericht erschien in russischer Sprache in den von der Sowjetregierung veröffentlichten: Materien für die Geschichte der franco-russischen Beziehungen 1910—1914. Moskau 1922.

seines Besuches in Petersburg, letzten Sommer, den Wunsch ausgesprochen hatte, ausfindig zu machen, inwieweit wir, im Falle eines solchen Krieges, auf die Hilfe der englischen Flotte zählen könnten.

Nachdem ich Sir Edward im Vertrauen den Inhalt unseres Marineabkommens mit Frankreich mitgeteilt hatte und ihm bemerkte, daß, laut diesem Vertrag, die französische Marine sich verpflichtet, unsere Belange auf dem südlichen Kriegsschauplatze zu wahren, indem sie mit ihren Kriegsschiffen die österreichischen Seekräfte verhindert, in das Schwarze Meer einzudringen, fragte ich Sir Edward, ob England uns denselben Dienst auf dem nördlichen Kriegsgebiete leisten würde, indem es die deutschen Seekräfte von unserer Ostsee fernhielte. Grey erklärte ohne jedes Zögern, daß, sobald der Kriegsfall eintrete, England die größtmöglichen Anstrengungen machen würde, um gegen die Marinekräfte Deutschlands den vernichtenden Schlag zu führen. Die Frage einer solchen Intervention wäre schon von den verantwortlichen Persönlichkeiten besprochen worden. Aus deren Erwägungen ginge jedoch hervor, daß, wenn auch die englischen Kriegsschiffe leicht in die Ostsee eindringen könnten, die Gefahr bestehe, daß sie dort wie in einer Mausefalle eingeschlossen seien, da Deutschland möglicherweise Dänemark besetzen und dessen Meerengen schließen würde. Aus diesem Grunde würde die englische Marine ihre Operationen auf die Nordsee beschränken.

Fortfahrend bestätigte mir alsdann Sir Edward freiwillig, was ich schon von Poincaré erfahren hatte: das Bestehen eines Abkommens zwischen Frankreich und England, durch welches, im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland, England vertraglich die Verpflichtung eingegangen sei, Frankreich nicht nur zur See, sondern auch auf dem Festlande seinen Beistand zu gewähren durch Verschiffung seiner Landtruppen nach dem Kontinent.

Dieselbe Frage berührend, gab der König in einer seiner vertraulichen Unterredungen mit mir seiner Meinung noch schärferen und entschiedeneren Ausdruck als sein Minister. Nachdem er mit offenbarem Zorne die Tatsache besprochen, daß Deutschland das Bestreben hätte, seine Seekräfte auf die gleiche Höhe mit England zu bringen, rief Seine Majestät aus, daß im Kriegsfalle dies von den verhängnisvollsten Folgen nicht nur für die gesamte deutsche Kriegsflotte, sondern auch für seinen ganzen Seehandel sein würde. Die Engländer würden sofort jedwedes ihrer Handelsschiffe zum Sinken bringen, das in ihre Hände fiele („We shall sink every single ship we shall get hold of!") Diese Worte drücken nicht nur die persönlichen Ansichten des Königs aus, sondern auch die der ganzen öffentlichen Meinung Englands gegen Deutschland. [Folgen noch 14 Seiten Kanzleiformat.]

Sazonow.

Einige Wochen nach dieser Besprechung Sazonovs mit dem König sendet dieser seinen Sohn, den Prince of Wales, nach Paris, um als Pfand der neuen Politik Englands zu dienen und drei Monate lang „französische Kultur und Kunst" zu studieren.

Telegramm Isvolskys an den Außenminister.

Nr. 23. Paris, 29. März/11. April 1912.

Seine Kgl. Hoheit der Prince of Wales ist eben in Paris angekommen und wird sich hier längere Zeit aufhalten. Seine Hoheit reist inkognito, unter dem Namen eines Grafen Chester und nur in Begleitung seines Erziehers. Er wird in Paris drei oder vier Monate bleiben, um sich in der Sprache zu vervollkommnen und französische Kultur und Kunst zu studieren.

Trotz dem Inkognito hat am Tage nach seiner Ankunft der Prince of Wales, in Begleitung des englischen Gesandten, dem Präsidenten der Republik seinen Besuch abgestattet. Dieser hat den Prinzen mit allen gebührenden Ehrenbezeigungen empfangen und darauf den Besuch in dem Palast der englischen Gesandtschaft erwidert.

Der Prinz nimmt seine Studien sehr ernst und arbeitet fleißig. Er hat bereits alle Museen besucht, sowie die Sehenswürdigkeiten[7]) von Paris und der Umgebung, besonders Versailles. Es besteht kein Zweifel, daß mit dieser Erziehungsreise des Prinzen ein wichtiger politischer Zweck erreicht werden soll. Man ersieht daraus die Absicht König Georgs, seinem Sohne, dem zukünftigen Thronfolger, sympathische Gefühle für den befreundeten Bundgenossen einzuflößen, sowie den Wunsch, die engeren politischen Beziehungen zwischen beiden Ländern noch fester zu knüpfen. Dieser Eindruck ist auch der der hiesigen Regierung, welche mit großer Befriedigung diesen Besuch des Prince of Wales sieht, dessen Anwesenheit in Paris eine Bestätigung und Garantie der soliden und dauerhaften Verbindung zwischen Frankreich und England offen darstellt.

Isvolsky.

Bei der Vorbereitung zum Ausbruche des Weltkrieges spielt die Frage: Wie können wir diesen Krieg dem französischen Parlament und der öffentlichen Meinung abzwingen, eine entscheidende Rolle. In allen Briefen und Telegrammen kommt Isvolsky darauf zurück. Über den Ausgang des Krieges besteht kein Zweifel: „Alle Möglichkeiten sind vorgesehen und die verantwortlichen Persönlichkeiten sind mehr als hoffnungsfreudig!"

[7]) Welcher Art einige dieser „Sehenswürdigkeiten" waren, berichtete ein Londoner Skandalblatt „London Society". Der Großvater, Edward VII., hätte einen ausgezeichneten Führer hierzu abgegeben.

Gesandter Isvolsky an den Minister Sazonov.

30. August/12. September 1912.

. . . . Zum Schluß sagte mir Poincaré, daß die französische Regierung sehr ernsthaft die Frage der zu erwartenden internationalen Verwicklungen in Erwägung ziehe. Poincaré erkennt, daß ein Ereignis, wie der Angriff seitens Österreichs gegen Serbien, Rußland zwingen müßte, seine passive Haltung vorerst in ein diplomatisches Dazwischentreten zu wandeln, um später zu einer bewaffneten Aktion gegen die Türkei und Österreich überzugehen.

Die französische Regierung hat uns wiederholt die Versicherung gegeben, daß, sobald sich ähnliche Hypothesen in die Tat umsetzen, wir auf den treuesten und energischsten diplomatischen Beistand Frankreichs zählen können. Jedoch wäre es in einem solchen Falle der französischen Regierung unmöglich, vom Parlamente und der öffentlichen Meinung die Genehmigung zu militärischen Maßnahmen zu erlangen. Gelingt es jedoch, den Konflikt mit Österreich zu einem bewaffneten Eintreten Deutschlands auszubauen, so würde dies genügen, um von der französischen Regierung als Casus foederis betrachtet zu werden, und sie würde alsdann keinen Augenblick zögern, ihre volle Pflicht gegenüber Rußland zu erfüllen.

„Frankreich, betonte Herr Poincaré, ist ohne Zweifel friedlich gesinnt, aber das Eintreten Deutschlands gegen Rußland würde sofort diese Gesinnung ändern." Er ist fest überzeugt, daß in einem solchen Falle das Parlament und die öffentliche Meinung ohne weiteres den Beistand Frankreichs an Rußland billigten.

Herr Poincaré sagte mir ferner, daß in Anbetracht der kritischen Lage auf dem Balkan der französische Generalstab im Einvernehmen mit dem Kriegsministerium schon alle Möglichkeiten vorgesehen hätte. Die verantwortlichen Persönlichkeiten seien mehr als hoffnungsfreudig bezüglich des Erfolges Frankreichs und Rußlands in einem solchen Kriege. Sie begründen diese Zuversicht mit der Tatsache, daß die vereinten Kräfte der Balkanstaaten (auch ohne Rumänien) genügen werden, um einen großen Teil der österreichisch-ungarischen Streitkräfte zu beschäftigen. Ein bedeutender Vorteil entsteht uns durch die Neutralität Italiens, welche dessen Geheimvertrag mit Frankreich vorsieht.

Was die Militärlage betrifft, so verstärkt der kürzlich getroffene Beschluß, das dritte Geschwader von Brest nach Toulon zu versetzen, die bereits überwiegende Stellung der französischen Marine im Mittelländischen Meere. Dieser Beschluß, so erklärte mir Poincaré, wurde im Einverständnis mit England getroffen und die Zusammenarbeit der englischen und französischen Generalstäbe, wenn auch nicht den diplomatischen Charakter eines Vertrages habend, sondern technische Abkommen zwischen den zwei Generalstäben darstellend, sei ebenso verbindlich wie ein Vertrag. Die obigen Erklärungen, obwohl man sie mir

während einer fast zufälligen Unterredung gab, wurden von Poincaré in einer ebenso ernsthaften, als mit dem ihm eigenen kräftigen Nachdruck ausgesprochen. Da ich nicht die Zeit habe, um vor Abgang des Kuriers das Obige in eine sorgfältigere Form zu kleiden, so sende ich den Bericht als Privatbrief, Sie bittend, die eilige und sorglose Redaktion zu entschuldigen. Isvolsky.

In dem Uhrwerke, das die Höllenmaschine auslösen sollte, fehlte bisher ein Zahnrädchen — die Haltung Belgiens im geplanten Weltkriege. Dies wird uns in dem Bündel der Berichte des Grafen Benckendorf, russischer Gesandter am Hofe von St. James, geliefert.

Streng geheim. London, 10./23. Februar 1911.

Ich hatte heute eine längere Unterredung mit Sir Edward Grey über die von Holland beabsichtigte starke Befestigung von Vlissingen, über welche sowohl die Presse als die gesamte öffentliche Meinung noch immer sehr erregt ist, da man hinter Holland die deutsche Regierung vermutet. Man glaubt sogar, daß diese beiden Länder durch einen Geheimvertrag verbunden seien.

Das französische Kabinett wurde durch diesen Befestigungsplan gleichfalls stark beunruhigt, und Herr Pichon hat an die französischen Vertreter bei allen Regierungen, welche den Vertrag von 1839 unterzeichneten, ein Telegramm gerichtet, um die Aufmerksamkeit dieser Kabinette auf die holländisch-deutschen Absichten zu lenken.

Sir Edward Grey sagte mir, daß leider nach wie vor vom völkerrechtlichen Standpunkte aus keine Möglichkeit der Einsprache gegen diese Befestigung der Scheldemündung durch Holland bestehe. Er hält diese Sache jedoch von nicht allzu großer Bedeutung im künftigen Kriege, denn er besitze aus absolut vertrauensvoller Quelle die Information, daß der deutsche Generalstab seit langem darüber vollständig einig sei, sofort bei Ausbruch des Krieges in Belgien einzufallen und den ersten Kriegsschauplatz dorthin zu verlegen.

Sir Edward sieht diesem Eintreten mit Ruhe und Kaltblütigkeit entgegen: „Das etwas schwerfällige, aber zähe belgische Volk wird seine Unabhängigkeit tapfer zu verteidigen wissen, bis ihm die französische Armee zu Hilfe eilt, um den Kriegsschauplatz nach der anderen Seite der belgischen Grenze zu verlegen." Dieser Plan hätte, zufolge Sir Edward, den alles überwiegenden Vorteil, daß durch die Verletzung der belgischen Neutralität das englische Parlament und die gesamte öffentliche Meinung aufgerüttelt und in den Krieg mitgerissen werden, während es andernfalls sehr schwierig wäre, diese

den Kriegsplänen günstig zu stimmen. In der allgemeinen Offensive Deutschlands kann also die Befestigung Vlissingens nur von untergeordneter Bedeutung sein. . . . . Benckendorf.

Wie flossen die Krokodilträne aller dieser Wichte über die verletzte Neutralität Belgiens!

Welches Gejammer und Augenverdrehen über den Fetzen Papier, die Heiligkeit der Verträge, die Vergewaltigung kleiner Staaten!

Und dabei war diese Kriegshandlung nicht nur vorausgesehen, auf alle ihre Wirkungen vorausberechnet, sondern sehnlichst herbeigewünscht, um in England „Parlament und öffentliche Meinung in den Weltkrieg hineinzureißen"!

In Paris hatte man den Zwischenfall Vlissingen richtig eingeschätzt, um auch das belgische „Parlament und öffentliche Meinung" damit aufhetzen zu können. Die Sitten der „scheußlichen Käuflichkeit" der Presse wurden zu einem Exportartikel. Hören wir, was Isvolsky darüber berichtet:

> Ich habe zuverlässige Mitteilungen erhalten, daß die Pressekampagne, welche eine Anzahl belgischer Zeitungen gegen Holland und das dahinterstehende Deutschland eröffnet haben, dank beträchtlicher französischer Subsidien in Szene gesetzt wurde, und zwar durch die verdeckte Vermittlung des französischen Militär-Attachés mit der Hoffnung, auf diesem indirekten Wege die Verwirklichung des holländischen Planes zu hintertreiben. Soweit ich es beobachten kann, rechnet man hier bestimmt auf den Erfolg dieser Pressekampagne und erwartet, wenn auch nicht den völligen Verzicht Hollands auf diesen Plan, so doch dessen Vertagung oder Änderung.

Die russische Flotte, die 1905 im Kriege mit Japan völlig vernichtet wurde, hat sich inzwischen neu aufbauen können. Um auch diese in dem Rahmen des Weltkrieges zur besten Wirkung kommen zu lassen, wurde ähnlich dem bereits bestehenden Militärvertrag eine diesen ergänzende Marinekonvention zu Paris abgeschlossen.

Streng geheim. (Das Original trägt das persönliche Visum des Zaren.)

Paris, 5./18. Juli 1912

Herrn Anatole Anatolievitch.[8])

Wie Sie wissen, wurden die üblichen Besprechungen zwischen den französischen und russischen Generalstäben dieses Jahr zum ersten Male ergänzt durch ähnliche Konferenzen zwischen den beiden Marine-Generalstäben. General Jillinsky und Vizeadmiral Fürst Liven, die zusammen in Paris eintrafen, haben auch zu gleicher Zeit die verschiedenen ihnen aufgetragenen Missionen beendet.

[8]) Neratov, Stellvertreter des Außenministers.

Bei dieser Gelegenheit kamen die zwei Admirale zur Schlußfolgerung, daß die Grundlage der Unterhandlungen vorerst ein besonderes Marineabkommen sein müsse, ähnlich unserem Militärvertrag und diesen ergänzend. Der Text dieser Marinekonvention wurde mit dem offiziösen Beistand des Herrn Paléologue, dem Chef der politischen Abteilung beim Auswärtigen Ministerium, ausgearbeitet und von Fürst Liven und Vizeadmiral Aubert am 3./16. Juli unterzeichnet.

Alle diese Formalitäten werden vor der Ankunft des Herrn Poincaré zu Petersburg beendet sein. Während dessen Aufenthalts in der russischen Hauptstadt wird dieses Marineabkommen alsdann von dem Minister Sazonov und dem französischen Außenminister dort unterzeichnet. Ich beehre mich, Ihnen anbei eine Abschrift dieses Abkommen zu unterbreiten, welche mir von Fürst Liven zu machen erlaubt wurde. Gebe Gott, daß die Zusammenarbeit, die in so brillanter Weise dadurch von Fürst Liven eingeleitet wurde, zu dem Wohl und dem Ruhm unserer wiedererstandenen Flotte gereiche, deren kampflustige Macht wie ein neues Pfand der Erfüllung unserer historischen Aufgabe erscheint! Isvolsky.

Anlage, Exemplar Nr. 1.

Geheimes Marineabkommen vom 16. Juli 1912.

Art. 1. Die Seekräfte Frankreichs und Rußlands werden bei allen jenen Ereignissen zusammenarbeiten, für welche der Bundesvertrag bereits eine vereinte Aktion der Landkräfte ausbedungen hat.

Art. 2. Diese Zusammenarbeit der Seekräfte wird schon während der Friedenszeit vorbereitet. Zu diesem Zwecke werden von jetzt an die Generalstabschefs der beiden Marinen ermächtigt in direktem Briefwechsel und Verkehr sich gegenseitig alle Auskünfte zu geben, die sämtlichen Hypothesen des Krieges zu studieren, alle strategischen Pläne zu vereinbaren.

Art. 3. Die Chefs der Generalstäbe der einen und anderen Marine werden mindestens einmal jährlich persönliche Besprechungen abhalten, sie werden über das Ergebnis dieser Konferenzen Protokoll führen.

Art. 4. Betreffs Dauer, Wirksamkeit und Geheimhaltung wird das gegenwärtige Abkommen der Militärkonvention vom 17. August 1892 und den späteren Vereinbarungen gleichgestellt.

Paris, am 16. Juli 1912.

Der Chef des Generalstabs der französischen Marine:
C. Aubert.
Der Marineminister:
Delcassé.

Der Chef des Generalstabs der russischen Marine:
Fürst A. Liven.
Der Marineminister:
J. Grigorovitch.

Inzwischen hatte sich zu Paris ein Regierungs- und Ministerwechsel vollzogen. Fallières ging in seine Weinberge zurück, Poincaré wurde Präsident der Republik und der gehorsame, niemals widersprechende Jonnart sein Außenminister.

Geheimtelegramm des russischen Gesandten zu Paris.

Nr. 40. Paris, 16./29. Januar 1913.

Soeben komme ich von einer langen Unterredung mit Herrn Poincaré, der mir erklärte, daß in seiner Eigenschaft als Präsident der Republik er die volle Macht besitze, um die auswärtige Politik Frankreichs direkt zu beeinflussen. Er würde während der gesamten sieben Jahre seines Amtes diese Gelegenheit benützen, um die Politik des engsten Bündnisses mit Rußland jederzeit zu fördern.

Poincaré drückte den Wunsch aus, mich so oft wie möglich zu sprechen, und daß ich mich an ihn direkt, mit Umgehung des Außenministers [9]), wende, wenn immer ich dies für nützlich erachte. Was die gegenwärtigen politischen Fragen anbelangt, so gab er mir dieselben Erklärungen, wie dies Jonnart gestern getan. Poincaré hält es von der allergrößten Wichtigkeit für die französische Regierung, im voraus die öffentliche Meinung Frankreichs auf den eintretenden Weltkrieg vorzubereiten und auf die Teilnahme Frankreichs an diesem Kriege, sobald er durch die Balkanverhältnisse ausbrechen wird.

Aus diesem Grunde bittet uns die französische Regierung keinen persönlichen Schritt in dieser Richtung zu unternehmen, der einen solchen Krieg hervorrufe, ohne vorher mit ihr darüber alle Einzelheiten besprochen zu haben. Was Ihr Telegramm Nr. 104 an Sverbéev betrifft, usw. Isvolsky.

Auszug aus einem vierseitigen Briefe. 17./30. Januar 1913.

. . . . . Ich halte mich moralisch verpflichtet, mit möglichster Genauigkeit, selbst auf die Gefahr, daß Ihnen solche manchmal nicht angenehm wäre, die Geistesverfassung der Pariser Kreise mitzuteilen, aus welcher heraus diese oder jene Entschlüsse der französischen Regierung reifen könnten, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt.

Ich darf Ihnen nicht den schlechten Eindruck verhehlen, den einige Ihrer Aussprüche hier gemacht haben. Der Fehler liegt weniger in der Sache selbst als in deren Form. Wenn man, wie ich, den im höchsten Grade krankhaften Ehrgeiz des Herrn Poincaré kennt, so muß von unserer Seite alles getan werden, um diesem durch sehr taktvolle und sehr zuvorkommende Behandlung Rechnung zu tragen. . . . Gestern noch habe ich mich wiederum

[9]) Eine völlig verfassungswidrige Handlung.

überzeugen können, daß Herr Poincaré unsere Absichten vollständig versteht und würdigt, und daß er mit eifriger Besorgnis unsere historischen Aspirationen zu verwirklichen sucht. Isvolsky.

Brief Isvolskys an Sazonov. Paris, 17./30. Januar 1913.

Wie ich Ihnen bereits drahtlich mitteilte, hatte ich nach einem dreiwöchigen Unwohlsein, von dem ich mich jetzt ziemlich erholt habe, am 15. und 16. d. M. lange Unterredungen mit Herrn Jonnart, dem neuen Außenminister, sowie mit dem neuen Präsidenten der Republik, Herrn Poincaré. Der Regierungswechsel, welcher in Frankreich stattgefunden hat, bietet uns zweifellos die größten Vorteile. Die Wahl des Herrn Poincaré zum Präsidenten der Republik bedeutet den entscheidenden Sieg der gemäßigten republikanischen Partei über die Linksradikalen, welche stets unseren Plänen, sowie der Franco-Russischen Allianz überhaupt, feindlich gesinnt waren.

Die Energie, die Entschlossenheit und der hartnäckige Charakter des Herrn Poincaré bieten uns die Garantie, daß in seiner Eigenschaft als Präsident der Republik er sich nicht damit begnügen wird, wie es Herr Fallières getan, eine einfach passive und dekorative Rolle zu spielen. Er wird durch alle Mittel und zu jeder Stunde seine ganze Macht auf die französische Politik, insbesondere die auswärtigen Angelegenheiten, ausüben.

Die französische Verfassung, sowie der in der Praxis herausgearbeitete Staatsmechanismus geben dem Präsidenten der Republik eine viel größere Macht, als man im allgemeinen annimmt. Wenn es ihm auch unmöglich ist, ein Kabinett, das sich in der Minorität befindet, im Amte zu halten, so liegt es doch in seiner Hand, auf eine oder andere Weise einen neuen Ministerrat zu bilden und für das Auswärtige Amt eine ihm ergebene, sichere und zuverlässige Persönlichkeit zu wählen. Für die kommenden sieben Jahre der Tätigkeit Poincarés sind wir absolut gesichert gegen die Erscheinung von solchen Leuten wie Caillaux, Cruppi, Monis und ähnliche [10]) an der Spitze der französischen Regierung und der diplomatischen Richtung ihrer Politik.

Herr Poincaré kommt jeden Tag nach dem Ministerium des Äußeren, und Herr Jonnart schreibt keine Zeile, drückt keine Meinung aus, unternimmt nicht den kleinsten Schritt, ohne im voraus Herrn Poincaré zu Rat zu ziehen und von ihm die Einwilligung zu erhalten. Wie ich Ihnen drahtlich mitteilte, hat Herr Poincaré den Wunsch ausgesprochen, mich so oft wie möglich selbst zu sehen, auch nach seinem Einzug in das Elysée, und er bat, mich stets direkt an ihn zu wenden, wenn immer ich es für nützlich halte. Ein solcher Verstoß gegen alle bisherigen präsidentiellen Gepflogenheiten kann uns in

[10]) Leute, die nicht um jeden Preis den Krieg herbeiführen wollen.

den Schwierigkeiten der großen Stunde von besonderem Vorteil und Erleichterung sein.

Betreffend die Erklärungen Jonnarts, die mir später von Poincaré bestätigt wurden und die in jeder Beziehung gleichlauten, so dürfen wir diese nicht als den Ausdruck einer zufälligen Laune, sondern als die ganz bestimmte Erklärung eines politischen Systems auffassen, das jetzt von der französischen Regierung zu eigen genommen ist. Von meinen langen Unterredungen mit diesen beiden Staatsmännern habe ich die Folgerungen gezogen:

Die französische Regierung ist fest entschlossen, ihre vollen Verpflichtungen als unser Bundgenosse in jedweder Richtung zu erfüllen. Sie erkennt mit vollem Bewußtsein die Tragweite und mit der ganzen nötigen Kaltblütigkeit, daß das Endergebnis der heutigen Schwierigkeiten die Notwendigkeit des Eintritts Frankreichs in den Weltkrieg sein könne. (Il admet avec une entière conscience et avec tout le sang-froid nécessaire que le résultat final des complications actuelles peut être pour lui la nécessité de la participation de la France à une guerre générale.) Der Augenblick für Frankreich, um den Degen zu ziehen, ist mit aller Präzision durch die Franco-Russische Militärkonvention bestimmt, und von diesem Gesichtspunkte aus werden die fanzösischen Minister nicht den geringsten Zweifel, nicht die geringste Zögerung aufkommen lassen. (Le moment où la France devra tirer l'épée est exactement déterminé par la convention militaire franco-russe, et, sous ce rapport, les ministres français n'éprouvent pas le moindre doute, ni la moindre hésitation.)

Isvolsky an den Außenminister Sazanov. Paris, 14./17. Februar 1913.

. . . . Von den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland sprechend, sagte mir Herr Poincaré, daß, wenn wir die gegenwärtige Belebung des französischen Nationalstolzes in Betracht ziehen, weder er noch seine Minister jemals eine Wiederholung des Zwischenfalles von Agadir ruhig ertragen und auch keinen friedlichen Ausgleich wie damals je wieder eingehen würden. In seiner deutlichen brutalen Sprache hat er dies ohne Umschweife während einer Besprechung mit dem deutschen Gesandten ausgedrückt, und er erhielt von Baron Schön die Antwort, daß man dies in Deutschland völlig verstehe.

Über die franco-englischen Beziehungen wiederholte mir Herr Poincaré, was ich Ihnen bereits vor 14 Tagen berichtete. Er fügte nochmals zu, daß der Ton und der Charakter der Versicherungen, welche das englische Kabinett gegeben habe, die französische Regierung mit aller Bestimmtheit darauf zählen lassen, daß im Kriegsfalle mit Deutschland wir der bewaffneten Unterstützung Englands absolut sicher sein werden.

Die Pläne der franco-englischen Zusammenarbeit der beiden Heere und Flotten sind bis in die allerkleinsten Details sorgfältig ausgearbeitet. . . . .

Während man derart in Paris und Petersburg für alles andere blind, keines, auch nicht das allerwinzigste Mittel vernachlässigt, um das Uhrwerk der Höllenmaschine zu vervollkommnen und in Gang zu setzen — während der „im höchsten Grade krankhafte Ehrgeiz" des Herrn Poincaré die „öffentliche Meinung Frankreichs auf den eintretenden Weltkrieg und zur Teilnahme vorbereitet" — was tut Berlin? Welche Vorbereitungen trifft es für den Weltkrieg? Hören wir einen sicher unverdächtigen Zeugen, den russischen Gesandten Sverbéev:

Der russische Gesandte Sverbéev zu Berlin an Sazonov.

Berlin, 17./30. Januar 1913.

Je gewissenhafter ich die Lage zu beurteilen suche, je mehr ich zuhöre und in Erfahrung bringe, um desto fester muß sich mir die Überzeugung aufdrängen, daß man hier in Berlin um jedweden Preis einen Krieg vermeiden will, und daß man diese friedliche Absichten auch Wien mitgeteilt hat. Aus geheimer Quelle habe ich erfahren, daß während des Berliner Aufenthaltes des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand die Frage eines möglichen Konfliktes mit Rußland und Frankreich in Erwägung gezogen wurde. Die deutsche Regierung hat ihm beteuert, daß in einem solchen Falle ein günstiger Ausgang sehr zweifelhaft erscheine, besonders wenn man die wichtigen militärischen Fortschritte Rußlands in den letzten Jahren in Betracht ziehe. Anderseits sei auch das französische Heer jetzt auf einer Höhe, die es vorher nie erreicht hätte. Was England anbetrifft, so ist Deutschland durchaus nicht von dessen Neutralität überzeugt. Die deutsche Regierung gibt sich gegenüber allen diesen Tatsachen keiner Selbsttäuschung hin. Sie weiß, daß in Rußland wie in Frankreich ein Krieg mit Deutschland-Österreich die öffentliche Meinung für sich habe, und bedenkt, daß selbst im Falle eines vollständigen Sieges der deutsche Handel auf Jahre hinaus völlig ruiniert werde, wenn England sich am Krieg beteiligt. . . . Sverbéev.

Wir haben gesehen, wie man den russischen Bären, der seit seinen Erlebnissen in den japanischen Meeren eine besondere Scheu vor dem Wasser hatte, wiederum mit einer Flotte ausrüstete und zu Paris eine Marinekonvention ähnlich dem bereits bestehenden Militärvertrag abschloß.

Man sucht jetzt den englischen Jack Tar, der nur auf dem Wasser zu kämpfen gewohnt ist und dies auf dem Festlande stets durch andere besorgen ließ, zu bewegen, ein großes Landheer, durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, als Vorbereitung für den Weltkrieg zu schaffen.

Wenn man sich erinnert, wie unmöglich dieser Bruch mit den Traditionen Englands selbst dann war, als das Reich seit Monaten bereits mitten im Weltkriege stand, so erstaunt man vor der Unwissenheit und Urteilsschwäche der französischen „Staatsmänner".

Mit dieser verrückten Idee stand Poincaré nicht allein, — sein unversöhnlicher Gegner Clémenceau, der doch England und seine Eigenheiten besser kannte als der krankhaft ehrgeizige Provinzadvokat, machte sich zu deren eifrigem Werber.

Isvolsky schreibt darüber an den Außenminister:

Paris, 20. März/2. April 1913.

Im Laufe meiner letzten Unterredung mit Pichon [11]) befrug ich ihn über den gegenwärtigen Stand der Militärfragen zwischen Frankreich und England. Herr Pichon hielt es für notwendig den Verdächtigungen, das gegenwärtige Kabinett sei lauer in den französisch-englischen Beziehungen als das vorhergegangene, die Spitze abzubrechen.

Wie Sie wissen, war Herr Clémenceau immer der Überzeugung, daß England ein starkes Landheer ausbilden müsse durch Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, und diese Äußerungen sind der englischen Regierung sehr unangenehm gewesen. Als Herr Pichon nach London ging, um der Bestattung König Edwards VII. beizuwohnen, sprach die Times davon in einem Aufsehen erregenden Leitartikel, was den Aufenthalt des Herrn Pichon sehr schwierig machte. Herr Pichon teilte die Meinung Clémenceaus nicht, trotzdem vernachlässigt er nie die militärischen Besprechungen zwischen Frankreich und England.

Die Militärbehörden beider Länder tauschen beständig ihre Ansichten aus in bezug auf alle nur möglichen Militärkonjunkturen, und zwar in regelmäßigen Zusammenkünften. Es ist selbstverständlich, daß diese Besprechungen zwischen den Generalstäben und besonders den beiden Marinechefs im voraus die Aufgaben der französischen und englischen Kriegsflotte feststellen, die für den Fall eines Krieges gegen Deutschland und Österreich auszuführen sind. In solchem Falle würden die englischen Seekräfte gegen die deutsche Flotte vorgehen, während die französische Marine im Mittelländischen Meer operieren würde. In dieser Voraussicht wurde in den letzten Jahren auch die österreichische Marine, auf Veranlassung Deutschlands, bedeutend verstärkt. Isvolsky.

Man sollte glauben, daß alle nur erdenklichen Vorbereitungen für den Weltkrieg jetzt getroffen, daß alle Faktoren berechnet, allen Zufällen vorgebeugt, die Einkreisung Deutschland-Österreichs vollendet, daß nichts mehr den Ausbruch des Krieges verzögern könnte.

[11]) Außenminister im Kabinett Barthou.

Doch, noch eins. Man überlegte, daß ein weiterer Vorteil zu erreichen sei, um an der Ostgrenze das französische Heer schon in der Friedenszeit auf Kriegshöhe zu bringen und dadurch in dem ersten Vorstoß bei Kriegsbeginn kostbare Zeit zu gewinnen. Poincaré und Isvolsky fassen den Plan, die französische Militärdienstzeit von zwei auf drei Jahre zu erhöhen und dadurch das Heer um 630 000 Mann zu verstärken.

Nicht leicht durchzuführen mit einer linksrepublikanischen Kammer, aber mit Hilfe der „scheußlichen Käuflichkeit" der Presse, der Aufpeitschung des Patriotismus, der Beängstigung des Landes, der schamlosen Beeinflussung der Deputierten wird es durchgeführt. Im März 1913 wird mit schwacher Majorität das Gesetz angenommen.

Der Schlußstein des Gebäudes. Jetzt steht dem Ausbruch des Krieges nichts mehr im Wege. Es handelt sich nur darum, einen Vorwand zu finden, um „Parlament und öffentliche Meinung in den Weltkrieg hineinzureißen", wie wir dies im nächsten und letzten Aufsatz sehen werden.

Die Akali-Bewegung

von

Reva Prasad Misra

Vorbemerkung

Die moderne indische Nationalbewegung begann nach dem Kriege. Während des Weltkrieges war Indien, als Belohnung für seine Loyalität England gegenüber, „Home Rule" verheißen worden. Nach dem Kriege aber befolgte England seine bekannte Politik, indem es Indien mit einer Hand eine farcenhafte „Reformbill" bot und mit der anderen zwei Gesetze erließ, die aus den dunkelsten Tagen der spanischen Inquisition stammen können. Damals war es, daß Ganhdi, im Einklang mit den indischen Führern des ganzen Landes, die Nation aufrief, gegen die neue Gesetzgebung zum satyagraha, dem bürgerlichen Ungehorsam, zu greifen. Gereizt durch den einigen Widerhall, der dem Rufe antwortete, verhängte die Regierung am 12. April 1919 das Standrecht über viele Städte im Punjab. Eine davon war Amritsar, die heilige Stadt der Sikhreligion. Der nächste Tag aber war ein religiöser Feiertag der Sikh, und Tausende von Menschen aus Stadt und Land, die die Bedeutung des Standrechtes nicht kannten, fanden sich nach altem Brauch in Amritsar zur Feier zusammen. Eine jener Versammlungen, die von 15 000 Männern, Frauen und Kindern besucht war, wurde auf Geheiß des englischen Generals Dyer von Soldaten umzingelt und ohne ein Wort der Warnung unter Feuer genommen. 500 Menschen wurden getötet, 1500 verwundet. Danach breitete sich, unter Dyer und seinen Amtsgenossen, eine Schreckensherrschaft über den Punjab

aus, unter der Bluttaten von beispielloser Gräßlichkeit verübt wurden. In England wurde der Mörder später als Held gefeiert und mit 25 000 £ aus dem Staatsschatz, in Anerkennung seiner Tapferkeit und seiner Verdienste um England, belohnt.

Im Dezember 1919 hielt der indische Nationalkongreß seine jährliche Tagung zu Amritsar. Dort, wo das erste Blut geflossen war, wurde das satyagraha-Programm oder das Programm der „non-violent non cooperation" d. h. der gewaltlosen Ablehnung jedes Zusammenwirkens mit der englischen Regierung, vorbereitet. Im nächsten Jahre wurde die Sikhliga gegründet und nahm, vereint mit dem indischen Nationalkongreß, das satyagraha-Programm an. Die Hauptforderungen dieses Programms lauten wie folgt:

1. Strenge Boykottierung aller offiziellen legislativen Körperschaften der Regierung, aller Gerichtshöfe und Schulen, Boykottierung aller Alkohol- und Opiumschenken, aus denen die Regierung ein ungeheures Einkommen bezog, Verzicht auf alle Ehrentitel, Zurückziehen aus dem Heeres- und Zivildienste.

2. Errichtung nationaler Schulen, nationaler Schiedsgerichte und Auferweckung der ehemaligen Dorfgemeinschaft; die Wiederaufnahme von Handspinnen und Handweben, die Abschaffung aller ungerechten und unmenschlichen Vorschriften des Kastensystems, die Einheitsfront von Hindus, Mohammedanern und anderen Glaubensbekenntnissen.

Gandhi, der magere, gebrechliche Mann, barfuß und im rauhen handgesponnenen Bauernkittel, durchreiste ganz Indien, organisierte und leitete die Bewegung. Reiche übergaben ihm ihr Vermögen, Beamte legten ihre einträgliche Praxis nieder und setzten sich dem Gefängnis aus. Das Jahr 1921 sah 40 000 politische Gefangene, Männer und Frauen, von denen keiner an Auflehnung oder Rache dachte. Niemals in der Geschichte ist eine idealistische Bewegung mit so viel Wahrheitsmut, Entschlossenheit und Humanität auf der einen Seite, mit solcher Arglist und Grausamkeit auf der anderen Seite ausgefochten worden. Alle Klassen Indiens vereinten sich im Kampf. Während England vorher bewiesen hatte, daß seine Anwesenheit in Indien notwendig sei, um die Hindus und Mohammedaner am gegenseitigen Morden zu hindern, bezeichneten sie jetzt die Verbrüderung der beiden großen Religionen als „unheilige Allianz".

Im Jahre 1922 zweigte die Akalibewegung, die in dem folgenden Artikel eingehend geschildert wird, von der indischen Nationalbewegung ab; im selben Jahre kam Gandhi ins Gefängnis. Im Dezember und Januar 1923/24 erklärte sich der indische Nationalkongreß mit den geächteten Akaliorganisationen für einig und rief alle Kongreßmitglieder und -wähler auf, der Bewegung mit Menschen und Mitteln zu Hilfe zu kommen. Unter den Männern, die dem Rufe folgten, ist Dr. S. Kitchlew, ein mohammedanischer Arzt und Führer, von lauterster Lebensführung und tiefstem Idealismus. Dr. Kitchlew war schon einmal für seine Teilnahme an dieser sozial-religiösen Reformbewegung eingekerkert worden.

Wir heben hervor, daß die Akalibewegung nicht von der indischen Nationalbewegung getrennt vorgeht; sie ist eines der stärksten Bollwerke der Bewegung, ein Bollwerk, gegen das die brutale Macht der britischen Regierung vergeblich anstürmt.

Gandhi, der im Februar dieses Jahres wegen schwerer Erkrankung aus der Haft entlassen wurde, ist zurzeit in das öffentliche Leben zurückgekehrt, um diese große Feuerprobe des satyagraha zu erleben, des satyagraha, das sein besonderer Beitrag zur indischen Bewegung und für die Menschheit ist.

Sat Sri Akal! Ruhm dem Wahrhaftigen, dem Unsterblichen!

So klingt der religiöse Ruf der Akali Sikh vom Punjab — ein Ruf, der die Tage und Nächte erfüllt und der von einer Grenze Indiens zur anderen wiederhallt. Er kündet eine große sozial-religiöse Reformation unter den Anhängern der Sikhreligion an, in einem Lande, wo jede religiöse Reformation zugleich unter dem Zeichen sozialer Revolution steht.

„Der Kampf der Akali bildet den tatkräftigen Flügel des indischen Nationalkongresses", erklärten Führer des letzten Allindischen Nationalkongresses.

„Die Akalibewegung", äußerte Lord Reading, der englische Vizekönig, von seinem Palast in Delhi aus, „ist jener Ausläufer der Nationalbewegung, der noch zu vernichten bleibt".

Der Versuch, die Akalibewegung zu ersticken, wurde am 21. Februar unternommen. Gleich früheren Versuchen schlug er fehl. Er endete in einem Blutbad zu Jaito, im Punjab, das wenigstens 130 Tote und 300 Verwundete forderte. Folgendes ist von dem Vorgang bekannt: Ein organisierter Trupp (ein Jatha) von 500 Akali-Sikh tat das Gelübde, ihren heiligen Tempel bei Gangaar, zu Jaito (Nabha State in Indien), zurückzufordern und das Verlesen ihres heiligen Buches, des Granth, das von den britischen Behörden verhindert worden war, wieder aufzunehmen. Als Anhänger der satyagraha-Bewegung Mahatma Gandhis gelobten sie, sich in Wort und Tat der Gewalt zu enthalten. Unter diesem Gelöbnis schritten sie, mit erhobenen Händen — einen machtvollen religiösen Hymnus auf den Lippen —, vor die Mündungen der britischen Maschinengewehre, während Tote und Verwundete ringsum niedersanken.

Seit unter der „wohlgesinnten" Herrschaft der britischen Arbeiterregierung jenes fürchterliche, kaltblütige Gemetzel verübt wurde, sind fünf weitere Jathas (organisierte Trupps) von Akalis denselben Weg gezogen. Die Sturmflut der Empörung aber, die über Indien dahinbrauste, bestimmte die Regierung, sich mit der Verhaftung der folgenden Jathas zu begnügen und jedesmal eine Anzahl von Indern in offiziellen Stellungen aufzufordern, Zeugen ihres „humanen" Vorgehens zu sein.

Die Gefängnisse des Punjab sind überfüllt mit jenen Tapferen, die Akali, d. h. die Unsterblichen, geheißen werden. Sie aber, deren Glauben in fünf Jahrhunderten der Verfolgung groß wurde, deren Tempel auf den Gebeinen ihrer Märtyrer erstanden, erwarten das Martyrium als ihr Los. Sie sind Söhne jenes Volkes, das die freie demokratische Lehre des Guru Nanak, des ersten der zehn großen Lehrer des Sikhismus, im 15. Jahrhundert annahm — als Indien unter der Herrschaft einer Priesterkaste, unter fremder Tyrannei und einem entarteten sozialen System stöhnte. Nach Jahrhunderten der Verfolgung griffen sie unter ihrem zehnten Guru, im 18. Jahrhundert, zum Schwert, schufen eine Nation und gründeten eine Sikhdynastie. Unter dieser entartete der laufere Geist des Sikhismus. Die Briten führten wiederholte Kriege gegen die Sikhs, die mit der Unterwerfung endigten — Indien beugte sich fremdem Joch. Seit 1849 duldeten die Sikhs ihre neuen Herren, ja sie bildeten den Kern der britischen Armee in Indien.

Sie waren jene tapferen Krieger, denen die Deutschen im Weltkriege gegenüberstanden. Sie bildeten jene Heere, die in Unwissenheit gelassen und von Hunger getrieben, England ein asiatisches Reich erkämpften. Von gigantischer Gestalt, furchtlos in der Schlacht, in Jahrhunderten militärischer Zucht geschult, wurden sie auch das Volk, das endlich zu nationalem Bewußtsein erwachte und sich von der britischen Regierung abwandte. Was noch bedeutsamer ist: sie folgten der Lehre der „Gewaltlosigkeit" „non-violence"), die Mahatma Gandhi geweiht hatte, und bewiesen ihre Wirksamkeit als starke Waffe des Widerstandes.

Die Anfänge der Bewegung.

Die gegenwärtige Akalibewegung nimmt ihren Ursprung aus dem Jahre 1905, als eine Woge der Unruhe über Indien und die gesamte Welt dahinging. Schon 50 Jahre vorher waren Reformatoren unter den Sikh am Werke, ihre Religion zu reinigen und Rückkehr zu schlichten Formen sozialen Lebens zu predigen. Zunächst hatten sie sich auf Erziehungsaufgaben und auf den Kampf gegen das Kastenwesen beschränkt; sie führten die gemeinsamen Mahlzeiten als Zeichen der Bruderschaft wieder ein und vollzogen Hochzeiten, Begräbnisse und ähnliche Zeremonien nach den alten Riten der Sikh.

Während dieser Periode waren zwei Reformatoren mit politischen Tendenzen erstanden. Der eine davon: Baba Ram Singh, Sohn eines Zimmermanns, der in der britischen Armee ausgebildet war, besaß großes Organisationstalent. Die Regierung, die argwöhnisch jede Strömung im Sikhismus überwachte, ließ ihn verhaften, 49 seiner Anhänger vor die Mündungen von Kanonen binden und verhängte lebenslängliche Kerkerstrafe über den Führer. Andere sozialpolitische Reformatoren standen hier und da auf, aber sie endeten ihr Leben im Gefängnis oder als Flüchtlinge in fremden Ländern.

Während des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts bekundeten auch Bildungsbestrebungen das Erwachen der Sikh. Das Khalsa College zu Amritsar, der heiligen Stadt der Sikh, wurde neben vielen anderen Sikhschulen gegründet. Der Einfluß der Regierung in diesen Schulen war dominierend und oft wurde der indische Leiter des Khalsa College durch einen Engländer ersetzt.

Seit 1859, wo Indien in fremdes Joch gezwungen wurde, hat die britische Regierung nicht nur in den Unterrichtsbestrebungen der Sikh die Direktive gehabt, sondern auch in den Gurdwaras oder Tempeln und heiligen Stätten der Sikhreligion. Der Goldene Tempel zu Amritsar, der 1589 errichtet worden war, und der Akal Takht, der vornehmste unter den vier „Thronen der Gottheit" der Sikhreligion, sowie viele andere Stätten des Gottesdienstes standen unter britischem Einfluß und unmittelbarer Leitung. Der Akal Takht, der dem Eingang des Goldenen Tempels gegenüberliegt, ist von Guru Har Gobind 1608 gegründet; es hat mit ihm eine eigene Bewandnis, denn Verkündigungen, die von diesem geheiligten Sitz ausgehen, werden von der gesamten Sikhgemeinschaft befolgt. Seit seiner Gründung

diente er Männern und Frauen als Zufluchtstätte vor Tyrannei. Auch hat der Akal Takht oder der Goldene Tempel gelegentlich denen ein Ehrengewand zuerteilt, die sich um den Sikhismus oder die Gemeinschaft in hervorragender Weise verdient machten.

Zwar erkennt der Glauben der Sikh keine Priesterschaft und kein Erbrecht auf die Aufsicht über die Gurdwaras (Tempel) an; im Laufe der Zeit aber betrachteten sich die Mahants oder Oberaufseher als autoritäre Priester und die Gurdwaras nebst umliegenden Gemeindeland als ihr Privateigentum. In vielen Fällen wurde ihnen ihr Besitztum von der britischen Regierung gesetzmäßig bestätigt; auf diese Weise wurden die kommunalen Ländereien, die stets der Sikhgemeinde unter Leitung ihres Panth (der freigewählten Vertreterversammlung) zugehört hatten, verkauft oder gingen verloren. Im Urteil hellsichtiger Sikh jedoch galt die Freiheit und Reinhaltung ihrer Tempel als Maßstab ihrer religiösen, sozialen, ja selbst politischen Rechte. Die Gurdwaras stehen entweder mit bedeutsamen Vorfällen im Leben eines der zehn großen Lehrer des Sikhismus in Zusammenhang oder sind zum Gedächtnis der zahllosen Märtyrer, die ihr Leben für ihren Glauben gaben, errichtet. In frühen Zeiten wurden jene Sikh, die sich für die Reinhaltung und Freiheit der Gurdwaras opferten, die Akalis genannt, d. h. die Unsterblichen. In der Gegenwart tauchte der Name langsam wieder auf und kam erst in allgemeinen Gebrauch, als unter den Sikh der alte Geist wieder auflebte. So bedeuten die Akalis nicht etwa eine besondere Sekte innerhalb des Sikhismus; es sind jene, die ihr Leben zur Befreiung der heiligen Stätten des Sikhismus einsetzten.

Sozialpolitische Bedeutung der Akalibewegung.

Die Bewegung, die das Leben der modernen Sikh ergriffen hat und zum Träger des Kampfes der Akali wurde, ist nicht rein religiös. Nachdem sie zuerst die Züge einer rein religiösen Reform getragen hatte, an der selbst die Sikh, die im britischen Heere dienten, teilnahmen, erweiterte sie sich allmählich zu einer nationalen Bewegung von tiefer Bedeutung. Die Verfolgung von seiten der britischen Regierung lenkte sie völlig in politische Bahnen. Ihre Entwicklung und ihr Anwachsen sind charakteristisch für Indien: — Zuerst erweckte die Nachernte des Krieges das Nationalbewußtsein der Sikh. Viele Sikh-Regimenter mußten aufgelöst werden, weil kein Verlaß mehr auf ihre Unwissenheit war. Die entlassenen Sikh, die ins Heer eingetreten waren, um wirtschaftlicher Not zu entgehen, mußten nun, so gut es ging, ihr Leben fristen. Die Wiedereinführung von Gemeinschaftsküchen, wo jedermann ohne Rücksicht auf Kaste oder Glauben gespeist wird, gewann tiefe soziale Bedeutung. Aber weder die kommunalen Ländereien, die zu den Tempeln gehörten, noch die Gemeinschaftsküchen konnten dem Gemeinwesen von Nutzen sein, solange nicht die heiligen Stätten von der Herrschaft der korrumpierten alten Priester befreit und unter Aufsicht der Panth, der erwählten Versammlung der Sikh, gestellt waren.

In der Zeit von 1905 bis 1919 waren bereits eine Reihe von Gurdwaras

unter die Aufsicht des Panth gebracht und seit Jahren hatte die Agitation eingesetzt, um das Khalsa College der Leitung der Sikh zurückzugeben. Jedoch, mit Ausnahme einer Schar von Vorkämpfern außerhalb Indiens und einer Reihe von Märtyrern im Lande, blieben die Sikh der britischen Regierung ergeben. Zwei oder drei entscheidende Ereignisse genügten, um sie endlich aufzurütteln. Das erste war der Ausschluß der Inder von der Einwanderung nach Kanada. Jenes Gesetz war in der bekannten scheinheiligen Phraseologie der Angelsachsen abgefaßt. Wohl wissend, daß keine direkten Schiffahrtslinien Indien mit Kanada verbanden, erlaubte das neue Gesetz nur jenen Indern die Landung, die Kanada in direkter, ununterbrochener Fahrt von Kalkutta aus erreicht hätten. Im Jahre 1913 charterten eine Anzahl von Sikhführern ein Schiff, die Komagata Maru, und unternahmen mit einigen hundert Indern die direkte Überfahrt. Bei ihrer Ankunft in Vancouver wurden sie gewaltsam am Landen verhindert. Einige wurden getötet; wer zu landen versuchte, wurde von den kanadischen Behörden mit kochendem Wasser empfangen. Nach Wochen, in denen sie unerhörte Ungerechtigkeit duldeten, wurden die Inder, trotz ihrer legalen Rechte, zur Heimkehr gezwungen. In Indien wurden sie von den britischen Behörden angehalten und wie Verbrecher behandelt. Als sie sich auflehnten, wurde Feuer eröffnet und zwanzig fielen.

Da geschah es, daß die Oberpriester des Akal Takht (des Hauptsitzes der Sikh-Autorität), zu Amritsar einen Spruch erließen, der das Vorgehen der Komagata Maru-Besatzung und ihren Landungsversuch verdammte. Die gesamte Sikh-Gemeinschaft empfand aufs schwerste die Schändung ihres Heiligtums, des Akal Takht, durch die britische Regierung und Protestversammlungen wurden einberufen.

Das Blutbad zu Amritsar und das Erwachen der Sikh.

Aber den Sikh und den übrigen Indern waren noch härtere Lehren vorbehalten: Nach dem Kriege, der, nach den Proklamationen zu urteilen, ein Kreuzzug für die „Demokratie" gewesen war, verlangten auch die Inder einen kleinen Anteil jener Demokratie, von der so viel die Rede war. Ihre Belohnung war der schamlose Rowlatt-Akt, wohl das schwärzeste ungerechteste Dokument, das je gegen politische Ansprüche eines Volkes ersonnen wurde. Damals war es, daß Mahatma Gandhi und andere nationale Führer ihr Volk zum Protest gegen diese Akte und zur Verweigerung der Steuern, falls der Erlaß Gesetz werden sollte, aufriefen. Überall tagten Versammlungen. An einem religiösen Feiertage der Sikh fand sich eine nach Tausenden zählende Menge in Amritsar zusammen, um das Fest zu begehen. Eine jener Versammlungen, an der gegen 15 000 Menschen, darunter Frauen und Kinder, teilnahmen, wurde in Jallianwala Bagh, einem gewaltigen, eingefriedeten Platz mit einem schmalen Eingang, abgehalten. Während die Menge friedlich am Boden lagerte und ihre Redner, die gegen die Rowlatt-Akte protestierten, anhörte, führte der englische General Dyer Soldaten durch den schmalen Eingang, die sich auf Erhöhungen postierten und ohne vorherige Warnung oder Zerstreuungsbefehl Feuer

eröffneten. Über 500 Menschen wurden auf der Stelle getötet und 1500 verwundet; ein Drittel der Versammlung bildeten die Sikh. Nach barbarischem Kriegsgesetz wurde 48 Stunden lang jede Annäherung oder Hilfeleistung für die Toten und Verwundeten untersagt. General Dyer aber, dessen Hände vom Blute der Inder gerötet waren, stellte sich öffentlich vor dem Goldenen Tempel und dem Akal Takht dar, während (von der Regierung ernannte) Oberpriester ihm als Auszeichnung für seine Taten ein Ehrengewand verliehen und verkündeten: dieser Held sei würdig, ein Sikh zu sein!!

Es erhob sich die gesamte Sikh-Gemeinschaft wie ein Mann und faßte den Entschluß, ihre Heiligtümer von britischem Einfluß zu säubern. Die Sikh-Liga, eine politische Körperschaft, wurde im Dezember 1919, während der indische Nationalkongreß seine jährliche Tagung zu Amritsar hielt, gegründet. Die Akali und andere Sikh-Zeitungen wurden ins Leben gerufen. Im folgenden Jahre schloß sich die zentrale Sikh-Liga dem Programm Mahatma Gandhis an; das bedeutete die Ablehnung jedes Zusammengehens mit der britischen Regierung (non-cooperation oder satyagraha). Man forderte die Übergabe des Khalsa College an den Panth und seine Befreiung von Regierungseinflüssen, ebenso die Überlieferung der Schlüssel des Goldenen Tempels, des Akal Takht, und einer Reihe von anderen Heiligtümern an den Panth. Nach Monaten erbitterten Kampfes wurden die Forderungen durchgesetzt. Der Priester des Akal Takht wurde ausgetrieben, aber nicht, ehe im Tempel Blut geflossen war. Auch der Priester des Goldenen Tempels wurde seines Amtes enthoben, jedoch weigerte er jede Rechenschaft über die Finanzen. Bald danach verlieh ihm die britische Regierung die Ritterschaft.

Das nächste Ereignis war die Einberufung einer freien öffentlichen Versammlung aller Vertreter des Sikh-Bekenntnisses zu Amritsar. Sie erwählte einen Ausschuß von 175, das sogenannte Shromani Gurdwara Prabandhak Kommittee. Seine Aufgaben verliehen ihm einen sozialreligiösen Charakter, nämlich 1. die Verwaltung der Tempelschätze und -vermögen, 2. die Ernennung von besoldeten Mahants oder Aufsehern, 3. die feierliche Übernahme aller Ländereien und heiligen Stätten im Namen der Panth, 4. die Eröffnung und Unterstützung von Kommunalküchen, die früher einen integrierenden Teil der Sikh-Religion bildeten.

Alle Mahants, die bisher die Gurdwaras verwaltet hatten, wurden aufgefordert, ihre Person und die Tempel dem Panth zu überliefern. Jathas zogen von Ort zu Ort und forderten die Tempel und Ländereien im Namen des Panth zurück. Diese Trupps — man nannte sie die Akali Jathas, da der hohe Mut und die lautere Gesinnung früherer Zeiten sie beseelte — wurden neu organisiert und bildeten nun das Akali-Heer: die Shromani Akali Dal. Die Leitung ging von dem S. G. P. Kommittee aus. Ebenso wurde die schwarze Farbe als Kennzeichen der Akali angenommen — ein Symbol für die Stärke ihres Glaubens und Tatenmutes. Nach und nach wurden alle Sikh, die einen schwarzen Turban trugen, von der Regierung als Revolutionäre angesehen.

Zunächst versuchten die Behörden, die Sikh zur Anerkennung der schieds-

richterlichen Macht der Regierung in ihren Angelegenheiten zu zwingen. Die Antwort der Sikh lautete, daß allein der Panth für alle religiösen Fragen zuständig wäre. Da begann die Regierung, jene Priester, die der Autorität des Panth die Anerkennung verweigerten, moralisch und mit Waffengewalt zu unterstützen. Und jene Mahants, ermutigt durch die Einkerkerung von Sikh-Führern und Akalis, griff zu offener Gewalt gegen die Reformatoren.

Ein typisches Beispiel bietet das Vorgehen des Oberpriesters des Nankana Sahib-Tempels bei Amritsar. Sein lasterhaftes Leben und sein Anspruch auf den Tempel und das zugehörige Gemeindeland als sein Privateigentum verursachte eine Einberufung des gesamten Panth. Seine Amtsenthebung und die Übergabe des Gurdwara wurde gefordert. Die Antwort des Priesters war Waffen- und Munitionsaufhäufung in dem Tempel. Obgleich die Regierung sein Vorgehen erfuhr, rührte sie sich nicht, wenn sie auch zu wiederholten Malen Akalis für das Tragen ihres kurzen Schwertes (Kirpan), das ihnen ihre Religion vorschreibt, verhaftet hatte. Trotz vorheriger Warnungen begab sich ein Akali Jatha von über 100 Mann zu dem Gurdwara bei Nankana Sahib. Während sie dem Verlesen des heiligen Buches lauschten, wurden sie von dem alten Priester mit einer gedungenen Mörderbande überfallen und bis auf den letzten Mann hingeschlachtet; die Leichen wurden verbrannt. Bald darauf versammelten sich Tausende von Sikh, mit Einschluß des Panth, vor dem Nankana Sahib-Tempel, um das Gedächtnis der Märtyrer zu feiern, und bemächtigten sich des Tempels im Namen des Panth.

Seit jener Zeit hat die Regierung wieder und wieder solchen Priestern, die sich den Besitz der Gurdwaras anmaßten, ihren gesetzlichen und polizeilichen Schutz geliehen — Männern, die offen ein anstößiges Leben führten und angesichts des Protestes der gesamten Sikh-Gemeinschaft rücksichtslos die Gebote der Sikh-Religion verletzten.

Das Drama bei Guru-ka-Bagh.

Der Kampf der Akali und der Geist, in dem er geführt wurde, erhellt am besten aus dem Versuch des S. G. P. Kommittees, den Gurdwara, namens Guru-ka-Bagh, bei Amritsar zurückzufordern. Der Priester dieses Tempels wurde vor den Panth gefordert und gestand offen seine Ausschweifungen und Laster ein. Er erhielt die Erlaubnis, das Haus, das dem Tempel zugehörte, weiter zu bewohnen, sofern er sein Leben reformierte und das Heiligtum friedlich aufgebe. Während er vor dem Panth stand, gab er alles zu und willigte in die Bedingungen. Später aber zog er aus unbekannten Gründen seine Erklärung zurück und beanspruchte nicht nur jenes Haus, sondern auch die Gemeindeländereien, die dem Tempel zugehörten, für sich. Jene Ländereien trugen Wälder, die das Brennholz für die freien Gemeinschaftsküchen lieferten. Der Priester wandte sich an die Regierung mit der Bitte, sein „Eigentum" zu schützen und die Akalis, die Brennholz aus den Wäldern holten, herauszutreiben. Die Behörden verboten das Holzfällen und beauftragten einen Polizeikordon mit der Bewachung.

Da setzte das große Drama der „gewaltlosen" Gehorsamsverweigerung gegenüber der britischen Regierung ein. Täglich zog ein Jatha von 25 Akalis aus, um in den Wäldern Brennholz zu holen, täglich wurde er verhaftet und eingekerkert. Tausende von Sikh ergossen sich nach Amritsar und boten sich der Verhaftung dar. Volle 60 % von denen, die eingekerkert, beschimpft und getötet wurden, waren entlassene Soldaten, die im Weltkriege gedient hatten. Viele warteten tage- und wochenlang, um sich den Jathas anzuschließen und ihre Schuldigkeit zu tun. In den langen Nächten tönte ihr Ruf „Sat Sri Akal" und ihre Lobgesänge an Gott. Jeder Tag sah einen Trupp von 25, 50, später von 100 Akalis vor dem Goldenen Tempel. Sie legten vor ihrem heiligen Buch, dem Granth, das Gelübde der Duldung (non-violence ab und empfingen einen weißen Blütenkranz um ihren schwarzen Turban, zum Zeichen, daß sie geweiht seien. Darauf traten sie den Weg von 14 Meilen nach Guru-ka-Bagh an; wo sie entlangzogen, erklangen die Straßen von ihren Rufen: „Sat Sri Akal."

Zuerst wurden die Akalis für ihr Vergehen nur verhaftet. Dann aber erging der Befehl, es seien keine Gefangenen mehr zu machen, sondern Gewalt anzuwenden. Militärpolizei bewachte die Straßen, die zum Heiligtum führten. Sie hatten metallbeschlagene Keulen (Lathis), mit denen sie die Akali Jathas niederstreckten. Der Getroffene blieb bewußtlos oder tödlich verwundet zurück. Empörung rann durch Indien wie ein roter Strom. Jeder Jatha, der sich dem Gurdwara näherte, wurde von Polizei angehalten. Auf ein gegebenes Signal sausten die Keulen nieder. Kein einziger Akali rührte einen Finger, um Widerstand oder Rache zu üben; sondern mit gefalteten Händen, unter Absingung von Hymnen, schritten sie vor. Mann für Mann fiel unter den furchtbaren Streichen; berittene Polizei stampfte über die Hingestreckten. Die Körper wurden auf das anstoßende Feld und in Gräben geworfen. Ambulanztrupps der Sikh sammelten die Körper nach jeder dieser grauenhaften Szenen und schafften sie in eigens errichtete Hospitäler in Amritsar.

Später zog sich die Polizei zu dem Gurdwara selbst zurück. Die Szene, die sich dort abspielte, geben wir mit den Worten des Rev. C. F. Andrews, eines Engländers und christlichen Missionars, der Augenzeuge war, wieder:

„Als ich am Ufer eines Berieselungskanals entlangging, ertönte ein plötzliches Jauchzen der Akali, und jeder starrte zum Himmel, wo ein großer Vogel in engen Kreisen zog und in der Richtung nach Amritsar davonschoß. Schon hat sich die Legende über das Land verbreitet, daß an jedem Tage, da die Akalis bei Guru-ka-Bagh geschlagen würden, ein goldener Falke die Kunde nach Amritsar trüge. Die Sikh, die in der Nähe standen, sagten in ergreifendem Ton: ‚Das Schlagen hat begonnen.' Eine Sikh-Frau sah ich jählings von einem Wagen springen und sich in scheuer Ehrfurcht vor dem Wunder, an das sie glaubte, zu Boden werfen. Die schwarz-umwundenen Akalis jauchzten laut ihr ‚Sat Sri Akal' und setzten sich mit der Miene von Eroberern und Märtyrern in Bewegung.

Als die Trupps den Guru-ka-Bagh erreicht hatten, durfte ich ihnen in das

innere Heiligtum folgen und hören, wie sie noch einmal das Gelübde der ‚Gewaltlosigkeit' ablegten. Darauf stellten sie sich, etwa 12 auf einmal, vor den Kordon der Militärpolizei. Sie näherten sich bis auf $1^1/_2$ Fuß. In großem Schweigen und absoluter Bewegungslosigkeit, ihre Hände wie zum Gebet aneinanderpressend, erwarteten sie lautlos ihre Feuertaufe.

Ohne die geringste Provokation auf seiten der Akali schwang ein Engländer das messingbeschlagene Ende seiner Keule. Sein Schlag traf den Akali, der vor ihm betete, mit großer Gewalt am Schlüsselbein. Es war der feigste Streich, den ich je sah. Er genügte, um den Akali zu fällen. Langsam erhob er sich, um dieselbe Züchtigung entgegenzunehmen. Mal für Mal wurden die Akalis von den Streichen, bald des englischen Offiziers, bald der Polizei, die unter seinem Befehl stand, niedergestreckt. Ich sah mit eigenen Augen, wie die Polizei dem Leib eines Sikh, der hilflos vor ihm stand, einen Fußtritt versetzte. Von noch gemeineren Handlungen mußte ich Zeuge sein: Als einer der Akali zu Boden geschleudert war, stampfte ein Polizist mit den Füßen, mit seinem ganzen Gewicht auf dem ausgestreckten Körper. Ein dritter gemeiner Streich traf einen Akali, der zur Seite seines gefallenen Gefährten stand.

Die Brutalität und Unmenschlichkeit der Szene wurde ins Unglaubliche durch den Gedanken gesteigert, daß die Menschen, auf die man schlug, im Gebet waren und vorher das Gelübde getan hatten, sich in Wort und Tat still und friedlich zu verhalten. Die Männer, die dies Gelübde vor dem Goldenen Tempel und dem Heiligtum zu Guru-ka-Bagh getan hatten, waren zum großen Teil aus der ehemaligen Armee. . . . Es war eine schwere und seltsame Probe für diese Männer, gewaltsame Streiche, die sie niederfällten, ohne Wort oder Gegenwehr hinzunehmen. Ich sah keine Bewegung, keinen Blick der Herausforderung....

Zuschauer lagerten in stummem Gebet am Boden, und der erstickte Schrei gleich dem Brausen des nahenden Sturms stieg von ihnen auf: ‚Sat Sri Akal.' Ich sah, wie die Streiche der Polizei immer brutaler wurden, und wandte mich voll Abscheu von dem gräßlichen Schauspiel ab."

Bei Guru-ka-Bagh wurden 1300 Mann verwundet, einige schwer verletzt, viele starben bei der Behandlung oder im Gefängnis. Die Polizei sah es besonders darauf ab, die Geschlechtsorgane zu verwunden. Später schrieb ein englischer Offizier ein Buch über den wirksamsten Gebrauch des lathi, in dem er den organisierten Sadismus in seiner ganzen Scheußlichkeit entfaltete.

Plötzlich gebot die Regierung den Züchtigungen Einhalt und wandte sich wieder der Taktik der Verhaftungen zu. Jeden Tag wurden Jathas von 100 Mann verhaftet. Unruhe verbreitete sich im Heer, und viele Sikh-Soldaten wurden vor das Kriegsgericht gestellt, und da sie der Sympathisierung mit ihren Verwandten schuldig befunden wurden, zu Zuchthausarbeit verurteilt. Im ganzen betrug die Zahl der Verhaftungen 5605, unter denen sich 35 Mitglieder des Shromani Gurdwara Parbandhak Kommittees befanden.

Da die Regierung einsah, daß der Geist der Akali unbeugsam war, schob sie

einen Inder vor, der öffentlich erklärte, er habe das Land von dem Priester gepachtet und die Polizei sei nicht mehr erforderlich. Demgemäß zog sich die Regierung in möglichst guter Haltung zurück, und die Akalis nahmen von dem Gurdwara Besitz.

Das Blutbad zu Jaito.

Seit dem Siege der Akali bei Guru-ka-Bagh ereignete sich kein dramatischer Vorfall in der Gurdwara-Reformbewegung. Zwar wurden Akalis ständig wegen geringfügigen Verstößen in Haft gesetzt, aber ein Jahr lang war die Atmosphäre verhältnismäßig ruhig. Im Anfang des vergangenen Winters wurde der Maharajah von Nabha, der Sikh-Fürst eines kleinen Eingeborenen-Staates im Punjab, von den Briten wegen Sympathisierung mit der Akali-Bewegung zur Abdankung gezwungen. Wieder ging bei seiner Abdankung eine Woge der Entrüstung über die Sikh-Gemeinschaft.

Täglich zogen Sikh zum Gurdwara in Jaito (Nabha), um für seine Rückkehr zu beten. Die britische Behörde, die die Verwaltung des Nabhastaates in die Hand genommen hatte, erließ ein Verbot und schloß zeitweise den Tempel. Für die Sikh bedeutete dies Vorgehen eine Entheiligung, da, nach den Riten der Sikh, das Heilige Buch, der Granth, ohne Unterbrechung verlesen werden muß. Als die Entweihung ruchbar wurde, erschienen Akali Jathas von 25 Mann täglich vor dem Akal Takht zu Amritsar, legten das Gelübde der „Gewaltlosigkeit" ab und gelobten, in das Heiligtum zu Jaito zu gelangen und das Verlesen des Granth wieder aufzunehmen — oder ihr Leben bei dem Versuch zu lassen. Angesichts der fortgesetzten entschlossenen Haltung der Sikh und des Vorgehens dieser Jathas erklärte die britische Regierung im Dezember das Shromani Gurdwara Parbandhak Kommittee in die Acht und verhängte Verhaftungen nicht nur über dessen Mitglieder sondern über führende Sikh im ganzen Punjab. Seitdem wurden vier verschiedene Kommittees ins Leben gerufen, um die Stelle des S. G. P. Kommittee auszufüllen, aber jede teilte sein Schicksal. Auch jetzt ist ein neues Kommittee am Werk, das öffentliche Verkündigungen erläßt. Der Shromani Akali Dal, die Organisation der Akali Jathas, wurde ebenfalls geächtet, und Tausende seiner Mitglieder eingekerkert. Die gesamte Studentenschaft und die Fakultäten des Khalsa College wurde verhaftet und ins Gefängnis geworfen.

Die Jathas, die sich von Amritsar nach Jaito aufmachten, wuchsen bis zu 500 Personen an. Der erste Jatha, der 500 zählte, und von 10 000 gläubigen Sikh begleitet wurde, kam am 21. Februar d. J. an der Nabhagrenze an, und wurde auf dem Marsche zum Heiligtum vom Militär niedergemetzelt. Nach offiziellen Berichten des S. G. P. Kommittees war das Blutbad vorsätzlich von der Regierung angezettelt.

Das Kommittee hat der Regierung Indiens eine offene Herausforderung entgegengeschleudert, in der es jene der bewußten Verbreitung von Lügen über das Blutbad zu Jaito zeiht. Es appelliert an alle Männer und Frauen, in Indien und

Europa, die noch Anspruch auf ein Rechtsgefühl erheben, den Kampf der Akali zu dem ihren zu machen. Der offizielle Bericht des Kommittees schildert den Vorgang folgendermaßen:

Ein Akali Jatha, Shahidi Jatha, d. i. „Märtyrer-Schar", geheißen, hatte das Gelübde getan, zu ihrem Gangsar Gurdwara zu ziehen und ihn im Namen des Panth zurückzufordern. Arglistig verengte die britische Behörde den Weg zum Heiligtum durch einen Stacheldrahtverhau am Wegrande, dem eine lange Reihe von über 200 Ochsenwagen, mit Dornbüschen und Stacheldraht beladen, gegenüberstanden. Wo die Straße endete, war in unmittelbarer Nähe des Heiligtums und hinter Gebäuden verborgen, ein Stacheldrahtgehege aufgeführt, das eine Falle bildete. Dorthin sollte der Jatha getrieben und, abgeschlossen von der Öffentlichkeit, überfallen werden. Auf und hinter den Ochsenwagen waren in dreifacher Kette Dorfbewohner mit schweren Keulen postiert, die den Durchbruch des Jatha zu verhindern hatten. Diese Männer waren scharenweise aus den umliegenden Ortschaften rekrutiert unter der Androhung, daß jede Familie enteignet oder verbannt würde, die keinen Vertreter stellte oder deren Vertreter zögern würde, auf Befehl die Akalis zu mißhandeln. Man hatte ihnen zu trinken gegeben, um sie würdig auf ihre Aufgabe vorzubereiten. Ein Zug Infanterie hatte Gräben ausgeworfen und auf einem heiligen Grabhügel Posten gefaßt. Hinter der Infanterie lagerten Sappeure und Mineure, aus deren Mitte das Zelt des Obersten Minchin, des englischen Kommandanten, aufragte.

Davor hielten zwei Abteilungen Reiterei. Leichte Maschinengewehre waren hier und dort aufgefahren. Rings um den Tempel selbst hatte man einen Graben gezogen, der mit Wasser gefüllt und mit Zweigen und Stroh überdeckt war, um die Nahenden zu täuschen.

Als der Jatha heranrückte, folgten ihm wohl 5 bis 10 000 gläubige Sikh, darunter viele Frauen, die Speise und Trank verteilten. Eine gefaßte und ergebene Stimmung lag über ihnen, Hymnen begleiteten ihren Marsch.

Dann spielte sich eine Szene des Heldenmutes ab, wie sie die Weltgeschichte selten aufweist. Als die unbewaffneten Jathas anrückten, gab der englische Befehlshaber mit einer Fahne den Befehl zur Eröffnung des Feuers. Der Jatha und die Mehrzahl seiner Gefolgschaft schritt unentwegt den Kanonenmündungen entgegen; ihre Hände waren erhoben, von ihren Lippen tönte eine machtvolle Hymne. Um sie her fielen ihre Kameraden, aber sie luden sie auf und marschierten singend dem verbotenen Tempel entgegen. Ein Kind wurde in den Armen seiner Mutter getötet — — die Frau schritt ohne Zögern voran. Tausende aus der Gefolgschaft der Jathas zerstreuten sich fliehend über die Felder: sie wurden von der Kavallerie niedergeritten; Tote und Verwundete übersäten das Land. Der Jatha selbst wich und wankte nicht, und die Infanterie mußte unter ständigem Feuern seinem Anrücken Raum geben. Er gewann den Heiligen Hügel vor dem Gurdwara und bewegte sich mitten im Kugelregen dem Tempel zu. Da sahen die Befehlshaber, daß keine Kugel imstande wäre, die Akali aufzuhalten, bis nicht der letzte niedergesunken

wäre. Die Reiter umzingelten die wenigen Überlebenden des Jatha und fesselten sie aneinander. Sie wurden auf Wagen geworfen und zum Fort gebracht.

Die Frauen des Zuges, etwa 30 an der Zahl, versuchten den Verwundeten und Toten Liebesdienste zu erweisen; als sie sich weigerten, dem Räumungsbefehl Folge zu leisten, wurden sie in brutaler Weise geschlagen und beschimpft; eine Frau wurde von einem englischen Offizier ausgepeitscht, eine andere wurde eine zwanzig Fuß hohe Schanze hinuntergeschleudert und erlitt ernsthafte Verletzungen. Die Ärzte, die dem Jatha Hilfe geleistet hatten, wurden verhaftet, ihre Arzneien konfisziert. Photographen, welche die grauenhafte Szene aufnehmen wollten, wurden entkleidet, ausgepeitscht und über die Grenze befördert, nachdem man ihre Apparate zerstört hatte. Alle Inder, mit Ausnahme der angeforderten Dorfbewohner, wurden bei Androhung schwerster Strafe von Jaito ferngehalten. Ein Korrespondent der „New York Times" hatte versucht, sich dem Jatha anzuschließen, doch der Eintritt in das Nabhagebiet wurde ihm untersagt. Prof. Gidwani, von der Nationalen Gujerat-Universität, und Dr. Kitchlew, ein mohammedanischer Führer und Arzt, wurden an der Grenze zurückgewiesen; als sie jedoch das Feuern vernahmen, stürzten sie zu der blutigen Szene; sie wurden verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Über 700 Sikh wurden gefangen.

Die Toten und Verwundeten lagen 24 Stunden lang ohne jede ärztliche Hilfe; keiner durfte ihnen nahen. Dr. Kitchlew ist inzwischen aus dem Gefängnis entlassen und hat der Presse ein Interview gewährt. Er berichtet, wie er von seiner Gefängniszelle im Fort aus beobachten konnte, wie Leichen, die wie Kornsäcke auf Wagen aufgestapelt waren, in den Hof gebracht wurden. Dort wurden sie auf Scheiterhaufen geworfen, mit Petroleum getränkt und verbrannt. Die genaue Zahl der Toten und Verwundeten ist nicht festzustellen, und es ist zweifelhaft, ob die Wahrheit je an den Tag kommen wird.

Das Heldentum der Akali.

Ein Sturm des Grauens und der Empörung ist über Indien dahingebraust. Pundit Malaviya, ein maßvoller Politiker, Organisator und Begründer der großen Hindu-Universität zu Benares, Mitglied des Centralen Gesetzgebenden Rates zu Delhi, forderte in seiner Rede vor der Versammlung den genauen Bericht über das Blutbad. Der englische Vorsitzende der Kammer wies jede Diskussion darüber zurück und lehnte die Beantwortung dazugehöriger Fragen ab, „da die Vorgänge in einem Eingeborenen-Staat nicht von der Regierung Indiens erörtert werden könnten". Bei dieser Weigerung verließen die meisten indischen Mitglieder der Gesetzgebenden Versammlung unter Führung von Pundit Malaviya die Kammer.

Seit jenem Blutbad folgten fünf weitere Jathas dem Rufe und zogen aus, das Heiligtum zu Gangsar zurückzufordern. Die Regierung, die sie aufhalten und zugleich die eigene Haltung wahren wollte, erließ die Warnung, daß Pest in Jaito ausgebrochen sei. Aber die Akalis, die die britischen Kugeln nicht gescheut

hatten, fürchteten auch die Pest nicht und argwöhnten ein lügenhaftes Gerücht. Weitere Jathas aus entlegenen Teilen Indiens, besonders aus Patna, in Bihar, haben das Centrale S. G. P. Kommittee in Amritsar um die Erlaubnis ersucht, nach Jaito zu pilgern.

In jeder Woche stehen 500 Akalis, in gelbem Gewand und schwarzem Turban, vor dem Akal Takht, legen mit gefalteten Händen das Gelübde der „Gewaltlosigkeit" ab und geloben, nach Jaito zu ziehen, um ihr Heiligtum zurückzufordern. Ein jeder empfängt einen weißen Blütenkranz um den schwarzen Turban. Eine 20 bis 30 000 köpfige Menge geleitet sie. Bei jeder nächtigen Raststätte halten sie große Versammlungen. Die Dorfbewohner, die in Unwissenheit leben, erhalten dort Belehrung über die Grundsätze der Akali und der allindischen Nationalbewegung. Jeder Jatha schlägt einen anderen Weg ein, um immer neue Scharen in den Kreis ihrer Begeisterung zu ziehen. Stundenlang warten Scharen von Dorfbewohnern längs der Wege, die sie passieren, und verteilen Speise und Trank an die Jathas. Die gefangenen Akali im Nabhastaat zählen schon an 2500 Mann.

Das Epos der Akali — erhaben und ergreifend wie die Heldensage vergangener Zeiten — ist noch nicht abgeschlossen. Das Erwachen eines versklavten Volkes kündet sich in ihm. Unter dem Einfluß der Lehre Mahatma Gandhis hat es die neue und machtvolle Waffe des satyagraha geschmiedet und geschweißt: des gewaltlosen Widerstandes gegen Tyrannenherrschaft; eine Waffe, die nicht nur in den gegenwärtigen sozialreligiösen Kämpfen, sondern auch in sozialen und politischen geführt werden kann. In ihrem Sinne handelten die Akalis, die, in der Begeisterung für ihre Ideale, das Märtyrertum jeglicher Übergabe und jedem Kompromiß vorzogen. Sie sind es, die den schlichten und wahren Glauben, die soziale Freiheit und Gleichheit des ursprünglichen Sikhismus, neu zum Leben erweckten. Wie ihr Heldenname, der aus den tiefen Brunnen ihrer Geschichte geschöpft ist, kündet, sind sie die Lauteren im Geiste, die Furchtlosen, die „Unsterblichen".

Gold in Peru

Novelle

von

Max Krell

Pizarro landete unter Regen und Nebel in Peru.

Das Meer nagte an der Küste; Bäche, ganz und gar aufgewühlt, schwemmten sich braun in die Brandung hinaus. Der Lotse Ruiz kam nicht recht zum Entschluß, ob er den Gischt kreuzen oder noch ein paar Tage auf hoher See bleiben solle, bis

das Wetter sich beruhigt hätte. So taumelte die Karavelle Stunde um Stunde in leichtem Zickzack fort nach Süden. Um eine Landzunge, die sehr weit hinaussprang, gab es schwere Kämpfe, bei denen der Sturm das fremde Land auf eine unsichtbare, hartnäckige Weise verteidigte. Aber sie kamen herum, und da erschloß sich eine weite Mulde still wie ein Teich. Lauter Lianen und Mongroven umstanden das Ufer als eine grüne Halskrause. Die Spanier konnten erst gar keine Stelle finden, wo sie hätten an Land gehen können. Der Gast im Signalkorb sagte aber: dahinter läge bracher grauer Acker, der sich tief hineinzöge bis an einen wehenden Wald, von Menschen bemerke er nichts.

Alle waren schlechter Laune. Sie wußten eigentlich selbst nicht recht, wie diese Landschaft anders hätte sein sollen; ihre Vorstellungen waren brennend von Gold gewesen, so hatte es legendenhaft durch die Luft geklungen, und man war mit Versprechungen überwältigend auf sie eingedrungen, um sie in dieses Abenteuer hineinzuzerren. Vielleicht wuchs aus dem Nebel dieses Landes der goldene Berg der Welt, der seinen Besitzer mächtiger machte, als es die Könige drüben in Europa waren. Auch Pizarro, wenn er es sich ehrlich zugab, mußte sagen: er wußte nicht, was und wie das hier sein sollte. Und als nun der Regen unaufhörlich troff und Berge fern voll neuer blauer Wetter hingen, genau so wie in der Sierra Nevada, gab er fluchend zwanzig, dreißig Befehle, die samt und sonders undurchführbar waren und seine Leute gegen ihn aufbrachten.

In der Nacht darauf zischte ein Gewitter über sie hin; es rollte vielleicht gar nicht so sehr laut. Aber alle waren sie in diese elektrische Spannung geknüpft, nervös, geduckt; es schien, als ob das Land mit sehr spitzen Pfeilen blitzend gegen sie vorginge und sich um jeden Preis, vielleicht tückisch und mit unheimlichsten Mächten, ihrer erwehren wollte. Später sang wieder der Regen rauschend und lange, die Nacht war schwer schwarz, die Wachen bekamen Angst und krochen in das Schiff hinunter, zogen die Decken über die Köpfe und schliefen.

Sie erwachten von einem blendenden Schein: der Himmel war weithin strahlend aufgetan und seine ganze Fläche ein zartes Blau, mit keiner Wolke durchspielt. Ein Gebirgszug im Osten löste sich weiß auf von Schnee und Gletscher. Das hatten sie noch nie gesehen. Die Sonne kam langsam heraus, und während sie eine kurze Weile im Sattel zweier Gipfel zu ruhen schien, glomm das Eis auf wie Blut und Gold. Und noch als sie weiterstieg, blendete der höllische Glanz ihre Augen, sie sahen lauter grüne, blaue, rote Ringe tanzen. Diese so natürliche Erscheinung ergriff sie, bezauberte sie, es mußte eine Offenbarung sein, ihr Herz wünschte es ja. Nun wollten sie stürmischer an Land denn je.

Der Trupp pirschte vor in Etappen von Tag zu Tag. Das ewig ungemähte Gras reichte ihnen bis an die Knie, es war verwildert und rauh. An einem Abhang gab es etwas verwehten Mais, der dürr in den Halm geschossen war. Sie glaubten Spuren im Sande zu sehen, das konnte von Tieren sein, und Ruiz, der es aus Panama wissen mochte, sagte, es sähe nach Jaguaren aus. Ibanez aber war erpicht auf Beute, er wollte, daß es Menschen wären; so folgten sie, bis ein Regen die

Male auswusch. Nachts, nebeneinanderhockend wie müde Schwalben, konnten sie nicht schlafen, die Affen schrien kläglich aus den Bäumen. Als sie dann in der ersten Dämmerung aufbrachen, flatterte ein Papagei in rot und blau wunderschön vor ihnen auf.

Sie waren schon entschlossen zum Rückmarsch, als der junge Carrion im Gestrüpp hängend eine goldene Spange fand: es konnte auch ein verbogener Stirnreif sein, vielleicht ein Gürtelstück — jedenfalls war es gehämmertes Gold, gegliedert in Zierlinien, mündend in einen auffliegenden Vogel, Gold, das durch Menschenhände geformt worden war. Es traf sie wie ein Blitz, die Legende hatte plötzlich den Schleier des Ungewissen durchbrochen, hier war ein Faktum, ein Beweis.

Da gab es kein Halten mehr, sie drangen vor, als müsse sich der Erfolg des Abenteuers in wenigen Minuten voll entscheiden. Sie durchbrachen den Knick, traten in hohe schweigende Wälder, fanden kleine versonnene Seen, die seltsam tiefgrün waren. Und überall, wohin sie kamen, fanden sie dies und das in Gold, ein Gerät, eine Schale, einen Griff, einen kunstvollen Vogel, der die Fittiche heben konnte, eine Agraffe und Ketten mit Smaragden. Das lag bisweilen im Gras auf dem Boden, sie hätten es gar nicht entdeckt, wenn nicht die Begierde nach dem ersten Fund ihnen die Augen übermäßig geschärft hätte. Etliches hing im Gebüsch. Sie streiften alle Sträucher ab wie nach Beeren, das verzögerte ihren Vormarsch. Und dann gab es ein paar Schritte rechts oder links wieder etwas. Ruiz kniff die Augen ein: er witterte, diese Indianer, die so sonderbar feine Instinkte hatten, mochten ihre Ankunft längst erfahren haben und nun mit schlauer Lockung sie immer weiter ins Land hineinziehen. Von Fund zu Fund dehnte sich der Trupp, es entstand eine Schwarmlinie, die Abstände wurden gewaltig. Sie mußten Signale vereinbaren und bestimmten, daß sie in gewissen Zeiträumen nach der Mitte zusammenlaufen wollten, um nur die Orientierung zu behalten und ihre Erfolge auszutauschen.

Gleichwohl verloren sie bei Anbruch der dritten Nacht die Verbindung. Carrion und Ibanez, die am weitesten nach Süden geraten waren, wußten in der jäh hereinfallenden Dunkelheit die Richtung nicht mehr zu bezeichnen, in der die Kameraden sein mochten. Kein Ruf erreichte sie, so angespannt sie in die ungeheure Stille hinaushorchten . . . und mit einem Male fiel die Einsamkeit eines ganzen für sie gestalt- und begrifflosen Erdteils, der Gebirge hatte, die sie nicht kannten, Wälder und Ströme, Vögel, Raubtiere, farbige Menschen und wohl ungemessene Schätze — fiel über ihre unerschrockenen Herzen her und machte sie klein. Diese Totenstille war ein Schrecken, dem sie noch nie begegnet waren. Sie duckten sich ganz hinein ins Gras, weil sie das Gefühl hatten, die Nacht habe Augen, mit denen sie jede ihrer Regungen beobachte; sie rollten sich wie Hunde zusammen, um vielleicht noch einem Schicksal zu entgehen, das sie gleichwohl schon besiegelt wähnten. Ihre Pulse pochten laut, und aus Furcht, dieses Klopfen könne einen Hörer finden, legten sie die Degen beiseite, schnallten sie die Panzer ab, die nun nicht mehr klirren konnten.

Es war Ibanez, der plötzlich meinte, hinter einer kleinen Hügelkette müsse ein Licht sein, das seinen Schein in die Luft schicke. Dann sah es auch Carrion, und

bald war es gewiß, daß sie sich nicht täuschten. Sie waren sogleich wieder tapfer, sprangen auf und gingen auf die Erhebungen zu, bereit, in menschlicher Nähe den Tag zu erwarten und unter Umständen einen Kampf auf sich zu nehmen, bei dem sie Gegner und nicht ungreifbare Empfindungen vor sich haben würden.

Sie mußten durch einen weiteren Streifen Knick, dann kam Morast auf der Sohle des Tals. Die Helligkeit nahm zu. Die gewölbten Silhouetten vor ihnen vertieften sich noch. Sie kamen ohne Mühe hinauf. Das erste war eine Enttäuschung: sie sahen jenseits am Hang Häuser, steinerne Häuser mit Stroh gedeckt, wie es sie je und überall in der Welt gibt, aber nichts Absonderliches, und so eingefressen war ihre Erwartung auf dieses Absonderliche in jeder Form, daß ihr erstes Wort über den Anblick ein Fluch war. Die kleinen weißen Häuser standen um einen etwas abschüssigen Platz. Dort brannten Reisigfeuer. Große, durch die Schatten noch besonders groß wirkende Menschen schritten auf und ab, wie es Wachen tun. Die beiden Spanier beobachteten das ganz genau und grübelten, was es zu bedeuten habe.

Nach geraumer Zeit, die sie kauernd zwischen Bäumen oben verbrachten, ging ein nicht sehr lauter Signalton durch die Nacht. Die Wachen lagerten sich, die Reisigfeuer wurden nicht weiter aufgeschichtet und verloren allmählich an Schein. Das machte den Spaniern doch Mut: Menschen waren in der Nähe, man konnte irgend etwas verrichten und, da es dunkel war, ungesehen vorspüren, sich gewöhnen und den Vorteil suchen. Geleitet von der Hoffnung, ihr Glücksstern werde sie nicht verlassen, begannen sie hinunterzusteigen.

An den äußersten Hütten konnten sie nichts entdecken, einige waren leer, in anderen lagen Maiskolben noch unausgedroschen in kleinen Bergen. Anderswo war es zu düster, die Fensterluken befanden sich in einer Höhe, die sie ohne Lärm und Mühe nicht erreichen konnten. Da fiel es Carrion siedend übers Herz, daß sie waffenlos waren, Degen und Harnische hatten sie drüben im Gras liegen lassen. Er wollte nun unbedingt zurück, er hatte durchaus keine Lust, hier ohne Schutz einen Überfall zu bestehen. Aber Ibanez dachte schneller: ob er glaube, jetzt, zurücktappend in einer unübersehbaren weiten Wiesenfläche ohne Orientierungsmale und in einer solchen Schwärze den Fleck wiederfinden zu können?

Sie standen, während sie das flüsternd besprachen, gegen eine Hausmauer gelehnt. Ibanez sah hinauf und hinab, wobei er absichtslos den Bewurf betastete. Übrigens — sagte er — wenn einer auf des anderen Schulter stiege, wäre es vielleicht möglich, durch das Fenster dort ins Haus zu schauen. Carrion war der leichtere, schmälere, sie verständigten sich sofort, das Ziel und die gemeinsame Begierde ließ keinen Streit aufkommen. Carrion stieg hinauf.

Eine ganze Weile sah er gar nichts. Er konnte nicht einmal feststellen, ob der Raum drinnen breit, hoch, tief, lang sei. Gar nichts. Nicht, ob da noch andere Luken wären, ob da Tiere schliefen oder Menschen, ob es ein Speicher wäre oder ein Gefängnis oder ein Tempel. Gar nichts. Ibanez wurde sehr rasch ungeduldig und schüttelte seine Schultern.

Da schwang Carrion sich vollends hinauf auf den Fenstersims. Er schloß für Sekunden die Augen und öffnete sie dann ganz schnell in das Dunkel hinein, sprengte sie förmlich auf, um das, was da vielleicht wäre, an die Pupille heranzureißen. Ibanez flüsterte drängender:

„Was ist? Nun?"

Carrion hörte die kleinen Rufe hinter sich wie etwas Komisches, das ihn nur wenig anging.

„Ja, da sind Dinge. Es geht weit hinein. Ich sehe Spitzen, Zacken, aber ich weiß noch nicht recht, wozu sie gehören."

Er sagte das ziemlich mechanisch, und jedenfalls hatte er Ibanez schon ganz und gar vergessen. Er drehte sich auf seinem Simsplatz herum, jetzt vollends nach innen zu gedreht. Dann versuchte er sich nach dem Raum hinunterzutasten. Aber so lang hinab er auch die Beine hängen ließ, und einen Augenblick hing er nur noch eben an den Fingerspitzen fest, er fand da unten keinen Grund. Weil er nicht Lust hatte, vielleicht im Bodenlosen zu zerbrechen, drückte er sich mit einem Klimmzug wieder nach oben und beschloß zu warten, bis das Auge durch die märchenhafte Schwärze hindurch schärfer sehen würde.

Vielleicht hatte er über diesem Warten Minuten gedämmert; unten scharrte Ibanez ein paarmal wie ein ungeduldiges Pferd. Plötzlich fuhr Carrion hoch, weil er glaubte, ein Licht gesehen zu haben, etwas Helles hatten seine gedankenlosen Augen berührt. Aber es war nicht eigentlich Licht, es war ein Schein, ein Reflex, ein Tupfen Weißgrau, bald wurde es mehr. Da zeigte sich eine ungleichmäßige Fläche in der Tiefe des Raumes, es waren Gegenstände, Zacken, Spitzen, zusammengeworfene Dinge. Nach wenigen Minuten konnte er die Entfernung abschätzen, er wagte nicht zu viel, wenn er hinuntersprang. Er sah Flächen und Rundungen wie von Tellern, Kelchen, und eines, das magisch herausspitzte, zuerst machte es ihn doch beklommen, das mußte der Kopf einer Figur sein. Plötzlich ahnte er etwas, das Herz schlug auf, er straffte sich, ein wenig geneigt nach vorn ließ er sich oben los auf Tod und Zerbrechen —

er lag in Gold!

Keinen Augenblick war er benommen, nur die Hand schmerzte leicht von einem Riß durch metallene Ecken, es raschelte unter ihm blechern, es rieselte körnig wie an einer alten Wand und war dann wieder still. Unübersehbare Dinge waren hier zusammengetragen. Carrion machte die Augen zu und überließ es seinen Fingern: tastend zu sehen, und er sah mit inbrünstiger Liebe, streichelte Kanten, Verzierungen, seltsame Schweifungen. Er rutschte ein Stück weiter und blieb wieder liegen, angespannt auf die Geräusche seiner Bewegungen lauschend und ob sie etwa Antwort wecke. Er war eine Maus, die spürte, wartete, spürte. Immer schienen es dieselben Dinge zu sein: Geräte, Barren, Schalen, Schmuckpfeile, Kästen, Ketten und schlanke, langgliedrige Figuren. Er fuhr zurück, als er zuerst eine solche Hand entlanggriff, die kühl war und doch das Geheimnis eines Bald-erwachen-wollens hatte. Und lauschte wieder, ob die Hand nun in sein Gesicht vorstoßen werde. Es geschah nichts.

Alles war ganz tot. Er merkte geschliffene Steine, langes Gehäng, und lauter Gold — Gold — — Gold — — — —, mit beiden Händen fühlte er es ab. Dachte, versuchte zu denken. So reich, durchzog es ihn, war bisher kein Spanier gewesen wie er in dieser Minute war oder zu sein glaubte. Peru hörte für ihn hier auf, noch ehe es begonnen hatte. Carrion verlor den Kopf. Der Rausch stieg aus dem kühlen Metall. Seine Finger bohrten, er grub. Gold. Das Wort wurde Wolke in seinem Hirn. Er arbeitete sich weiter. Das da mußte ein Block sein. Er tastete ganz langsam entlang. Alles in ihm schwieg unter diesem schwindelnden Gefühl. Ein ganzer Block Gold. Gott! Er hatte nie gedacht, daß es Gold in dieser Masse gäbe. Seine Finger zitterten, jedes Fingerglied zitterte, als er immer noch einmal an den Kanten entlangstrich. Schneller. Als suche er etwas. Ob da nicht eine Öffnung wäre. Ein Weg nach innen. Gewiß dachte er nicht, was er darin suchte. Aber er wäre wie erlöst gewesen und hätte wohl gelächelt, wenn dieser Block plötzlich geatmet hätte, geklopft aus einem noch so schwachen Herzen, wenn diese starren Flächen sich mit einem Male weich nachgebend angefühlt hätten wie menschliche Haut. Wenn Leben darin gewesen wäre. Flächen, Kanten, Ecken, das war alles. Wie hart. Er stöhnte. Wie taub, wie tot. Seine Finger kreisten flinker, aber er fand keinen Eingang an das Herz dieses Goldes. Da biß er hinein. So tierhaft war er in dieser Sekunde, daß er zubiß. Er schlug die Zähne hinein, erst rutschten sie ganz glatt ab. Dann hieb er sie noch einmal hinein wie ein Büffel die Hauer. Eine Spur schienen sie sich abzudrücken, sie hielten gerade, und das war alles. Alles. Er klappte ohnmächtig mehrere Male die Kiefer auf und zu. Das war alles.

Er hatte lange so gelegen, träge entspannt. Er hatte keinen Willen. Es war etwas entzwei gegangen, freilich wußte er nicht, er war zu primitiv, um es deutlicher aus sich herauszuheben und zu begreifen, daß eine unbestimmte, gleichwohl sehr mächtige Vorstellung zerbrochen war. Besessenheit hatte getrogen, Begierde war entlarvt, wenigstens jetzt, wenigstens einmal. Er schüttelte plötzlich den Kopf, wie ein im Schlaf beunruhigtes Tier. Ganz von ferne rührte ihn etwas, aber sein Hirn hatte nicht Kraft genug, sich Rechenschaft zu geben, nachzuspähen. Er hob den Kopf nur aus Instinkt.

Durch irgendeine Luke, die er nicht entdeckte, kam Schein einer Dämmerung herein und weckte das tolle Gold zu phosphoreszierendem Widerschein. Überall zuckte es irrflammenhaft auf, er lag in einem Feuer kleiner geduckter Reflexe. Erwachte das Gold? Er suchte —

und sah in ein Auge, und gleich darauf war ein zweites da. Schrecken durchrieselte ihn, er verharrte in der etwas verkrampften Lage, die er gerade innehatte wie der Mimikrywurm an einem dürren Blatt. Es war eine Lage, die er sonst niemals ausgehalten hätte, der Schrecken vereiste Glieder und Muskeln zu einem solchen Stillstand. Es war nicht, daß jemand ihn ansah, sondern wie der Jemand ihn ansah: ganz reglos, unverwandt, still, und mit jener Stille, die nicht tot ist, die vielmehr aus einem milden, unsagbaren Leben von tief innen herauf lebt. Es waren gute, gütige, sanfte Augen, braun im weißen Email, und es war ein Antlitz von

bronzebraunem Glanz. Er war noch niemals so angesehen worden, es hatte immer hart gegen hart gestanden, wenn er mit jemandem prüfende Blicke getauscht hatte. Jetzt konnte er nur dunkel denken: „Indianer", aber er verband nichts Festes mit diesem Wort mehr, alle die sonderbaren Geschichten, die man in Panama erzählt hatte, waren jetzt verdampft. Die stille, schöne Milde benahm ihm den letzten inneren Widerstand.

Er schrie auf, als sei er getroffen, und streckte beide Hände aus. Die eine blutete noch aus mehreren Rissen. Geräte unter ihm rutschten fort, es klirrte blechern und lächerlich, genau so klirrt ein Trödelhaufen, wenn jemand eine rostige Kanne darüber wirft. Nur die Illusion macht einen Zauber aus goldenen Dingen.

Das braune Antlitz drehte sich langsam zur Seite, eine Türe wurde geöffnet. Kurzer Ruf. Wie übrigens? Nicht herrisch, nicht scharf, eher der nüchterne Laut aus einer Unterhaltung. Zwei andere sprangen herein. Braun, mit Federn geschmückt, mit langen Ketten behangen, die leise beim Bewegen aneinander klickerten. Sie faßten ihn unter die Arme und hoben ihn heraus. Weil er freilich eine Tücke erwartete und nicht glauben konnte, daß der Einfall in Schätze ungesühnt bleiben werde, blinzelte er unter gesenkten Lidern herum. Sein Schädel erwartete den Sprühregen der Schwerter. Da schon alles eins wäre, wagte er zu rufen, das klang in dem hohen Raum sehr sonor, aber er selber fühlte, daß es gar keinen Sinn hätte. Der Laut hing irgendwo fremd in der Luft. Es verstand ihn niemand. Er wagte dann einen Schritt nach vorn. Es geschah nichts, man hinderte ihn keineswegs. Er durchschritt die Türe in den Vorraum, nun, hier, nahe dem Platz, müßte es sich ja entscheiden, was man mit ihm tun werde. Die Indianer traten hinter ihm gleichfalls heraus, die Türe blieb offen stehen. Wie er die Luft schnupperte und das Tageslicht sah, kam ihm auch die Frechheit vollends zurück. Er drehte sich noch einmal um und sah nun den ungeheuerlichen Schatz, der sich hinter der breitmäuligen Türöffnung gebirgig türmte. Der Rausch fiel ihn wieder an. Er griff hinein, raffte an sich, was seine Finger greifen konnten, es waren große, brutale Landsknechtsfinger, er hatte sie niemals so zart und schwach empfunden wie jetzt. Als er zurücktrat, entrollte ihm ein schwerer goldener Becher. Ein Indianer bückte sich und legte das Gefäß ruhig wieder auf seinen Arm zurück. Was für Leute waren das? Er begriff es nicht. Seine uralten Begriffe hörten überhaupt auf. Er begriff nur, wie toll und gemein es war, daß er nicht mehr schleppen könnte, obwohl er nicht wußte, wohin und was dann daraus werden sollte.

Als er auf den Platz hinaustrat, stand er vor Ibanez. Sehr sonderbar war es mit Ibanez. Er zog genau das gleiche unentschlossene Gesicht wie Carrion. Wußte nicht, was er aus den Indianern machen sollte. Sie hatten ihn aufgegriffen, jedoch nicht angerührt. Als er Hunger bezeigte, hatten sie ihm Bananen und Mais gebracht, der auf eine leichte und würzige Art geröstet war. Er konnte herumgehen, niemand legte ihm etwas in den Weg, aber er spürte, ohne daß er angeben konnte, woher, ganz deutlich hunderte unsichtbarer brauner Augen, die ihn von überall her beobachteten. Das war wie ein unsichtbares Gitter, das er nicht einreißen konnte.

Von Fesseln und Waffen war hier nichts zu sehen. Die Häuser standen wie breitentsprossene Gewächse im hohen Gras, Pferde weideten herum, die Sorte war klein und langmähnig, er kannte solche Tiere noch nicht, aber er stellte gleich fest, daß sie eine flinke Gangart haben mußten, streichelte das eine und das andere, griff nach Schnauze und Gebiß. Eines mit weißem schlanken Mal zwischen den Augen gefiel ihm besonders, er ging ein paarmal darum herum. Da trat ein Mann zu ihm, und mit einer kleinen Hebung der Hand, die eigentlich gar nicht zu umschreiben ist, lud er Ibanez ein, aufzusitzen. Das erhöhte ihn gewaltig, sein erster Gedanke war: nun könne er sich aus dem Staube machen.

In diesem Augenblick erschien Carrion, Kelche, Platten, kleine Figuren, Ketten funkelnd im Arm. Er konnte zuerst nicht sprechen, so benommen war er von dieser Nacht, dem Rausch, dem Morgenlicht. Er duckte sich etwas.

„Ibanez —", krächzte er. Carrion wußte selber nicht, was er sagen sollte. Ibanez war sofort abgesprungen, und die Male der Gier traten wie starke Adern plötzlich heraus in sein Gesicht, als er das da sah. Er stürzte auf das Schatzhaus zu.

„Laß, laß!" flüsterte Carrion. „Ich gebe dir. Aber fort! Wir wollen reiten. Wir wollen versuchen, ob sie uns reiten lassen. Wir kommen zurück und sie werden alles hergeben müssen. Das Wichtigste ist jetzt, daß wir ausprobieren, ob man uns fortläßt."

Er wollte auf das Pferd des Ibanez. Aber der war schon genau so sicher geworden, wie Carrion im Schatzhaus. Er winkte, in der Tat brachte ein Indianer noch ein Pferd. Freilich waren die Tiere ungesattelt, das waren die Spanier nicht gewohnt, aber sie konnten sich jetzt nicht vorstellen, daß es noch etwas Schweres auf der Welt gebe.

Carrion hatte die Schätze mit Ibanez geteilt, diese Politik schien ihm die beste und eine Voraussicht das Schlaueste. Dann saßen sie auf, grüßten auf ihre Art militärisch kurz und eckig. Die Indianer, die im Halbkreis herumstanden, hoben leicht die Hände und legten sie wieder zurück. Das war alles. Keiner tat einen Schritt. Sie ritten langsam vom Platz aus nach Westen und die Hänge hinauf. Dies da war unzweifelhaft der Weg, den sie gekommen waren. Erst wagten sie nur, leicht zur Seite zu schielen, dann drehten sie sich kecker um, sie wollten wenigstens die Falle entdecken, in die man sie sicher laufen ließe. Sie erwarteten Schüsse in den Rücken, ohne sich zu sagen, daß die Indianer das Pulver nicht kannten. Sie sahn da unten noch immer die braunen Menschen im Halbkreis zusammenstehen, die Hände zu einem leichten Gruß hebend und beherrscht von einer Faszination, vor der diese weißhäutigen Männer, die dort auf Pferden aufwärts gegen die Himmelslinie zuritten, eine unfaßbare, vielleicht göttliche Vision waren. Ganz oben hielten sie einen Augenblick an, standen wie Denkmale auf dem Scheitel des Hügels. Sie konnten die Gesichter unten nicht mehr sehen, die Entfernung verwischte sie schon.

Dann durch den Knick durch schlugen sie eine schnellere Gangart an. — Die kleinen Pferde liefen vorzüglich, stießen sich nicht an den Wurzeln und Blöcken, nahmen unten in der Talsohle sehr sicher den Morast. Bald kamen sie an die Plätze,

wo sie nachts die Waffen abgelegt hatten. Nach einer kurzen Rast schlugen sie die Richtung gegen Westen zu ein, wo sie unbedingt an die Küste kommen mußten.

Zwei Tage später stießen sie auf ihre Kameraden, die den Rückmarsch angetreten hatten, da sie nach Verlust von Carrion und Ibanez sich nicht weiter verzetteln wollten und auch nicht glaubten, noch auf guter Spur zu sein.

Pizarro, geblendet von Beute und Bericht, ordnete den Zug neu. Ibanez ritt nach der Karavelle, Verstärkung heranzuholen. Es waren dann im ganzen fünfundzwanzig Mann. Am Abend, ehe sie die kleine Stadt und das Schatzhaus mit ihrem maßlosen Feuer überfielen — und sie kamen dabei wieder aus der Höhe wie Götter, glänzend in ihren Harnischen —, sagte Pizarro noch: entweder seien diese Leute verrückt oder dumm, sie gäben Pferde zu Flucht und Angriff und wüßten die Macht ihres Goldes nicht zu gebrauchen, es sei eine Pflicht, daß man es ihnen nähme und bedeutenden Zwecken zuführe.

Als sie hinunterritten, lagen die Indianer auf dem Platz, mit den Köpfen berührten sie den Boden, so daß man meinen konnte, sie beteten.

Emil Gött an Malwida von Meysenbug

Unveröffentlichte Briefe, mitgeteilt

von

Berta Schleicher

Es gehört zu den bedeutsamsten und anziehendsten Seiten von Malwida von Meysenbug, der im deutschen Schrifttum dauernd fortlebenden „Idealistin", daß sie in Wort und Wesen eine so unvergleichliche Atmosphäre des Vertrauens um sich schuf — eines rückhaltlosen Vertrauens, das vor allem suchende, ringende junge Menschen zu ihr brachte, die das Muttergleiche ihrer Natur herausfühlten, das von Nietzsche in so unnachahmlich zarter Weise in ihr erkannt und geehrt worden ist. So hat ein Heinrich von Stein in seinem kurzen enttäuschungsreichen Erdendasein mit innigem Danke ihre verständnisvolle Anteilnahme an seinem Streben als eine für viel harte Gleichgültigkeit entschädigende Wohltat empfunden. So ist sie für den jungen Romain Rolland die unermüdlich ermunternde Freundin geworden, die in dem einsam Schaffenden den Genius erkannte, lange bevor er der Welt sich offenbarte. Und so hat auch vom jungen badischen Dichter Emil Gött zur 82jährigen Greisin Malwida ein Weg geführt, der sich nun auftun soll in den hier mitgeteilten Briefen, Emil Gött zum Gedächtnis, der im Mai dieses Jahres seinen 60. Geburtstag feiern würde.

Götts Lebenswerk ist in den von Roman Wörner herausgegebenen sechs Bänden seiner gesammelten Werke, Briefe und Tagebücher niedergelegt; Gustav Manz hat seinerseits eine Sammlung von Briefen des Freundes veröffentlicht, und Mutterhand hat ein in seiner Schlichtheit ergreifendes Büchlein über des Dichters Anfang und Ende geschrieben.[1]) So ist dem Bilde Götts wohl kaum ein völlig neuer Zug zu entnehmen, wenn nun auch diese Briefe an Malwida von Meysenbug veröffentlicht werden. Aber unendlich aufschlußreich für sein Innenleben sind sie doch, gerade durch das unbegrenzte Vertrauen, das ihn hier beim Schreiben beseelte. Hemmungslos strömt es ihm in die Feder; der ganze, kühne, vor nichts zurückschreckende Emil Gött, der scharfe Denker und heiß und wahrhaftig empfindende Mensch blickt aus den Zeilen. Nur hier und da — ein Reiz mehr — ist der überquellende Mitteilungsdrang durch die Rücksicht auf die greise Empfängerin in eine anmutig verhaltene Form gebändigt.

Es sind die wichtigen Jahre n a ch seiner Kenntnis von Nietzsche, in denen Gött sich an Malwida wendet. Und unverkennbar tragen auch diese Briefe die Spuren seiner stilistischen, mehr noch seiner seelischen Verwandtschaft mit Nietzsche. Man darf bei Gött nie vergessen, daß es ein Ringender, gegen „raffinierte" Nöte aller Art Kämpfender ist, der da spricht; ein tapferer Streiter, dessen inneres Leben mehr als das seiner Weggenossen ein Auf und Ab von Ruhe und Sturm gewesen ist; ein Einsamer, der die seelische Not seiner Zeit, an deren Folgen wir jetzt schwer tragen müssen, mit offenen Augen sah und an ihr litt.

Die allererste Anknüpfung Götts, nach seiner Lektüre der „Memoiren einer Idealistin", ist uns nicht erhalten. Und nirgends findet sich ein Wegweiser, der uns anzeigte, ob der letzte Brief der in Malwidas Nachlaß vorgefundenen Sammlung (vom 25. März 1899) auch zugleich das letzte Wort ist, das Gött zu Malwida gesprochen. Die Briefe mußten ihres zum Teil unverhältnismäßig großen Umfanges wegen gekürzt werden, doch wurde mit Sorgfalt darauf geachtet, daß die Striche ihnen nichts von ihrem charakteristischen Gepräge nehmen würden, wie auch die für Gött so bezeichnenden häufigen Unterstreichungen, Zwischensätze, Ausrufungen originalgetreu beibehalten worden sind.

An manchen Punkten, besonders in den Bekenntnisbriefen vom Oktober 1898, hat die Hand gezögert beim Abschreiben — als sollte so ausgesprochen Innerliches, so vornehm und zart Empfundenes, so ganz nur der vertrauensvollen Hingabe Entsprungenes nicht dem Dunkel entrissen werden. Einzig und allein Götts eigener Entschluß in bezug auf seine Tagebücher, die er nach langem Schwanken dem Schicksal der Veröffentlichung nicht entzogen hat, vermochte alle Bedenken zu zerstreuen.

Ein Wort noch über den ersten Brief, über die gleich in all seiner Ehrlichkeit einsetzende Ablehnung des Begriffes Idealismus; sie könnte denjenigen, der noch nichts von Emil Gött weiß, irreführen. Sein Zorn gilt nur dem abgegriffenen Wort, dem durch Mißbrauch seine ursprüngliche Bedeutung verkümmert worden ist.

[1]) Alles bei Oskar Beck in München erschienen.

War er doch selber der echtesten Idealisten einer, die je über diese Erde gegangen sind! Vom kleinen Volksschüler an, der, um Schwächere zu schützen, gern freiwillig ihre Strafe auf sich nahm, bis hinein in die Bitterkeit seines viel zu frühen Sterbens, dem er noch unter Qualen jeden nur möglichen Augenblick zu geistigem Schaffen abgerungen, hat er zahllose Proben seines Idealismus abgelegt — des tapferen Idealismus der Tat, wie ihn lebenslang auch Malwida von Meysenbug bewiesen hat. Er war das ihnen gemeinsame Grundmotiv, naturgemäß in beider Leben nur ganz verschieden zum Ausdruck gekommen.

Zähringen, 8. 8. 98.

Mit der größten Freude begrüßte ich Ihren unerhofften Brief, der mir das Gelingen des Brückenschlags zu einem so teuren Leben anzeigte, und ich danke dem Schicksal dafür, daß es dem meinigen diese Erhöhung, diese Höherbelebung gönnte. Leben steckt an und das Ihrige hat in dem Teile, den Sie in Ihrem Buche preisgegeben haben, Hinreißendes an sich, zum *Mitleben*, zum *Selbstleben* Verführendes; es ist die heroische Ader in uns, die mitschwillt, wenn wir den Zügen eines heldenhaften Lebens folgen, sei es auf den Brettern, die die Welt nur bedeuten, oder auf dem gewachsenen Boden selbst; wir glühen vor Mitlust an dem heißen Leben, das sich vor unseren Augen abspielt oder abernstet.

Und ist es nicht wahr, daß wir schon ziemlich stark das instinktive Gefühl haben: soviel Leiden der Mensch heroisch überwindet, soviel ist aus der Welt geschafft! Ich denke mir den Trost einfach unendlich, den ein junges Mädchen von Ihren zarten Anlagen, oder ein geprüftes reifes Weib aus der Mitteilung Ihres Lebens schöpfen kann, wenn er nur einigermaßen der wilden Lust parallel sich erzeugt, die mich, den Mann ergriff, als dieses Stück Leben, weibliches Leben sich vor mir abspielte.

Ich muß Ihnen aber sagen, daß es einer geraumen Zeit und mancher Umstände bedurfte, bis ich das selige Opfer dieser Lust wurde. Drei oder vier Jahre hindurch hielt ich mich Ihrem Buche verschlossen, das eine gute Freundin mir angelegentlichst empfohlen hatte, und zwar — seines *Titels* wegen! Ich liebe das Wort Idealismus oder gar Idealist nicht; *hasse* es aber geradezu, wenn es jemand auf sich selbst angewendet in den Mund nimmt. Erst als mir Ihre Person in der Biographie Nietzsches wieder entgegentrat, ließ ich mich, immer noch zäh und spröde, herbei, vom Titel auf den Inhalt überzugehen, und — Sie erlebten eine rührende Versöhnung, nicht mit dem Titel und dem Wort Idealistin, sondern mit der realen Person, in der dies fatale Wort doch reales Fleisch angenommen und ein wenig unter uns gewohnt hat!

Denn sehen Sie: es gibt für mich nur soviel Idealismus, als er sich körperlich und täglich und wirklich im Leben ausdrückt, sich mit Leben bindet, sich in

Leben — — löscht! — ein Vorgang, bei dem zu allererst das Wort verschwindet, eben weil es Fleisch annimmt, Tat und Leben wird! Was über die Lebensmöglichkeit hinausschießt, ist mir ebenso wertlos, ungesund und häßlich, wie das von keinem geistigen Strahl erhellte, von keiner sittlichen Notwendigkeit geheizte Leben der Schlacke. Aber Schlacke ist doch kein schönes Wort und Materie und Materialismus auch nicht! Aber welch ein schönes Wort ist Idealismus und welch ein unerhörter, widerlicher Mißbrauch wird natürlich mit ihm getrieben, so natürlich, daß ich das lebendige Bewußtsein habe, ein anständiger Mensch dürfe es gar nicht mehr in den Mund nehmen, sondern sich eher zum Gegenteil bekennen, wenn denn doch einmal etwas bekannt sein muß! Bei Gott, wie jener alte Sachsenhäuptling ziehe ich den Fuß wieder aus dem Taufbecken, um nicht mit den Idealisten in einen Himmel zu kommen! Da bleibe ich lieber bei meinen Bauern, Arbeitern und Soldaten, wenn auch nicht in der Hölle, so doch auf der realen und materiellen Erde, nur ernst und lustig bemüht, sie mit meinem Verstand weiter zu erhellen und mit meinem Mute noch etwas besser zu erwärmen, als sie es ohnehin schon ist. Man muß sich nicht, wie es das Erblaster des deutschen Idealismus ist, über die Möglichkeit der Realisierung erheben wollen; sonst liegt man, das weiß jeder, der sich im Idealismus versuchte, nach jedem Flatterversuch mit der Nase dahin eingebohrt, wo man eingeboren hingehört; und die zerschlagenen Knochen werden dann sogar zum einfachen mannhaften Schreiten untauglich. Andrerseits darf man auch sich nicht gleich unwillig von jeder Realisierung eines Ideals abwenden, weil dieses auf der bekannten Diagonale im Parallelogramm der treibenden und widerstehenden Kräfte anders gediehen und wo anders hingeraten ist, als der Idealist vorher meinte und maulte.

Aber nun doch genug von dieser wohl unverhofften Polemik, nicht wahr? Aber Sie werden mir sicher durch den Strudel des Ausdrucks auf den Grund der Empfindung durchfühlen! Wenn nicht, so wäre mir dies eine große Enttäuschung, die Entwertung von etwas sehr Teuerm — auch eines Ideals, sehen Sie, das sich vor der energisch durchgreifenden Hand verflüchtigte!

In Ihrem Briefe verlangen Sie auch einige Auskunft über mich. Liebe Seele! hier muß der Sänger schweigen! Oder ungefähr sagen: ich bin ein unfaßlicher Funke des ewigen Lebens, in mir Mensch geworden, der nun in rasendem Wirbel um sich selbst, mit allerhand Tages-, Jahres- und Lebenszeiten und so und so geneigter Achse um seinen unbekannten Brennpunkt und vielleicht oder wahrscheinlich mit diesem zusammen nach einem ebenso unbekannten Ziele gerissen wird; und bald kommt es mir vor, als ob dieser Brennpunkt der liebe Gott, bald aber auch, ob es ein liebes Weib, d a s liebe Weib sei, das zu suchen mein ewiges Ziel, das zu finden oder nicht zu finden meine prädestinierte Unseligkeit wäre. Meiner zivilen Gestalt nach hocke ich als etwas sehr eigentümlicher Bauer auf einer kleinen Scholle bei Freiburg i. B., die erstens viel zu schön für mich und zweitens zu groß für mich allein ist und daher einer beträcht-

lichen Veränderung in meinem Leben bedürftig ist, um mir wirklich gehören und anerschaffen werden zu können. Nun aber nehme ich auf diesem schmalen Rande Abschied für heute! Ihr

Emil Gött.

15. 8. 98.

Ich lese seit gestern in den „Stimmungsbildern", und das überwältigende Gefühl der Seelengemeinschaft, das mich, wie so oft in Ihrer Lebensgeschichte, auch hier wieder ergreift, stark und süß und nicht ohne Schmerz, zwingt mir heute noch einmal die Feder in die Hand, zu einer Nachschrift, die ich Ihnen vom Tage meines letzten Briefes an schuldig wurde. Oder nein es ist so: die Ergriffenheit von heute gibt den nötigen Ruck zum Abtrag der Schuld von dort.

Ich habe den Brief in keiner guten Stunde geschrieben; ich mußte mich zur Konzentration z w i n g e n, und was das heißt, wissen Sie, die in einem langen Leben schon so viel und Unterschiedliches zu schreiben hatte, von selbst gut genug: man ist nicht eins und ganz und gibt nichts Eines und Ganzes und — mit einem Wort — die Maßlosigkeit wird Stil! Und doch glaubt man es hinbringen zu können und bringt es eben nicht hin; man m i ß b r i n g t es!

Ich will mich aufs einzelne nicht mehr einlassen. Ein Wort mag über jede Möglichkeit eines Mißverständnisses hinweghelfen; ich habe es dort leider vergessen: in meinem Tagebuch oder am Rande des Buches muß sich der heftige Ausruf finden: „Diese Törin! mit ihrem Idealismus! spürt sie denn nicht, daß sie die kräftigste Realistin ist!" Sehen Sie, ich hatte von Anfang an das lebendige Gefühl, daß Sie die geistigen Forderungen, die im Anfang des Selbstschmiedeprozesses immer als heftige Schmerzen auftreten, im realen Leben mit tapferer Hingabe ausprägen. Und diese Anerkennung fehlt, wenigstens formal, in meiner neulichen Expektoration gegen den Idealismus!

Aber heute möchte ich, daß nur die reine Freude an Ihnen zum Ausdruck käme. Aber nun habe ich nicht nur die Feder gewechselt — endlich! —, sondern scheint's auch die Schreibelaune. Zum Teufel ist der spiritus, das Phlegma ist geblieben! Und ich hatte vermeint, Ihnen so vieles sagen zu müssen! Das Wesentlichste ist wohl das: über die gleichen Probleme, die Sie in den ersten Kapiteln der „Stimmungsbilder" behandeln, habe ich selber lang und ernstlich, mit so völliger Hingabe meines Willens zur Erkenntnis — der eins ist mit dem zum Ausleben des Erdachten — nachgeforscht, daß ich mich fast bis zu dem Prädikate „u n d g r ü n d l i c h" zu versteigen getraue. Ja, ich wage es zu sagen: so tief es bei dem heutigen Stande der menschlichen Erkenntniskraft möglich ist, in die Ab- und Ungründe des Seins vorzudringen, so tief ist es wohl mir gelungen; freilich ist auf die Ergebnisse unsrer Sinnesarbeit kein absoluter Verlaß, und meiner wohl erst recht nicht, dagegen auf die Redlichkeit meines Forschens; und meine Kühnheit vollends kennt keine Grenzen — auf Tod und

Leben zog ich aus, und schon gibt es für mich keinen Tod mehr; so weit kam ich schon! An dem Grade der Ergriffenheit aber, mit der ich den Spuren Ihres Sucherpfades folgte und wieder folge, erspüre ich immer etwas von der großen, innigen Freude, die Sie bei einem Blick auf mich und meinen Weg empfinden könnten.

Aber der Möglichkeit der Mitteilung meiner Person und ihres Inhalts stehen merkwürdige Schwierigkeiten im Wege. „Ausgedrückt" habe ich mich bis heute gehörig nur in den heiligen Bezirken meiner Tagebücher; außerdem habe ich, wie es einem deutschen Kerl fast natürlich ist, auch gedichtet; aber das Dichten ist, wie mir die heißesten Erlebnisse und hellsten moralischen Entdeckungen gezeigt haben, entschieden etwas, was überwunden werden muß; überall steht es pro dem Tun und Sein und läßt die besten Kräfte unseres Wollens sich in den Wind der Worte ergießen und verderben, statt in ein markiges Leben. Ich schäme mich daher sehr meiner eigenen Jugendsünden, und wenn ich sie noch nicht alle vertilgt habe, sondern von einigen erwarte, daß ich sie durch mein künftiges Leben entsühnen und ihnen so ein Anrecht auf ein Nachleben erwerben kann, so würde es doch des tiefsten Vertrauens zu einem Menschen bedürfen — eines Vertrauens, das keine Scham mehr kennt! —, um sie einem zweiten Auge zu enthüllen.

Ich habe solcher Sünden, mit denen ich noch mutterseelenallein bin und hätte auf dieser Welt zu keiner zweiten Seele ein solches Vertrauen wie zu der Ihrigen. Aber auch hier wäre es nicht um die Enthüllung eines Kunstwerks zu tun — was Kunst daran ist, hasse ich und verachte ich eben mit der ganzen Glut meines Willens zum Leben! —, sondern um die Mitteilung von Seele zu Seele, und das Gedicht wäre nur ein erst sehr der Übersetzung bedürftiges Mittel dazu. Von veröffentlichten Flocken meines Schaffens möchte ich selbst vor Ihnen schweigen. Ich habe in den letzten Jahren unter dem Drucke einer unerhörten, nicht persönlichen Not und der Lust, die mich manchmal anwandelte, endlich einmal „lebendig an der Mitwelt zu weben", einiges flattern lassen, nicht unter meinem Namen, und dazu in sehr gemischter Gesellschaft, aber diese Tätigkeit erscheint mir heute als das Unwürdigste, und ich habe sie abgebrochen; mindestens die Not soll mich nicht mehr zu dieser Prostitution der Mannesseele drängen! Der Lust mag es noch angehen!

Aber, um es zu wiederholen: zu Ihnen habe ich Lust und Liebe und inniges Vertrauen genug, um Ihrem Auge mein Inneres zu öffnen, Ihrem Ohre meine Orgel tönen und Ihre Hand das warme Leben spüren zu lassen, das aus mir heraus will und gegen einen rätselhaften, aber gewiß göttlichen Druck nicht darf, noch nicht darf, vielleicht nie darf bei den Lebzeiten seines Trägers! Ganz wie Gott will! Und jetzt glaube ich alles gesagt zu haben, wozu es mich vorhin drängte. So will ich jetzt denn Abschied nehmen. Wie gerne möchte ich die guten Hände einmal in die meinen nehmen! So drücke ich sie heute ehrfurchtsvoll nur in Gedanken! Ihr

Emil Gött.

Zähringen, 10. 10. 98.

Vor einer Stunde habe ich staunend und zitternd Ihren Brief erbrochen — ich hatte keinen mehr auf meine harten und heftigen Auslassungen erwartet! —, und erst mit dem Eintauchen der Feder scheint sich die tiefe Bewegung und Erschütterung beruhigen zu wollen, die mich beim Lesen Ihrer rührenden Zeilen überkam.

Es ist nichts lebendig um mich, auf meinem einsamen Hofe, im einsamen Hause, in der einsamen Kammer, wo ich sitze und m i c h forme, nach s e i n e m Bilde — denn auch das Ticken der Uhr und das Rauschen des Regens kann ich nicht zum Lebendigen zählen, bloß weil es Geräusch macht —, und doch ist's, als ob sich alles auf einen zauberhaften Griff hin verwandelt habe: ich spüre den Hauch eines Menschen um mich — oh wie das labt!

Aber nicht als ob ich mit dem Leid einer schweren Vereinsamung kokettieren wollte! nein! ich bin kein menschenscheuer, griesgrämiger Einsiedler, sondern die Geschäfte des langen, lauten und harten Tages bringen mich in tausendfache und meiner glücklichen Natur nach in durchweg lustige Berührung mit den nicht nur L e u t e n, sondern auch mit dem M e n s c h e n in den Leuten — wie heißt's doch?

„— — er siehet mit Freuden
Durch tiefes Ver-leuten ein menschliches Herz"

aber ich lebe doch das große Heimatglück des Wachsenden, die Abende, die Nächte und die Morgen allein zu sein. Eine Stärkung z u r Menschenliebe ist mir diese Einsamkeit! Und nun spüre ich in dieser glücklichen Stille und Ruhe den warmen Hauch, den feinen magnetischen Strom des Lebendigen um mich! Ich weiß nicht, wohin ich das heiße Gesicht richten soll, um das Unsichtbare den stummen Dank für diesen Besuch lesen zu lassen! Ach, nur hinaus und hinauf damit — der Strom wird seinen Schluß schon finden! (Bei Gott, ich bin so heiß, daß die Tinte zu trocknen scheint, während sie aufs Papier fließt!)

Vielleicht ist es daher gut, wenn ich mir keine Mühe gebe, Ihren Wunsch zu erfüllen, heute in dieser Stunde mit Ihnen von mir zu plaudern; lassen Sie mich lieber, solange mein Herz noch so unbändig klopft, still neben Ihnen sitzen, die Lampe wieder verlöschen und in den scheidenden Tag hinaussehen, nicht sehend, nicht hörend, nicht denkend, nicht einmal träumend, sondern einfach eine Stunde seligen Lebensgefühles genießend. Und dann — gute Nacht für heute!

Morgen weiter, wenn ich diese reine Torheit von heute morgen nicht wieder kassiere!

Also — gute Nacht!

13.

Wie Sie sehen, drohte mein Vorgefühl Tat und Leben zu werden, sogar sehr rasch: mein Abendglück war ein sehr kurzes, durch meine Schuld; kaum eine Viertelstunde, ja nur wenige Minuten l e b t e das eben vergnügt Nieder-

geschriebene, als meine Natur, die es wohl nach einer mehrwöchentlichen Ruhe wieder einmal nötig zu haben schien, eine Selbstzüchtigung verlangte und empfing: das große Glück, in das Sie mich versetzt hatten, hatte mir die Füße vom ehrlichen Boden weggezogen und mich zum Dichten verleitet, ein Ding, das ich zu überwinden habe! Aber wie es heraus war und so dalag und ich doch ganz anders dastand und tun mußte, als ich gesagt hatte, das machte mir, da ich das Dichten oder den Schmerz darüber noch nicht so ganz und absolut (d. h. verlustlos!) siegreich überwunden habe, im Augenblick des neuen Sündenfalls einen tiefen Kummer, den ich auch durch Zerreißen des Wisches nur halb los wurde. Ich habe sogar — das Wort „Fall" erinnert mich daran — gestern abend einen trefflichen Anlaß gefunden, ein paar Verse zu machen, die gut zum Ganzen passen: Nietzsches Verse vor der fröhlichen Wissenschaft lagen aufgeschlagen auf meinem Schreibtisch und mein Blick fiel auf den:

„Ein Forscher ich? O spart dies Wort! —
Ich bin nur schwer — so manche Pfund!
Ich falle, falle immerfort,
Und endlich auf den Grund!"

Da nahm ich die Feder — ich kritzle gern in Bücher! — und schrieb dazu:

Doch unten lieg ich heiß und schwer
Und schmelze durch — und falle mehr!
Von Fall zu Falle, ohne Ruh,
So fall ich weiter, immerzu!
So sink ich schwer, mit leichtem Sinn,
Hinunter, bis ich — oben bin!

Soeben liege ich wieder schwer und — wie der große, unglückliche Lehrer sagen würde — geschwürig auf so einem Grunde. Auch er soll Ihnen nicht verhehlt werden, wie ich, um mich Ihrer teuern Freundschaft wert zu machen, Ihnen überhaupt nichts verhehlen will, wenigstens das Schwarze, Wüste und Unglückliche (?) an mir nicht: ich glaube es Ihnen anvertrauen zu dürfen — denn ich habe ein grenzenloses Vertrauen in Sie, ein so unbedingtes, daß ich Ihnen, wäre es keine so lange, schwere und furchtbare Aufgabe, freudig meine „schrecklichen Bücher" (um mit Kitty aus Anna Karenina zu reden) zu lesen gäbe, meine Tagebücher, Skizzen und Studienhefte —, also ich glaube es Ihnen so nennen zu dürfen, daß ich manches bedeutsame Werk „enthalte", Werke des Nachdenkens, der Kunst, vielleicht auch — und das wäre das Bedeutsamste — des Lebens! Denn was ist alles Denken und Künsteln gegen das große, tiefe, heiße, reale Leben? Ja, was ist alle Kunst und jede Doktrin, wenn sie nicht der geistige Überfluß des durch ihre Ausgabe nicht verarmenden, sondern nur um so reicher blühen- und fruchttragenlernenden Lebens ist?

Also vom Leben her, ein schöner Überfluß desselben, muß nach meinem innigsten Gefühle alle Kunst und alles Denken kommen, und alle große Kunst und alles hohe Denken kommt auch daher, aus der sich nie erschöpfenden

Quelle. Aber das kommt nicht nur vom, sondern will auch und mit allen Kräften zum Leben! Und hierin liegt eine schauerliche Gefahr, in die wir — d. h. die Künstler — bisher alle rettungslos verfielen. Denn als unmündige Kinder (Kinder Gottes — Gottes kinder!) schreiten wir auf das fertig uns entgegenkommende Leben hinein und — der Vater läßt uns schuldig werden, dann überläßt er uns der Pein —, d. h. wir üben uns früh in den Zirkusspielen, bringen circenses hervor, um ad panem zu gelangen, statt umgekehrt.

Auf Ihren „Lebensabend" und den Neudruck bin ich hochgespannt. Wenn sie mir nur vor Weihnachten zugänglich werden. Ich brauche für meine Freundschaft mindestens acht Exemplare von beiden; nichts Köstlicheres wüßte ich zu verschenken als — ich geb's großartig — Ihr Leben! — Ist das nicht bunt?

Doch nun einen Schluß! Ich bin nicht müde; ich könnte Ihnen fortschreiben bis Abend. — Das sind auch Briefe, an mich selbst, an den Menschen und an Sie! Leben Sie wohl! Gött.

15. 10. 98.

Liebe, gute Freundin — was Sie, wenn Sie es noch nicht sind, sicher werden —!

Ich habe, verführt von dem glücklichen Gefühl, mich Ihnen geben zu dürfen, mich Ihnen nicht nur in langen Briefen ausgepackt, sondern auch in meine Studienhefte gegriffen, um Sie so recht in meine Werkstätte, in die Schmiede meiner selbst einzuführen.

Ich habe sehr viel gesagt, sehr tief hineingegriffen und sehr viel aus fast jungfräulichem Dunkel heraus ans Tageslicht gelassen, nicht mir, sondern Ihnen zulieb. Ich möchte, daß Sie mich kennten, gerade Sie, und es wird bei der Stärke Ihres Herzens und der Kraft und Schönheit Ihres Empfindens und Denkens nicht unzart sein, wenn ich an Ihr hohes Alter dachte. Sie standen so lange und tief im heißesten Feuer des Kampfes unsres herrlichen Jahrhunderts, und haben vielleicht, aller eigenen Festigkeit ungeachtet, wie der eiserne Herzog nach den Preußen gespäht, daß es Ihr göttliches Recht ist — per totam diem currens, per venta ad vesperam! —, die Fahnen des Marschall Vorwärts am Horizonte wehen und seine Waffen blitzen zu sehen!

„Die Kunst, auf der Erde zu bleiben, Lustspiel in einem Leben", das ist ungefähr der Titel dessen, was ich zu dichten, d. h. zu tun gedenke! Und ich wiederhole: ich will nichts verhalten, was in mir steckt und heraus will, aber am wenigsten das kraftvolle Leben selbst! Dieses muß allem vorangehen, jedem gesprochenen oder wenn es geschriebene sind, jedem seinerzeit (d. h. seiner Zeit!) hinausgelassenen Worte vorangelebt werden! Die gewaltige Kunst, die in mir steckt, soll nicht verkümmern, der frische, lebendige, feurige Hauch des Geistes, der mich belebt, soll nicht verwehen, sondern beide noch viele Menschengeschlechter neubeseelen, aber ehe dieser Geist nicht in mir Fleisch an-

genommen hat, Tat und Erde geworden ist, ehe er als gegossener Stein zu den Menschen redet, so lange sollen meine Lungen für keine Predigt Wind machen!

Liebe Freundin, ich arbeite nicht nach berühmten Mustern, ich habe viel gelernt und wenig vergessen! Langsam und stetig, wie die Mutter Erde selbst sich geformt hat und noch formt, Zelle an Zelle, Ring an Ring will ich mein Leben, d. i. mein Werk, wachsen und werden sehen, jede Minute als mein eigener Täter und Zuschauer ausgenießend, ein heiterer Spieler, aber ohne es eigentlich zu wollen, ernster Schöpfer. Der Glaube an die Ewigkeit und ewige Erhebung des Lebens und an die Nichtigkeit der Tod- und Teufelsgefahren gibt mir die höchste Freiheit und tiefste Ruhe in allem! Das Leben, gewiß schone ich es nicht, aber ich liebe es als den Weg zu „Gott" zu sehr und fein, um es nicht zu pflegen! Es ist eine Lust, aber auch eine Kunst um das Leben! Wo ich, wiederum gedeckt durch den reinen Schild der Notwendigkeit, es einzusetzen oder abzustreifen habe, im Dienst des großen Lebens meinen Einzeltropfen versprühend, soll es mit einem letzten herzlichen Lachen geschehen! Dem Leben, dem Willen zum Leben, ist das ewige Dasein gewiß, aber das eigene einzelne wird in einer ungeschickten Hand leicht auf Nimmerwiedersehen verschüttet. Hic Rhodus — hic salta! — Hic mundus — hic „munda!" — wenn es mir erlaubt ist, ein Wort für „welteln" zu machen! Und ich will recht rüstig welteln, aber sonst das Gegenteil tun vom — Predigen! Das Volk will genährt sein, aber nicht belehrt, und es liegt viel Gesundheit oder Gewähr für Gesundheit in dieser Brutalität!

Und nun leben Sie wohl und erwarten Sie meine Sendung, die einen Umweg „zum andern Ufer" zu machen hat! Ihr

Gött.

Zähringen, 22. 12. 98.

Seit vier Tagen ist Ihr Brief in meiner Hand — und ebensolange bemühe ich mich vergebens, Ton, Form und Inhalt der Antwort zu finden. Jeder Tag erlebte einen längeren Versuch und sein Scheitern; wie es mit diesem gehen wird, weiß ich nicht. Aber soviel glaube ich bestimmt zu wissen, daß ich die Brücke zu Ihnen nicht eher betreten kann, ehe ich den Stein aus dem Wege gewälzt habe, der in der Zwischenzeit, aber erst vor kurzem, darauf gerollt ist; und wenn Sie das Datum genau wissen wollen, so war's am 15. Dezember. An diesem Tage schickte mir der Buchhändler, bei dem ich seinerzeit Ihre Stimmungsbilder und Phädra bestellte, Ihren Lebensabend. Mit der Liebe, die die Geschichte der ersten Hälfte Ihres Lebens in mir geweckt und die ein Wort aus einem Ihrer Briefe an mich zu dem Brande entfachte, der mir den langen, heißen und schweren Brief entlockte, mit dieser Liebe und einer Erwartung machte ich mich über das Buch her. Diese eine Erwartung aber war, wenn Schopenhauer Ihren Morgen

hell und grell erleuchtete, daß Nietzsche die warme, neubelebende Sonne Ihres Abends hätte werden müssen, wenn jenes Ihr Wort und ein anderes, das ich heute im Lebensabend fand, Bestand hätte. Jenes Wort lautet (auf das hin ich jauchzen mußte!): „Den lebendigen Menschen zu begegnen ist mir immer große Freude; das Werdende interessiert mich stets; denn auch ich, so alt ich bin, suche noch zu wachsen und werde es suchen bis ans Ende."

Und das andere:

„Darin ist der Geist auch dem unabwendbaren Gesetz der Natur unterworfen, daß er Hülle um Hülle zerbrechen, sich ewig neue Formen, gleich den neuen Frühlingen, schaffen muß. Wer dem Einhalt tut, beschränkt das Gebiet der Freiheit, tut Böses, bereitet moralischen Tod."

Aber dies las ich erst heute; an jenem Tage galt nur jenes an mich gerichtete Wort; aber ich wollte kaum, daß Sie aus der Anfühlung meines Temperamentes die Tiefe der Enttäuschung ermessen möchten, die mir dort, in unglücklichem Zusammentreffen mit einer physischen Mauserung, die Geschichte Ihrer Beziehungen zu Nietzsche verfolgte, und dies glänzende Gestirn, bei dessen bloßer Nennung es mich vom Wirbel zur Sohle durchschüttert, in eine solche hoffnungslose moralische Nacht — oder Tod, wie Sie es nennen — sinken sah! Und an seiner Stelle Schopenhauer und kein Ende! Ich hatte nur das Gefühl jenes alten Sachsenherzogs, der den Fuß wieder aus dem Taufbecken zog, als er hörte, seine ungetauften Ahnen seien nicht im neuen Himmel! So riß es mich wieder aus Ihrem Leben heraus, in dem mein Ahne keinen Platz fand, sondern daraus verstoßen wurde. Und dies Gefühl benahm mir den Atem auch noch Ihrem freundlichen Briefe gegenüber, der mich drei Tage später traf. Ich wollte nur noch meine Schriften zurück und — Ihnen nicht unnötigerweise, gerade um diese Zeit, einen empfindlichen Schmerz zufügen. Aber habe ich es jetzt doch getan? Je nun, Sie müssen eine Antwort haben, oder durfte ich für immer schweigen? Nur eins durfte, d. h. konnte ich nicht: darüber schweigen oder es mit Worten verhüllen, wenn ich wieder zu Ihnen kam. Denn was in mir ist, das muß heraus, das Gute und das Böse, das Harte und das Weiche. Und so habe ich's denn gesagt und hege vor diesem Briefe keine Scheu und Reue, ihn abzusenden, wie bei den andern!

Aber natürlich muß ich jetzt erst seine Wirkung abwarten, ehe ich Ihrer Aufforderung nachkomme, nähere Nachrichten, „nüchterne und praktische", wie Sie es nennen, von mir zu geben, um sich das etwas rätselhafte Bild, wie es aus meinen „betrunkenen" Briefen hervortritt, etwas ergänzen, vermenschlichen zu können. Ich fürchte nur, das erbetene Mittel wird nicht zum Ziele führen: die äußeren Akzidentien meines Wesens sind so unbeschreiblich wie dieses selbst — „Nehmt alles nur in allem: er war ein Mensch" — ich sage: Menschenlehrling und hat nur einen Meisterdrang: ein rechter deutscher Bauer zu werden, zu dem er nun seit neun Jahren auf dem Wege ist, fast wie Nansen auf die Küste von Franz Josefs-Land zu; d. h. was er am Tage erwandert, geht in der Nacht durch

die Trift der Scholle verloren. Treiben Sie mich aus dem Tempel Ihrer Freundschaft nicht aus, so können Sie mehr davon hören. Im andern Falle aber haben Sie sowieso genug von mir! Wie dem auch sei, leben Sie wohl und nehmen Sie aus einem leicht verschneiten Schwarzwaldtälchen heraus einen herzlichen Weihnachtsgruß, der — Ihrem guten Willen gilt, dem schließlich der Friede allein sicher ist. Ihr

Emil Gött.

23. 12. 98.

Und dennoch muß, bevor Sie gesprochen, noch etwas nachgeholt werden; es betrifft Ihre Frage wegen meiner beiden Hefte. Vielleicht verzeihen Sie mir den raschen Unmut, den ich Ihnen zu beichten hatte, weil auch er aus verletzter Liebe und aus dem Willen zum Guten kam, haben aus irgendeiner magnetischen Kraft Neugier oder Durst nach den Studienheften eines Lebens-Studenten und vermissen mit einigem Bedauern in meinem Probebrief einen Hinweis auf Ihre Frage. Und so will ich um so weniger säumen, ihn nachzuschicken, als ich eben wieder von Ihrem Buche komme, und wieder so viele Beispiele Ihrer im Grunde so tapferen und zum Kampf befeuernden Gesinnung gefunden — speziell komme ich soeben von dem schönen Schlußworte —, daß ich, wie zum Friedensfeste mit Ihnen — und ist Weihnachten nicht eine hübsche Zeit dazu? —, nicht nur die beiden Bücher in Ihre Hand zurücklege, sondern auch die volle Freiheit dazu tue, sie sich zuführen zu lassen, wie es Ihre Gelegenheit gestattet. Nur wenn Sie die Wahl haben zwischen einer „indifferenten" Vorleserin und einem solchen Menschenkinde, zu dem man selbst vertrauend sein Herz ergießen könnte, so ziehe ich natürlich das letztere vor. Daß die Bitte um Schweigen zugleich auf die vermittelnde Person übergeht, ist wohl selbstverständlich. Bemerken möchte ich noch, daß im ersten Hefte, ziemlich im Anfang, eine durch ihren Umfang auffällige Stelle ist, die mir damals aus Versehen das Tagebuch verfehlte, und dort hineingeriet; es sind so innenpersönliche Dinge darin, daß ich einen leichten, d. h. nein schweren Schauder davor verspüre, sie einem andern Augenpaare zu enthüllen. Auch vor Ihnen bin ich nicht ohne Scham. Eine quer hineingeschriebene Randbemerkung bildet die Warnungstafel oder grüne Signallaterne (oder rote?).

Dann vergessen Sie nicht: es sind Studien, d. h. Momente einer fortschreitenden Lebenswelle. Sie sind nicht zur Veröffentlichung bestimmt, selbst wenn ich in den letzten zwei Jahren unter einem unerhörten ökonomischen Druck einige gemeingefällige Sprüche usw. dazu verwendete (nicht ohne grimmige Leibschmerzen), mir einen kleinen Zuschuß für die hungernde Wirtschaft zu verschaffen. Es bildet dies ein besonderes Kapitel meines Lebens. Von meinem eigentlichen Tagebuche habe ich sie nur getrennt in der anfänglichen Meinung, auf diese Weise meinen Freunden Einblicke in meine sonst nach außen so stille Werkstatt bieten zu dürfen. Aber es hat sich gleich bei einem schüchternen

Anfangsversuch als zu lebens- und seelengefährlich für schwächere Nerven herausgestellt, so daß Sie eigentlich der erste Mensch sind, dem ich diese Truhen öffne. In Gottesnamen denn! Ich habe keinen andern Trost, als daß mein Wille dabei gut ist; die Tat selbst steht jenseits meiner Begriffe davon.

Und nun noch ein Wort des Bedauerns, daß ich sowohl den gestrigen, als auch den heutigen Brief unter den Nachwehen einer mehrwöchentlichen Zeit des Tiefgangs und der Krankheit schreiben mußte, was nicht dazu diente, die Behandlung des so delikaten Falles dem Wesen und der Form nach geschmeidiger zu machen. Die Sache verlangte Härte gegen mich und Sie, und hart sein müssen mit harten Werkzeugen, das ist ein wenig zu viel des Unguten!

Und doch nun fort damit zu Ihnen, damit es bald seinem Vorläufer nachrücke.

Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen — hoffentlich unter einem Tannenbaum — eine fröhliche, selige Weihnacht und (jetzt schon!) eine ebensolche Neujahrsnacht. Ich werde an Sie morgen abend unter meinem Bäumchen denken, das ich mir in der trauten Einsamkeit meines Hofes, besser Horstes, anstecken werde, wenn ich von dem lauteren Feste bei der Mutter und der Schwester in der Stadt heimkehre, wo fünf Kinder zwischen drei und acht Jahren ihren Onkel umkreisen — zwei Augenblicksbilder von herzbewegendem Kontrast!

Leben Sie also wohl! Ihr

Gött.

Zähringen 19. 2. 99.

Es ist mir noch nicht möglich, meinen Briefschulden an Sie würdig nachzukommen. Vor einer Woche erst kam ich krank, d. h. hirn- und seelenkrank, von einer dreiwöchentlichen Reise zurück, zu der mich eine heftige Krise aller meiner Lebensverhältnisse zwang. Der Boden wankt mir unter den Füßen, das Haus brennt, und verschiedenes andere noch in meiner Welt, und ich kann im Augenblick nichts dawider setzen, als Geduld und passive Kraft, bis ich wieder schreiten und streiten kann.

Dann aber soll aber auch der „Stritt" mit Ihnen kommen! Sie haben mir im vorigen Briefe gleich einem Fehdehandschuh den Satz hingeworfen: „Die Verneinung des Willens zum Leben sei (Ihnen) die höchste ethische Tat des Menschen" — ich werde Ihnen zu zeigen haben, daß ich eine höhere kenne: die Überwindung dieser Anwandlung von Schwäche, Schwindel, Übelkeit, Feigheit usw., der jeder Mensch unseres Schlages beim Erwachen aus der ersten Jugend zur zweiten erliegt, und die mit keinem besseren Worte allgemein bezeichnet werden kann, als mit dem, wie jener alte milde Kirchenvater den Atheismus belegte: Melancholia monstruosa.

Die Welt (das Leben) aus der eigenen schwächlichen Erfahrung heraus, der jede höhere Kontrolle zu fehlen pflegt, als glücklos, aussichtslos, gottlos

zu empfinden, *schlecht* zu sehen und daher dem Leben zu widerraten und zu widerstehen, das ist der Geist jener Verneinung. Ich aber sehe in dem Leben das einzige Mittel, uns aus dem Dunkel und der Schwere Hergekommene dem Lichten und Leichten zu fortzuschaffen. Rückwärts und unter uns sehe ich das Dunkel, das Blindwütige, Sinnlose, das erst in uns anfängt, Vernunft und Sinn anzunehmen; vor mir und über mir die unendlichen Räume der Möglichkeit, dieses „Leben" noch höher zu vergeistigen. Aber dazu braucht es Weg und Zeit und *Grund*! Und darum für uns, das einmal *Lebende*, ein *Ja* dazu, von ehernem Klange, der von Lust und Kraft tönt; der Wille allein tut's nicht ganz, besonders wenn er nur Wollen ist. Daß der Weg grausam ist, dürfte die Höhe und die Wonne des Ziels bedeuten. Denn alles Teure hat seinen Preis, und sind wir Racker, die das Glück des Lebens umsonst und dazu ewig wollen? Oder für billige Gebete, mit der Gebetsmühle? Wir „kommen freilich alle auf den Markt, um billig einzukaufen", aber müssen wir dem Markte und seiner Ware fluchen, wenn unsere Armut, oder noch schlimmer und dümmer, wenn unser Geiz auf unerhörte Preise stößt? Unsere Armseligkeit ist es, die das Leben lästert, aber wie soll ich das nennen, wenn so ein Wicht von uns wähnt, durch seine „Verneinung des Willens zum Leben" diese ungeheure, nur zum allerwinzigsten Teil ausgeforschte Welt, das Geheimnis der Geheimnisse der Vernichtung preiszugeben, während er doch nur, allerdings unter beträchtlichem Geräusche, sein winziges Lebensfünkchen zum Verlöschen bringt! Nun, mögen sie verneinen, die Geister des Verneinens — jeder Blick am frohen Tage und jedes Gefühl am beklommenen zeigt mir, daß die Welt unendlich hoch und tief und das Leben ewig ist! Also hinein und hinauf, und wenn's auch sauer fällt. Das Leben ist des Schweißes und Blutes wert, das es kostet. Und am Abend — da fällt mir ein alter Vers ein, dem ich schon lange die Wehmut nahm, die ihn einst umflorte:

Schwer ist die Last und endlos schier der Weg!
Doch ist kein Tag so lang, er taucht in seine Nacht!
So kommt der Abend einst, da ich mich schlafen leg
Und sag: es ist vollbracht!
Wohl geht die Erde weiter ihren Gang,
Und weiter pulst das Leben, wild und wirr und schrill;
Es zeugt der Schmerz sich fort im ewigen Werdedrang —
Doch ich bin still — ganz still — — —.

„Der Schmerz", sagte ich damals, in jugendlicher Melancholie, *auch* monströser — heute lache ich über diese einseitige Auffassung und — summe einen andern Spruch, mit dem ich schließen will:

Den Tod im Herzen, stolz, gelebt zu haben,
Froh auf das *ewige* Leben sehn, ist Himmel!
An seinen Vesten zweifeln — Hölle!

Nun aber genug für heute! Schonung für meinen rauchenden Schädel!

Ihr

Gött.

25. 3. 99.

Daß ich Ihnen, meine Liebe, die ich immer noch nicht anzureden weiß, den Empfang meiner Hefte nicht gleich angezeigt habe, hat seinen Grund darin, daß mir eine nüchterne Bescheinigung nicht genug war, ein Brief aber, wie ich ihn schuldig fühlte (wie ich ihn Ihnen mich schuldig fühlte! o süße Muttersprache!), mir seitdem nicht gelingen wollte. Wohl zehn habe ich versucht und keiner wurde fertig. Daran war zum kleineren Teil ein akutes Unwohlsein schuld, das mich seit einiger Zeit beschäftigt, zum größern aber wohl eine allgemeine Depression, in der ich aus dem seelisch ungemein strapaziösen Winter in ein hochkritisches Frühjahr trete: ich treibe in den letzten, engsten Kernwirbeln einer Gesamtkrise meines Lebens; nach neunjährigem Kreisen geht es jetzt der Katastrophe zu, in der ich entweder zerbreche oder erneut, durch ein ungeheuerliches Altern verjüngt, erstehe; eine Art Götterdämmerung kleinsten und persönlichsten Stils!

Einen kleinen Begriff davon, d. h. von den Niederlagen und Aufständen dieses Winters, soweit sie direkt an den Inhalt meiner nun Ihnen bekannten Studienhefte angeschlossen gehören, fühlte ich den Drang, Ihnen in dem Briefe zu geben; wer A gehört hat, soll auch B hören! Zugleich hätte ich gern die Kälte, die Sie zuletzt an mir gewiß mit einigem Schmerz empfunden haben werden, der wieder vermehrt einströmenden Wärme weichen lassen. Es ging eine rauhe Luft von mir, ich weiß es; ein objektiver Beweis mehr für mich, daß ich noch nicht den hyperboräischen Gefilden entflammte. Aber es wollte sich alles nicht aufs Papier geben, und heute schleicht es sich in dieser matten indirekten Weise ein. Nun, wenn es nur seinen rechten Resonanzboden findet, so wird es schon tönen, wessen Tones es ist.

Aber das Hauptereignis dieser furchtbaren und fruchtbaren Winterschlacht muß ich Ihnen doch in sieben Worten fixieren: gottvoll, gottrunken, gottselig zog ich in sie hinaus, und gott-los, erd-nüchtern und — zunächst! — mensch-unselig fand ich mich wieder heim, als ich meine zerschlagenen Knochen wieder zusammenhatte. In dieser neuen gottlosen Welt mich wieder aufzurichten und in ihr selig zu werden, ist das nicht das Programm eines neuen Lebens! Freilich, leicht wird es mir nicht gemacht! Es ist die Frage, ob ich überhaupt hartholzen genug bin, um den neuen Gang zu wagen. Außerdem, daß ich mir eine neue Welt zu bauen habe, habe ich noch die Schulden der alten abzutragen, und alle Werkzeuge und Waffen müssen erst neu erfunden und geschmiedet werden; sogar die Haut muß mir erst wieder wachsen; denn dem lieben Gott zu Ehren habe ich nicht nur die Rüstung darangesetzt, sondern auch die Haut, und ich habe jetzt nur noch die Hoffnung, daß Goethe nicht zu viel versprochen hat, wenn er sagt — ungefähr: Wen Gott schindet, der ist wohlgeschunden!, d. h. wohlangezogen! Kurz, es kann recht nett werden! Und ich muß sagen: meine Neugier danach, oder feiner: mein wissenschaftliches, historisches Interesse daran, wie dieser Gött sich diesmal aus dem anscheinend unent-

rinnbaren Strudel retten und den unvermeidlichen Sturz zu einem neuen und höheren Leben überdauern wird, diese Neugier ist nicht das schwächste Motiv, das mir die Nase überm Wasser hält! Das ist — Autovivikonstruktion! Ist es nicht zum Lachen, welche Kunstkniffe das Leben des Menschen zu seiner Erhaltung anwendet: wo die reine männliche Tapferkeit, also die letzte Kraft zu erlahmen droht, hilft ein Tropfen — wie soll ich's nennen? — Narrheit oder Kindlichkeit?

„Molliete le corde!"

Aber nun Schluß! Ich bin nicht ganz zufrieden mit diesem Geschwätze, und doch sollen Sie endlich Ihr Briefchen haben, und wieder „gehe ich um und suche, warum es zu verschlingen"! Ich will es endlich aus den Augen und Klauen tun! Sonst — weiß ich im Augenblick nichts mehr hinzuzufügen. Höchstens noch die Bitte, mich trotz der anscheinenden Beweise vom Gegenteil nicht für einen Dichter, mindestens nicht für einen Künstler oder Schriftsteller zu halten. Was ich als solcher tat, läuft auf Selbstverkennung hinaus, und speziell meine Veröffentlichungen waren Griffe der brennendsten wirtschaftlichen Not, „Gänge mit dem gelben Billett" — wenn Sie Raskolnikow, speziell Sonja kennen. Ich bin ein Bauer, freilich ein bislang sehr verhinderter.

Jetzt leben Sie wohl! (Und halten Sie die disjekte Form dieses Schreibversuches meinem übeln Zustand zugute!)

In Verehrung

Ihr

Gött.

Über neuere holländische Dichtung

von

Franz Dülberg

Die allgemeine Ansicht, die in Deutschland über den Kulturanteil der Niederlande herrscht, geht dahin, daß Holland die großen Maler, geschickte Staats- und Verwaltungsmänner, hervorragende Naturwissenschaftler und Ingenieure, sowie eine verständige, die Krämpfe und Wonnen der Völker wie von hohem Balkon überblickende Presse gern zugesprochen werden. Aber holländische Dichtung und Musik? Hier stock' ich schon. Frisia non cantat. Diese Dinge produzieren wir selbst nach allgemeinem Urteil in weit größeren Qualitäten. Oder wenn wir sie schon aus den germanischen Nachbarstaaten beziehen wollen, dann doch vor allem aus dem romanischen Norden, aus dem Dänemark Jacobsens und Peter Nansens, aus dem

Schweden Strindbergs und der Selma Lagerlöf, aus dem Norwegen Ibsens und Björnsons.

Wir sehen, wie tiefe Wurzeln die an sich durchaus verdienstliche Arbeit eines einzigen Verlages, des Gyldendalschen, in Deutschland geschlagen hat. Dagegen kommt das, was Übersetzer und Vermittler, wie die unermüdliche Else Otten, wie Paul Cronheim, Otto Hauser und Friedrich Markus Huebner, für holländische und vlämische Dichtung getan und versucht haben, schwer auf. Ein beachtenswertes Hindernis liegt darin, daß in weiten Kreisen Deutschlands noch eine weitgehende Verkennung des Charakters und der Ausdrucksfähigkeit der holländischen Sprache herrscht. Noch immer findet man Gebildete, die das Niederländische für eine Art Plattdeutsch, einen Dialekt halten, die nicht wissen, daß es genau wie das Dänische eine selbständige Sprache ist, und die höchst verwundert sind, wenn die intimste Vertrautheit mit „Ut mine Stromtid" sie nicht befähigt, einen literarischen Artikel des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" zu verstehen.

Nach wie vor fällt es vielen Deutschen schwer, sich an die ganz anderen Klangwertungen der verwandten Sprache zu gewöhnen, und noch heute wäre vielleicht die komische Wirkung möglich, die vor fast hundert Jahren Karl Immermann erzielte, indem er seinen Myn Heer van Streef die Anfangsverse von Vondels Elektrabearbeitung vorlesen ließ. Ja, selbst ein lange in Holland lebender Landsmann gestand mir, daß er nicht recht weiterkommen könne, wenn an einer der zartesten Stellen der Couperusschen Symboldichtung „Psyche", einer Art philosophischer Feerie, die Heldin ausruft: „Ik zal slapen gaan, hier, tusschen de pooten der sfinx."

Der Gedanke will eben nicht in die Köpfe der Menschen, die an die Unterdrückung der niederdeutschen Wortformen gewöhnt sind, daß man auch in einer Sprache dichten kann, die selbst für die Füße eines Fabeltiers kein anderes Wort als „Pooten" darbietet.

Jene Erziehung unseres Klangsinnes, die bei uns dazu geführt hat, daß wir fast nur Spanisch, Italienisch und Französisch schön finden, besonders wenn sie falsch ausgesprochen werden, müssen wir allerdings abstreifen, wenn wir der reichen Welt von Farbenstufungen gerecht werden wollen, die wie die holländische Malerei, so auch die Dichtung der Niederlande zu enthüllen vermag.

Wir werden nicht vergessen dürfen, daß wie die deutsche so auch die niederländische Sprache eine Last von Jahrhunderten auf dem Rücken trägt, daß sie, die in Heinrich von Veldeke, in Maerlant, in Melis Stoke zuerst ihren eigenen Charakter entfaltete, im 15. Jahrhundert in Dirk Potter einen gemütvollen Novellenerzähler hervorbrachte, der hinter Chaucer nicht wesentlich zurücksteht und längst für Deutschland gewonnen zu werden verdiente. Daß sie den argen Ansturm der Fremdwörterinvasion, den die Bewunderung der französischen Renaissancedichter, Ronsards und der „Plejade", mit sich brachte, nach einigen Schwankungen siegreich überwand, und daß der Freund des großen Schweigers, der Dichter des Wilhelmusliedes, der aus Frankreich stammende Marnix de Sainte Aldegonde, in seiner kalvinistischen

Streitschrift „Der Bienenkorb" zum Vorbild unseres deutschen Satirikers Fischart wurde.

Erinnern wir uns ferner, daß im 17. Jahrhundert Martin Opitz, Andreas Gryphius und Philipp von Zesen, der sogar eine berühmte Beschreibung Amsterdams verfaßte, sich wichtige Anregungen in Holland holten, und daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts durch Bredero die niederländische Lyrik einen frischen lebenverkündenden Ton gewann. Gedenken wir der humorvollen Liebenswürdigkeit, die in den Nederduytsche Poëmata eines Daniel Heinsius lebt, und des hohen und reichen Barockschwungs in der Dramatik Joosts van den Vondel, die in ihrer Belebung religiöser Stoffe, wie ein amerikanischer Literaturforscher holländischer Abstammung vor einigen Jahren nachwies, für John Miltons „Verlorenes Paradies" zum Vorbild geworden ist.

Gewiß, das 18. Jahrhundert, die Zeit, die uns Deutschen in Fridericus und Goethe die beiden Pole unseres geistigen und politischen Lebens gab, war für Holland eine Epoche des behäbigen Erntens und Ausruhens. Der kurzlebige Klopstockschüler Jacob Bellamy hat nicht den Ruhm des gleichnamigen Verfassers des „Looking backward" erworben, und der breit ausgesponnene Gemütston einer „Sara Burgerhart", die die weiblichen Dioskuren Betsie Wolff und Aagje Dekens nach Richardsonschen Vorbildern schufen, vermochte gegen die verzehrende Süße der Leidenschaft eines „Werther" nicht aufzukommen.

Auch das 19. Jahrhundert blieb in Holland vielfach in Kleinmalerei und einer nicht ganz farbechten Romantik haften. Bei aller Eindringlichkeit der Beobachtung und selbstloser Menschenliebe hat der Theologe Nicolaes Beets sein Vorbild Dickens nicht völlig erreicht. Der stofflich kühne Erzähler Jacob van Lennep und die Malersgattin Frau Bosboom-Toussaint drangen mit ihren historischen Romanen nicht über das niederländische Sprachgebiet hinaus. Bekannter wurden der — als Vorstufe zu Couperus nicht unwichtige — Klassizist Carel Vosmaer, der merkwürdigerweise als sorgsamer Rembrandtbiograph Ruhm erntete, und der humanitäre Freidenker Douwes Dekker, der als Multatuli durch seinen an treffenden Naturschilderungen reichen Anklageroman „Max Havelaar" eine ganz neue Periode in der seelischen Stellungnahme des Holländers zu seinen farbigen kolonialen Mitbürgern eröffnete. Auch ihm ist Louis Couperus in einem wichtigen Werke in zeitgemäßer Umgestaltung des Blickpunktes gefolgt.

Nach Vosmaer und Multatuli, einem gepflegten Ästhetiker der oberen Zehntausend und einem Gesinnungsdichter, wurde die Bewegung der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die von den Lyrikern Jacques Perk und Willem Kloos, vor allem aber von dem unter dem Namen Lodewyk van Deyssel schreibenden Kritiker Alberdingk Thijm, ausging, das entscheidende noch heute nachwirkende Ereignis in der holländischen Literaturgeschichte. Besonders Perks Sonettenreihe „Mathilde", die die zartesten bescheiden-kühnsten Empfindungen eines zu frühem Tode bestimmten, nach Seele und Geburt adligen Jünglings in kristallene Versform schmiedet, hat den nachhaltigen Einfluß auf die niederländischen Dichter der folgenden Jahr-

zehnte ausgeübt, der einer einmaligen groß und rein geschehenen Tat unweigerlich beschieden ist. Einigen traumhaft starken Stimmungsgedichten von Perks Freunde und Herausgeber Willem Kloos hat Stefan George durch meisterliche Übertragung das Bürgerrecht in Deutschland verschafft.

Noch wirksamer vielleicht als das in kleinen Maßstäben, aber in größter Gefühlsintensität gegebene Musterbeispiel Perks war die kritische Lehre Lodewyk van Deyssels. Wohl noch nie vor ihm und selten nach ihm hat ein Kunstrichter so elegant und zugleich so wohltätig die Peitsche geführt. Mit aufflammender Leidenschaft, mit einem prachtvollen Reichtum sich übersteigernder Scheltworte hat er alles behagliche Biedermannstum aus seinen Landsleuten herauszuprügeln und ihnen das Gefühl einzuhämmern gesucht, daß Kunst nicht Gesinnungstüchtigkeit, nicht Sammeln und Ordnen von Beobachtungen, sondern allein beherrschte, Kristall gewordene Leidenschaft ist. Ganz wenige Kritiker in irgendeiner Sprache verbinden so wie er Größe und Richtigkeit des Maßstabes mit einer bis ins einzelne gehenden, jedes Motiv bis in seine letzten Wurzeln untersuchenden, ja das Handwerkszeug der Sprache so unerbittlich zerfasernden Genauigkeit. Seine „Gesammelten Aufsätze" sind in Holland in einer Reihe prachtvoller Bände erschienen; es wäre gewiß verdienstlich, wenn wenigstens ein Auswahlband daraus in deutscher Sprache vorgeführt werden könnte.

Unter diesem Doppeleinfluß Perks und van Deyssels entwickelte sich das heutige holländische Schrifttum. Es zeigte sich, daß die freie, mutige und zugleich formgebändigte Aussprache, einmal für die Lyrik errungen, auch für die breiteren Formen des Romans und des Dramas adelnde und stählende Kraft auswirken ließ.

Neben- und nacheinander traten auf: der Lyriker und Denker Albert Verwey, im Gegensatz zu Perks klanglich reizvollerer, aber fast weiblich zarter Art ein fest auf heimischem Grund und Boden stehender männlichster Mann. In naher persönlicher Freundschaft mit unserem um drei Jahre jüngeren Stefan George hat er dem Erneuerer der deutschen Versdichtung ganze Provinzen und Königreiche des Geistes erschließen helfen. Dann Verweys geistig sehr verschieden gerichteter Schwager, der Arzt, Sozialreformer, Utopiker und Psychologe Frederik van Eeden, in Deutschland durch seine nachdenklichen Kindheits- und Erziehungsromane „Der kleine Johannes" und „Johannes Viator" bekannt geworden, zugleich der hervorragendste und neben einigen Unaufgeführten der einzige Vertreter des Stil- und Versdramas in Holland.

Hochzielende Romanschriftsteller traten auf: der portugiesische Jude Israel Querido, zugleich im urwüchsigsten Volksbezirk Amsterdams, im „Jordaan" und in altbabylonischen und assyrischen Kulturen und Religionen heimisch. Gerard van Hulzen, mit dem Auswandererroman „Eine Ehe", dem tiefergreifenden Seelenbild „Der Mann aus der Sackgasse", der farbenstarken Lebensgeschichte eines Mädchens aus niederster Volksschicht „Maria van Dalen" und dem die Größe Barlachscher Holzschnitte besitzenden Prosaepos eines Landstreicherpaares „Der schwarze Wagen". Neben ihnen Herman Robbers und, beobachtungsreich und fein ironisch,

Johan de Meester, zugleich das heutige kritische Orakel des gebildeten Holländers, da er mit abwägender Gerechtigkeit, mit großer persönlicher Wärme und Güte die Abteilung „Literatur und Kunst" des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" verwaltet.

Einen wichtigen Kulturfaktor bildet das Ehepaar Josine A. Simons-Mees und Leo Simons. Sie, die Tochter einer alten Rotterdamer Bankfamilie, vertritt das vergeistigte Christentum Ibsens, den menschenliebenden Humor Bernhard Shaws, die gepflegte Humanität Hermann Bahrs mit einer persönlichen, echt holländischen Note in ihren im äußeren Aufbau sehr einfachen, an innerer Seelenbewegung desto reicheren Schau- und Lustspielen. Die Scheingröße eines Verfechters von Sitte und Herkommen, den Egoismus der Eltern, die von den Kindern verlangen, daß sie Vollstrecker eines absterbenden Lebenswillens bleiben, bekämpft sie ebenso mit den Waffen des Spotts und unbarmherziger Darstellung wie die rücksichtslose Genußjagd einer verantwortungslosen Jugend. Das Problem der Familie wird von ihr äußerst ernst genommen, was ja auch der fast alttestamentarisch beherrschenden Bedeutung des Familienlebens im heutigen Holland entspricht. Sie, eine überzeugte, aber nicht eifernde Protestantin, vertritt in erster Linie die freie, aber in strengstem Verantwortlichkeitsgefühl sich selbst regierende sittliche Persönlichkeit. Die Ehrfurcht verlangende Bedeutung katholischer Symbole hat sie übrigens sowohl in dem Ehedrama „Sankt Elisabeth", wie besonders in ihrem früheren Schauspiel „Strömungen", das einen Überzeugungskonflikt zwischen Kindern und Eltern behandelt, in gerecht abwägender Erkenntnis gewürdigt. Dieser feinfühligen, durchaus ethisch gerichteten Dichterin steht ihr Gatte, ein scharfdenkender kritischer Dramaturg, maßvoll sozialistisch gerichteter Volkserzieher und verantwortungsbewußter Großverleger, zur Seite.

Auch an starken jüngeren Talenten fehlt es nicht, wie dies wiederum eine Frau, Jo van Ammers-Küller, beweist, die in ihrem Roman „Jenny Heystens Blütenweg" das heutige holländische Theaterleben einer psychologisch ungemein feinfühligen, scharf kritischen, aber aus erzürnter Liebe geborenen Betrachtung unterwirft.

Besondere Bedeutung kommt schon auf Grund der politisch in Holland sehr ins Gewicht fallenden trefflichen Organisation der katholischen Partei der katholischen Dichtergruppe zu, die sich auf den größten Dichter des Landes, Joost van den Vondel, der gegen sein Lebensende katholisch wurde, berufen kann, und in Herman van den Eerenbeemt einen vorzüglichen Leiter und Werber, in Dr. Felix Rutten einen stimmungskräftigen Legendendichter besitzt. Es mag in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß die ausgezeichnete holländische Tageszeitung „Het Centrum" während des Weltkrieges immer in vornehmster Weise zum Frieden redete und daß Hollands zeichnerisch stärkster Maler, Jan Toorop, seit Jahrzehnten zum katholischen Glauben übergetreten ist.

So stehen im Mittelpunkt einer reichen Blühens- und Werdezeit die zwei schon durch den Umfang und die innere Konsistenz ihres Werkes bedeutendsten Autoren, die beide im Laufe des vorigen Sommers von uns gegangen sind: Louis Couperus starb im heißen Juli, wenige Wochen nach seinem unter eifrigster Anteilnahme des

ganzen literarischen und künstlerischen Holland gefeierten sechzigsten Geburtstag, in dem Landhaus am schönsten Punkte des waldigen und hügeligen Gelderlandes, dem Ruhesitz, den die Liebe seiner Verehrer und Bewunderer ihm, dem Vielgereisten, aufgebaut hatte. Marcellus Emants ist, nachdem er des damals noch in voller Kraft wütenden Weltkrieges wegen seinen siebzigsten Geburtstag absichtlich in größter Stille hatte vorbeigehen lassen, als fast Siebenundsiebzigjähriger im Herbst, in einem kleinen schweizerischen Badeort, erloschen. Er, der jahrelang schon der Heimat fern geblieben war, das Opfer einer Krankheit, die den auch nach Erreichung des biblischen Alters noch lange erstaunlich rüstig Gebliebenen nun wie ein Raubtier überfiel und ihn langsam und quälend, Stück für Stück zertrümmerte.

Louis Couperus, bereits mit sechsundzwanzig Jahren durch seinen ersten, an Wahrheit der Beobachtung und Lebensnähe kaum wieder erreichten Roman „Eline Vere", dem Lodewyk van Deyssel eine das ganze enthusiastisch preisende, Einzelheiten mitleidslos zerpflückende Kritik widmete, in seinem Vaterlande eine Berühmtheit, von Zeitungen und Zeitschriften mehr als vielleicht dem inneren Ausreifen seiner Hauptwerke heilsam war, umworben, mit wenigstens einigen seiner Werke schon früh ins Englische, Deutsche, Französische, Tschechische übersetzt. Jetzt dadurch, daß ein Spätwerk, der „Herakles", in dem Massenverlage des „Volksverbandes der Bücherfreunde" erschienen ist, auf dem Wege zu populärer Wirkung in der verbreitetsten germanischen Sprache.

Emants nur mit einem Roman und einer frühen epischen Dichtung in Deutschland aufgetaucht und im deutschen Buchhandel längst wieder vergessen. Während des Weltkrieges einmal mit einem Nebenwerk, einem feinen, aber nicht stark dramatisch bewegten Lustspiel in Weimar gespielt, ohne daß diese Aufführung ihm andere deutsche Bühnen eröffnet hätte, im wesentlichsten, was er zu geben hat, für Deutschland noch gänzlich unentdeckt. Auch in Frankreich über die ersten Ansätze einer Bekanntheit bisher nicht hinausgekommen.

Beide — was zu betonen wichtig erscheint — weder Literaturbohemiens nach Münchener oder Pariser Muster noch etwa aus dem Volk emporgestiegene Naturfänger. Beide Söhne alter angesehener Familien. Couperus, der mir gegenüber einmal scherzweise die Abstammung von den englischen Earls of Cowper als möglich hinstellte, jedenfalls Sohn eines höheren richterlichen Beamten, der in den niederländischen Kolonien, auf Java, wirkte. Nachdem er seine ersten Lebensjahre im Haag verbracht, gerade in der für Jugendeindrücke entscheidenden Zeit, vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahre in Batavia aufgewachsen. Ohne also selbst, wie Hollands berühmtester lebender Maler, der schon genannte Jan Toorop, ein Mischblut zu sein, doch schon früh mit den lauten Farben und überreichen Formen, mit allem Ungeheuren und Niederdrückenden der Tropen, mit dem ganz anderen massenhafteren Lebensrhythmus Asiens vertraut. —

Emants, ein Sohn aus altpatrizischer Haager Familie, der mit Stolz zu erzählen pflegte, daß sein Großvater es 1813 abgelehnt habe, sich adeln zu lassen, von Kindheit auf an eine einfache, aber hohe Lebenshaltung gewöhnt, jahrzehntelang

Besitzer und Bewohner eines Hauses an der vornehmen Haager Parkstraat, dessen Vorplatz mit Reliefs aus den Werken des Hausherrn geziert war und wo das Speisezimmer ein figurenreiches Familienporträt im arkadischen Geschmack des späten 17. Jahrhunderts beherbergte. In seinen letzten Lebensjahren leider auch er ein Opfer der wirtschaftlichen Wunden, die der Weltkrieg dem neutralen Holland geschlagen hatte.

Der immerhin merkliche Unterschied zwischen der wirtschaftlichen Anfangslage beider Schriftsteller erklärt nicht gänzlich, aber bis zu einem gewissen Grade die Verschiedenheit in der Art ihres Produzierens. Couperus, im wesentlichen darauf angewiesen, das, was er verzehrte, zu verdienen, eine in dem kleinen niederländischen Sprachgebiet mehr als schwierige Aufgabe, mußte seine leichte wie selbstverständliche Art zu arbeiten, aufs äußerste anspannen, um seine Lust an fremden Gegenden und Ländern und um die bald sprichwörtlich werdenden hohen Ansprüche, die er an Kleidung und äußeres Auftreten stellte, zu befriedigen. Wenn er erklärte: „ich arbeite täglich von zwei bis vier nachmittags", so mag darin eine gewisse Dandy-Pose gelegen haben. Tatsächlich hat er, als er schon längst Hollands gefeiertster Autor war, Feuilletonaufträge und vor allem Reiseaufträge verbreiteter Zeitschriften nur allzu bereitwilligst angenommen und sich schließlich, als hoher Fünfziger, bei einer im Auftrage der „Haagsche Post" unternommenen Japanreise das Leberleiden zugezogen, das nicht der letzte Anlaß, aber die Grundursache seines frühen Endes geworden ist. Auf über sechzig Bände hat er es gebracht, darunter wohl keine Zeile, die nicht geschliffen ist, funkelt und glänzt, immerhin doch manches, was ein wirtschaftlich unabhängiger Autor nicht aus sich herausgestellt hätte. Die paar Werke aber, die ihrem Vater selbst die liebsten waren, haben wohl kaum unter der Verbreiterung, oder, um es hart zu sagen, Verwässerung seiner Produktion gelitten.

Marcellus Emants war im Gegensatz zu seinem leichter beweglichen Zeitgenossen von vornherein der junge Mann aus alter „deftiger" Familie, der zum allgemeinen Erstaunen nicht auf den Bürgermeister eines Villenvororts oder auf den Gesandtschaftsrat lossteuert, sondern mit Lesen und Schreiben seine Zeit vertut. Er ist wohl Jahre und Jahrzehnte lang froh gewesen, seine Dramen und Novellen überhaupt gedruckt zu bekommen, schrieb sein zweibändiges Hauptwerk mit fünfzig bis dreiundfünfzig Jahren und klagte noch im Alter, er habe kaum mit einem seiner Werke mehr als tausend Gulden verdient, könne also, wenn er allein auf seine Schriftstellerei angewiesen wäre, nicht besser leben als ein Proletarier. So ist sein Werk, von dem das für Deutschland Wesentliche sich auf etwa sechs Bände zusammendrängen ließe, in sich geschlossener, auf bescheidenem Raum unangreifbarer geblieben als das des vielseitigeren und beweglicheren Mitstrebenden.

Der gleiche Unterschied wie in der Schaffensart und Schaffensdichtigkeit beider Meister macht sich, hier auf tiefer liegenden und nicht nur wirtschaftlichen Ursachen begründet, in ihrer Vortragsart, im Stil geltend. Couperus, ein bewunderter Wortkünstler, der nicht eher ruhte, als bis er das Bild, das die gereizte Netzhaut aufgenommen, mit allen Zufälligkeiten in Worte umgegossen hatte. Und wenn das Wort

fehlte, so machte es ihm wenig Kummer und Mühe, seine Sprache um ein neues Wort zu bereichern. Seine Worte zittern und schillern wie silberne Spiralen und bei allem bewußten Manieristentum hat er doch seine Sprache mit manchem lebensfähigen neuen Zweig beschenkt — ein Verdienst, das der Vertreter eines der Geistesrichtung des Verherrlichers der Antike wenig gewogenen vorwiegend katholischen Ministeriums mit vornehmem Gerechtigkeitssinn hervorhob, als er Louis Couperus zu seinem sechzigsten Geburtstag die höchste Auszeichnung überreichte, die die Niederlande zu vergeben haben.

Bei Emants, um diesen langen Vergleich zu enden, eine Sprache, die, mehr stählern als silbern, dem Befundbericht eines klassisch geschulten Arztes oder Naturforschers gleicht, die lieber etwas kühl unter der Erregung des dargestellten Augenblicks bleibt, als sich willkürlich zu überschlagen. Und doch, eine Sprache, die dem Leser, der seine beste Eigenkraft zu einem Buche mitbringt, willig sich öffnet und mit ihm zusammen einen hohen Reichtum der Anschauung erschließt.

Fragen wir nach dem Seelen- und Werkproblem Louis Couperus, so werden wir seine Art vielleicht am einfachsten mit der Umkehrung der drei Mönchsgelübde bezeichnen. Eine Anima naturaliter pagana, das müssen wir ohne Billigung, ohne Tadel konstatieren. Dieses Erdenkind war dem Reichtum, der üppigen Lust und der Willkür zugeschworen. Und nun ereignete sich das innerlich Tragische, aber im Weltplan Begreifliche, daß der Dichter nach dieser seiner Herzensneigung nicht leben konnte. Reichtümer waren und sind in Holland mit literarischer Arbeit nicht zu verdienen. Über ein Zimmer im vierten Stock des eleganten Riviera-Hotels, über die Dreizimmerwohnung am Hoogewal, in die wohl einmal eine Kunsthändlersgattin ein paar chinesische Vasen stiftete, ging es nicht hinaus. Die üppige Lust würde den Poeten bald arbeitsunfähig gemacht haben, und die holde Willkür hätte bewirkt, daß nicht ein einziges seiner Bücher fertig wurde. So erzwang denn das Leben eine erneute Umkehrung, und diese Umkehrung zeitigte ihrerseits als köstlichste Frucht jene milde heitere Ironie und Selbstironie, die die Stellen im Werk des Schriftstellers umweht, die dem Dichter als köstlichster Schmuck bleiben werden.

Eine ausführliche Inhaltsangabe oder auch nur Charakterisierung der Hauptwerke dieses Menschen, der so schrieb, wie ein Musiker sich ans Klavier setzt, würde den einem „Essay" zugemessenen Raum erheblich überschreiten. Greifen wir ein paar Beispiele! Eline Vere. Ein weiblicher holländischer Werther. Das unbefriedigte und unverstandene junge Mädchen aus guter Familie, das zwischen allerhand Schwärmereien, dem Drang, sich zu betätigen, und der Sehnsucht nach dem großen Erlebnis hin und her schwankt, die Neigung eines tüchtigen, nur etwas prosaischen Mannes zurückstößt und endlich durch einen halben, uneingestandenen Selbstmord aus dem Leben geht. Um diese einfache Handlung eine Fülle von Gestalten und Szenen, die das Haager Gesellschaftsleben mit seiner Buntheit, der Geheimsprache, die sich zwischen seinen Teilnehmern herausgebildet hat, seinen Maskenfesten, Diners und lebenden Bildern, mit der Treibhausblumenpracht der französischen Oper, das sommerliche Treiben auf der Scheveninger Kurhausterrasse, die gesunde Tüchtigkeit

des Hausens auf einem adligen Landsitz mit reichster Farbenkraft verkörpern. Besonders meisterhaft im Vortrag die Szene, wo Eline den Absagebrief an ihren im Herzen doch geliebten Verlobten Otto van Erlevoort schreibt, zerreißt, dann wieder schreibt und gleich darauf dann wieder bereut, ihn abgesandt zu haben. Psychologisch sein die Emporsteigerung des Konfliktes zwischen Eline und ihrer verheirateten Schwester Betsy, bei der sie im Hause lebt und von der sie nach einer heftigen Szene bei Unwetter flüchtet. Mit zartester Motivierung vorgetragen, wie Eline nach Versuchen, sich in Brüssel eine neue Existenz zu schaffen, mit gebrochenen Flügeln in den Haag zurückkehrt, aus Eigensinn allein in einer Pension wohnt und beständig von Schlaflosigkeit verfolgt, die doppelte Dosis der Morfintropfen nimmt, die ihr in der Fremde ein gewissenloser Arzt verschrieben hatte. Wie sie erkennend, was sie getan, noch rasch das dünne Papierblatt mit dem Bild ihres früheren Bräutigams aus ihrem Medaillon reißt und es verschluckt. Die ganze Kunst eines sehr feinfühligen Menschen gehörte dazu, der Heldin, die alle Sensitivität einer künstlerischen Persönlichkeit ohne die goldene Rücksichtslosigkeit und Schaffenskraft des Künstlers besitzt, durch mehr als 450 enggedruckte Seiten unseren Anteil zu bewahren.

Weniger reich und vielseitig als Eline Vere stellt sich „Noodlot", zu deutsch „Schicksal" dar. Im Haag, in einem Monat, im Mai 1890 geschrieben. Ein merkwürdiges gleichzeitiges Seitenstück zu Oskar Wildes „Dorian Gray". Die Geschichte eines jungen Holländers aus guter, wohlhabender Familie, dem das Schicksal in London einen in Amerika aus seiner Bahn geworfenen ehemaligen Schulfreund in den Weg führt. Er wird an ihm, einem zarten, feinen Menschen, zum Wohltäter. Bertie, so heißt der Freund, bemerkt, daß sein Retter sich in eine junge Engländerin verliebt; in Angst, die Position, in der er sich eingenistet hat, zu verlieren, weiß er mit den Mitteln der Zwischenträgerei und Briefunterschlagung die Liebenden auseinanderzubringen. Seine Intrige wird entdeckt, er rühmt sich im Trotz der Verzweiflung noch, wie er den dummen Freund betrogen hat und wird vom Jähzorn des aufs Blut Gereizten erschlagen. Die beiden Liebenden könnten nun zueinander, aber das Bild der Gewalttat des Geliebten, deren Zeugin sie wurde, wirkt bei der Frau so tief nach, daß beide doch nach einiger Zeit gemeinsam in den Tod gehen. Diese an sich krasse Handlung ist mit zartestem psychologischen Takt vorgetragen; mit besonders feiner Künstlerhand ist die erotische Hörigkeit, die sich zwischen dem gesunden, offenen, aber aufbrausenden Frank und dem zarten, geschliffenen listigen Bertie entwickelt, in einem für Wissende keineswegs undeutlichen Helldunkel gehalten.

Einige phantastisch-politische Romane, die in mancher Hinsicht an den ersten Teil von Heinrich Manns „Herzogin von Assy" erinnern mögen, sind die Haupterscheinungen der Jahre von 1890 bis 1900: „Hohes Spiel", „Majestät", „Weltfrieden".

An künstlerischem Wert werden sie übertroffen durch das männlichste geradlinigste Werk, das Couperus geschaffen hat und in dem er seine auf Java verbrachten Knabenjahre wieder vor uns aufleben läßt. „De stille Kracht", zu deutsch: „Geheime Kräfte", im Winter 1899/1900 bei Gelegenheit eines nochmaligen Aufenthaltes in

Batavia geschrieben, ist vielleicht — Kipling und Rabindranath eingeschlossen — der farbechteste Kolonialroman, den die letzten Jahrzehnte zeitigten. Ohne irgendwelche billige Romantik und leere Naturschwärmerei sind die Tropen hier mit unbedingter Glaubhaftigkeit vor uns hingestellt und der heimliche und zähe Kampf, den Klima und Umgebung, Mohammed und Buddha, gegen den europäischen Kolonisten führen, in seiner ganzen Furchtbarkeit geschildert. Wir sehen, wie ein leise alternder hoher Beamter der niederländischen Kolonialverwaltung in einen Konflikt mit der eingeborenen Regentenfamilie des ihm unterstellten Bezirks gerät, und wie, als er zu harten Maßregeln greift, der Regent trotz scheinbarer Versöhnung die merkwürdigen an spiritistische Experimente erinnernden Gaukelkünste gegen den Europäer spielen läßt, die dem Holländer mit der Zeit nicht nur den Aufenthalt in seinem Regierungspalast unmöglich machen, sondern auch seine Ehe und sein Familienleben zerstören, so daß er als gebrochener Mann gerade in dem Augenblick seinen Abschied nimmt, wo ihm der Aufstieg zum höchsten Amte gewiß wäre. Die beiden Gegenspieler, der holländische Resident van Oudyck, ein Mann aus einem Guß gleich Otto Ludwigs „Erbförster", und der zarte javanische, Würde und unterwürfige Höflichkeit vereinende Regent, ein asiatischer Mystiker, sind aufs glücklichste kontrastiert. Besonders fein gezeichnet ein Don-Juan aus javanisch-romanischer Blutmischung, dessen beständige Liebestriumphe mit stärkster, aber keinen Augenblick durch augenzwinkernde Selbstgefälligkeit verdorbener Schilderungskraft dargestellt sind. Ein Meisterstück ist die Szene, wo Léonie van Oudyck, die üppig sinnliche Gattin des hohen holländischen Beamten, im Bade durch geheimnisvolles Bespucken mit Sirih, dem roten Speichel, der durch das Kauen des Betels entsteht, erschreckt, innerlich geschändet und fortan aller Scham entkleidet wird.

Eine besondere Eigenart der Couperusschen Kunst, die sich im wesentlichen als ein mit zähester Energie betriebenes, aber doch letzten Endes Spiel bleibendes Spiel darstellt, ist das Flüchten in immer größere, immer fremdartigere Horizonte, ein echt germanischer Wandertrieb der Seele. Tief hatte in ihm, wie wohl in den meisten gebildeten Holländern, die klassische Erziehung Wurzel geschlagen, wie denn drei Momente bei der Beurteilung des heutigen holländischen Geistes nicht außer acht gelassen werden dürfen: die römische Kolonisierung, die offenbar bei den Batavern tiefere Spuren hinterlassen hat als selbst bei Engländern und Rheinländern, die jahrhundertelange Beherrschung durch Fürsten französischer Zunge und die Nachwirkung der durch Rembrandt und Frans Hals nur vorübergehend überwundenen italienfahrenden und italiengläubigen holländischen Malerschule des sechzehnten Jahrhunderts, der Scorel, Heemskerk, Cornelis Corneliszoon van Haarlem. Diese drei Ströme vereinigten sich in der antikischen Richtung der Leydener Universität. Für Couperus kam aus nächster Nähe der Einfluß Carel Vosmaers hinzu, der seinen „Rembrandt" in französischer Sprache schrieb und dessen Denkmal im Waldpark zwischen dem Haag und Scheveningen von dem geistesverwandten friesisch-englischen Maler Laurens Alma Tadema entworfen wurde.

Etwas von dem feuchten Marmor und der kostümlichen Genauigkeit Alma

Tademas findet sich gewiß auch in den antikischen Erzählungen von Couperus, die etwa mit dem Jahre 1901 zu erscheinen begannen und unter denen sich seine größten Meisterwerke befinden. Aber es hieße Couperus bitter Unrecht tun, wenn man seine Antike mit der kühlen Leblosigkeit Alma Tadema'scher Gemälde oder gar mit der fadenscheinigen Seelenmaskerade unseres Georg Ebers vergleichen wollte. Denn das Hauptwerk dieser Periode, der dreibändige Roman „De berg van Licht", in der unglaublich kurzen Zeit eines Jahres 1904 bis 1905 in Nizza geschrieben und in Else Ottens gekürzter Übersetzung bei Rütten und Loening in Frankfurt erschienen, ist ein Werk, das keine Konzessionen macht. Zu dem Thema, der Aufstieg, die innere Befleckung, der taumelnde Übermut und der Sturz jenes Bassianus, der als Antonius Caracalla von 218 bis 221 römischer Kaiser war und als Heliogabalus in die Weltgeschichte überging, ist rückhaltlos Ja gesagt. Der Stil der Darstellung war durch Flauberts „Salambô" gegeben, an Vorgängern hat er Jean Lorrains Roman „L'agonie" und — in diamantener Konzentration — Stefan Georges schon 1892 erschienene Gedichtreihe „Algabal". Couperus hat vielleicht nicht die gedrängte Fülle und Saftigkeit Flauberts, aber den klareren Gang der Erzählung und das fortreißendere Tempo. Und es will viel sagen, daß man nach den Versen Georges, die ungeheure Inhalte in wenige Worte zusammendrängen, Couperus noch lesen kann. Wir sehen, wie der Priesterknabe, der im Sonnentempel von Emesa heilige Tänze aufführt, von weiblichen Verwandten als Hebel ihrer Berechnungen mißbraucht, sich mit aller Kraft seiner jungen Seele dagegen stemmt, zum Kaiser ausgerufen und seinem geliebten Tempeldienst entrissen zu werden. Wie die Schlacht ihn auf einen Augenblick zum Helden macht, und wie die Anbetung, die Rom ihm zollt, sein Hirn verwirrt. Wie er, ein zwischen den Geschlechtern stehendes Wesen, in die Gewalt eines athletisch tüchtigen rohen Abenteurers, des Wagenlenkers Hierocles gerät, der ihn in einer meisterlich geführten Szene zu bezwingen und sich dienstbar zu machen weiß. Wie er, noch als Knabe ein Macbeth, von Frevel zu Frevel gerissen wird, bis ihn dann, zusammen mit der Mutter, in den Latrinen des Palatiums die Lanzen der Aufständischen durchbohren und der treue Mohrensklave sterbend die Füße des den Tiber hinabgeschwemmten Kaiserleichnams berührt. Es ist ein Werk von brennender und zugleich kalter Farbe, und als Stärkstes daran empfinden wir vielleicht, wie der seltsame Held bei allem, was er tut, immer den gleichen Reiz eines wunderschönen ungezogen sich gegen die ihm Nächsten wehrenden, durchaus um seine Menschlichkeit ringenden menschlichen Wesens behält.

Neben diesem groß angelegten Monumentalwerk, in dem auch der Glanz der Couperusschen Sprachkunst sich am stärksten entfaltet und dem ein durch die Ereignisse des Weltkrieges zur Aktualität gestempelter „Xerxes", ein großangelegter Alexanderzug folgten, hat Couperus noch einige besonders fein ziselierte von vornherein auf kleineren Maßstab angelegte Arbeiten antikischen Charakters dargeboten. „Antiek Tourisme", in Else Ottens Übersetzung unter dem Titel „Aphrodite in Ägypten" bei Ernst Rowohlt in Berlin erschienen. Eine leichte Arbeit voller guter Laune, die die Ägyptenfahrt eines vornehmen Römers schildert, der alle merk-

würdigen Stätten des ältesten Kulturlandes besucht, auf der Fahrt von der Nachricht ereilt wird, daß Kaiser Tiberius das Vermögen des Reisenden habe beschlagnahmen lassen, aber mit dem Rest seiner Habe und einer ihm leidenschaftlich ergebenen jungen Sklavin sein Lebensglück findet. Meisterlich dort die kurze Schilderung des heiligen Apis, der ein Gott und zugleich ein liebenswürdig übermütiges junges Tier ist, und der Schlußbrief des geschickten arabischen Handelsmanns Kaleb mit der Empfehlung eines in Alexandria neueröffneten Hotels, das allen Komfort der Antike darbietet.

Ganz licht in licht gehalten ist die kleine Novelle „De Komedianten", die zwei Theaterknaben des ersten Jahrhunderts der römischen Kaiserzeit vorführt, die vielleicht die Söhne des großen Kaisers Domitian sind, aber durch alle Schrecknisse einer wilden Zeit hindurch ihren Weg gehen als in sich unschuldige Blumenwesen von schöner Zwecklosigkeit. Von größter Kraft hier die Schilderung einer düsteren römischen Volkskneipe, ungemein anschaulich die Vorführung einer antiken Vorstellung der Menaechmi des Plautus, jener vielfach umgestalteten Verwechslungskomödie, die Couperus auch selbst für das holländische Theater neu bearbeitet hat.

Wenn über diesen beiden kleineren Werken schon ein leichter Hauch modernisierender Shawscher Ironie liegt, so ist ein anderer historischer Roman, während des Weltkrieges erschienen, mit Bewußtsein ganz in die Farbe gutmütiger Satire getaucht. „Das schwebende Schachbrett", das wir gleichfalls in Else Ottens Verdeutschung im Rowohlt-Verlage finden, weiß dem so oft behandelten Kreise der Grals- und Artus-Romane neue Seiten abzugewinnen. Die Zauberer des hohen Mittelalters werden dort zu kunstreichen Mechanikern, die manche Erfindungen der jüngsten Jahrzehnte, den Kraftwagen, das elektrische Licht, das Luftschiff, bereits vorweggenommen haben. Es gibt da Ritterburgen, die kaum etwas anderes sind als allzu moderne Stätten leichten Liebesgenusses, und Held Gawân, der auszieht, um das schwebende Schachbrett für König Artus einzufangen, ist im Grunde nur der ältere, sympathische, viel erfahrene Herzenbrecher guter englischer Romane. Der im Grunde daran stirbt, daß die schöne Nichte Ysabel ihn doch nicht so ganz von Herzen liebt wie den jungen Gwinebant. Eine Fülle leichter, fein humoristischer Züge ist besonders über das schon Jahrzehnte in Ehren währende Liebesverhältnis zwischen Lanzelot und Ginevra, der leise alternden, ausgegossen.

Die bei Couperus naheliegende Gefahr, daß die müheloſe Beherrschung der Form zu reinem Spiele führen könne, drängte ihn dazu, in immer neue Gestalten und Fassungen zu flüchten. Wehmütig rief er einmal aus, er glaube, daß die Zeit, in der man noch Romane schreiben und lesen könne, vielleicht nur mehr nach Jahrzehnten zu bemessen sei. Sein Streben ging letzten Endes wohl zum großen allegorischen Epos, wobei bemerkt werden muß, daß der Holländer durch die lange Gewohnheit der Allegorienspiele und Aufzüge der Rhetorikerkammern der Renaissance nicht die gleiche Empfindlichkeit gegen gestaltgewordene bloße Begriffe hat wie wir Deutsche. Ich nenne als Beispiel dieser Seite und Phase des Couperusschen Schaffens nur die farbige, wieder im Rowohlt-Verlag in Else Ottens Übersetzung heraus-

gegebene Phantasie „Babel", ein ernstes Lied vom Ringen der Menschheit nach Götternähe, in dem auch starke soziale Kampftöne aufklingen, und das noch nicht übersetzte, halb antikische halb heidnische Märchen „Psyche", 1897 in Heidelberg und Dresden geschrieben, ein sinnvolles episches Ausstattungsstück, zusammengehalten durch die zarte und eindringliche Jungmädchengestalt der Heldin. Die Bühnenbearbeitung, die die kluge und eifrige Lebenskameradin des Verfassers, Elisabeth Couperus, mit reifer Raumphantasie aus „Psyche" machte, sei ehrgeizigen Bühnenleitern bestens empfohlen.

Eine besonders starke Leistung unter diesen „frei schwebenden" Dichtungen sei hier als Abschluß der notgedrungen unvollständigen Skizze eines überreichen Werkes noch genannt, der, wie erwähnt, vom Volksverband der Bücherfreunde herausgegebene „Herakles". Vielleicht mein bestes Buch, sagte Couperus selbst, der nachher freilich noch zehn Schaffensjahre gehabt hat. Wir denken hier an Frank Wedekind, dessen letzte vollendete, ernst und groß angelegte Arbeit ein „Herakles" in dramatischer Form gewesen ist. Schon technisch ist es in dem Herakles-Roman eine außerordentliche Kraftprobe, wie die sich zwölfmal wiederholende Situation: der Held in allerhöchster Not und Gefahr, dann wie er durch eine ungeheure Kraftanspannung oder durch ein Wunder der Götter sich rettet, wie er sich immer von neuem vor dem Feigling Eurystheus unter ingrimmigem Hohn demütigt — stets mit neuen das Interesse wachhaltenden Zügen abgewandelt ist. Welcher Reichtum an Farben ist über den Helden ausgeschüttet mit seinem Jähzorn, seiner Melancholie, seiner überströmenden Güte und Liebesfähigkeit! Welche zarte Abtönung in seiner kaum eingestandenen Liebesbeziehung zu der Eurystheus-Tochter Admete und in seiner nicht ganz unterbrechungslosen Gattentreue zu Deïanira! Auch der Humor kommt in diesem vielgestaltigen Werk an richtiger Stelle zu Wort, in dem ganz feintönigen Scherzo der Jagd auf die scheue und wunderschöne Hirschkuh der Artemis, die bald zum Greifen nah und bald fern ist und der Herakles kein zartes Knöchlein beschädigen darf!

Wenden wir uns nach dieser notgedrungen unvollständigen Übersicht des Couperusschen Gesamtwerks, das, in einem Exemplar angeschafft, weit mehr als hundert Gulden kosten würde, zu den einfacheren und strengeren Formen des Gartens, den Marcellus Emants uns hinterließ! Auch hier kann uns wieder die Umkehrung eines Satzes aus den Religionsvorstellungen, in denen wir erzogen sind, als Leitfaden dienen: „Und der Mensch sah, daß es schlecht war." — „Ich bin nun einmal Pessimist", so verteidigte er wohl selber mündlich und brieflich seine Art. Auch hier aber erfährt, ähnlich wie bei Couperus, die Umkehrung wieder ihrerseits eine Umkehrung. Trotz allem, was der Buddhismus und nach ihm Schopenhauer lehrt, erscheint es mir doch als die einzig natürliche Konsequenz einer radikalen Welt- und Menschheitsverwerfung, sich selber mit Pistole, Strick oder Gas aus diesem Dasein zu entfernen. Ich persönlich empfehle, obgleich ich es noch nicht versucht habe, den Sprung von der Pöllatfallbrücke bei Neuschwanstein. — Wir sehen nun statt des Selbstmordes bei Emants ein zähes, tiefdringendes Studium heimischer und fremder Geschichte, das

in frühen Charakterdramen wie „Julian der Abtrünnige", wo sich Emants also stofflich mit Ibsens „Kaiser und Galiläer" begegnet, und „Adolf von Geldern" einem kraftvollen, durchaus spielenswerten „Vater und Sohn"-Schauspiel seinen Ausdruck findet. Wir sehen ferner bei ihm die eifrige Erforschung und liebevolle Pflege der eigenen Sprache, die ihn dazu befähigte, Vorsitzender der Haager Abteilung des „Allgemeinen niederländischen Verbandes" zu werden und mir für mein Sammelbuch „Holland" einen meisterlich lichtvollen Aufsatz „Deutsch und Niederländisch" zu schreiben. Wir sehen weiterhin, wie der Pessimist Emants mit Forscheraugen, guten Empfehlungen und noch besseren Schecks mehrere Weltteile bereist und in einem schmalen Bändchen „Van heinde en verre" die vielleicht lesenswertesten scharfäugigsten Reiseschilderungen, die in den letzten Jahrzehnten geschrieben wurden, zusammenfaßt; ich erinnere nur an die erstaunlich klare Durchdringung des britisch-indischen Nationalcharakters und Seelenlebens, an die eingehend durchgezeichneten, in Farbe und Duft schlagend-richtigen südfranzösischen Landschaften, an die Schilderung der Miniaturrepublik Andorra. Wir sehen endlich, daß dieser Pessimist nicht als einsamer Junggeselle zu Grabe geht, sondern, daß er mit zähem Mute das Leben zwingt, sich ihm wiederholt auf dem schwierigsten aller Schlachtfelder zu stellen: Aus drei Ehen, deren letzte mit einer Deutschen geschlossen wurde, ist nur eine Tochter und die Witwe, Frau Jenny Emants, geborene Kühn, übriggeblieben.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf den bleibenden Niederschlag dieses Menschenforscherlebens, so können wir als den Grundzug einen durch emsigste Beobachtung und sorgfältigste Ausarbeitung des Beobachteten fast in Liebe verkehrten H a ß feststellen. Es ist der Haß des für verwegenes Unterfangen furchtbar bestraften und nur solange der Gifthauch seinen Nacken nicht trifft, in kurzen Atempausen wieder auflebenden Loki gegen das Heer der Lichtgötter in dem in reimlosen fünffüßigen Jamben geschriebenen Epos „Götterdämmerung", das Emants 1883 schrieb und in dem er in weitgehender Unabhängigkeit von Wagner, Felix Dahn und den nordischen Walhallsängern tiefmenschliche Konflikte, die Empörung des Bastards, des Halbzugehörigen, ins Überlebensgroße zu steigern suchte.

Ähnlich wie der zwanzig Jahre ältere Ibsen fing also auch Emants mit historischer Romantik an; ganz wie er fand er aber in reiferen Jahren den Weg und den Entschluß, seine Mitmenschen auch in den Kleidern und mit den Gebräuchen, die sie täglich ihm zeigten, darzustellen. Sein erstes bezeichnendes Hauptwerk auf diesem Gebiet, der Roman „Ein hinterlassenes Bekenntnis", unter dem sensationssüchtigen Titel „Bekenntnisse eines Dekadenten" vor Jahrzehnten in deutscher Sprache erschienen, aber längst wieder aus dem Buchhandel verschwunden, schildert, sicher nicht ohne Einwirkung der großen Russen, aber auf Grund eigenerlebter Beobachtung den Sohn des Vaters, der beim Geldverdienen sich seelisch verhoben hat, einen Menschen mit halbwegs stehenbleibenden, selten energisch zugreifenden Schwächlingsinstinkten, der in keinem Beruf recht Wurzel fassen kann, von den Frauen sich meist ausgelacht findet, endlich, um untergebracht zu sein, die Tochter seines Vormunds heiratet. Die Gattin entgleitet ihm nach dem Tode des ersten Kindes zu einem Nachbar, einem

verwitweten weltverbesserisch dozierenden Prediger; er selbst findet ein Scheinglück bei einer berufsmäßigen Liebesspenderin, die bald alles daran setzt, um von dem vermögenden Manne gänzlich erhalten zu werden. Da das Geld und Gut des Schwächlings, solange seine Frau lebt, von dem zum Schwiegervater gewordenen Vormund verwaltet wird, sieht Willem Termeer, so heißt der traurige Held, sich dahin getrieben, seiner Frau im Schlaf eine tödliche Dosis des von ihr regelmäßig gebrauchten Schlafmittels in den Mund zu gießen. Hiermit ist aber sein Tatwille erschöpft; bis zum Begräbnis der Gattin vermag er die Komödie des von dem vorgeblichen Unglücksfalle gänzlich überraschten trauernden Witwers zu spielen. Aber es fehlt ihm die robuste Unbekümmertheit, die Frucht seiner Mordtat zu pflücken. Der Dichter deutet an, daß der Verfasser des Selbstbekenntnisses eine kurze Zeit nach der Niederschrift seiner Beichte durch eigene Hand geendet hat. —

Auch das Porträt eines häßlichen und verwachsenen Menschen kann — wie uns zahlreiche Bilder der alten niederländischen und italienischen Meister zeigen — durch Größe der Auffassung zu einem Meisterwerk werden. Dennoch folgen wir Marcellus Emants williger in seinem großen zweibändigen Roman „Inwyding", zu deutsch: „Der Eintritt ins Leben". Der Held ist hier kein Degenerierter, sondern ein junger durchaus gesund angelegter, begabter, nur etwas streberhafter Rechtskandidat aus mäßig begüterter Hager Beamten- und Offiziersfamilie, der sich in heftiger Leidenschaft mit einem schönen, ebenfalls vollkommen gesunden, nur zu leidenschaftlichen und verbittert hartnäckigen Mädchen aus dem Volke findet, das schon vor ihm einem anderen Manne angehört hat. Wie die Liebe bei ihr zu einem ungeheuren, mißtrauischen „Alles oder Nichts" wird, wie er, nicht imstande Berufsaussichten und gesellschaftliche Verbindungen seinem jungen Glücke zu opfern, aufs Blut gequält durch die ewigen bohrenden Fragen der Geliebten, sie endlich unter Hinterlassung einer für ein paar Monate ausreichenden Geldsumme verläßt, wie sie dann während der Trennungszeit das aufkeimende Leben in ihrem Leibe vernichtet, dadurch häßlich wird, ihn nach kurzem Wiederfinden doch nicht dauernd zu halten vermag, an dem zweiten enttäuschenden Bruch zugrunde geht und er seinem Innenleben, das ja seinem gesellschaftlichen und beruflichen Aufstieg gefährlich zu werden drohte, den Laufpaß gibt und nun fähig ist, irgendwann wenn nicht Minister, so doch Wirklicher Geheimrat zu werden — alle diese Vorgänge, die sich gewiß Hunderte von Malen in allen mitteleuropäischen Kulturstaaten ereignet haben, sind durch die Größe der Darstellungskraft zur Höhe eines Menschheitssymbols gehoben. Emants „Theodoor van Onderwaarden" ist eine Art epischer Faust der modernen holländischen Dichtung geworden, ähnlich wie „Eline Vere" ein holländischer weiblicher Werther ist. Auch ihn packt augenblicksweise „der Menschheit ganzer Jammer an". Er besitzt nicht die Genialität und den himmelstürmenden Drang der Goetheschen Menschheitsgestalt, denn er ist nicht sein eigener Dichter, sondern ein kleines Haager Assessorchen und Klubmitglied, aber er ist auch frei von den inneren Unausgeglichenheiten und Entwicklungssprüngen unserer weltumfassenden Nationaldichtung.

Noch reicher in allen Farben und Halbtönen schillernd als dieses Hauptwerk,

das als stärkste Darstellung des Haager Gesellschaftslebens vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts bleibenden urkundlichen Wert beanspruchen kann, ist der dritte, 1916 erschienene große Emants-Roman: „Ein Liebesleben" (Liefdeleven). Inhalt ist Glück und Enttäuschung eines wohlhabenden, nicht mehr ganz jungen holländischen Malers, der in der Nähe Amsterdams auf einem alten Herrensitz zur Miete wohnt und auf einer Hochzeitfeier in einer jungen Rotblondine, die ihre Mutter und sich durch Geigenspiel erhält, die zu ihm passende Ehegenossin gefunden zu haben glaubt. Wie diese Frau, an sich nicht verhärtet, nicht empfindungslos, aber durch ein am Rande der Gesellschaft sich notdürftig haltendes Leben und durch die Vergrämtheit der Mutter innerlich angesäuert, in der Ehe mit dem zu offenherzigen, schon zu bequem gewordenen, auch etwas herrschsüchtig veranlagten Manne nach und nach alle Mittel in sich entwickelt, um ihm und noch mehr sich selbst das Dasein unerträglich zu machen, das ist mit allen Wellentälern und Wellenbergen der Erregung und Quälerei in meisterhafter Kleinmalerei dargestellt. Am stärksten vielleicht: die Krankheit und der Tod des armen Kindes, das die Beiden für kurze Zeit in die Welt setzten und dessen Hingang zu einem Selbstmordversuch der völlig gebrochenen Frau und zu ihrer Verbringung in eine Heilanstalt führt. Es regt sich in vielen Partien dieses Werkes eine fiebernde, krankhaft zuckende Seele, aber doch überall eine Seele, die sich um ihre Souveränität wehrt, nicht nur eine redende Funktion des klinisch leidenden Körpers. Gerade dieses Werk hat in Holland zu einer eingehenden Erörterung darüber geführt, bis zu welchem Grade das Pathologische, die Streifung des Arbeitsfeldes der Irrenärzte — in der Kunst zulässig sei; ohne mich in diesen Streit einzumischen, möchte ich immerhin bekennen, daß „Liefdeleven" für mich ungefähr an der Grenze dessen liegt, was als künstlerische Steigerung des tragischen Kerns, den jede Ehe nun einmal einschließt, noch verteidigt werden kann.

Ein ähnlicher Strindberg-Ton der Gereiztheit, die gerade der geistig schaffende Mann gegenüber dem sich nie voll erschließenden, zurückweichend nachgebenden Geheimnis der Frau empfindet, liegt über Emants erfolgreichster dramatischer Arbeit, der zunächst anonym 1904 gespielten fünfaktigen Komödie „Die Macht der Dummheit" (Domheidsmacht). In stets lebendigen Bühnenbildern, einem flüssigen Dialog und durchaus spannender Handlung wird uns hier eine Frau vorgeführt, die allein durch beständiges taktloses Sich-einmischen-wollen bei allerbester Herzensabsicht ihre Tochter um eine glückliche Heirat, ihren leichtsinnigen Sohn um die Rettung vor den Folgen eines dummen Streichs und ihren Gatten, der, wohl wissend was er tat, sich schon vor Jahrzehnten von ihr trennte, aber beim Herannahen des Alters das Zusammenleben wieder aufnahm, um den eben errungenen Ministerposten bringt und ihn beinahe in den Wahnsinn treibt. Dieses sehr spielbare und bei aller Galligkeit unterhaltsame Stück hat eine an Molière heranreichende Typengröße und besitzt vor „Liefdeleven" den Vorzug, daß der Charakter der Frau nicht ins klinisch Krankhafte gesteigert wird.

Eine Gesellschaftssatire allgemeinerer Art ist die, wie schon erwähnt, in Weimar in einer Übersetzung Adolf Teutenbergs gespielte Komödie „Der Leute wegen". Er

Bildhauer hat eine herzensreine Frau, deren Mutter indessen keinen makellosen Lebenswandel geführt hatte, geheiratet. Beide leben in reinstem, innigstem und klarstem Einvernehmen. Da bemächtigt sich der Klatsch guter Freundinnen der Tatsache, daß der Gatte einer körperlich durch einen lahmen Fuß benachteiligten jungen Schülerin regelmäßig Besuche macht. Da in der Ehe die Frau durch den Makel der Herkunft die Schwächere war, so wird gefolgert, dürfe sie es wohl auch mit den Ansprüchen an die eheliche Treue des Mannes nicht so genau nehmen wie eine vollkommen Ebenbürtige. Das Hin- und Hergerede bringt es schließlich dahin, daß der Ehemann zwar die nur freundschaftlich empfundenen Besuche bei dem armen Wesen, das außer ihm nichts auf der Welt hat, einstellt, daß aber das klare Verhältnis gegenseitigen unbedingten Vertrauens, das ihn und seine Frau verband, auf immer zerstört ist.

Eines der merkwürdigsten Stücke von Emants ist heute noch ungedruckt und ungespielt: „Doktor Ahasverus". Aus dem ewigen Juden ist hier ein verkörperter Geist der Unruhe und der stets von neuem erregenden Frage geworden, der durch sein bloßes Erscheinen in einem abgelegenen Hause alle Bewohner dazu bringt, ihre eigensten Triebe, die sie bis dahin verborgen und bezwungen hatten, hervorzukehren.

Ein Dreiakter von eigenartigem Helldunkelreiz, der etwa die Mitte hält zwischen Voltaires ja schon von Grillparzer dramatisierten symbolischen Erzählungen und den sinnvollen volksmäßig plastischen Zaubermärchen unseres Ferdinand Raimund.

Nur ein Blick sei noch geworfen auf den großen Motiven- und Gestaltenreichtum der ausgedehnten Emantsschen Novellendichtung. Als Glanzstücke müssen hervorgehoben werden: „Der Fünfzigjährige" (Vijftig), die Geschichte eines wohlhabenden Mannes, der in der ganzen Welt auf Reisen bald die, bald jene Anregung, bald den, bald jenen Daseinszweck gesucht hat und nach dem Haag heimkehrend in einer noch reizvollen geschiedenen Frau sein letztes Lebensglück gefunden zu haben glaubt, bis die Gefallsucht und innere Haltlosigkeit seiner Erwählten ihn völlig enttäuscht, er ihr in höchster Erregung das Wort „Karikatur" entgegenschleudert und in Monte Carlo der „Letzten Leidenschaft, die ihm übrig bleibt", zu leben beschließt. Dann „Auf See", dies prachtvolle Gemälde eines Menschen, der in Kunst, Literatur und im gesellschaftlichen Leben den höchsten Zielen nachstrebte, durch die Kleinlichkeit und kalte Berechnung seiner Mitmenschen sich überall getäuscht sah und nun auf einer weiten Tropenreise, die er unternahm, um zu vergessen, noch einmal einer Frau begegnet — die v i e l l e i c h t ihm Ruhe und neue Schaffenskraft bringen wird. Eine Novelle, die viele zart angedeutete selbstbiographische Züge enthält und die mit einem wehmütigen Fragezeichen schließt. Der stampfende Rhythmus der Schiffsmaschine versinnbildlicht als großartiges Symbol die immerwährende Wiederkehr des Gleichen.

Aber auch auf Gestalten, die dem Innersten des Dichters fremd sein mußten, war sein stets prüfender und wacher Blick gerichtet. Ich erinnere hier nur an die Geschichte von der Tante Therese, die vor lauter Erlebnisdrang nie zum rechten Auskosten eines guten Moments kommen konnte und der dann selbst die Todesstunde nicht rasch genug verläuft, an die Biographie des Amsterdamer Patriziersprossen

Ludovicus van Omswinckel, für dessen großzügige Lebensauffassung selbst Amerika viel zu klein war und der dann, nachdem er sein Vermögen durchgebracht, seine letzten Lebensjahre auf einem Kontorschemel verhocken muß, an das verblühende Mädchen, das mit dem Geld, das ein wohlhabender Freund ihr beim Abschied gegeben hat, inmitten allgemeiner Verachtung und Verlassenheit dahinlebt und der das letzte treue Wesen, das ihr blieb, ein Hund, auf der Straße überfahren wird.

Bei der Betrachtung des Lebenswerkes von Marcellus Emants sehen wir, wie aus dem seine Grundstimmung bildenden Pessimismus als Ergebnis sorgsamster naturwissenschaftlich liebevoller Beobachtung halb unwillig die Blume des Mitleids erwächst, jenes im letzten Sinne christlichen Mitleids, das dieser vornehme und mißtrauische Geist selten im Leben und noch seltener in der Dichtung zu Worte kommen ließ. Und so dürfen wir von dem, was seine Arbeit für uns geschaffen hat und was — bei aller Bewunderung, die wir den leuchtenden Farben und den schimmernden Horizonten eines Louis Couperus entgegenbringen — uns irgendwie im innersten Nerv näher und wärmer berührt, als die Kleinodienkunst seines erfolgreicheren Landes- und Kunstgenossen, Abschied nehmen mit den Versen unseres deutschen Mitleidsdichters Gerhart Hauptmann:

„Und durchschmerzt es uns die Kehle
Wie von wehem Tiefbegreifen,
Werden sich von unsrer Seele
Neunundneunzig Hüllen streifen.

Kaufmann, Arbeitsmann und Kaiser,
Christ und Jude, hingerissen,
Werden billiger und weiser,
Menschen sich erkennen müssen."

Von hinnen gegangen

Erzählung

von

Alexei Remisow[1])

I

Wer auch nur ein einziges Mal hinter den steinernen Mauern des Kreisgefängnisses gesessen hat, der kennt den Iwan Parfenitsch Golubkow. Alle Richter und Staatsanwälte kennen ihn, und selbst der Gefängnisinspektor Wolkow, der

[1]) Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg.

Zigarren aus einer Jaspisspitze — einem Geschenk von Osman-Pascha — raucht, selbst der kennt ihn.

Am 23. Juni, dem Agrippinentag, fehlten dem Iwan Parfenitsch nur noch fünf Jahr am halben Hundert, aber man würde ihm nicht mehr als dreißig geben — rotbäckig, krausköpfig, mit seinem Bart, der sich über und über in kleinen Löckchen ringelt. Schade nur, im Wuchs war er zurückgeblieben, dafür ging er aber in die Breite.

Von zehn Uhr in der Früh sitzt er in der schmalen, langgestreckten Gefängniskanzlei hinter seinem Tisch, der mit Papieren und Schreibereien bedeckt ist.

Er raschelt mit den Blättern, wendet die Bogen um, schreibt ein.

— Ach, ihr meine Täubchen, Gefängnismotten ihr! —

Und die Gehilfen des Vorgesetzten kommen und gehen, schauen ihn bänglich von der Seite an, gerade wie im Märchen vom Rotkäppchen, und warten: wenn er seine Papiere geprüft und durchgesehen, dann wird Iwan Parfenitsch jedem das Seine zuerteilen, wird jedem auseinandersetzen, was er zu tun und wie er es zu tun und was mit jedem Schriftstück zu geschehen hat.

Leichtsinniges, zerfahrenes Volk sind sie ja alle miteinander, und anstatt sich pflichtgemäß in ihre Arbeit zu vertiefen, warket jeder nur darauf, wie er am schnellsten ins Kino laufen oder zu den schmutzigen Karten greifen kann.

Ohne Iwan Parfenitsch wäre alles drunter und drüber gegangen, Iwan Parfenitsch — man wußte, was man an dem hatte!

— Seit meiner militärischen Dienstzeit, sagte er, seit zweiundzwanzig Jahren sitze ich hier an diesem Tisch, den Fußboden habe ich schon abgewetzt! — Und einem jeden war er gern gefällig.

Und keine Bosheit — von der russischen Art — steckte in ihm, kein eingewurzelter Haß.

Dienstbeflissenheit, Tüchtigkeit und Liebe zu seinem Fleisch und Blut — das schätzte Iwan Parfenitsch über alles, und mit ungeheucheltem Stolz freute er sich an seiner Nachkommenschaft.

Ljumuschka, seine Älteste, rundlich wie der Vater, saß ihm gegenüber am selben Tisch. Voll Strenge führte der Vater sie in die Kanzleiarbeit ein. Ihre flaumigen Bäckchen wurden dunkelrot dabei, mit zerzaustem Zopf und gesenkten Wimpern klapperte sie mit den beinernen Rechenkugeln und schrieb emsig — wendete Blatt auf Blatt.

— Wen Gott lieb hat, den züchtigt er! — pflegte Iwan Parfenitsch zur Rechtfertigung für seine Strenge zu sagen.

Redselig, liebte es Iwan Parfenitsch, von seinem Tagewerk, von seiner Vergangenheit zu plaudern und zu erzählen, wie das Gefängnis früher gewesen — die alteingesessene Stätte seines Tuns und Wirkens.

— An Stelle der Kanzlei, erzählte Iwan Parfenitsch, und er erzählte das immer mit einer ganz besonderen Befriedigung, ausführlich und genau —, an Stelle der Kanzlei stand hier ein Schuppen aus Holz mit ungemein großen Fenstern, und

ich saß nicht hier an diesem Fleck, sondern weiter hin, dort, wo jetzt Mark Nikolajewitsch sitzt (Mark Nikolajewitsch — das war der Schreiber, der nur mit zwei Fingern schrieb, nur diese zwei waren ihm übrig geblieben). Aber nach Verlauf von drei Jahren wurde hier dieses steinerne Gefängnis gebaut, und nach einem weiteren halben Jahr heiratete ich. Meine Frau war Stubenmädchen beim Kreisrichter. „Alexandra Petrowna," sage ich zu ihr, „man muß das Gesetz erfüllen!" — „Das hieße den Mangel mit der Armut trauen," antwortet sie mir, „du hast nicht einmal eine Matratze, um sich darauf schlafen zu legen!" — „Geb's Gott, Petrowna," sage ich, „wir werden uns schon eine verdienen!" — Und richtig, von eben dem Tag an, an welchem wir uns trauen ließen, ging alles gut. Das Vertrauen auf Gott schlägt niemals fehl. Ich ging den ersten Tag hierher zum Dienst und sie mit einem Korb am Arm in die Fabrik. So fingen wir zusammen an.

Der Vorgesetzte, rotbraun wie eine Küchenschabe, kam in die Kanzlei gelaufen.

Die Gehilfen taten überaus geschäftig.

Ein Zittern lief durch alle Tische.

Einzig Golubkow saß ruhig wie zuvor: einerlei, ohne ihn ging es ja doch nicht!

Und erst als der Vorgesetzte an seinen Tisch herantrat, erhob er sich und begann sogleich sachlich, treffend, ohne überflüssige Hast, den Kern der Angelegenheit auseinanderzusetzen, und zwar so klar und einleuchtend, der Blödeste mußte es verstehen.

So lebte Iwan Parfenitsch, tat seine Arbeit, seine Pflicht, von keinerlei Sorgen beschwert.

Und hätte wohl bis zu seinem seligen Ende in Ehren so fortgelebt, um, beweint von seinen drei Töchtern — Ljumuschka, Rajetschka und Waljetschka —, sich auf dem Kreiskirchhof zur ewigen Ruhe unter ein hohes Kreuz zu legen — aber wer auf Erden kennt denn sein Los, das Ende, das ihm beschieden, und so kam alles ganz anders und gar nicht so, wie man's vermutet und gedacht hätte.

II

An einem regnerischen Herbsttag, als von allen Beamten einzig Iwan Parfenitsch noch in der Kanzlei saß und irgendwelche eilige Arbeiten erledigte — Iwan Parfenitsch wurde oftmals eine Stunde über die Dienstzeit und sogar noch länger zurückgehalten —, ließ sich im Vorraum wie gewöhnlich das Klirren von Gewehren und Gestampf von Füßen vernehmen.

Iwan Parfenitsch wandte sich nicht einmal um: er kannte das, es war das übliche — fünfmal des Tages wurden Arrestanten eingebracht, das ging ihn nichts an.

Aber der diensthabende Wachtmeister war zurzeit nicht da, nur Gustav Gustawowitsch, der hinkende Adlatus des Vorgesetzten, war in der Kanzlei anwesend.

Gustav Gustawowitsch fauchte mit einer heiser piepsigen Stimme.

Da mußte man ihm also wohl zu Hilfe kommen.

Es war schon dämmerig und durch den Regen war es völlig dunkel im Raum, Iwan Parfenitsch nahm ein Lämpchen, stellte es auf einen kleinen Tisch neben die bretterne Scheidewand, die den Vorraum abtrennte, und griff zu einem Blatt Papier.

— Näher treten! — schrie er den Arrestanten an.

Und der dünne Lichtstrahl der Lampe fiel auf ein blasses Gesicht, beleuchtete zwei Augen, einen schwarzen Bart.

Iwan Parfenitsch schaute, schüttelte mit dem Kopf: sollte er seinen Augen trauen oder nicht?

— Mischa, du? — frug er und starrte den Gefangenen an.

— Still! — — — Ich bin Iwan, der von hinnen Gehende.

— Was redet Ihr da? — fauchte heiser Gustav Gustavowitsch.

— Nichts, es war mir so — — eine Augentäuschung — antwortete Iwan Parfenitsch wie immer, und nur das Blatt Papier in seiner Hand zitterte.

Gustav Gustavowitsch trat an die hölzerne Schranke.

— Dein Name? — piepte der Lahme.

— Iwan, der von hinnen Gehende, wiederholte auflachend der Sträfling, einst war ich Iwan, der Kommende, jetzt bin ich der von hinnen Gehende, ein Bürger dieser weiten Erde, meinen Stand und Beruf mag ich nicht nennen — ein ungeduldiges Zucken durchlief seinen ganzen Körper —, ich habe euch satt, euch alle! —

— Aristow, nimm ihn mit ins Kellergeschoß — fauchte piepend Gustav Gustavowitsch —, im Keller soll er im Bad abgeseift werden. Spritze seine Kleidung ein, und dann nach Baracke Nr. 2 mit ihm.

Füßescharren, Schritte — dann war alles verschwunden.

„Mischatka, Brüderchen! Ich habe ihn ja auf den Armen getragen! Und was ist daraus geworden, du mein Gott!"

Iwan Parfenitsch wollte seine Arbeit beenden, aber dieser Mischatka — Iwan, der von hinnen Gehende, den Aristow mit sich fortgeführt, zuerst nach dem Keller, dann nach Baracke Nr. 2 —, dieser Bruder, der da von hinnen ging, brachte alles in Verwirrung: er konnte mit der einfachsten gewohnten Arbeit nicht mehr zustande kommen, sie schien ihm unbekannt, noch niemals dagewesen, kostete Kopfzerbrechen.

Die ganze Nacht durch schlief Iwan Parfenitsch nicht.

Und sowie er nur die Augen aufschlug, durchfuhr es ihn wie ein Pfeil: er sprang förmlich in die Höhe, ihm war, als ob der Bruder vor ihm stünde: „Still! — — — Ich bin Iwan, der von hinnen Gehende!"

Nimmer hätte er geglaubt, daß es so mit dem Bruder kommen würde, er dachte, als er damals nach Sibirien gegangen war, da hätte er festen Grund gefaßt und alles wäre in bester Ordnung. Nun aber begriff er und vermochte doch nicht, sich darein zu finden, daß es ein Unglück gegeben hatte und daß dieses Unglück nicht grundlos sich ereignet. Den Grund aber wollte er nicht anerkennen.

Ganz zermürbt erhob er sich am andern Morgen, er wollte beten, wie er es von Kindheit an gewohnt, allein die Hand hob sich nicht wie sonst, um seine Stirne

zu bekreuzigen, er wollte Tee aufbrühen und verschüttete das Wasser aus dem Teekessel, er verschüttete das Wasser und schimpfte äußerst unschön — das war noch niemals vorgekommen.

Mit einem Stein auf dem Herzen begab er sich in die Kanzlei.

III

Welche Klarheit hatte in Golubkows Geist geherrscht!

Welche Ruhe in Golubkows Seele!

Daher auch redete er sicher stets so klar und ruhig, auf eine nur ihm, dem Golubkow eigene Art — man verstand alles, was er sagte und sah alles ein, ein Vorwurf von seiner Seite hatte nichts Kränkendes.

Und durch ihn, durch diese seine Klarheit und Ruhe erschien alles, was geschah, irgendwie recht und gut, das Abgeleierte, Geklitterte schien wie neu, und die bis zum Überdrusse durchgekaute Speise frisch und unangerührt; und auch die Menschen — eben dieser selbe Gustav Gustavowitsch mit seiner ganzen inneren hinkenden Seelenlahmheit, mit seinem aufreizenden piepsigen Gesauch wurde durch ihn zu einem ganz liebwerten Gustav.

Und da auf einmal war alles wie abgebrochen — das Leben, das bisherige, gewohnte Leben brach ab, hörte einfach auf —, und es begann das Erdendasein.

Wißt ihr, was das ist, das Erdendasein? Das ist die Mühe und Qual eben des ganzen Lebens, die schwere Bürde der Tage, jedes einzelnen Tages — das heißt man Erdendasein und nicht Leben!

Wie oft mußte Golubkow jetzt an den Gerichtskandidaten Firssow denken, diesen streitsüchtigen Menschen, dessen Augen, dessen Lächeln und dessen schonungslose Worte scharf, ätzend bis zum Wehtun waren; dieser Firssow pflegte mit dem ihm eigenen Lächeln zu sagen:

„Wenn das Leben Sie einmal ordentlich im Kreuz packen wird, so um den ganzen Rücken herum, von links nach rechts, dann werden Sie schon vergessen, dem Herrn da droben Loblieder zu singen, und werden für Ihre Kinder und Brüder noch einmal Buße tun!"

Und nun war es so gekommen: es hatte ihn gepackt, im Kreuz — — —

Der Bruder, den er einst auf seinen Armen getragen, saß dort hinter Mauern in Baracke Nr. 2, und daß sein Bruder dort hinter vergittertem Fenster saß, er selber aber frei herumging, darein konnte und konnte er sich nicht finden, auch vermochte er es nicht hinzunehmen, daß alles wohl so hatte kommen müssen, wie sollte er es auch hinnehmen, da er den Grund — aus dem sein Bruder ins Gefängnis geraten war — nicht anerkannte.

Und mit dieser Arbeit war nicht fertig zu werden — in alle Ewigkeit nicht.

Bei einem Zusammentreffen sagte sein Bruder:

— Iwan, back' eine Feile ins Brot: ich muß flieh'n!

Wenn irgend jemand anders so etwas zu ihm gesagt hätte, dann hätte Iwan Parfenitsch einfach laut herausgelacht und hätte es für den besten Witz gehalten:

Iwan Parfenitsch und seine Arbeit, seine Berufspflicht, die er so vorzüglich tat, diese Berufspflicht war nicht von ihm zu trennen — jede Pflicht, jede Arbeit trägt ihr Gesetz in sich, und dieses Gesetz darf man nicht verletzen, oder —

Und seine Berufspflicht, seine Arbeit, auf die Iwan Parfenitsch so stolz gewesen, kam zuschanden.

Iwan Parfenitsch schnitt ein Brot von beiden Seiten an, legte eine Feile mitten hinein und brach, als er das Brot seinem Bruder übergab, absichtlich ein Stückchen an dem Ende ab, wo nichts zu finden war.

— Aber ich bitte Sie, Sie, unser verläßlichster Mann! — bemerkte der Gehilfe Sementkowitsch, der, ehrlich erstaunt, nicht begriff, wie Iwan Parfenitsch dazu kam, gerade, als ob er nicht wüßte, daß man eher den Vorgesetzten, eher den Staatsanwalt verdächtigen würde, als ihn, ihn, Iwan Parfenitsch — —

In einer dunkeln Wetternacht entfloh Iwan, der von hinnen Gehende, nachdem er mit Kohle an die Wand geschrieben:

„iwan ist von hinnen."

IV

Wie zuvor saß Iwan Parfenitsch vom Morgen bis zum späten Abend in der Kanzlei an seinem Tisch über den ihm gehorsamen Papieren.

Natürlich war es niemandem auch nur in den Sinn gekommen, daß er dergleichen hätte tun können — einem Sträfling eine Feile im Brot zustecken und sonst noch etwas der Art. Das Ganze geriet überhaupt bald in Vergessenheit —, es laufen ja auch wirklich mehr Sträflinge davon, mit Feile und auch ohne Feile!

Doch Iwan Parfenitsch selbst konnte nicht vergessen. Und auch den Bruder, den von hinnen Gegangenen, konnte und konnte er nicht vergessen:

„iwan ist von hinnen."

Iwan Parfenitsch begann sich zu härmen und zu grämen.

Und es war nicht, weil er seine Berufspflicht verletzt, ein Bubenstück begangen, nein, nicht das bedrückte ihn, nein, er begriff sozusagen, daß er, wenn ihr so wollt, gar nicht anders hatte handeln können. Und was seinen Bruder betraf, so quälte auch das ihn nicht, daß dem Bruder ein solches Los zuteil geworden, nein, nicht der Bruder, das war es nicht, sondern er selber, sein eigenes Los — was für ein Los war das, wie war das zu verstehen? Die Arbeit entglitt seinen Händen.

Und nichts mehr machte ihn froh.

Verzagtheit überkam ihn — Verworrenheit, Benommenheit im Kopf, Trübsal im Herzen —, und nirgends ein Lichtblick, alles trüb und grau.

Zur Seite treten, nichts mehr sehen, ganz in sich zusammenkriechen — — —

Und nirgends eine Hoffnung.

Und kein Ende.

Im Sommer nahm er zum erstenmal während seiner ganzen Dienstzeit einen Urlaub — pilgerte nach einem Wallfahrtsort. Sprach dort mit dem heiligen Mönch — fand dennoch einen Gerechten auf dieser sündigen Erde!

Der heilige Mönch sprach:

— Der Geist der Verzagtheit, mit dem Geiste der Trübsal vereint und durch ihn gestärkt, ist ein grausamer und niederdrückender Geist. Doch muß man dessen eingedenk sein, daß Gott häufig aus Liebe den Menschen mit seiner geistigen Rute züchtigt, auf daß der Mensch zur Tugend gelangen möge. Schließlich aber wird unbedingt ein Wandel vor sich gehen, und alles wird sich wieder aufhellen und unerschütterlicher, dauerhafter sein, denn zuvor. Und auch dessen muß man eingedenk sein — sagte der heilige Mönch —, daß ohne Gottes Willen der Feind uns nichts anhaben kann, und wenn unser Geist sich quält und härmt, so doch nur insoweit, wie Gott solches zuläßt. Und durch nichts kann der Mensch seine Liebe zu Gott mehr beweisen, als durch mutvoll ergebenes Ertragen der Drangsal, und dieses wird ihn zu höchster Vollendung führen. Andernfalls aber werden Undankbarkeit, Auflehnung, Zweifelsucht, Furcht und Verzweiflung seine Seele anfüllen und am Ende völlig vernichten. So viel man nur Kraft hat, muß man beten, — sagte der heilige Mönch, — und zum Gebet das Lesen guter Bücher und der Hände Arbeit fügen.

Iwan Parfenitsch hatte niemals im Leben etwas gelesen, wohl aber redlich seine Arbeit getan.

— Ich arbeite, — versetzte er, — aber alles fällt mir aus der Hand.

— So zwinge dich, — sagte der heilige Mönch, — und wenn du ohne Arbeit bist, dann richte deine Gedanken auf irgendeinen göttlichen Gegenstand, oder auch auf einen schlichten innig menschlichen. Die Hauptsache aber ist Geduld und Vertrauen. Eben die Verzagtheit bringt der Feind ja über uns, um die Seele des Gottvertrauens zu berauben, allein Gott läßt es nimmer zu, daß Übel und Ungemach die Seele, die auf ihn vertraut, überwältigen.

Und während der heilige Mönch sprach, wurde es Iwan Parfenitsch leichter ums Herz und ihm war, als ob es also sein würde: er würde seiner Verzagtheit Herr werden, und das Leben würde für ihn weiter gehen wie früher, sich als ein voller Kelch ihm darbieten, nein, womöglich sogar noch reicher gefüllt sein: seine Töchter würde er verheiraten und auch noch Enkelkinder um sich sehen — — —.

Als er aber in sein Gefängnis zurückgekehrt war und sich wieder an seine Kanzleiarbeit begeben hatte, da sah er sogleich, am ersten Tage sah er es schon klar, daß er es nicht vermochte.

Und mit jedem Tage wurde es ihm klarer.

Und die Hauptsache — es war kein Ende abzusehen.

Um die Mittagsstunde, als niemand in der Kanzlei anwesend und selbst Lumuschka hinausgegangen war, befand sich Iwan Parfenitsch, der wie gewöhnlich länger bei der Arbeit zurückgehalten wurde, allein inmitten der Gefängnisakten und Papiere.

Er hielt irgendein Schriftstück in Händen, das er auf den Tisch hätte niederlegen müssen, aber er war völlig außerstande, dieses zu tun: nicht, daß er es vergessen hätte, sondern er vermochte sich einfach nicht zu rühren.

Und in dieser seiner hoffnungslosen Erstarrung fiel sein Blick auf den Haken

für die Lampe, der, ihm wohlbekannt, von Ewigkeit her dort oben aus der Decke ragte. Und ein seltsam unklares aber starkes Gefühl durchzuckte ihn gleich einer Eingebung, einer zufälligen Entdeckung, in der aber Ziel und Zweck des ganzen Lebens vielleicht liegen mochte, und mit eins trat er aus seiner Erstarrung heraus.

Er legte das Schriftstück auf den Tisch nieder, wo es hingehörte, dann rückte er den Tisch heran, stellte auf den Tisch einen Stuhl, stieg selbst auf den Stuhl, befestigte über dem Stuhl eine Zuckerhutschnur, und ganz von selbst geschah es nun, daß er eine Schlinge in die Schnur knüpfte — und ebenfalls ganz von selbst legte die Schlinge sich um seinen Hals — — — —

— Was noch?

— Nun — — — Ade! —

Und er stieß mit den Füßen den Stuhl fort.

Und dort über den Papieren, wo niemals noch eine Lampe geleuchtet, schwankte, statt einer Lampe, wie zum Hohn, am hellen herbstlich klaren Mittag, wie eine düstere Lampe der ruhige und klare Iwan Parfenitsch Golubkow.

Stirb und werde!

Staatsvergottung, Übermenschentum und deutsche Staatsidee

von

Eugen Meyer

I

Keine Staatsverfassung — wenigstens keine germanische oder slawische — kann der mystischen Glaubensgrundlage entbehren, wenn sie dauerhaft sein soll.[1]) Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß in den Zeiten, in welchen eine Staatsepoche oder gar ein Staat dem Untergange sich zuneigt, die Versuche sich häufen, eine solche Glaubensgrundlage durch Philosophieren zu finden.[2]) Bleiben diese Versuche vergeblich, so zeigen sie der kommenden dies fatalis an. Dann treten Dichter auf, wie Dostojewski im sinkenden zaristischen Rußland, die in verzweifelter Weise nicht nur für sich, sondern auch für ihr Volk Gott suchen.[3]) Dann bemühen sich konservative Staatsphilosophen unentwegt, in verwickeltem Gedankenbau die Legitimität der bestehenden Staatsform zu konstruieren. Dann entsteht bei Völkern, die der Sondertümelei zuneigen, jene eigentümliche, theologische Rechtfertigung der

[1]) Vgl. Aufs. des Verf.: Das Verhältnis der germanischen Mystik zum Staatsgedanken. Deutsche Rundschau, Juniheft 1921, S. 357; vgl. auch Januarheft 1920, S. 72 ff.

[2]) „Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug." Hegel.

[3]) Theophile v. Bedisco, Das religiöse Problem bei Dostojewsky. Deutsche Rundschau, März 1921, S. 257; April 1921, S. 38.

weitesten Ausdehnung partikularistischer, kleinstaatlicher Macht, die Bismarck als „Souveränitätsschwindel" bezeichnet hat. Dann untergräbt die Theologie den Bestand des Staats, den sie schützen möchte, aber nicht schützen kann, weil die theologische Argumentation das gerade Gegenteil des religiösen Gefühlsmomentes ist, das allein schützen könnte. Magie soll hervorbringen, was doch nur das göttliche Geheimnis zu schaffen vermöchte. Dann verfällt der Staat, indem die Gliederung des Volks im Amorphismus versinkt.[4]) Dann erhebt der parlamentarische Formalismus sein von Halbbildung und Unfähigkeit, wenn nicht Schlimmerem, entstelltes Haupt. Dann endlich treten dem sinkenden Staate philosophische Richtungen gegenüber, die neuerdings — ohne die verschiedenen Abzweigungen dieser Wege zu verfolgen — von einem Juden[5]) als „Anthropotheologie" zutreffend bezeichnet worden sind. —

Politische Anthropotheologie heißt in diesem Sinne die Gesamtheit derjenigen Lehren von der Gottheit, durch welche die staatliche Gemeinschaft der Menschen, insbesondere die Staatsorgane als solche, zur Gottheit in Beziehung gesetzt oder gar in die Gottheit einbezogen werden. —

In der heroischen und Königszeit haben die meisten Völker, insbesondere auch die der weißen Rassen — Arier, wie Semiten —, die Lehre von der Gottentstammtheit ihrer Fürsten gehegt. Den Juden ist Jahwe sogar selbst König und Vater des Volkes — letzteres im spätjüdischen Synagogendienst. Wotan ist Brunhilds Vater, Mars der Vater von Romulus und Remus, Venus ist die Ahnherrin des Imperators Gajus Julius Cäsar (Virgil). Indem das Christentum nur eine einzige „eingeborene", d. h. echte[6]) Gottessohnschaft, die des Christus, zuließ, beseitigte es die Theogonie der Könige und Heroen. Mit den ethnischen Religionen versank scheinbar diese politische Anthropotheologie. Sie wurde durch die Lehre vom Gottesgnadentum der Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation abgelöst. Diese Lehre hatte mit dem mystischen Gottesgnadentum der legitimistischen Staatsphilosophie nichts gemein. Es war die Staatstheorie der Aufklärung, die ihr ein Ende machte, bevor noch die Mystik der Restaurationsepoche geboren war. Die Aufklärung schien den Ausschluß aller politischen Anthropotheologie zu bewirken. —

Aber, wie man die Umgehung der feindlichen Stellung zuerst an der Teilung des feindlichen Feuers erkennt, so wurde auch das latente Fortbestehen der politischen Anthropotheologie an einer solchen Differenzierung der Kampfrichtung bemerkbar: die politische Romantik machte der „Aufklärung" ein Ende. Der deutsche staatsphilosophische Klassizismus verfehlte wegen der Dürre und Freudlosigkeit der Kantischen Staats- und Rechtslehren sein Ziel. Da erhob sich 1841 die Kritik Ludwig Feuerbachs zu der großartigen, verneinenden Darstellung der Theodizee als Anthropotheologie, die wir in seinem Werke „Das Wesen des Christentums" finden. Diese Darstellung ist, wie gesagt, negierend: die Wahrheit der christlichen Ideen wird verneint. „Die Theologie . . . wird als psychische Pathologie behandelt."[7]) Es wird ein pathologisches Idealbild der „Gattung Mensch" zur Gottheit „hypostasiert". Das soll das Wesen des christlichen Gottesgedankens sein. Dem Staatsgedanken steht diese Gottesidee feindlich und zersetzend gegenüber. Feuerbach zitiert für diese

[4]) Über dieses Schicksal in Deutschland nach dem Scheitern des Frhr. v. Steinschen Gedankens berufsständischer Gliederung vgl. Otto Heinz v. d. Gablenz, Neue ständische Bildungen. Rendsburg 1923, Abschn. IV. S. 11.

[5]) Koigen, Der moralische Gott. Berlin 1922.

[6]) „ingenuus" in den Bekenntnissen.

[7]) Feuerbach, Vorwort zur ersten Auflage von „Das Wesen des Christentums", Ausg. Schmidt. Seite VI.

seine Ansicht Luther; Feuerbach meint im Sinne Luthers: der Katholizismus habe das weltliche und geistliche Reich untereinander gemengt. Aber:

„Christus ist nicht darum auf Erden kommen, daß er dem Kaiser Augusto in sein Regiment greiffe und ihn lehre, wie er regieren solle."

Und sagt weiter:

„Wo das Weltregiment anfängt, da hört das Christentum auf — da gilt die weltliche Gerechtigkeit, das Schwert, der Krieg, der Prozeß: Als Christ lass' ich mir ohne Widerstand meinen Mantel stehlen, aber als Bürger verlange ich ihn von Rechts wegen wieder zurück." [8])

Dieses staats- und rechtsfeindliche „christliche" Idealbild der Gattung Mensch ist nicht das Idealbild, das Feuerbach selbst sich von der Gattung macht. Es ist ihm erwachsen als Ressentiment, als Wirkung der ihn einengenden, seine Persönlichkeit herabwürdigenden und nach seiner Überzeugung volks- und staatsschädlichen Einflüsse des Pietismus. Daß dieser dünne, süßliche Pietismus mit der echten christlich-germanischen Mystik nicht identifiziert werden darf, hat der Verfasser dieses Aufsatzes schon früher einmal ausgeführt. Der Gott, der „ein' feste Burg", ein „Herzog der Seligkeit", „eine gute Wehr und Waffen" ist, der „Christus, unser Held", der das „Häuflein klein" in der Schlacht führte, in der Gustav Adolf fiel, derselbe Gott, der in Jesus war, als er Händler und Gauner aus dem Gotteshause trieb, aus dem sie eine „Mördergrube" gemacht hatten, dieser Schirmherr der Gerechtigkeit ist nicht staatsfeindlich; ja ich behaupte, daß ohne diesen Gott keine germanische Staatsverfassung bestehen kann. Der Gott dieses Staatsgedankens ist nicht der „Gott einer früheren Religion", die im Sinne Feuerbachs „später Götzendienst" wurde. Feuerbach aber meint: der Mensch sei seinem Wesen nach nicht nur ein „Ich", sondern auch ein „Du", das „Ich" sei ein „Individualist", das „Du" ein „Kommunist". Dem „Ich" sei das „Du" Gegenstand der Anbetung: „Homo honimi Deus". Nur sei der religiöse Mensch sich dieser Menschenvergottung nicht bewußt. Darin bestehe die große Tragödie des Menschen. Es ist dies die Religion der „reinen Immanenz", wozu Koigen mit Recht bemerkt [9]), daß in ihr der Sozialismus verborgen liege. Führt man den Gedanken Koigens weiter aus, so kommt man zu dem Satze, den dieser Denker nicht ausgesprochen hat — er hat ja sein Buch einem sozialdemokratischen Führer, Eduard Bernstein, gewidmet —, der aber durchaus konsequent wäre: Im Marxismus mündet die Religion der reinen Immanenz in eine Menschenvergottung des Durchschnitts der Gattung aus. — Es bedarf keiner Ausführung, daß die Staatsidee eines Volkes und einer Rasse, die neben einem Zwingli einen Pionier Klinke und neben dem Beethoven der Heroika einen Bismarck hervorgebracht hat, mit dem Gottmenschentum des Gattungsdurchschnitts sich nicht erfüllen durfte, ohne vom Untergange bedroht zu sein. — Die Ideen Ludwig Feuerbachs sind mit einem hoffnungsreichen deutschen Staatsgedanken nicht vereinbar.[10])

II

Die in den Lehren von der „ethischen Kultur" liegende Hoffnung einer sittlichen Hebung des Gattungsdurchschnitts ist durch die Erlebnisse des letzten Jahrzehntes

[8]) Feuerbach a. a. O. Anhang S. 205 zu Luther Bd. 16, S. 49.
[9]) Koigen, Der moralische Gott, S. 94.
[10]) Koigens scharfe und eingehende Kritik befindet sich a. a. O. S. 91 bis 95.

begraben. In der Zeit der Herrschaft der „Affen und Tiger", in der Ära der „Neureichen", in einer Epoche, in welcher der Nation Luthers, Goethes, Beethovens und Bismarcks der Versailler „Frieden" und die dann folgenden Mißhandlungen zur ewigen Schande der Menschheit angetan werden konnten, ist darüber kein Wort zu verlieren. Die Durchschnittsmenschheit hat die Früchte ihrer „Aufklärung"! Vor lauter „Humanität" — finden wir keinen „Menschen" mehr. — Wohin war man mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" geraten! Förster, Vater und Sohn, geben sich am Mißerfolg nichts nach: Staat und Vaterland wurden den Spielarten „ethischer Kultur" preisgegeben — und das Ergebnis war eine Gesinnung, die dem Judas Ischariot näher stand als dem Christus. Der zur Herrschaft gelangende „Durchschnitt" aller Stände, vom Minister bis zum Regierungsrat, vom reichen Bourgeois bis zum ungelernten Arbeiter, vom Professor bis zum Volksschullehrer näherte sich immer mehr der Verdummung oder Kanaillierung: gedankenlose oder böse Mitläufer ebenso gedankenloser oder böser „Führer"! —

Eine verborgene Vergottung der Gattung „Mensch" ist im energetischen Monismus (Ostwald) enthalten. Die sogenannte „Religion der Arbeit" (St. Simon und Carlyle) steht dieser Lehre als Vorläuferin sehr nahe. Da indessen diese beiden Richtungen zu den anthropo-theologischen im eigentlichen Sinne nicht gehören, so genügt es, auf die ausgezeichneten Ausführungen Hammachers hinzuweisen, der die Philistrosität des Carlyleschen Puritanertums und die „Herdenmoral" des monistischen Programms hervorgehoben hat.[11])

Der energetische Monismus und die „Religion der Arbeit" stehen in einem bestimmten Verhältnis zu der deutschen Form des demokratischen Sozialismus; man kann sie als Versuche mit untauglichen Mitteln bezeichnen, diesem Sozialismus die Spitze abzubrechen, seine agitatorische Stoßkraft zu schwächen, als religionsphilosophisch-humanitäre Versuche eben desselben Zwecks, zu dem die „Sozialpolitik" staats- und wirtschaftspolitische Experimente etwa in den Sozialversicherungen, dem Maximalarbeitstag usw. gezeitigt hat. —

Alle diese Lehren: Marxismus, Religion der Arbeit, energetischer Monismus[12]) schreiben zeitlichen und räumlichen Bedingungen eine Glückswirkung zu, die doch nur der Gottwerdung echter Persönlichkeit („höchstes Glück der Menschenkinder") vorbehalten ist.

„Freilich darf das Glück in dem . . . Sinne des Wohlergehens nicht mit der Seligkeit der deificatio verwechselt werden." (Hammacher.)

Es war Nietzsche, der dem Kultus des Gattungsdurchschnitts den Fehdehandschuh hinwarf. Überall erregte er bewußtermaßen Anstoß. Dem Hauptführer der Verstandesaufklärung des 19. Jahrhundert-Epigonentums: David Friedrich Strauß, der doch wahrlich nicht zu den ganz sanften gehörte, wirft er vor, Strauß besitze nicht die Anstößigkeit der echten Produktivität. Mit dieser seiner „Anstößigkeit" reinigte Nietzsche den Stall von den Eindringlingen der Herdenmoral, wurde er zum Befreier: Historismus, Positivismus — freilich erst gegen Ende seines Lebens — und Skeptizismus wurden in der Wissenschaft von ihm bekämpft; der lebenswillenverneinende Pessimismus (Schopenhauer) in der Philosophie. Der Pathos erzeugende — ihm ursprünglich nahestehende — sensuell reizende Pessimismus als Ausdrucksmittel der Kunst (Richard Wagner) wurde allmählich ihm abscheulich. Über Bayreuth und andere Versuche Richard Wagners gewann er ein immer

[11]) Hammacher, Hauptfragen der modernen Kultur 1914, S. 245 ff.
[12]) Ich nehme auch Ostwalds „Erfinder und Entdecker", Frankfurt a. M. Rülten u. Löming, nicht aus.

schärfer werdendes Urteil. Wir nennen das Evangelium Nietzsches die Lehre vom „Übermenschen".

In welchem Verhältnis steht die Idee dieses „Übermenschen" zum Staatsgedanken? Versuchen wir zunächst an der Hand der Nietzscheschen Schriften[18]) ein Bild des Übermenschen zu geben:

Der "Übermensch" ist seiner selbst sicher, glaubt an sich und sein Recht, andere zu beherrschen — Vorrecht des Starken, der sich selbst im Zaume hat —; er ist vollkommen sachlich, ist gegen eignes und fremdes Leiden und Lebensopfer gleichgültig, sobald das Opfer für die Sache notwendig erscheint, ist ehrlich bis zum äußersten, ehrfürchtig gegen das Tatsächliche in sich und außen, niemals rachsüchtig; die kraftvollste, unbegrenzte Liebe schenkt er und läßt sie sich schenken (dionysisches Phänomen). Degeneration jeder Art verabscheut er. Die jetzt sogenannten „Tugenden", z. B. Mäßigkeit, Bescheidenheit, Wohlwollen, verachtet er. Aber die „Herde", die „Vielzuvielen", die „Sklaven" haben in dem paulinischen Christentum gesiegt. Seitdem ist alles Große und Edle erniedrigt worden. —

Bei Feuerbach war die psychologische Grundlage seiner antichristlichen Stellung in den Erscheinungen des Pietismus zu suchen; bei Nietzsche waren es die christlich angekleideten Humanitätsbestrebungen des liberalen Europäertums, die gerade in Deutschland und ganz besonders in der mitteldeutschen Heimat Nietzsches die Durchschnittsbildung und die nivellierende Mittelmäßigkeit außergewöhnlich begünstigt hatten. Dort in der Leipziger Ebene, wo ein Gustav Adolf gefallen war, herrschte die Spielart des gemäßigten Landeskirchenchristentums, dort blühten das Seminarrentum der Lehramtsadepten, und die „Krankenwärterhumanität" der Lehren vom „gesunden und kranken Menschen". Nach einem bekannten Dichterwort ist die flache Pleiße ein Gleichnis dieser Durchschnittsklugheit, und Nietzsche war zu sehr Schillerschen Geistes voll, um nicht mit diesem — alles Gemeine in wesenlosem Scheine hinter sich lassend — zu sagen:

„Willst du, Freund, die erhabensten Höhen der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht."[14])

Ihm, dem Feinde des positivistischen Historismus, sollte die Geschichtsforschung nicht Selbstzweck sein, sie sollte ihm zum Nachweis *seiner* Anschauungen dienen. So entwarf er folgendes Gemälde von der Entwicklung der arisch-germanischen Staatsidee, bis zu ihrer angeblichen Zerstörung durch das Christentum:

Die herrschende Schicht der körperlich und geistig Starken ist es, von der alles Recht stammt. Die Herrschaftsgedanken sind die ursprünglich-rechtsschöpferischen. Es ist nicht so, wie v. Gierke meint, daß der Genossenschaftsgedanke der autochthone wäre und der Herrschaftsgedanke der fremde[15]), sondern umgekehrt.[16]) Zuerst besteht körperliche und wirtschaftliche Unterwerfung. Sie wird zur Glaubenssache: Der Ahnherr des Machthabers wird vergottet. Alle Eigenschaften körperlicher und geistiger Erhabenheit werden diesem Ahnengott zugeschrieben. Sie sind nicht voll, aber in ihrer Wesenheit auf den Gegenwartsgebieter vererbt. Schon die Selbstvergegenwärtigung des Joches ist schwere Sünde des Unterworfenen gegen den Ahnengott.[17])

[18]) Gesamte Werke, herausgegeben von Elis. Förster-Nietzsche: „Also sprach Zarathustra" 1883 ff., „Jenseits von Gut und Böse" 1886, „Zur Genealogie der Moral" 1887, „Götzendämmerung" 1888, „Die Umwertung aller Werte". Nachl. Ges. W. insbes. Bd. 7 u. 8. Ich folge hierbei Hammacher.

[14]) Schiller, Weisheit und Klugheit. Sämtl. Werke, J. G. Cotta, I. S. 377.

[15]) Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft, Berlin 1868, §§ 19 ff.

[16]) So neuerdings: Wittich, Epochen der Agrargeschichte. Tübingen 1922.

[17]) „Das Christentum vernichtete scheinbar die alten Götter, aber den Heroen konnte es nichts anhaben und unter diesen Heroen bewegen sich Götter." Scherer, Gedächtnisrede auf Müllenhof. Akad. der Wissenschaft., Sitzung vom 3. Juli 1884.

So herrschte, gestützt durch die Religion der Gottentstammtheit, die an Zahl geringe Schicht der echten Vornehmen über die Massen der Knechte und Hörigen, Bauern wie Handwerker, mit verachtender Liebe, sich selbst jederzeit zu opfern bereit, deshalb aber auch des Untertans nicht schonend. —

Da erfand ein Angehöriger des verachteten und unterworfenen Ostvolks die christliche stellvertretende Genugtuung: „Gott selbst bezahle die Sünde des Menschen." [18]) Zwar hat Jesus diese Idee nach Nietzsche nicht gehabt, die Kirchenlehre steht im Widerspruch mit der Lehre ihres Stifters. Jesus war in seiner Art tapfer und stolz. Aber seine Freiheit war nach Nietzsche krankhaft, er war wirklichkeitsfremd, einer pathologischen Abneigung gegen alles *Aktive* und *Begrenzte* hingegeben. Während aber die Seligkeit, das Himmelreich, bei Jesus „inwendig" war, *im lebenden* Menschen, verlegte der Rabbiner Paulus es ins Jenseits. Damit entstand die Grundlage für das Ressentiment: die „unverschämte Lehre von der Personalunsterblichkeit", der große „Sklavenaufstand der Moral". Die fleischlich Auferstehenden treten — vor Gott alle gleich — zum jüngsten Gericht an. —

Im Siege des paulinischen Christentums, mit der Folge der Augustinischen civitas dei und der Verlegung der Gleichheit vor Gott aus der Transzendenz in die Laienschaft der sichtbaren Kirche, die von der Priesterschaft ohne Adel regiert wird, erblickte Nietzsche den *Geburtsakt der politischen Demokratie*. Noch einmal, in der Zeit der Renaissance, versuchten vornehme Herrenmenschen die alte Herrlichkeit wieder zu erwecken, da stellte ein Bauer und Mönch, Martin Luther, die Kirche paulinischen Plebejertums wieder her. —

Jetzt gab es nach Nietzsche kein Halten mehr: mit der „*Dummheit der sozialen Frage*" war auch die politische Durchschnittsmoral durchgedrungen, die Sklaven haben die Herrschaft gewonnen. Die Werte sind entwertet. Das Edle und Große liegt zu Boden. —

In der Frage, wie das ersehnte Übermenschentum sich bildet, schwankt Nietzsche. Bald ist es Familienerbgut, bald Rassenerbtum, bald Beruf; zuletzt der Gegensatz der einsamen Edelmenschen zur Masse („Solitärpersönlichkeit"). [19]) Neben diesen Theorien gehen bei Nietzsche — wie schon Hammacher zutreffend hervorgehoben hat — in dem nachgelassenen „Willen zur Macht", aber auch schon früher, die sehr viel gemäßigteren, „apollinischen" Äußerungen. Er war von dem Wunsche der Beseitigung des Christentums für seine eigene Lebensdauer und auf unabsehbare Zeit weit entfernt; eine politische Reform erwartete er infolge und nach der Bildung internationaler Geschlechtsverbände, die eine bessere Herrscherschicht als die des sinkenden hohen und niederen Adels vorbereiten würden. —

Ausgesprochen muß dies werden, um den abscheulichen Tänzen in der Maske des „dionysischen Phänomens", die von semitischen und degenerierten arischen „Dadisten", „Kommunisten", „Ästheten", „Künstlern" und „Edelanarchisten" um 1918 bis 1921 aufgeführt worden sind, das quos ego zuzurufen. Hätte Nietzsche sie erlebt, so würde er sich mit einem vernehmlichen „Pack!" von ihnen abgewendet haben. — Nietzsche war der Politik abgeneigt, weil er den Gegenwartsstaat als Gesellschaftsstaat analysieren zu müssen glaubte. [20]) Er trennte das philosophische Denken auf das schärfste vom gesellschaftlichen Leben. Die Gesellschaft als das Überindividuelle war ihm, im Verhältnis zum philosophisch Überpersönlichen, minderwertig. Nur durch die Persönlichkeit sollte sich letzteres realisieren. Nur der starke Mensch stellt das Leben wirklich dar. Die schwachen huschen als Schattenbilder

[18]) Hammacher a. a. O., S. 251/352.
[19]) Hammacher a. a. O., S. 255 256.
[20]) Aufs. d. Verf. Deutsche Rundschau, Juni 1921, S. 256.

um ihn her. Natürliches Dasein mit gesundem Leib und Geist, das ist das Objektive für seine Metaphysik. Der Staat als Gefäß sozialer Politik kann nicht Gegenstand dieser Philosophie sein — außer in verächtlichem Sinne. *Staatsideal betrachtet, ist sein Übermenschentum verfehlt.* —

Welchen Wert hat trotz alledem dieses Übermenschentum für die germanische Staatsidee, und insbesondere für den Staatsgedanken der deutschen Gegenwart? Wir müssen hier etwas weiter ausholen: Nietzsche war sich nicht voll bewußt, daß der eigentliche Feind seiner Anschauungen an ganz anderer Stelle stand als im paulinischen Christentum. Es war die in Hegel gipfelnde eigentümliche Entwicklung des Staatsbegriffes, um die es sich handelte. Der Staat ist rein ideell ein Abstraktum, der beispielsweise als solches kein Unternehmer zu sein fähig ist. Hegel machte ihn zum organischen, konkreten Vernunftwesen („Wirklichkeitsstaat"). Er bezeichnete den Staat als „personifizierten Inbegriff der zentralen Lebensfähigkeiten".[21]) Er verlieh damit dem Staate eine Allmacht, die zu einer stets wachsenden, schließlich alles beschlagnahmenden Ausdehnung der Staatszwecke führte. Erträglicher wäre das gewesen, wenn es sich im Sinne preußischer, friderizianisch-freisinniger Staatsleitung vollzogen hätte. Aber das gerade Gegenteil trat ein. Auf Hegel folgte Marx und auf Marx das kümmerliche Epigonentum, das von Bebel zu Kautsky und schließlich zu Hilferding hinabsank. Eine geisterfüllte Lehre vom Verhältnis des Staates zur Gesellschaft, wie sie Lorenz v. Stein verkündete[22]), fand ihren Lehrstuhl nicht in Preußen, sondern in Österreich. Der Gesellschaftsstaat des neuen engeren Deutschland war die Personifikation des parlamentarischen Staates, eine Staatsvergottung, deren Gott schnell ein flacher, engherziger, vom Klassenegoismus erfüllter Pöbel wurde, der sich im Unternehmertum durch Emporkömmlingswesen, in der Arbeiterschaft aber durch Parteileidenschaft, schlimmsten Unverstand und mißgünstigen Haß gegen Besitz, Gesittung und geistige Aristokratie kennzeichnete. *Diese* Art des Gesellschaftsstaats war es, von der Nietzsche sich so stark angewidert fühlte, daß er ihn verachtete und sich von der „Politik" abwandte. *Diesem* Gesellschaftsstaat gegenüber hat der Gedanke des Übermenschentums auch heute noch einen staatsidealen Wert. — —

III

Dem von Nietzsche geringschätzig betrachteten Gesellschaftsstaat unserer Zeit liegt das gestaltende Prinzip des *germanischen* Staatsgedankens *nicht* zugrunde. Dieses gestaltende Prinzip (wissenschaftlich: die germanische, politische Morphologie) ist das *ständische*. Es ist uralt und, wie es scheint, ursprünglich geburtsständisch.[23]) Zwischen Nord- und Südgermanen finden sich kaum Unterschiede in dieser Beziehung. In den Quellen werden Fürsten, Priester, Edle, Freie und Unfreie als *Geburtsstände* unterschieden.[24]) Bald nach den Städtegründungen der Ottonen kreuzte sich die Idee des *Berufsstandes* mit dem Geburtsständischen. Der Genuß städtischer Luft über Jahr und Tag verschaffte dem neuen Städter die Gemeinfreiheit. Schon 1255 sind Bürger jeglichen Gewerbes in einer wichtigen Urkunde als Freie angesprochen, 1274 gehört zum „Umstande" der Freien neben Fürsten, Grafen, Freiherrn und Edlen „die ungeheure Menge

[21]) Vgl. Besprechung des Verf. in den Preußischen Jahrb., Novemberheft 1923, S. 197/198.
[22]) Lorenz v. Stein, Geschichte der sozialen Bewegung 1849 ff. Neuherausgegeben von Salomon München 1921.
[23]) Grimm, Rechtsaltert. S. 281 ff., Wositz, Verfass.-Gesch. I. S. 170 ff.
[24]) Z. B. in Tacitus: Germania cap. 10.

der Plebejer" von Nürnberg, 1307 wird neben „edelen Lüten, graven, voget" von den „erbern Lüten, den Burgern" gesprochen.[25]) Die Bürger aber waren teils geburtsständisch, teils berufsständisch in Verbänden geordnet. (Geschlechter und Zünfte.) Der Inbegriff dieser autonomen Verbände, das krause Ständerecht ihrer Statuten, ist recht eigentlich die „Stadt". — Einen reinen Berufsstand bildete die Priesterschaft. Der Amts- und Dienstadel hatte mindestens beruflichen Ursprung, meist auch berufliche Tradition. Mit einer Unterbrechung von knapp 200 Jahren, der Zeit der absoluten Monarchie, stellt sich die gesamte deutsche Verfassungsgeschichte als Kampf der Berufsstände mit den Geburtsständen dar: Zünfte gegen Geschlechter, Bauern gegen Adel, Adel gegen Fürsten, Bürger gegen Fürsten und Adel, endlich Kampf der marxistischen Arbeiter gegen das Erbrecht der bourgeoisen Zivilkodifikationen. Allmählich sind die Geburtsstände in diesen Kämpfen unterlegen. Haben die Berufsstände gesiegt? — — —

Hier haben wir das Rätsel! Wir müssen diese Frage verneinen. Gesiegt hat ein Drittes, ein Fremdes, ein Nichtdeutsches: das Recht der Mehrheit, das westliche Partei- und Parlamentswesen. Mit dieser Schere hat die französische Delila dem deutschen Samson die Haare abgeschnitten. Nun ist er schwach geworden. Nietzsches Ruf nach dem starken Mann hat sich zum Schrei der ganzen deutschen Nation verstärkt. Der Schrei nach dem erlösenden Helden steht in engem Zusammenhange mit der Ständeidee. Denn die Stände sind es, die dem deutschen Wesen neben dem Landschaftlichen die Kennzeichnung:

„nach innen vielgestaltig, jedermann nach seiner Art!"

verleihen. Ohne kräftigste, persönliche Führung eines allerseits anerkannten Reichsmeisters würde die ständische Eigenart das Deutsche zum Zerfließen bringen können. Der gewaltige „Reichsmeister" — gebe man ihm einen Namen, welchen man wolle! — muß es zusammenhalten. Schon diese Sachlage bringt es mit sich, daß er ein *Meister*, aber *kein Sklavengebieter*, *kein „Übermensch"*, sondern ein Freier unter und über Freien sein muß. Seine Stellung zu den Ständen schließt aber auch den übrigens kaum zu verwirklichenden Gedanken eines Reichsständeparlaments, der jetzt so vielfach verfochten wird, aus. Warum? Weil die Stände autonom, die Berufsgemeinschaften Selbstschöpfer ihres Rechtes sind! Die berufsständischen Vertretungen sind ihrer Natur nach Gesetzgeber der *Sonderrechte*, *nicht* aber *Reichs*gesetzgeber.[26]) Es geht nicht an, den Reichsmeister als Namensträger der Reichsgesetzgebung berufsständisch zu beschränken. Da wir den deutschen Staat von der Belastung mit den Aufgaben des Berufs- und Arbeitsrechtes durch die grundsätzliche Autonomie der Berufsstände entlasten, dürfen wir nicht durch die Hintertür eines berufsständischen Reichsparlaments ebendiese Einschränkung der Staatsaufgaben wieder aufheben. Die Berufsgemeinschaften bilden *Berufs*kammern im Sinne der schon 1918 geplanten, durch die Staatsumwälzung gescheiterten Entwürfe, aber *kein volksrepräsentatives Reichs*parlament. — Alles was das Reich in seinem, genau umgrenzten Zuständigkeitskreise an ausführender und entscheidender Macht innehat: die Heeresleitung, die zentrale Verwaltung nebst der Ernennung der höchsten Reichsbeamten, die Vollziehung der allerwichtigsten Rechtssprüche vereinigt sich in der *Person* des auf Lebenszeit zu wählenden, gewaltigen Reichsoberhauptes. Ja, ein geheimnisvoller Abglanz göttlicher Macht geht von ihm aus: er entscheidet allein und höchst verantwortlich:

[25]) Näheres bei Schulte, Reichs- und Rechtsgesch. IV. § 83, besonders in den dort zitierten Urkunden.

[26]) Näheres Aufs. d. Verf.: Berufsgemeinschaft? April- und Maiheft der Deutschen Rundschau 1923.

„entweder — oder!“ [27]) Er ist dazu geschaffen, „immer das jüngste Gericht zu erwarten“, er „verachtet die Liberalen“ und verabscheut die reinen Geldmenschen, während er den „gottlos-zerstörenden“ Marxismus „als seinen Todfeind“ achtet und „ihm eine diabolische Größe gibt“. So steht er allerdings wie ein Gottgesandter dem Aufruhrbösen herrlich gegenüber, der Zwietrachtschlange den Kopf zertretend. — — Und doch kein Übermensch!

Denn mit ihm lebt ein Volk der Freien. Wie verhält sich der im deutschen Staatsgedanken zum Ausdruck kommende Freiheitsbegriff zum Gottmenschentum und Übermenschentum? Die deutsche „Gemeinfreiheit“ ist grundsätzlich von der „Freiheit“ der westlichen sogenannten „Demokratie“ verschieden. Sie beruht nicht — wie im Westen — auf der Gleichheit, sondern auf der Ungleichheit (wissenschaftlich: auf der Differenzierung). Deutsche Freiheit ist ein Positives, kein „Unabhängigsein“ von einem „über uns“, sondern ein Bedingtsein durch sich selbst, also eine Gewissensabhängigkeit von innen, die nach außen frei macht. So hat sie Luther, so hat sie Wolfrom von Eschenbach aufgefaßt, so hat sie Goethe begriffen, so hat sie Schenkendorf besungen:

„Freiheit, die ich meine“ 1813!

so hat sie Bismarck in seinen früheren Reden von der französischen unterschieden.[28])

„Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Mutig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.“

Hier ist von Schenkendorf schon ausgesprochen, daß die Freiheit mit der „Gemeinschaft“, das ist mit der intuitiven, gefühlsmäßigen Vereinigung von Menschen, sich wohl verträgt. Dann kann sie sich mit der rein verstandesmäßigen nicht vertragen, und am allerwenigsten mit dem nur das körperliche Wohlergehen wirtschaftlich bezweckenden Verbande, mit der „Gesellschaft“ der Gewerkschaften, der Trusts, der Konzerne. Das ist auch der Grund, weshalb die aus dem Westen kommende horizontale Zerklüftung der Berufe die deutsche Freiheit hat töten helfen. Durch die Berufe und innerhalb des Berufs sind die Menschen ungleich; aber bei der Verschiedenheit ihrer Rechte haben doch alle Arten ihrer Rechte gleichen Rang.[29]) Denn sie beruhen alle auf dem „Beruf“. Wer beruft? Wir wissen es aus der Bibel, wo das Wort (κλῆσις, kol jahwe) zuerst von uns gelesen wird[30]): der Beruf ist göttlicher Herkunft: Gott sendet die „Arbeiter“ in die „große Ernte“, die ihrer wartet. Göttlichen Berufs ist der Tagelöhner wie der Kaiser, beide haben nicht gleiche Rechte, aber ihre verschiedenen Rechte haben gleichen Rang.[31]) Der seinen Beruf — etwa die Pferdewartung — getreu erfüllende Knecht hat gleichen Rang wie der seine Herrscherpflicht sorgsam erfüllende Fürst. Beide sind „Freie“. Der pflichtvergessene, vergnügungssüchtige Kaiser ist der Rechtsverwirkung ebenso ausgesetzt wie der ungetreue — etwa diebische — Tage-

[27]) Schmitt, Politische Theologie, 4. Kapitel: Zur Lehre von der Souveränität. 1922, S. 54ff.
[28]) Reden in der zweiten Preuß. Kammer vom 21. April 1849 und 6./7. September 1849 u. a. m.
[29]) z. B. Jesaias 61 v. 1; 58 v. 1; 50 v. 4; Amos 1 v. 2, aber auch Matth. 3 v. 17; 4 v. 16, 17; 11 v. 27; 9 v. 37 u. 38.
[30]) So schon Christian Wolff: jus naturale et Gentium 1748 „libertas et aequalitas“, Praefat. zu Bd. I. Näheres bei Lorenz v. Stein Bd. I., S. 174ff. a. a. O.
[31]) z. B. Sachsenssp. Gdr. I. Buch III. Anf. §§ 1 u. 2. Homeyer, 2. Ausg. S. 30.

löhner. Auch für diese Wertung lassen sich Beziehungen biblischer und kirchenväterlicher Herkunft zu den germanischen Rechtsquellen nachweisen.[32]) Das ist kein Zufall: diese Wertung der Berufe folgt vielmehr aus der ungeheuren Verwandtschaft der jüdischen Prophetie mit der germanischen Mystik.[33]) Bei beiden handelt es sich um ekstatische, religiöse Erscheinungen, deren Tiefe auch Staat und Gesellschaft beeinflußt. Diesem transzendenten Einfluß trat ein irdischer zur Seite. Beide in Frage stehenden politischen Gebilde lagen territorial zwischen mächtigeren Staaten, die als Weltreiche von Herrenvölkern gestaltet sind. Die jüdische Prophetie ist nicht verursacht, aber veranlaßt durch die Gegensätze: Ninive, Babylon, Persepolis — Ägypten, die germanische Mystik durch die Überwältigung Deutschlands beim Untergang der Hohenstaufen, in den Religionskriegen und heute. Wenn Pariavölker nicht sich als durch göttliches Geheimnis „auserwählt" ansehen, gehen sie zugrunde. Sie müssen wie zum Leiden überhaupt, so auch zur Mühe und Not „berufen" sein. Ihre Not ist erträglich, weil ihre Arbeit dem höheren Ruhme Gottes gilt (Kant). Dieses „auserwählte" Leiden bringt die Volksangehörigen einander näher, macht sie zu Brüdern. Ihre Religion ist der Mythos oder doch das Empfinden der Gotteskindschaft. Diese Religion durchdringt alle Beziehungen der Menschen zueinander, also auch die Gewerbe: so werden sie zum „Beruf". Die Berufsstände und -gemeinschaften sind Religionsgemeinschaften; im konkreten Falle sind sie nicht Kirchengemeinden, aber religiöse — oder wie es Max Weber ausdrückt, „pneumatische" Gemeinden. Auch der Staat bekennt dadurch eine bestimmte Färbung. Er kann nicht mehr im westlerischen Parlamentarismus mit Erfolg aufgehen, weil seine Bürger ein Höheres kennen als die Mehrheitsvertretung auf formalistischer Grundlage amorpher Massengleichheiten. Diese fraternité kann niemals égalité sein. Nun haben wir die Gefahren zunftmäßiger Religiosität in der Entartungsperiode der Zünfte erfahren: die enge Moral und philiströse Glaubensgestaltung des Kleinbürgertums entstand daraus, die jeden tüchtigen jungen Tatmenschen anwiderte und nicht selten seinem Vaterlande entfremdete und ins Ausland trieb. Storm hat sie in „Hans und Heinz Kirch" erschütternd geschildert. Wir haben sie auch heute noch nicht überwunden. Es entstand ein falsches Gottmenschentum daraus, das, dem staatlichen feindselig, das Kirchturm-Wesen förderte. Auch Schleiermacher hat es nicht bekämpft. Aber 1804 trat Schelling im „System der gesamten Philosophie" energisch dagegen auf: er schrieb dort die Worte:

„Wahre Religion ist Heroismus..... Diejenigen nennt man Männer Gottes, in denen das Erkennen des Göttlichen unmittelbar zur Handlung wird."

Er forderte eine neue Mythologie[34]), die nur aus der „Totalität einer Nation" erwachsen könne. Mit dieser Mythologie will er dann Wissenschaft und Religion in der „Kunst" vereinigen und so einen durch die Kunst kraftvollen Staat bilden, als die Form der „in Gott vorhandenen Identität von Freiheit und Notwendigkeit". Seine Gedanken sind denen Fichtes ähnlich. Sein Vorwurf, daß Fichte an ihm ein Plagiat verübt habe, war unrichtig. Schellings Gottmenschen sind mehr dem heidnischen Gottvater Wotan oder dem „cuncta supercilio moventi" (Mittelmeergötterkönig), als dem ethischen Heiland und seinem Vater ähnlich. Er unterscheidet sich von Fichte durch die bei diesem vorherrschende staatsbürgerliche Moral. Dieser

[32]) Umgekehrt Sieyés in Qu'est ce que le Tiers État? 1788, dazu Lorenz v. Stein a. a. O. Bd. I S. 188.

[33]) So auch Dunkmann unter Zustimmung von J. Jastrow und der Verf., letzterer im Aufsatz „Zur Idee einer Kulturwissenschaftslehre". Deutsche Rundschau, Dezember 1923.

[34]) Näheres in Otto Braun Einleitung zu „Schellings Philosophie" S. 45ff.

Gegensatz ist verhängnisvoll: „Der Fluch der deutschen Entwicklung ist die Maßlosigkeit." [35]) Maßlosigkeit ist scharf zu unterscheiden von „Entschiedenheit". Während die französische Romantik (de Maistre, Bonald) zur Entschiedenheit führte, verflachte die deutsche einerseits in „ewige Gespräche" und wurde andererseits über Fichte zu Hegel in der „Vergottung" des Staates maßlos übertrieben. Die Frucht war der als wissenschaftliche Verkommenheit zu bezeichnende Nachhegelianismus von Karl Marx. Es ist aber ein Irrtum, daß die Grundlage dieses Marxismus nur im deutschen staatsrechtlichen Denken zu suchen sei. Sie liegt viel mehr noch im französischen, und zwar vor allem bei Bazard, der zuerst das verhängnisvolle Wort von der „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" aussprach [36]), und bei Fourier. In welches Elend uns die Staatsvergottung geführt hat, liegt vor aller Augen. Wir sehnen uns danach, davon loszukommen. —

IV.

Das Problem dieser Sehnsucht kann man auch als Erziehungsfrage ausdrücken: Zu welchem staatsrechtlichen Umdenken müssen wir erzogen werden, wenn wir den für Deutschland passenden Staatsgedanken wieder gewinnen wollen? Gehen wir dabei von dem ersten Grundsatz dieser Erörterung aus, daß keine germanische Staatsverfassung der mystischen Glaubensgrundlage entbehren darf, wenn sie dauerhaft sein soll, so hat das Problem folgenden Inhalt: Kann es ohne Staatsvergottung oder Menschenvergottung oder Übermenschentum für den deutschen Staat eine mystische Glaubensgrundlage geben? Die Franzosen haben sie in dem militärisch-aktivistischen Gedanken der „gesta Dei per Frankos" der „soldats de Dieu et de la culture", die Engländer in der Idee der wirtschaftlichen Gottbegnadung: des kalvinisch-puritanischen Neujudentums, das in Cromwell einst gipfelte. Auf dieser Grundlage blieben sie Herrenvölker. Wir aber verloren jegliche Mystik und jeglichen Glauben. So stehen wir am Rande des Grabes. Eins haben wir uns aber doch noch gerettet, die ideelle Möglichkeit, daß die Volksgenossen sich als Gotteskinder, als Brüder fühlen können. Das hat seinen tiefsten Grund in der mythischen Verbindung des Geburtsgeheimnisses mit der Wintersonnenwende, des Gedankens der Erlösung und Wiedergeburt mit der Frühlingshoffnung. In keinem Volke sind diese Gedanken so familienmäßig, so „traut" mythologisiert wie bei dem deutschen. Ich brauche die Worte: „Maria, Weihnachten, Christkind" nur auszusprechen, so weiß man, was ich meine. Aber die Deutschen sind beim Mythos nicht stehen geblieben: Goethe hat uns dasselbe Mysterium als ernste Mahnung in dem berühmten Worte hinterlassen, das uns Dunkelheit und Trübheit vom Erdendasein verscheuchen will [37]):

„Stirb und werde!"

[35]) Scherer, Geschichte der deutschen Literatur.
[36]) Feig, Unternehmertum und Sozialismus. Jena 1922.
[37]) Es sind in letzter Zeit, insbesondere in einer führenden wissenschaftlicheu Gesellschaft, schwere Angriffe gegen den deutschen Geist, gegen die angeblich von Hegel und Treitschke beeinflußte Jugend laut geworden: Die deutsche Wissenschaft sei von der Staatsvergottung, von einem Souveränitätsbegriff verseucht, die jede Einschränkung der Staatsallmacht als Geschenk des Staates angesehen habe. Dadurch sei ein die Menschenrechte des Bürgers verachtendes Rechtsdenken nach innen entstanden, nach außen aber eine die großen Errungenschaften der westlichen Staats- und Rechtswissenschaften ablehnende Gesinnung der deutschen Wissenschaft. Dieses kulturfeindliche Wesen sei ein schweres Verschulden, für das die Deutschen als Volk mit vollem Rechte wie Friedensfeinde angesehen und bestraft würden. Amerika habe sich in 66 Fällen schiedsgerichtlicher Friedensstiftung unterworfen, Deutschland nur in 15. Diese Gesinnungen müsse Deutschland ändern und von den westlichen Völkern

Voraussetzung dieses Werdens ist der Glaube an Deutschlands Zukunft. Im August 1870 schrieb Wilhelm Scherer, einer der liebsten Lehrer meiner Jugend[38]):

„. . . Woran die beseeligende Macht des Glaubens sich in unserer Zeit am herrlichsten enthüllt, das sind die Begriffe: Vaterland, Nation und Staat."

In ebendiesem Aufsatz berief sich Scherer am Schlusse auf eine Stimme aus dem Jahre 1806 „nach Deutschlands tiefem Fall". Sie lautet:

„Deutschland ist immer noch da, und seine unsichtbare Kraft ist ungeschwächt, und zu seinem Berufe wird es sich wieder einstellen mit nicht geahnter Gewalt, würdig seiner alten Heröen und seiner vielgepriesenen Stammeskraft. — — — Selig sind die, durch welche es geschieht, die, welche nicht sehen und doch glauben!"

(Schleiermacher.)

Stirb und werde!

In diesem Worte begegnet sich der Glaube an den auferstandenen Heiland, die Erlösungshoffnung, mit dem Glauben an die Erlösung des deutschen Volkes und des deutschen Staates:

„Stirb und werde!"

Wilhelm Diltheys Werke

Wilhelm Dilthey ist den älteren Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt. Eine Reihe wundervoller Aufsätze hat er in der reifsten Epoche seines Lebens in dieser ihm und vor allem Erich Schmidt so ans Herz gewachsenen Zeitschrift veröffentlicht. Welch eine großartige Perspektive einer universalgeschichtlichen Darstellung und Deutung der Geschichte gab er in seinem Aufsatze: „Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt" (Deutsche Rundschau, 27. Jahrgang, 11/12). Er zeigt Voltaire und seinen Kreis als „Begründer vor allem kulturgeschichtlicher Betrachtungsweise". Er zeigt die Bedeutung Herders und Winckelmanns. Er zeigt, wie in der letzten polyhistorischen Generation Theologie, Philologie und pragmatische Historie in eins verschlungen ist. Aber das alles sind Hinweise, die uns auch sonst in seinem unermeßlichen Werke begegnen. Was uns damals bei der Lektüre dieses meisterlichen Durch- und Ausblickes so ergriff, war der volle, jugendfrische Eindruck, welchen er von der Bedeutung Justus Mösers vermittelte. Hiermit hatte er der gegenwärtigen Geschichte der Historiographie und deren tieferer philosophischer Selbstbesinnung den Blick auf ein unendliches Feld eröffnet. Leise und schüchtern betreten die Zeit-

Achtung vor dem Rechte der Individuen, Friedfertigkeit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit lernen. Die Verbreiter dieser Lehren sind Berliner Advokaten und Literaten, im Einzelfalle auch Leute, die durch ihr besonderes Gewerbe mit dem westlichen Auslande verknüpft sind. Diese Kreise wissen, daß leider unsere traurige außenpolitische Lage das Eingehen auf die völkerrechtliche Seite ihrer unberechtigten Vorwürfe gegen den deutschen Geist im Augenblick verbietet. Sie ziehen Nutzen aus der unwissenschaftlichen Verquickung der Staatszweckprobleme mit den brennenden Fragen der Staats- und Völkerrechtsverhandlungen des Augenblicks. Vor ihren Argumenten ist zu warnen. Die deutsche Entwicklung wird auch ohne sie von den Wirkungen einer Überspannung der Staatskompetenz los kommen.

[38]) Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich.

genossen diesen gewiesenen Weg, den der frische Greis mit stillem Behagen beschritt. Hoffentlich begegnen wir auch noch anderen Arbeiten über Möser in jenem großen Geschichtswerke, das als dritter Band der „Gesammelten Schriften" im Verlage von Teubner (Leipzig) unter dem Titel „Studien zur Geschichte des deutschen Geistes" erscheinen soll.

Wilhelm Dilthey gehört der deutschen Nation. Als er starb, war sein großes Lebenswerk dem großen Publikum gar nicht, dem Kreise der mit seinem Schaffen Vertrauten nur zu geringem Teile, der Wissenschaft und den Gebildeten völlig mangelhaft zugänglich. Abgesehen von dem Sammelwerk: „Das Erlebnis und die Dichtung", welches bereits trotz der Kürze der Wirkenszeit — es erschien erstmalig bei Teubner 1906; die achte Auflage ist erreicht — auf Literargeschichte wie Kunstwissenschaft einen höchst fruchtbaren Einfluß ausübte, war man fast nur auf seine grundlegenden geistesgeschichtlichen Aufsätze im „Archiv für Geschichte der Philosophie" (Jahrg. IV, V, VI) angewiesen. Sein „Leben Schleiermachers", das als erster Band 1870 abgeschlossen vorlag, war bald vergriffen. Die „Einleitung in die Geisteswissenschaften", 1883 erschienen, war seit etwa 1902 ebenfalls im Buchhandel nicht mehr erhältlich. Die Flut seiner Aufsätze in „Westermanns Monatsheften" war ebenfalls mit dem Seltenwerden der älteren Jahrgänge an jedem Einströmen in die allgemeine Geistesbewegung der Gegenwart gehemmt. Endlich erfuhren seine berühmten Abhandlungen, erschienen als „Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften" zu Berlin, das allgemeine Schicksal solcher Abhandlungen überhaupt und das besondere seiner Veröffentlichungen. Sie waren kurz nach seinem Tode allesamt vergriffen. Von einer Reihe anderer Veröffentlichungen, denen es kaum anders erging, kann hier geschwiegen werden.

So war es ein Werk der Notwendigkeit und Pietät zugleich, wenn sich der einzigartige, mit feinstem Verständnis das Werk des Meisters bewahrende Schülerkreis, voran der Göttinger Philosoph Georg Misch, Diltheys Schwiegersohn, zu dem großen und aufreibenden Unternehmen entschloß, das riesige sichtbare Werk seines Lebens mit dem unermeßlichen Ganzen des gedruckten und ungedruckten Nachlasses so zu verknüpfen, daß uns der unmittelbare Atem des Diltheyschen Wesens, die wahre Tiefe und Weite dieser nachhaltigsten Erscheinung der historischen Schule nach Ranke, dieses fruchtbarsten Denkers seit dem Idealismus und der Romantik in aller Bestimmtheit gegenwärtig ist. In großzügiger Weise bot hierzu der Verlag Teubner (Leipzig) seine bewährte Kraft. Vor dem Kriege (1913) bereits erschien der zweite Band, betitelt: „Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation". Wenn wir nicht irren, ist nunmehr die dritte Auflage vor dem Erscheinen. Dieses Sammelwerk, innerlich eine lebendige Einheit, ist für die historische Bildung des Zeitalters, wie selbstverständlicherweise für jeden Historiker, welcher Art und Richtung auch immer, ganz unentbehrlich. Es sollte in keiner Schülerbibliothek fehlen, ebensowenig können es Volksbüchereien und Volkshochschulbüchereien entbehren, von Gelehrten-Bibliotheken ganz zu schweigen. Der Anbruch der neueren Zeit, welchen wir Renaissance nennen, ist in seiner eigentümlichen Richtung, in seinen Verzweigungen und in seinem Zusammenhang mit Christentum und Antike in universalgeschichtlicher Anschauung dargestellt. Und es war ein besonderer Triumph der Diltheyschen Leistung, daß hier Geistesgeschichte sich mit Wissenschaftsgeschichte, mit politischer und Kunstgeschichte aufs engste verbindet. So begegnen sich hier Diltheys Forschungen mit den Arbeiten Burdachs und Troeltschs. Ferner galt es, jenem Jahrhundert und seiner Folgezeit konzentrierteste Aufmerksamkeit zu widmen, in welcher die klassische Metaphysik des Rationalismus sich mit einer großen rationalen Kulturbewegung in eins verband. Das siebzehnte Jahrhundert trat so zum erstenmal in das helle Licht der geisteswissenschaftlichen Universalgeschichte:

Wilhelm Dilthey hat „das natürliche System der Geisteswissenschaften" entdeckt und damit die Grundlage geschaffen, die eigenen Spannungen des gegenwärtigen Zeitalters in ihrer historischen Verwurzelung zu durchschauen. Denn die praktischen Aufgaben der Geisteswissenschaften hat er stets empfunden und nicht auf dem leichtesten, sondern auf dem schwersten Wege gesucht: auf dem Wege der Geschichte. Er selbst hat es einmal so ausgedrückt: „Der Philosoph muß die Operation des Historikers am Rohstoff der geschichtlichen Überreste selber machen. Er muß zugleich Historiker sein." Alsdann galt es, in diesem zweiten Bande seine höchst bedeutenden Untersuchungen zur Geistesgeschichte der Reformation und des entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus in aller Breite vorzuführen. Die Bedeutung der protestantischen Religiosität auf der einen Seite, des metaphysischen Pantheismus auf der anderen wird so anschaulich sichtbar. Ganz epochemachend etwa ist der Aufsatz: „Aus der Zeit der Spinozastudien Goethes." Die Linie Shaftesbury-Herder-Goethe tritt uns hier als Vollendung einer ganzen Epoche mit zwingender Evidenz entgegen.

Die zweite Veröffentlichung, welche hervortrat, ist der vierte Band der gesammelten Schriften, herausgegeben von Herman Nohl und veröffentlicht im Jahre 1921. Er ist betitelt: „Die Jugendgeschichte Hegels und andere Abhandlungen zur Geschichte des deutschen Idealismus." Die scharfe Kritik, welche sein Lehrer Trendelenburg an Hegel zu üben verstand, hat selbst den jungen Dilthey dem echten Kern der Hegelschen Geisteswelt nicht entfremdet. Er fand schon recht früh, im Jahre 1860, daß man Hegel „sehr wunderlich" beurteile, und er zitiert von Hegel das herrliche Wort: „Die warme Fülle der Natur, die in tausendfältigen, anziehenden Wundern sich gestaltet, verdorrt in dieser (der Erfahrungswissenschaft) in trockenen Formen und zu gestaltlosen Allgemeinheiten, die einem trüben, nördlichen Nebel gleichen." („Ethica." Aus den Tagebüchern Wilhelm Diltheys [1854—1864]. Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin, neue Folge, 10, 1915, S. 15.) Es ist wunderbar, wie sich Dilthey, in seinen letzten Jahren schon genugsam beschäftigt mit riesigen anderweitigen Aufgaben, der Fertigstellung seines Lebenswerkes, noch in die gotische Hallenwelt des Hegelschen Gedankendomes (ein ähnlicher Ausdruck ist von Dilthey gelegentlich selber gebraucht worden) mit unsäglicher Liebe, Ehrfurcht und Andacht hineinbegab, um „aus den Papieren" in bewußtem Gegensatz zu Kuno Fischers Arbeit die Entwicklungsgeschichte Hegels zu schreiben. Denn er fand mit Recht, daß diese Philosophie wie keine andere geeignet sei, einen unschätzbaren Beitrag zu einer Phänomenologie der Metaphysik dann zu geben, wenn man die merkwürdigen Bruchstücke des einsamen Jugenddenkens des Mannes mit dem Ganzen des Systems zusammensieht. Der Anstoß zu dieser neuerlichen Beschäftigung mit Hegel ward übrigens dadurch gegeben, daß er bei der beabsichtigten Fortsetzung seines Schleiermacherbandes die Wirkungen Schleiermachers auf Hegel auf das genaueste abzuwägen sich gezwungen sah. Im selben Bande ist denn auch seine kurze Biographie Schleiermachers aus der allgemeinen deutschen Biographie aufgenommen worden; mit Recht betont Herman Nohl, daß sie „etwas lieblos" geschrieben sei. In der Tat, wenn man die stille, poetische Liebe, mit welcher er seinen Schleiermacher geschrieben hat, mit dieser mehr chronologischen Aufreihung vergleicht, möchte man fast glauben, daß hier eine andere Lebensstimmung am Werke gewesen sei. Sie ist „ganz aus den Quellen gearbeitet". „Meine Ansicht über Schleiermachers System und Bedeutung ist wenigstens wie in einer Nußschale darin," schreibt Dilthey an den Freund seines Lebens, Graf Paul Yorck v. Wartenburg (siehe weiter unten; daselbst S. 89). In diesem Zusammenhange mag gleich der neuen Auflage des „Leben Schleiermachers", herausgegeben von Hermann Mulert (Walter de Gruyter, 1922) Erwähnung getan werden. Einige Stücke der Fortsetzung sind

aus dem Nachlasse hinzugefügt worden, doch werden wir noch auf einen zweiten Band, welcher die systematische Betrachtung des Schleiermacherschen Werkes bringt, hoffen dürfen. Der vierte Band enthält endlich zwei sehr schöne Aufsätze über Kant. Der eine bezieht sich auf den Zensurstreit mit der Regierung, der andere beleuchtet äußerst instruktiv die Auseinandersetzung Kants mit seinem ehemaligen Schüler Jakob Sigismund Beck. In diesen Tagen, da wir den zweihundertjährigen Geburtstag Kants feiern, wollen wir nicht vergessen, daß Dilthey bei aller Abweichung von der Kantischen Philosophie und bei aller Abneigung gegen eine vollkommen sterile Kantscholastik in Kant stets „den großen Ahnherrn der modernen deutschen Philosophie" erblickt hat, dessen „ruhelosen, gespannten, mit einer unerhörten Energie durchgeführten Untersuchungen" allererst jene große deutsche Doppelbewegung verdankt wird, die sich in Idealismus wie Romantik aufs innigste vereint, aufs härteste befehdet. Wir können verstehen, daß die beiden Aufsätze, welche Kants Stellung zu dem Leibnizianer Abraham Gotthelf Kästner unter Benutzung eines bisher ungedruckten Aufsatzentwurfes Kants mehr beschreiben als auswerten, fortgelassen wurden. Wir bedauern es dennoch, weil diese Edition eben eine höchst bedeutende insofern ist, als Kants Stellung zu Raum und Zeit als Form der Anschauung hier ihren endgültigen und klarsten Ausdruck gefunden hat. Die Aufsätze über Ferdinand Christian Baur und Eduard Zeller durchdringen mit schöner Anteilnahme das Leben jener älteren schwäbischen Männer, zu welchen in der Atmosphäre ihres ganzen Lebens sich Dilthey hingezogen fühlte. Beigegeben sind dann noch vier verschiedenartige Aufsätze, so der über Süvern, Thomas Carlyle, die drei Grundformen der Systeme in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Archive der Literatur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie. Was den vorletzten Aufsatz anlangt, so ist er eine Vorarbeit zu jenen über die Typen der Weltanschauung, welche in dem bekannten Sammelwerk „Weltanschauung" — leider auch längst vergriffen — 1911 erschienen war. Der letzte Aufsatz ist die Parallelbearbeitung eines Vortrages, welchen Dilthey am 16. Januar 1889 bei der Gründung der Literaturarchivgesellschaft gehalten und sodann im Märzheft der „Deutschen Rundschau" 1889 veröffentlicht hat. Diese beiden Aufsätze über Literaturarchive sind von höchster Bedeutung für die exakte Handhabung der Literar- und Philosophiegeschichte. Der Mitbegründer der Literaturarchivgesellschaft hat denn auch so im Geiste seiner eigenen Pläne und Zielsätze das großangelegte Werk der Akademieausgabe der Werke Kants vorbereitet und geleitet; was wir ebenfalls in den Tagen der großen Kantfeier nicht vergessen wollen. Etwas von den persönlichen Schwierigkeiten solcher Leistung zeigt uns übrigens der im Verlage von Max Niemeyer 1923 erschienene Briefwechsel zwischen Dilthey und dem Grafen Paul Yorck von Wartenburg (1877—1897). Es mag hinzugefügt sein, daß diese außerordentliche Kunde von dem persönlichsten Leben Diltheys und nicht zuletzt von seiner intimsten Werkstätte, seinem intimsten Freunde als erster Band einer Buchreihe erschienen ist, welche der Heidelberger Philosoph Erich Rothacker in Verbindung mit Heinrich Maier, Georg Misch, Eduard Spranger, Emil Wolff unter dem Titel „Philosophie und Geisteswissenschaften" im Verlage von Max Niemeyer, Halle, herausgibt. Möge dieser Sammlung ein Fortgang beschieden sein, wie er glücklicher nicht durch diese Veröffentlichung hat eingeleitet werden können. Wir werden auf diesen Briefwechsel zum Schlusse unserer Darstellung zurückkommen.

Danach erschien 1922 der Wiederabdruck des so lange entbehrten Hauptwerkes: „Einleitung in die Geisteswissenschaften." Dieses Werk, von dem Dilthey nur den ersten Band herausgebracht hat, und an dessen Vollendung er bis in die Höhe seines Alters fortgearbeitet hat, ist von Bernhard Groethuysen heraus-

gegeben worden. Man erfährt aus der Vorrede des Herausgebers, daß Arthur Stein bei der Sichtung des Nachlasses wertvolle Vorarbeit geleistet hat. In diesem Zusammenhange mag wieder in Erinnerung gebracht werden, daß wir Groethuysen den ersten ausführlicheren Nachruf auf Wilhelm Dilthey im Jahrgang 1913 (Heft 4, 5) der vorliegenden Zeitschrift verdanken, und daß Arthur Stein ebenfalls im Jahre 1913 eine sehr schöne Arbeit: „Der Begriff des Geistes bei Dilthey" (Bern) vorgelegt hat. Es war selbstverständlich, daß dieser Wiederabdruck des Diltheyschen Lebenswerkes als erster Band der „Gesammelten Schriften" erschienen ist. Die Bedeutung dieser großartigen Leistung wird heute um so stärker hervortreten, als viele ahistorische und antihistorische Begleiterscheinungen des Neukantianismus heute ebensosehr als positiver Mangel gefühlt werden wie auf der anderen Seite die Gefahr einer ganz romantischen, ganz scholastischen Wendung der phänomenologischen Schule droht. C. H. Becker in seiner außerordentlich lesenswerten Festrede zur Königsberger Kantfeier: „Kant und die Bildungskrise der Gegenwart" (Quelle & Meyer, Leipzig, 1924) sagt in diesem Zusammenhange das sehr beachtenswerte Wort: „Wer vom Historismus kommt, kann unmöglich bei der Wesensschau stehen bleiben" (S. 13). Es mag uns gestattet sein, in diesem Zusammenhange die längst als epochemachend bekannte Leistung Diltheys nicht einer neuen Durchleuchtung zu unterziehen, wohl aber dem Leser einen jener kurzen Durchblicke zu bieten, aus welchem die ganze Meisterschaft der historisch-systematischen Universalbetrachtung Diltheys ersichtlich ist: „Die Macht und Souveränität des christlichen Bewußtseins verkörperte sich nun während des Mittelalters in dem selbständigen Aufbau der katholischen Kirche, auf welche viele politische Ergebnisse des römischen Imperiums übertragen wurden. Wenn ihr die individuelle Freiheit des christlichen Bewußtseins zur Zeit geopfert wurde, so bereiteten doch die großen korporativen Ordnungen des Glaubens und Wissens eine Zukunft vor, in der bei innerer Freiheit des Seelenlebens die Differenzierung und äußere Gliederung der einzelnen Zweckzusammenhänge durchgeführt werden kann: eine Zukunft, die auch wir heute nur in unsicheren Umrissen erblicken. Alsdann unterhielten das religiöse Leben und die Schulen der Mystik das Bewußtsein, daß das metaphysische Wesen des Menschen in der inneren Erfahrung, als Leben, auf eine individuelle, einen allgemein gültigen wissenschaftlichen Ausdruck ausschließende Weise gegeben ist. Die Metaphysik fügt dem Begriffszusammenhang, der an der Außenwelt entwickelt war, den hinzu, welcher aus dem religiösen Leben stammte: Schöpfung aus Nichts, innere Lebendigkeit und gleichsam Geschichtlichkeit Gottes, Schicksal des Willens. Und als an dem inneren Widerspruch, der so entsprang, die Metaphysik des Mittelalters zugrunde ging, da war und verblieb das persönliche, keiner allgemeingültigen wissenschaftlichen Begründung fähige Bewußtsein unserer metaphysischen Natur das Herz der europäischen Gesellschaft; sein Schlag ward empfunden in den Mystikern, in der Reformation, in jenem gewaltigen Puritanismus, der in Kant oder Fichte so gut lebt als in Milton oder Carlyle und welcher einen Teil der Zukunft in sich schließt" (Seite 272/273). Aus den Jahren (1904—1906), in denen Dilthey im Gedanken einer neuen Auflage lebte, empfangen wir einige Zusätze aus dem handschriftlichen Nachlaß: so eine Vorrede zur geplanten Neuauflage, Zusätze zum ersten Buch, zusammenhängende Bemerkungen, welche die systematische Grundabsicht Diltheys gegen den „Grundirrtum der ganzen Fichteschen Fraktion innerhalb der Erkenntnistheorie" (S. 419; also gegen Windelband, Rickert usw.) klarstellen sollen, endlich Bemerkungen, welche sich gegen Simmels Soziologie richten. Interessant sind dann noch die Zusätze zum zweiten Buch, welche die Modifikation seiner späteren Forschungen andeuten. Die letzteren Bemerkungen erhalten ihre anschauliche Ausbreitung in dem schon hervorgehobenen zweiten Band der „Gesammelten Schriften".

Diese drei Bände der „Gesammelten Schriften" waren hervorgetreten. Ein Jahr der Pause folgte. Nunmehr liegen zwei Veröffentlichungen des Jahres 1924 vor, die ein Ganzes bilden. Es ist der fünfte und sechste Band. Der gemeinsame Titel lautet: „Die geistige Welt, Einleitung in die Philosophie des Lebens." Diesen Titel und Untertitel hat Dilthey selber noch bestimmt und den größten Teil der Schriften auch selber noch zusammengestellt. Der Herausgeber dieser beiden Bände, Georg Misch, derselbe, welcher schon den zweiten Band veröffentlichte, hat mit wundervollem Eingehen auf Diltheys intimste Denk- und Arbeitsweise die von dem Toten selbst nicht mehr vollendete Sammlung besorgt. Es war eine eminent schwierige Arbeit; aber hier reifen die Früchte der schulbildenden Kraft, welche Dilthey besaß, ohne daß wir den geringsten Eindruck von Unfreiheit erhielten. Wir bedauern, an dieser Stelle nicht auf den umfassenden Vorbericht Georg Mischs (117 S.) eingehen zu können. Er enthält eine „aus den Papieren" geschriebene Entwicklungsgeschichte Diltheys bis zur Schwelle seiner letzten Schaffensepoche; die erste, welche erschienen ist. Eine besondere Genugtuung war es uns, daß die ganz unentbehrlichen Tagebuchaufzeichnungen Diltheys, 1915 in den Mitteilungen der Literaturarchivgesellschaft veröffentlicht, im Zusammenhange mit dem erwähnten Briefwechsel den ständigen Hintergrund des ganzen Aufbaus bilden. Dieser Vorbericht ist zugleich eine sachlich geforderte und historisch glänzend belegte Verteidigung der Einheitlichkeit, Tiefe und Zukünftigkeit des wahren Gedanken- und Anschauungsgefüges der Diltheyschen Philosophie. Misch hebt hervor, daß diese Sammlung in einem gewissen Sinne den Verzicht auf die ursprüngliche Intention des Meisters ausspricht, die „Einleitung in die Geisteswissenschaften" von dem ganz hellen und sehr an seine Jugend gemahnenden Denken des Siebenundsiebzigjährigen erneut, ergänzt und auf diese letzte Stufe heraufgehoben der Nachwelt als ein fertiges Werk zu hinterlassen. Dilthey hat sich damit beschieden, in seinem Werk: „Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften" (1910) diese letzte Stufe darzustellen. So konnte er Arbeiten, die ein halbes Jahrhundert zurücklagen und die sich erst in den achtziger und neunziger Jahren in dichterer Folge drängten, unter diesem Titel zusamenfassen. Der Abfolge der Abhandlungen selber gehen nun vier außerordentlich wertvolle Veröffentlichungen voraus: drei Reden und eine Vorrede, zusammengefaßt unter dem Titel: „Autobiographisches". Die Vorrede ist nur als Fragment erhalten und war als Eröffnung eben dieser Sammlung gedacht. Sie ist ein außerordentlich wichtiges Dokument, weil sie ganz gegen Diltheys sonstige Art, die Dinge selber reden zu lassen, durchaus autobiographisch eingestellt ist. Er gedenkt vom Standpunkt seiner Reife aus „des fast leidenschaftlichen Impulses seiner Jugend" und findet in tiefer Bejahung der Frische und Unbekümmertheit des ersten produktiven Lebensalters, daß diese Arbeiten, ergriffen in der „ersten Freude des Findens", den Altersleistungen etwas voraus haben: „. . . vielleicht geht sogar Wahrheit, die man nachher nicht mehr so sieht, verloren" (S. 3). In den Anmerkungen, die wir dem ernsten Leser auf das dringendste empfehlen, weil in ihnen Zusätze und Einschiebungen, Aufklärungen und Verweisungen die „immanente Systematik" des Ganzen erst vollkommen erhellen, werden uns zwei ineinandergearbeitete frühere Versionen aus dieser Vorrede mitgeteilt. Man sieht, wie schwierig es selbst für einen Dilthey war, seine eigene Jugendentwicklung gegen die spekulativen und positivistischen Tendenzen seiner Zeit abzugrenzen. Es folgt die bisher nur in einer Tageszeitung bekanntgewordene Rede zum siebzigsten Geburtstag (1903). Sie ist mehr als bloß ein autobiographischer Rückblick, sie ist ganz belebt von dem Geist der historischen Schule, wie er sich dem Schüler Böckhs, Jakob Grimms, Ritters und Rankes einpflanzte, mit unvergeßlichen Zügen der jugendlich kongenialen Seele einprägte. Spricht er in seinem Tagebuch von der „Musik

unserer Gefühle", mit welcher wir „alle Anschauung menschlicher Geschichten begleiten" (S. 16), so gewahrt man in dieser denkwürdigen Altersrede das stille Mitschwingen seiner jugendlichen Begeisterung. Wie kernig steht sein philosophischer Lehrer Trendelenburg vor uns. Mit wie wenigen aber erschöpfenden Worten ist Böckh charakterisiert. Die Worte über Jakob Grimm — er nennt ihn den Gewaltigsten — sind in einer höchsten Regung verehrender Rückerinnerung ganz gedämpft gesprochen. Endlich die Betrachtung der Universalmeister Ritter und Ranke. Es ist für die gesamte Erforschung und Deutung des Diltheyschen Werkes von entscheidender Bedeutung, daß Dilthey von Ranke sagt: „Mir war er die Erscheinung des historischen Vermögens selber" (S. 9). Man hat mehrfach von der skeptischen Schlußwendung dieser Rede Diltheys gesprochen, und Ernst Troeltsch hat, ohne die Rede selber zu kennen, daraus wichtige Schlüsse über die Zerbrechlichkeit und Fruchtlosigkeit des Diltheyschen Denkens ableiten zu müssen geglaubt. Es ist gut, daß der urkundliche Wortlaut nunmehr bekannt ist. Es ist der tiefe Blick in das Leben selber, der hier spricht, nicht aber Skepsis oder ein Irregewordensein am eigenen Lebensideal, am Sinn so unermeßlicher Forschung. Abgesehen von der schon veröffentlichten Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1887, zu welcher der Briefwechsel (daselbst S. 67) ein nicht unwichtiges persönliches Bekenntnis hinzufügt, tritt die bisher vollkommen unbekannte Baseler Antrittsvorlesung vom Jahre 1867 aus den Handschriften des Nachlasses hervor. Ihr Titel lautet: „Die dichterische und philosophische Bewegung in Deutschland 1770 bis 1800." Ein jugendliches Meisterwerk der Geistesgeschichte als Universalgeschichte. Wie hier drei Generationen, welche für das deutsche Geistesleben entscheidend geworden sind, in ihrem Ergreifen von Dichtung, dichtender Forschung, Philosophie geschildert werden, das mag selbst nachgelesen werden. Wie ist auch hier wiederum Lessing als der männlich Voranschreitende gezeichnet; — so ganz entgegen jener Zeichnung Gundolfs, welche letzten Endes auf den „männischen" Rationalisten hinweist. Wie ist das Erscheinen Schleiermachers historisch einleuchtend gemacht. Wie tritt das Zusammenwirken Goethes und Kants in hellstes Licht. Für seine eigene Lebensauffassung ist von großer Bedeutung, daß er hier mit voller Klarheit die intellektuelle Anschauung, „welche vom Ganzen zu den Teilen voranschreitet", als eine Bewußtseinsstellung hervorhebt, die mehr als bloße Methode ist. Die übrigen Aufsätze des fünften Bandes waren, abgesehen von dem Aufsatz über „Erfahren und Denken", bereits der Öffentlichkeit bekannt und viel diskutiert. Als zentralsten Aufsatz dieser Folge nennen wir hier die „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie" (1894).

Der sechste Band enthält ethische, pädagogische und ästhetische Aufsätze. Bisher völlig unbekannt war Diltheys Habilitationsschrift: „Versuch einer Analyse des moralischen Bewußtseins" (1864). Auch aus dieser Schrift geht deutlich hervor, wie sich Dilthey als selbständiger Fortsetzer der Kantischen Vernunftkritik fühlte. Es folgt die bereits veröffentlichte Abhandlung „Über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft" (1888). Man fühlt in dieser streng und doch ganz warm geschriebenen Abhandlung, mit welch innerer Anteilnahme Dilthey den Schulkampf der damaligen Zeit verfolgte. So ist es eine freudige Überraschung für denjenigen Leser, welcher die gegenwärtigen Schulprobleme nicht aus dem Gesichtspunkte der Partei, sondern aus dem echten Interesse an den pädagogischen Schicksalsfragen der gegenwärtigen Schule betrachtet, daß der folgende Aufsatz, dem handschriftlichen Nachlasse entnommen, ein damals und heute aktuelles Thema bearbeitet: „Schulreformen und Schulstuben" (1890). Dieser fast 7 Seiten lange Aufsatz bestätigt ganz überzeugend, wie fruchtbar für Dilthey die Durchforschung der europäischen Unterrichtsgeschichte geworden ist. Er hat seinem Freunde

Yorck mehrfach über diese äußerst instruktive Geschichte berichtet (daselbst S. 43, 44, 47). Den Aufsatz selber möge man vergleichen mit der eben erschienenen „Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens. Denkschrift des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung." (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1924.) Man wird daraus ersehen, wie Dilthey dasjenige Maß von Freiheit schon damals verlangte, welches in der historischen Vielfalt verschiedener Schultypen nun einmal gefordert ist. Es folgen drei ästhetische Abhandlungen: Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn (1868), Die Einbildungskraft des Dichters, Bausteine für eine Poetik (1887), Die drei Epochen der modernen Ästhetik und ihre heutige Aufgabe, erstmalig erschienen in der vorliegenden Zeitschrift im Augustheft des Jahres 1892. Außerordentlich wichtig sind die Zusätze bzw. Dispositionen in den Anmerkungen für die mittlere dieser Abhandlungen, welche allein 13 Seiten umfassen. Den Schluß bildet eine Abhandlung aus dem handschriftlichen Nachlaß: Das Problem der Religion, im Jahre 1911, dem Todesjahre Diltheys, entstanden. Sie bildet also mit der Vorrede zu dieser Sammlung, welche ebenfalls dem Jahre 1911 entstammt, das letzte bisher unbekannte Erzeugnis Diltheys. Auch sie ist ein Fragment geblieben. Und sie schließt über eben den Gegenstand mit einem Überblick, welcher dem jungen Dilthey ein erster großer Ausblick gewesen war.

Nächst den mehrerwähnten „Ethica" bedeutet der Briefwechsel zwischen Dilthey und dem Grafen Paul Yorck von Wartenburg die wichtigste unmittelbare Lebenskunde über Dilthey. Die Verbundenheit der beiden Männer durch tiefe, lebendige Lebensgemeinschaft, durch eine innige und reife Zuneigung der Seelen, durch ein herzliches Anteilnehmen an Freude und Leid der Familien, ist über alles autobiographische Interesse hinaus ein schönes, unersetzliches Denkmal geistiger männlicher Freundschaft aus dem Zeitalter der ersten Jahrzehnte nach der Reichsgründung. Dem ersten Eindrucke mag es so erscheinen, als ob die Gestalt Yorcks von Wartenburg die ungleich bedeutendere, jedenfalls die mächtigere sei, neben welcher Dilthey sich als feiner, anschmiegender, aber auch anempfindender Gelehrter ausnimmt. Diese Deutung, obschon in manchem sicherlich richtig, wäre im ganzen schief und verhängnisvoll. Wir dürfen nie die verschiedenen Lebenslagen beider Männer außer acht lassen. Dilthey hatte seine immer erneut aufgenommenen Forschungen und Betrachtungen, er hatte sein Leben an der Universität, er hatte das geistig fortwährend anregende, wenn auch zermürbende Berlin um sich. So spricht aus seinen Briefen oft Ermattung, Überarbeitung, die Sehnsucht nach Einsamkeit; er beneidet den Freund um sein ländliches Idyll. Sie müssen herrliche Stunden verbracht haben, die beiden Freunde, auf Klein-Öls im behaglichen Kreise der beiden Familien, im Angesichte einer frischen Natur, im Genuß von „unabsehlichen Gesprächen". Diesen Zustand nennt Yorck einmal „bewegte Stille". So gab Dilthey gewiß sein Schönstes im Gespräch mit dem Freunde und im stillen Ausarbeiten seiner Werke, während Graf Yorck, von dem Freunde getrennt, das Leben allseitiger geistiger Anregung entbehrend, sehnsüchtig die augenblickliche Lage seines Denkens in oft großartiger Konzentriertheit dem Einzigen übermittelt, der ihn versteht. Man muß diese glänzenden Bemerkungen etwa über Neumanns römische Geschichte oder über Rankes Okularismus, oder über Nominalismus und Realismus im Kampf um die christliche Religiosität oder endlich die sehr vorausschauenden, fast prophetisch anmutenden politischen Bemerkungen selber lesen, um das unmittelbare Bewußtsein von der Tiefe, Kraft und persönlichen Gewalt dieses höchst bedeutenden Mannes zu empfangen. Hier seien nur folgende Worte wiedergegeben: „Daß ich dem Glanze der Berliner Festlichkeiten ferngeblieben bin, haben Sie bemerkt. Die Schwere und Wahrheit des Lebens ist so interessant, daß ich für das Spiel keine Teilnahme erübrigen kann. Überdem ist der Hintergrund dunkel, von dem jene Festzüge sich

abheben. Klarer, königlicher Wille des Regiments tut der Welt not. Regieren ist wie Leben unteilbar. Ja oder nein — ein Drittes ist nicht gegeben. Heraus aus den Abstraktionen, aus dem abstrakten Staate, aus der mathematischen Freiheits- und Sozietätslehre, in der, soweit ich sehe, auch die Wissenschaft noch steckt!" (7. 3. 83, S. 32.) Und weiter: „Das Zeitalter des Nominalismus geht zu Ende und es ist Zeit. Glücklich der, der es mit sehenden Augen erlebt, trotz der Krisen, die den ganzen politischen Horizont verdunkeln. Denn die Spießbürgerweisheit, daß ringsherum Friede sei, ist doch gar zu kurzsichtig. Wann die Entladung stattfinden wird, mag nicht zu bestimmen sein, aber verziehen kann das Gewitter sich nicht. Die Revolution — die Bewußtseinsmacht — ist auch ein internationaler Faktor, und zwar nicht in dem Ausdrucke der Internationalen erschöpft. Es ist doch bemerkenswert, daß mit dem Eintritte der modernen, naturwissenschaftlichen Denkweise jede politische verbindliche Gestalt aufgehört hat. Der Reichsgedanke wurde von dem Gleichgewichtsgedanken — dem man seine Herkunft ansieht — abgelöst. Die reine Faktizität dieser Kategorie konnte nie als Glaubensinhalt dienen. Und die Lebendigkeit jeder kräftigen Person genügte, das Gleichgewicht, welches bei der Lebendigkeit der Kräfte nur ein labiles sein konnte, aufzuheben. Diesem rationalen Verhältnisse ist in unserem gepriesenen Jahrhundert der Animalismus gefolgt — wie denn das der Fortgang gewesen ist von einer bodenlosen ratio zur Impetuosität des Triebes, womit das Leben in seiner niedrigsten Art zum Rechtsgrunde des Lebens gemacht ist. Von da muß es nun endlich wieder aufwärts gehen — aber wohl nicht ohne viel Blut und Unglück" (S. 65, 66). Wir brechen hier ab — wir müßten sonst seitenweise zitieren — der Leser dieses Briefwechsels möge die Lebendigkeit und Tiefe der persönlichen und sachlichen Lebensgemeinschaft selber aufsuchen; er wird aus dem unablässigen Ringen dieser bedeutenden, charaktervollen Männer ein Bild empfangen, das in seinem Innern einen unverlierbaren Platz erhält. Zum Schluß sei der unermüdlichen Herausgeberin mit Dank gedacht: Sigrid v. d. Schulenburg hat eine äußerst fruchtbare, unsäglich mühsame Arbeit verrichtet. Wer die Schrift Diltheys kennt, weiß, was hier an Kraft und Geduld geleistet worden ist. Überdies bieten die Anmerkungen und das Register wertvollste Hilfe.

Indem der allgemeine Fortgang der Geisteswissenschaften, die jüngste Entwicklung der Philosophie und das Bildungsbedürfnis breitester Massen die unauflösliche Verbundenheit von Lebenszusammenhang und Geisteszusammenhang als das wichtigste Anliegen der Gegenwart nach allen Seiten blicken läßt, ist der in dieser Intention geschaffenen Lebensarbeit Wilhelm Diltheys der unmittelbarste Zugang geschaffen. Daß sein Werk nun auch tatsächlich bei uns Eingang findet, das danken wir der Neuveröffentlichung seines gesamten produktiven Vermächtnisses.

Albert Dietrich.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Tagung des Deutschen Schutzbundes zu Pfingsten 1924.

Wenn eine Bewegung zum fünften Male seit ihrem Bestehen zu ihrer Jahrestagung ladet und es folgen ihrem Rufe einige Tausend Menschen aus allen Lagern, darunter die anerkannten Führer des Grenz- und Auslanddeutschtums, also Deutschlands beste Kräfte, dann braucht sie einen schlüssigeren Beweis für ihre innere Stoßkraft nicht mehr zu erbringen. Und wenn auch die gegenüber früheren Tagungen stark vergrößerte Teilnehmerzahl sich mit gespanntester Aufmerksamkeit den anstrengenden sachlichen Beratungen hingibt und alle in den Augenblicken gesteigerter seelischer Spannung das Bewußtsein lebendiger tathafter großdeutscher Volksgemeinschaft mit einem fast schmerzlichen Glücksgefühl durchzittert, so ist vollauf das Zeugnis beigebracht, daß die Bewegung ihre Wurzeln tief in die geheimen und stärksten Kräfte der deutschen Seele gesenkt hat, die sie vor Verflachen und den Gefahren aller anderen Bewegungen bewahrt. Das dieses auf der Grazer Tagung Wirklichkeit wurde, bleibt zweifellos das Verdienst der führenden Männer der Bewegung, deren Verantwortung freilich riesengroß ist. Denn sollten auch hier einmal die oft Enttäuschten wieder enttäuscht werden, dann bricht mit der Bewegung die letzte Hoffnung nieder, und aus den Trümmern dieser deutschen Welt läßt sich nie und nimmer ein neuer Bau aufführen. Wir haben die Gewißheit, daß die Leiter des Deutschen Schutzbundes von dem Bewußtsein ihrer gewaltigen Aufgabe durchdrungen sind und aus diesem Bewußtsein heraus das stolze Schiff des Deutschen Schutzbundes, das Deutschlands größte — und letzte Hoffnung an Bord führt, den einzig möglichen Kurs steuern werden — wenn es sein muß, auch gegen den Willen des einen oder anderen Fahrtgenossen.

* * *

Als ein dreifacher erscheint der Gewinn der Tagung: zum ersten war das Rheinland in starker Vertretung bewußt in der Reihe der Grenzlandkämpfer erschienen. Zum anderen wurde die enge vertrauensvolle Zusammenarbeit der beiden großen Konfessionen im Kampfe für die deutschen Volksgenossen in Not, die bei der vorjährigen Tagung so hoffnungsvoll mit einem starken und vollen Tone eingeleitet wurde, vertieft und gefestet. Und zum letzten hat sich die deutsche Jugend in überwältigender Zahl erneut zum Gedanken des Schutzbundes bekannt.

* * *

Ein Bild mag besser als alle Worte für den Schutzbund und seine Arbeit zeugen. Auf dem Bahnhof des steirischen Städtchens Vordernberg begrüßte ein Steirer, nachdem das Lied des örtlichen Sängerbundes verklungen war, die Gäste aus dem Reich und die Vertreter des Deutschtums aus der ganzen Welt mit herzenswarmen Worten: ihm antwortete — ein deutscher Pfarrer von der Wolga! Das ist gelebte Volksgemeinschaft eines Volkes in Kampf und Not.

* * *

Die Tagung begann mit einem eindrucksvollen Auftakt in Passau, einer Kundgebung, die der Deutsche Schutzbund gemeinsam mit der „Deutschen Wacht" auf dem alten schönen Marktplatze veranstaltete. Schon hier trat der Wille klar zutage, den allen Deutschen aufgezwungenen Kampf um ihr Volkstum mit Kraft und Entschlossenheit zu Ende zu bringen.

Von Passau ging es zu Schiff die alte Nibelungenstraße, die Donau, abwärts nach Linz, wo die örtlichen Vereine für die gastlichste Aufnahme gesorgt hatten.

Am nächsten Morgen führte ein Sonderzug die ungefähr 900 Köpfe starke Teilnehmerschaft, Frauen und Männer, Alte und Junge, nach Admont. Hier fand der Schutzbund Gelegenheit, durch die hergebrachte Gastfreundschaft der Benediktiner, nicht nur die über alle Begriffe schöne und hochberühmte Kloster-Bibliothek kennen zu lernen, sondern auch im Stiftskeller bei gottgesegneten Weinen alte herzliche Schutzbund-Beziehungen zu erneuern und neue hoffnungsvolle zu knüpfen.

In die kommende Arbeit — denn die Tagungen des Schutzbundes sind Arbeitstagungen — führte ein Vortrag von Dr. v. Geramb: „Heimat, Volk, Menschheit." Geramb, dessen praktische Arbeit wir in Graz wieder bewundern durften, verstand es, mit der ihm eigenen Wärme und Innigkeit den Weg mit überzeugungskraft zu zeigen, der von der Liebe zur Heimat als dem tiefsten Grunde zu den höheren Einheiten führt.

Nach kurzen — für manche sehr kurzen (siehe Stiftskeller!) — Ruhestunden brachte der nächste Morgen eine wunderbar schöne Wanderung durch das Enztal und eine Fahrt auf den Erzberg, mit seiner Bergbahn, die ein Wunderwerk der Technik ist, mit höchst wertvoller Unterrichtung über diesen gewaltigen, einzigartigen Erztagbau. Den liebenswürdigen Herren von der Leitung des Erzberges dankte mit einer Rede deutscher Treue und deutschen Mutes Direktor Hupfeld, einer der besten Männer aus der Schutzbundbewegung. Wenige Stunden später rührte ein plötzlicher schmerzloser Tod an dieses tapfere deutsche Herz und ließ es mit all seinem Eifer, seiner Tatkraft und seiner Liebe zu seinem Volke für immer stille stehen. Was wir an ihm verloren, das kam zu ergreifendem Ausdruck bei seiner Beisetzung in seiner steierischen Heimaterde in Leoben. Wir werden sein gedenken!

Recht verstanden, fügt, wie im Felde, der Tod eines Mitkämpfers die Reihen fester und verdoppelt die Kräfte der anderen, auf daß die Sache keinen Schaden leidet.

* * *

Am Abend dieses Tages erreichten wir Graz. Herzlichst begrüßt von Grazer Sängern und der Südmark, die dem Schutzbunde ihre Vertreter schon nach Passau entgegengesandt hatte, und auf deren Wunsch die Schutzbundtagung mit der Feier ihres 35jährigen Bestehens zusammengelegt war. Auf diesen Blättern braucht auf die Bedeutung der Südmark, die wie die anderen Deutschtumsverbände des alten Österreich dem Schutzbund in grundlegenden Fragen Führer und Muster gewesen ist, nichts gesagt zu werden. Sie ist unseren Lesern bekannt. Ebenso wie die Persönlichkeit ihres Obmanns Josef Patterer, dessen Willenskraft und Umsicht es gelungen ist, die Südmark aus der Lähmung des Zusammenbruchs im Jahre 1918 schnell zu neuem Leben und neuen Taten zu führen.

* * *

Die nächsten Tage gehörten der Schutzbundarbeit in Gesamtsitzungen und Einzelberatungen. Nach einem einleitenden sehr geschickten Vortrage von Paul Rohr-

bach, der freilich mit dem Schutzbundgedanken nur in einem losen Zusammenhange stand, erstattete Hofrat Gianoni-Wien ein gedankentiefes, wesentliches Referat über die Zusammenhänge von Kultur- und Schutzarbeit. In Sondersitzungen wurde bedeutsames Material beigebracht über die Lage im Westen, über die Grenzprobleme Österreichs, über die Ostfragen.

Von ganz besonderer Bedeutung war die Sondersitzung über die kirchlichen Fragen des Grenz- und Auslanddeutschtums, in der Vertreter beider Konfessionen vor einer im Innern gepackten Zuhörerschaft erneut ihre Einigkeit in Schutzarbeit für unser Volk betonten und zu praktischen Ergebnissen von großen Möglichkeiten gelangten. In einer Sondersitzung kam die Jugend zu Worte, ohne daß jedoch gerade diese Sitzung wesentlich Neues brachte, während die Frauentagung von einer einmütigen Geschlossenheit war.

Am Abend des zweiten Grazer Tages hatte die Südmark zu einer Festvorstellung in dem schönen Grazer Opernhause geladen, in dem Joseph Papeschs Volksstück „Der steierische Hammerherr" aufgeführt wurde und zu stärkster Wirkung gelangte. Allerdings wurde gerade auch hier die Frage aufgeworfen, in welcher Form man künstlerisch am wirksamsten nationale Fragen behandeln soll. Die entzückende naturechte Derbheit der Leute vom Eisenhammer will uns als ein besseres Fahrzeug dafür erscheinen, als es die in dem Stück gehaltenen Reden der Gebildeten sind, bei denen der Beigeschmack der Literatur nicht vermieden wurde.

Am Sonnabend vor Pfingsten fand in Graz eine Anschlußkundgebung statt, bei der von österreichischer Seite Ferdinand Matras, von reichsdeutscher der Führer des Reichslandbundes, Hepp, Worte fanden, die ebenso wie die begeisterte Stimmung der den Platz vor dem Theater füllenden Menge bewiesen, daß der Anschlußgedanke an Kraft und Wärme nichts verloren hat, wenn sich auch seine Vertreter darüber klar sind, daß diese Frage nicht mehr in heroischem Drange, sondern in zäher, entsagungs- und enttäuschungsvoller Arbeit zu Ende gebracht werden muß.

* * *

Nach Tagen lebendigster Anregung und Abenden frohen menschlichen Beisammenseins in Gruppen und Grüppchen, deren Bildung durch die Weite der Stadt bedingt und gefördert wurde, gab es Gelegenheit, das Burgenland, die kärntnerischen Abstimmungsgebiete und Radkersburg zu besuchen und sich Herz und Seele weit machen zu lassen durch die unvergleichlichen Schönheiten der grünen Steiermark und ihrer freundlichen Hauptstadt. Auch dieser große Vorteil der Schutzbundtagungen, immer an neuen Beispielen, sich von der Größe und Schönheit des deutschen Volksbodens zu überzeugen, wurde mit Begeisterung und Freude ausgenutzt.

* * *

Über allen Berichten, über jeder Zusammenfassung stand, wie bei allen anderen Tagungen, das ernste Wort: Volk in Not! Nirgends ist die Not gemildert, fast überall gesteigert. Die Franzosen und ihre Trabanten, Polen, Tschechen, Jugoslawen, Rumänen, Dänen, haben ihre Bemühungen, neues deutsches Land und neue deutsche Menschen zu unterjochen, verdoppelt. Die Berichte mußten jedes Herz, in dem die Liebe zum eigenen Volke brennt und das Gefühl für Freiheit und Recht nicht erloschen ist, mit furchtbarer Erbitterung erfüllen. Aber überall kam auch die Überzeugung zum Durchbruch: die Schicksalsentscheidung für das gesamte deutsche Volk fällt am Rhein! Deshalb dorthin alle verfügbaren Kräfte, ohne die anderen Stellungen zu entblößen!

* * *

Es würde von den verhängnisvollsten Folgen sein, wenn die Geschäftsführung des Deutschen Schutzbundes nicht dauernd die Mittel zu ihrer Verfügung hätte, um den alten und den sich ergebenden neuen Aufgaben, die allein sie erfüllen kann, gerecht zu werden. Der innere Zusammenhalt zwischen allen Deutschen im Kampfe, das Abstimmen der örtlichen Interessen zum gesamtdeutschen Zusammenklang kann von keinem der angeschlossenen Verbände, kann nur von der Zentralleitung aufrechterhalten und bewirkt werden. Nur durch sie kann der Stand des Gesamtproblems dauernd zurechtgerückt und vertieft werden. Nur von ihr auch kann den Gefahren begegnet werden, die in einer bei den verschiedenen Staatsgrenzen möglichen, bei kleinen Staaten besonders naheliegenden Auseinanderentwicklung, für die Anzeichen nicht fehlen, liegen. Kein Opfer darf zu groß sein, um die Leitung für ihre Pflichten stark zu machen. Letzten Endes ist das eine Frage der inneren Kraft der Leitung.

Die Leitung aber muß auch die Aufgabe, die schon nach Flensburg ganz klar hervortrat, mit Energie der Lösung zuführen: Für nationales Beisammensein in Arbeit durch Festlegung eines Niveaus, unter das herunterzugehen jeder sich schämen muß, und für Beisammensein in festlicher Stimmung durch die Würde neuer, organisch wachsender Formen allen ihren Veranstaltungen den Stempel des Schutzbundes aufzudrücken, der in jedem Augenblick der Größe, dem Ernst und der schöpferischen Kraft der Bewegung entspricht. Sonst könnten Referate Platz greifen, welche die Probleme nicht vertiefen, und die Welle nationaler seelischer Erregtheit könnte in die Litanei von nur zu bekannten „patriotischen" Feiern und Kommersen abebben. Die Frage des Übergewichts der Leitung ist eine Frage der inneren Kraft, die sie aufbringt. Für jeden einzelnen eine Frage der Erkenntnis über die Größe und die Gefährlichkeit des Kampfes, in dem unser Volk allüberall auf der Welt steht.

* * *

Wenn man an die Gründung des Deutschen Schutzbundes vor fünf Jahren zurückdenkt: in einer Zeit, da sonst nirgends ein klarer Wille und der Mut zu einer Tat vorhanden war, ja Wille und Tat in der Psychose des Zusammenbruchs als Verbrechen galten, fanden sich in ihm zum erstenmal wieder Männer von Verantwortungsgefühl und Energie zusammen, um der Not der am schwersten betroffenen Volksgenossen zu steuern. Wenn man die anderen Tagungen überdenkt, auf denen der Schutzbund nach außen hin elastisch, im Innern aber fest an der Vertiefung und der Richtigstellung der gesamtdeutschen Fragen gearbeitet hat, so darf man sagen: Wenn auch vieles und vielleicht das Schwerste noch zu leisten bleibt, die fünf Jahre Schutzbundarbeit sind ein Kapitel der Geschichte des deutschen Volkes, an das unsere Enkel mit Stolz denken werden. R. P.

Literarische Rundschau

Die Dioskuren[1]

Die beiden stattlichen, gut ausgestatteten Jahrbücher verfolgen nach ihrer eigenen Ankündigung das Ziel, „den Anschluß der gründlichen Wissenschaft an das Leben

[1] Jahrbuch für Geisteswissenschaften. Herausgeber Walter Strich. München, Meyer & Jessen. Band I u. II Jahrgang 1922 u. 1923.

zu gewinnen"; sie wollen „als Dioskuren, als leitendes Gestirn dem Einzelnen aus der chaotischen Verwirrung der Begriffe und Wertungen zur Selbstbesinnung verhelfen". Jeder Band enthält etwa ein Dutzend Aufsätze aus allen Gebieten der Geisteswissenschaft, durchweg von hohem Gehalt, bisweilen von sehr großer synthetischer Kraft. An die gelehrten Taschenbücher der großen Weimarer Zeit erinnern sie durch das Überwiegen ästhetischer und philosophischer Probleme, aber es schwingt darin doch auch ein anderer, mehr auf das heutige Weltringen um Macht abgestimmter Ton mit; und da der Berichterstatter natürlich nicht allen Aufsätzen gleich gerecht werden kann, weil die Besprechung sonst zur Aufzählung würde, muß er sich das Recht herausnehmen, auf solche hinzuweisen, die seinem persönlichen Arbeitsgebiet, der Geographie und Geopolitik, nahestehen und dem Ruf unserer Zeit nach Sammeln der Kräfte am meisten zu dienen scheinen. Begrüßenswert ist an sich schon der Versuch, sich der Oberflächlichkeit und der Neigung zur reinen Zweckbestimmung eines Zeitalters gerade in solchen Wissenszweigen entgegenzustemmen, die der Gefahr materialistischer Betrachtung besonders ausgesetzt sind. Wenn dieser Versuch auf den anderen Grenzräumen ebenso wertvolle Ergebnisse zeitigt wie auf dem mir besonders vertrauten zwischen Geographie, Geschichte, Sozialwissenschaft und Politik, dann verdient er es, daß man eine Lanze dafür breche.

In dem I. Band von 1922 fesselte mich vor allem Paul Joachimsens Betrachtung „Zur historischen Psychologie des deutschen Staatsgedankens". Natürlich faßt ihn der Historiker zunächst geschichtlich auf, aber eben doch nicht einseitig so, sondern mit seiner Berücksichtigung der bodenwüchsigen, erdgegebenen Motive, wie es unsere moderne naturwissenschaftliche Auffassung fordert — etwa im Sinne eines geographischen Korreferats. Das entspringt dem Wunsch nach Zusammenarbeit geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Erkenntnis, wie sie Kjellén in seinen geopolitischen Werken am klarsten umrissen hat. Soweit es von rein geisteswissenschaftlicher Einstellung her möglich ist, so weit wölbt Joachimsen den Bogen der geschichtlichen Synthese der Antithese der Geographie entgegen. Darauf aber kommt es uns an! Etwas weniger gut gelingt es im gleichen Bande Karl Nötzel mit seinem „Russischen Gedanken", wenn sich auch besonders gegen das Ende zu einige feine Aphorismen zur russischen Völkerpsychologie finden. Einer scheint mir für unsere allzustark mit der russischen „Breiten Natur", besonders im ethischen Sinne, liebäugelnden Zeit so lehrreich, daß er hier angeführt sei: „Auch ist der seine geistige Unzulänglichkeit verteidigende Russe ein Meister darin, die Gefühlserschütterung, die ihn selber um den vollen Gebrauch seiner geistigen Mittel brachte, auf uns zu übertragen. Hierauf beruht vielleicht im wesentlichen die von Rußland ausgehende geistige Verführung, der gegenüber Europa allen Grund hat, auf seinem geistigen Hauptbesitz zu bestehen: der vollen Freiheit des Gedankens — auch sich selbst gegenüber." Alfred Bäumler, der sich über „Romanisch und Gotisch" verbreitet und darin viel Feines über die Wesensart der beiden Stile zu sagen weiß, hätte vielleicht seine Studie noch etwas kulturgeographisch untermauern können. Alfred Vierkandts Aufsatz „Das Heilige in den primitiven Religionen" ist vom lebendigen Atem der erlebten Völkerkunde durchweht. Albert Dietrich macht den kühnen und dankenswerten Versuch, in der Berichterstattung über „Geisteswissenschaftliche Erscheinungen in der politischen Literatur" Ordnung in dieses chaotische Gebiet zu bringen, und wird dabei nicht nur Max Weber, sondern auch Kjellén in seinem Einfluß auf die Epoche gerecht.

Den verheißungsvollen Auftakt des I. Bandes entwickelt der II. weiter, beginnend mit Karl With: „Der ostasiatische Mensch, seine Kunst und Weltanschauung", und W. Sulzbach: „Begriff und Wesen der Nation". Völlig einig können wir als Geographen zwar mit beiden nicht gehen: der mit der Geopolitik des fernen Ostens

und des pazifischen Ozeans vertraute Geograph wird manche Einwände gegen With haben und bei Sulzbach die ganze feine politisch-geographische Vorarbeit für die Begriffsbestimmung der „Nation" mit Bedauern nicht gewürdigt finden. Aber wie geringfügig sind solche Meinungsverschiedenheiten, die einer etwas anderen, mehr naturwissenschaftlich und politisch gerichteten Erfahrung entspringen, gegenüber dem in den Dioskuren neu bekräftigten guten Willen zur Synthese auf beiden Seiten. Wie durchaus einverstanden kann man mit dem „Großen Gesicht" sein, das With der Ostasiatenfrage gegeben hat, auch wenn man gewisse Einheitszüge der Monsunländer höher einschätzt als er und seine Stellung zu Boden und Klima in ihrem Einfluß auf den ostasiatischen Menschen gern noch mehr hervorgehoben und betont fände. Wie dankbar begrüßt man die Forderung von Sulzbach, daß die Anthropologie uns für die Solidarität der Abstammung, für die Rolle der Rasse in der Politik noch viel einwandfreieres, sichereres Material liefern sollte als bisher. Gerade der Geograph und Politiker wird nach Sulzbachs Lektüre auf andere Begriffsbestimmungen über die Nation („Volkheit", Goethe, Sieger) zurückkommen, und beide dadurch zu einer feineren, sich ergänzenden Wirkung bringen, das Zusammenstreben und seine Notwendigkeit fast mit Händen greifen, gerade bei der Begriffsprägung der Nation.

Noch ist der Zusammen**bau**, wie ihn z. B. Kjellén wollte, nicht da, aber doch das Zusammen**streben**; und wenn wir Lessing glauben wollen, haben wir an ihm das begehrenswertere Gut von beiden für die ringende Menschheit, müssen wir das Streben zu ihr noch höher schätzen als die Wahrheit selbst. Darum haben wir an dieser Stelle die Dioskuren so warm begrüßt von dem Grenzrain eines Arbeitsfeldes aus, das sie selbst gar nicht direkt bestellen wollen, das sie nur streifen mußten, weil sie das eigene voll auspflügen. Damit lockern sie aber auch das Erdreich des Nachbarn und machen es empfänglicher für neue Saat, an Stelle der verhagelten und zerstampften deutschen Ernte — in gemeinsamer Bestellung der verwüsteten Flur, die gerade solcher einigenden Arbeit bedarf. **Karl Haushofer.**

Bergblumen

Eine liebenswürdige Gabe hat allen stillen Freunden der Berge und der Blumen der Rotapfel-Verlag (Erlenbach-Zürich) beschert: **Kreidolfs Bergblumen-Studien.**[1])

Gerade, wenn man diese Studien zu den Blumenmärchen und dann die freundlichen Märchendeutungen selbst zur Hand nimmt, wird die Frage wieder lebendig, ob es nicht kleinlich, ja unanständig sei vom Menschen, in die Pflanzen ein enges Seelchen und den Begriff „Leben" hineinzudichten, der allein dem Gewächs Mensch nun einmal in seinem Begriffsvermögen dämmert. Können wir wirklich kein engeres Verhältnis zu anderen Gebilden gewinnen, ohne daß wir sie erst zu menschlichen Organismen umfälschen müssen? Sollte man nicht bei vertiefter Schau die **unendlichen** Variationen der Absicht „Leben" erkennen, jede klar und geschlossen durchgeführt, von der eine (vielleicht die bescheidenste) das ist, was wir Menschen als Leben erkennen wollen. Ganz, freilich, werden wir die Betrachtungen von dem menschlichen Wesen eigenen Empfindungen nicht loslösen können, doch ist es nicht, als sprächen die schlichten Blumenstudien Kreidolfs vernehmlicher, beredter zu uns als all die kleinen Blütenmännlein seiner Märchen; scheint nicht die ursprüngliche Gebärdensprache eines Blättleins in seinen wundersam getreuen Skizzen

[1]) 1. Lieferung: 8 Tafeln in Mappe (6 M.).

überzeugender als der vermenschlichte Rankenarm seiner Märchenausdeutungen? Was wir in den Studien hier vor uns sehen, ist absichtslos, daher tiefergeschaute Natur: schwellend von starker Lebendigkeit, Lieblichkeit und Duft — formgenau, doch durch die Erscheinung hindurch zum Wesenklichen dringend.

Da finden wir das vertraute „Gottesschühlein", den prächtigen kurzstieligen Sommerenzian, der das leuchtende Blau seines reineren, näheren Berghimmels in herbgezipfeltem Kelch auffängt, um es, ganz durchseelt davon, von innen herausglutend, eigenkräftig der Erde als köstliches Athergeschenk ins feuchte Bergwiesengrün einzuwirken. Wie beim Näherhinneigen aus dem dunkelsten schattigen Blau des Kelchinnern zauberisch das kühle Grün stiller Bergseen aufperlt, in seinen Tröpflein den allzu tiefen Farbklang mildernd, das offenbart uns Kreidolfs Kunst, ohne je in ängstliche Kleinmalerei sich zu verlieren.

Der hellen Primula auricula, der frühlingssonnenfrohen Aurikel, begegnet man wieder, wie sie aus schlankem, weichgerundetem Stengel ihre goldleuchtenden Blütengarben verstrahlt; und der Anemone narzissiflora, der größeren, vornehmeren Schwester des bescheidenen „Hembekleckers", unseres „Hemdenmatzes", die in ihrem duftigsten, batistzarten Weiß so verführerisch aus dem dämmerigen Grün schimmert, damit man ja nichts von ihrem verborgenen unfreundlichen Giftgedanken merke.

Auch die Alpenrose blüht uns entgegen, mit den von herber Bergluft gegerbten, durch Schnee und Regen blankgelederten rostigen Blättern an trotzig verknorpelten Zweigen, die um so überraschender ihren zähen Lebenswillen in leuchtend schöne Blütenkelche ausbluten, und die freundliche Polygonum B. mit dem hochaufgereckten zartrosigen Blütenkolben, bei deren Anblick man sich wieder einmal über ihren törichten Namen Schlangenknöterich wundern mag, wenn man nicht die gewollte Namenerklärung des alten Brunfels gelten läßt: „darumb, daß sy ein wurtzel hat gekrümpt wie ein schlenglin mit einem schwentzlin."

Doch, was bedeuten Namen und was sagen Worte über diese unmittelbarsten und zartesten Äußerungen der Bergnatur; sie wollen gesehen werden, vielleicht so gesehen, wie sie Kreidolf in den Studien zeigt. Werner Fiedler.

Politische Rundschau

In Ostasien hat der Ablauf der Ereignisse in den letzten Wochen wohl seinen hörbarsten Ruck vollzogen. Es gelang den Russen in China wieder ihren Gegenspielern die Vorhand abzugewinnen. Die französischen Intrigen, die doch wohl ohne Zweifel von den Vereinigten Staaten gefördert wurden, sind zersplittert, und das russisch-chinesische Einvernehmen ist heute gesichert. Die Russen haben es sich erhebliche Zugeständnisse kosten lassen, daß sie den Vorsprung der anderen einholten. Sie versprachen, die Mongolei militärisch freizugeben, und kamen den Wünschen der Chinesen auch in den Bahnfragen weiter als früher entgegen. Daß sie damit aber politisch richtig handelten, dürfte der Umschwung bestätigen, der sich schon in ganz Ostasien bemerklich macht. In Japan ist letzthin in der Persönlichkeit des neuen Regierungshauptes Kato wieder ein Mann ans Ruder gelangt, der von der aufs Ausweichen und auf Nachgiebigkeit gegründeten Politik seines Vorgängers den Vereinigten Staaten gegenüber nichts wissen will. Er wird also kaum anders können, als die durch seinen Vorgänger fallen gelassenen Fäden zu Rußland wieder aufzugreifen. Unter diesen Umständen gewinnt auch das deutsch-chinesische Einvernehmen, obgleich

es sich zunächst nur handelspolitisch auszuwirken vermag, an Bedeutung. Die deutsche Diplomatie und der deutsche Handel können zur Zeit vielleicht mehr in Ostasien für eine russisch-deutsche Zusammenarbeit leisten als in Rußland selber.

Hoffentlich versäumen wir die sich in Ostasien bietenden Gelegenheiten nicht aus einer Rücksicht, die wir im Augenblick auf die Vereinigten Staaten des Dawes-Gutachten wegen nehmen zu müssen glauben. Wir und nur wir vermögen in China wie in Rußland wirkliche Aufbauarbeit zu leisten, die ebenso den Bevölkerungen dort zugute kommt, wie sie für uns eine Notwendigkeit ist, damit wir leben können.

Das öffentliche Interesse in Mittel- und Westeuropa ist inzwischen völlig im Banne des Gutachtens geblieben. Scheinbar drehen sich alle Gedanken der Diplomatie und der Wirtschaft nur noch um diese eine Frage. Die amerikanische Psychose, die wir zum ersten Male zum Verhängnis für uns im Herbst 1918 kennen lernten, ist wiedergekehrt. Sie wirkt sich diesmal gleichmäßig in England, Frankreich und unter uns aus. Die Voraussetzungen sind dafür einmal in der übereinstimmenden Bedeutung gegeben, die die führenden Kreise der Wirtschaft aller drei Länder nunmehr einer Lösung der Reparationsfrage für ihre Rettung vor dem Untergange beimessen, und sodann in der übereinstimmenden Zusammensetzung der parlamentarischen Mehrheiten der drei Länder.

Das erste Merkmal, das an diesen Mehrheiten in die Augen fällt, ist ihre Schwäche. Keine davon steht auf festen Füßen. Um so ungestümer drängen sie nach einem Erfolge, weil sie sich davon (vermutlich mit Recht) eine Schwächung der Angriffskraft ihrer innenpolitischen Gegner versprechen. Keine dieser drei Mehrheiten denkt nur an die Bedürfnisse und den Ehrgeiz der eigenen Nation. Bei allen dreien kreuzt sich mit dem nationalen Gedanken eine demokratisch pazifistische, in den Sozialismus hinüberschillernde Ideologie, der Glaube an die „Wirtschaft". Diese Ideologie ermöglicht oder scheint mindestens eine geistige Annäherung unter den drei Regierungen zu ermöglichen. Zuhilfe kommt ihnen dabei die ungemeine Schwere der gesamten mitteleuropäischen Wirtschaftskrisis, die auf allen Teilen Mitteleuropas und auch seiner Fortsetzung bis nach Kleinasien gleich hart und beängstigend wuchtet.

Es war deshalb Ende Mai kein Wind in den Segeln der deutschen Rechten, als sie den Kurs der Reichspolitik mit Berufung auf das Wahlergebnis zu ändern unternahm, während umgekehrt die französische Linke im ersten Anlauf sogar noch den Präsidenten der Republik zu überrennen vermochte. Erst bei der Neuwahl des Präsidenten der Republik und des Senatspräsidenten kam sie zum Stehen. In Frankreich, in Deutschland und in England drücken die Rechtsparteien auch heute noch empfindlich auf die Flanke ihrer vorläufig im Besitze der Regierung befindlichen Gegner. Aber einstweilen nimmt sich die Lage so aus, als wenn die Rechtsparteien aus dem Druck keinen entscheidenden Nutzen werden ziehen können; die Demokratie wird zur Verständigung untereinander kommen. Sie hat im Sachverständigengutachten eine geeignete Plattform dafür und ist im Besitze der zur parlamentarischen Erledigung des Gutachtens notwendigen Macht. Die Rechnung, die die deutsche Rechte mit der Forderung der Zweidrittelmehrheit für einzelne Ausführungsbestimmungen des Gutachtens aufstellt, weil durch sie die Weimarer Verfassung geändert würde, wird sich schwerlich als durchschlagend erweisen. Nur die übliche Langsamkeit, womit die Diplomatie der Entente in den letzten Jahren immer gearbeitet hat, könnte noch die Hoffnungen der Demokratie durchkreuzen.

Diese Langsamkeit möchte diesmal ihre Ursache in den Schwierigkeiten finden, denen die Frage der französischen Sicherung auch jetzt noch begegnet. Sie ist die offene Wunde am Leibe des Versailler Friedensgebots von Anfang an gewesen.

Schon als die großen Vier in Versailles zu überlegen begannen, getrauten sich die Franzosen nicht mehr, die Angliederung des linken Rheinufers an ihren Staat

zusammen mit dem Recht der Verfügung über die Rheinbrücken zu fordern. Sie behaupteten am linken Rheinufer keinerlei Interesse zu haben, aber die dauernde Besetzung der Rheinbrücken fordern zu müssen, weil der Rhein die Grenze „Westeuropas", Englands ebensosehr wie Belgiens und Frankreichs, gegen die Deutschen sei. Um sie davon abzubringen, boten ihnen die Angelsachsen die Entwaffnung Deutschlands auf alle Zeiten und eine Besetzung des Rheinlands auf 15 Jahre an unter gleichzeitiger Entmilitarisierung der 50-Kilometerzone rechts des Rheins; sie wollten sich daraufhin durch einen Vertrag für den Schutz Frankreichs gegen jeden deutschen Angriff verbürgen. Die Franzosen hielten in ihrem instinkthaften Schwächegefühl das Bündnisangebot der Angelsachsen für so wichtig, daß sie sich mit dem gesamten Vorschlage abfanden und sich nur noch bemühten, die Bestimmungen darüber so fassen zu lassen, daß sie hinterher doch bei Gelegenheit wieder auf ihre strategischen Absichten zurückkommen durften.

Der Bürgschaftsvertrag erhielt jedoch nicht die Billigung des amerikanischen Kongresses und wurde darauf auch nicht von der englischen Regierung vollzogen. Damit ging das ganze diplomatische Feilschen um neue Sicherungen für Frankreich los, das einen so erheblichen Anteil an der politischen Unruhe der letzten Jahre hat.

Die Engländer dachten 1921/22 an eine allgemeine Verpflichtung der europäischen Völker untereinander, sich nicht anzugreifen und gegen den, der sein Wort bräche, gemeinsam vorzugehen. Mit diesem Plane ging Lloyd George nach Genua. Die Franzosen glaubten nicht daran, daß mit einer solchen allgemeinen Versicherung etwas Greifbares erreicht werde. Wenn es wieder losgehe, werde der Angreifer doch im Vorteile sein. Sie beharrten auf einem besonderen Vertrage zwischen Frankreich und England, der England zur Hilfe verpflichtet, sobald als wir Deutsche uns am Rhein regten (und nicht etwa erst beim Überschreiten der französischen Grenze durch uns), und der auch ihre osteuropäischen Vasallenstaaten miteinbegriff. Sie formulierten ihre Wünsche dahin, daß einem polnischen Königgrätz vorgebeugt werden müßte, damit es nicht zu einem zweiten französischen Sedan komme. Die Engländer brachen den Meinungsaustausch darüber am 11. August 1923 schließlich brüsk ab. Schweren Herzens hatten die Franzosen unterdessen schon ein zweites Eisen ins Feuer gelegt. Sie waren sich der angelsächsischen Vorliebe für den Völkerbund bewußt geworden; sie brauchten auch nicht daran zu zweifeln, daß sie selbst, obwohl sie vom Völkerbunde wenig hielten, durch die Überlegenheit ihrer Phraseologie über die der Engländer in Genf einen bedeutsamen Einfluß gewonnen hatten. Der Völkerbund beriet seiner Aufgabe gemäß über die allgemeine Beschränkung der Rüstungen. Viviani brachte 1921 die Abrüstung, den teilweisen Verzicht auf die „nationalen Sicherheiten", in Zusammenhang mit der Begründung „kollektiver Sicherheiten". Die Engländer wiederholten ihre Meinung, daß alle Mitglieder des Völkerbundes einander beistehen müßten. Die Franzosen hielten dem entgegen, daß ein allgemeiner Bürgschaftsvertrag des Unterbaus durch Sonderabkommen bedürfe. Bald wurde ersichtlich, daß sie über den Völkerbund die Aufrechterhaltung unserer Entwaffnung und die Verewigung sowie der Kontrolle über die Entwaffnung als auch der Entmilitarisierung der beiden Rheinufer erlangen wollten und sich durch die Sonderabkommen die englische Bürgschaft gegen jede unmittelbare Bedrohung ihres Landes wie Belgiens am Rhein wie gegen seine mittelbare Bedrohung in einem deutschen Kriege mit den Westslawen nachträglich doch noch sichern zu können hofften. Sie hatten ursprünglich eine nur militärische Kontrolle über uns als ungenügend bezeichnet; eine Kontrolle unserer Industrie müsse dazukommen. Das Sachverständigengutachten stellte ihnen nunmehr nicht nur die Aufsicht über unsere Industrie, sondern auch über das Verkehrswesen in Aussicht. Nehmen wir dazu, daß sie die Beteiligung an unserer westdeutschen Industrie allgemein durchzusetzen beabsichtigen und

sich davon den Übergang der Führung an Franzosen versprechen, so rundet sich uns das Bild der Entwicklung, die die Dinge genommen haben, vollkommen ab.

Millerand, Poincaré und Foch empfanden sichtlich noch gewisse Hemmungen, indem sie sich der Entwicklung anpaßten. Die Struktur ihres militärisch-politischen Denkens war auf einen andern Ausgang der Dinge gerichtet gewesen. Aber auch sie arbeiteten in den letzten Monaten, sobald als ihnen das Aufkommen der Arbeiterpartei in England die Anregung dazu gab, schon mit allem Nachdrucke an dem Ergebnis. Der Übergang der französischen Regierung an neue Männer, an Herriot zumal, hat die französische Politik von diesen individuellen Hemmungen befreit. Den Widerstand auf deutscher Seite an Rhein und Ruhr halten die Franzosen nach dem Verhalten der in Wirtschaft und Politik dort maßgebenden Bank-, Industrie- und Parteikreise und nach dem Ausfall der Wahlen in unserem Westen für gebrochen. Ungewiß bleibt, ob die äußerste Regsamkeit, die sie zusammen mit der sie unterstützenden englischen Presse über dem Kanal entfalten, auch die Engländer über die letzten Hemmungen hinwegbringt. Denn durch England kamen die Dinge in den vergangenen Jahren nicht vorwärts. Heute bewegt sich auch England. Aber noch ist nicht mit Sicherheit abzuschätzen, ob Macdonald die öffentliche Meinung in seinem Lande wirklich weiterzubringen vermag, als Lloyd George und Curzon für möglich hielten.

Denkbar ist, daß den französischen Wünschen in England die Krisis zugute kommt, in die plötzlich der Faszismus in Italien geraten ist. Die Warnungsrufe, die Mussolini bei der Eröffnung der am 6. April gewählten Kammer ausstieß, zwangen den Fernerlebenden zuerst zum Aufhorchen. In diesen Berichten ist immer wieder vor einer Überschätzung der Stellung gewarnt worden, die sich der Diktator bisher geschaffen habe. Auch das Wahlergebnis wurde dahin gewertet. Nach dem Siegeslärm, den die Faszisten über das Wahlergebnis angestimmt hatten, bedeuteten die Warnungsrufe, die Mussolini an seine Parteifreunde richtete, eine große Überraschung für alle seine Bewunderer. Kurz darauf erfolgte die politische Mordtat, die vielleicht noch höhere Wellen als vor zwei Jahren der Mord an Rathenau geschlagen hat. Mussolini kämpft gegen die Erschütterung seiner Herrschaft mit der Gewalt an, vor der er bisher noch nie zurückgeschreckt ist. Der Ausgang der Krisis erscheint jedoch noch nicht entschieden. Außenpolitisch hat sie Italiens Rückhalt an England schon bestimmt geschwächt und die demokratischen Neigungen in der englischen Bevölkerung in einem für uns wieder einmal sehr unerfreulichen Augenblicke hervorgetrieben.

Der Umstand, daß die beiden großen Druckgebiete der Weltpolitik — das Abendland und Ostasien — beide zur Zeit der Hochspannung sind, erklärt wohl den Erregungszustand, in dem sich gleichzeitig Südosteuropa, Vorderasien und die Randstaaten befinden. In Polen ist der Außenminister zurückgetreten, kurz nachdem sich in Kowno Litauen mit Esthland und Lettland unter Hinweggehen über den polnischen Einspruch gegen ihre Tagung und unter Betonung ihres guten Willens, die Brücke zwischen uns und Rußland zu bilden, geeinigt hatten. In Wolhynien meinen die Polen einer weit ausgebreiteten Verschwörung der Ukrainer auf die Spur gekommen zu sein. Rumänien und Jugoslawien unterliegen ebenmäßig neuen heftigen Erschütterungen. So nahe die jugoslawische Regierung an ihrem Ziele der Abdrängung der Kroaten vom Anteil an der Macht im Staate vor einem Monat zu sein schien, so weit ist sie jetzt wieder von diesem Ziel zurückgeworfen. In Rumänien hat sich Avarescu gegen Bratianu stark gemacht; er hat den Meldungen nach den größeren Teil der Bauern um sich geschart. Zur Revolution, wie es anfänglich hieß, ist es nicht gekommen. Die beiden Machthaber ringen noch miteinander um die Entscheidung des Königs zwischen ihnen.

Beide Vorkommnisse müssen von uns im Rahmen der gesamten Politik des Kleinen Verbandes gesehen werden. Zwar soll eine neue Beratung der Außenminister der Verbandsstaaten demnächst stattfinden. Aber es ist kaum noch ein Zweifel daran möglich, daß sich ein tiefer Riß zwischen den Staaten aufgetan hat. Er läuft nationalpolitisch zwischen der Tschechoslowakei und Jugoslawien einer- und Rumänien anderseits hindurch, klassenpolitisch aber rückt er die Tschechoslowakei von Rumänien und Jugoslawien ab. Die agrarische Bewegung, die vor ein bis zwei Jahren den Südosten durchbebte, hat in den letzten Wochen neue Stärke gewonnen.

An der politischen Ohnmacht, mit der die Staaten des Kleinen Verbandes geschlagen sind, ändert auch das Reisefieber Beneschs bislang nichts. Sie begünstigte die Revolution in Albanien, die in ihrer geschickten Ausnützung der politischen Gebundenheit der Nachbarn ein kleines Seitenstück zu der Sanierungsaktion Seipels in Österreich vor zwei Jahren ist. Seipels Werk ließ sich lange bemerkenswert erfolgreich an. Im vorigen Jahre mußten uns die ersten Bedenken kommen, ob es gelingen werde. Heute liegt nicht nur ihr Urheber als beklagenswertes Opfer eines ruchlosen Attentats schwer krank darnieder, sondern auch das Werk selbst ist im höchsten Maße gefährdet, weil Österreich in die Strudel der mitteleuropäischen Wirtschaftskrisis tief hineingezogen worden ist. Die Hoffnung der österreichischen Minister, in Genf bei der Mitte Juni wieder aufgenommenen Tagung des Völkerbundrates Erleichterungen zu bekommen, hat sich als vergeblich erwiesen. Vielleicht steht Österreich daraufhin vor einer Umbildung seiner Regierung, die auch dort wieder das demokratisch-sozialistische Gewicht in der Zunahme zeigt.

In einer ähnlichen Lage wie Österreich befindet sich die Türkei. Im Kampf um die volle Durchbildung ihrer Selbständigkeit hat sie es in den letzten Wochen auf einen neuen Krach mit all ihren Gegnern vom Kriege her ankommen lassen, mit Frankreich wegen Syrien, mit England wegen Mossul und mit Italien wegen Rhodos. Aber sie ist finanziell entkräftet, und die Wirtschaftskrise macht auch der türkischen Regierung die finanzielle Entkräftung stärker fühlbar. Vermutlich hängt das Schicksal des ganzen ostmittel-, südost-europäischen und vorderasiatischen Krisenfeldes in den kommenden Monaten völlig von der Gestaltung der Verhältnisse in Westeuropa und Deutschland sowie in Ostasien ab.

Literarische Notizen

Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891—1921. — Rückblicke und persönliche Erinnerungen von Werner von Melle. Herausgegeben auf Anregung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung. Erster Band. Hamburg 1923, Kommissionsverlag von Broschek & Co.

Das Buch ist von schlichter Größe. Schlicht in der Idee und Form, Lebenserinnerungen als Geschichte zu gestalten, von Selbsterlebtem und Selbsterrungenem in subjektiver Einfachheit zu erzählen und dabei doch hinter seiner Schöpfung als Schöpfer bescheiden zurückzutreten. Groß in dem Werk, von dem es berichtet, und in dem Bauen am Werk, dessen langsame und mühselige und doch von Erfolg zu Erfolg sich türmende Bauentwicklung der Baumeister selbst rückblickend darlegt. Werner von Melle war nicht nur, wie er im Vorwort sagt, „Mithandelnder und Mitleidender" dieser Entwicklung, er war ihr Leiter und Meister. So sehr er sich bemüht, in seinem Buche den anderen, seinen Mitarbeitern und Förderern, in echt Hanseatischer Zurückhaltung den Vortritt zu lassen, so wenig will es ihm gelingen, seine zwingende Führerschaft zu verbergen, die — schroff und kurz gesagt —

vom ungeistigen zum geistigen Hamburg geführt hat. Darum ist der Titel des Buches auch fast zu eng. Es ist eine Hamburger Geistesgeschichte der letzten dreißig Jahre geworden, die den immer stärker vordringenden Kulturwillen des Stadtstaates und seiner geistigen Schicht auf das glücklichste, weil einfach und ohne jede Ruhmredigkeit, herausstellt und die Leistung reden läßt.

Werner von Melle hat die persönliche Gnadengabe besessen, zu seinem Werke gleichermaßen nach innen und außen „berufen" zu sein. Als Syndikus des Hamburgischen Senats, als Präsidialmitglied der Hamburgischen Oberschulbehörde, als Hamburger Senator und zeitweiliger regierender Bürgermeister, überall war er der rechte Mann an rechter Stelle, dem auch der Wunsch der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung, diese Geschichte der Hamburger Wissenschaft seit dem Jahre 1891 zu schreiben, innerliche Berufung blieb. An der Hand seiner Erinnerungen, seiner Dokumente und Akten, seiner Briefe wuchs ihm gleichsam ein Rechenschaftsbericht über sein Lebenswerk, dessen Krönung die Gründung der Hamburgischen Universität war. Geboren ist der Universitätsgedanke aus den öffentlichen Vorlesungen des Akademischen Gymnasiums, die schon 1764 begannen. Flügel haben ihm manche gegeben, zur Reife und Ausführung gebracht hat ihn erst Melles zähe Energie. Der vorliegende erste Band der Lebenserinnerungen gibt ein Bild von den geistigen und organisatorischen Vorbereitungen bis zum Jahre 1910, er schildert die Entwicklung des Hamburger Vorlesungswesens und der verschiedenen Bildungs- und Lehrinstitute, ein das Werk abschließender zweiter Band soll alsbald folgen. Er wird ein Tatsachenbericht sein über die letzten, oft leidenschaftlichen Kämpfe, durch die jeder Gründungsgedanke — namentlich in der wissenschaftlichen Welt — hindurchgehen muß. Und die diesige, allzu sonnenlose Hamburger Luft sorgt allenthalben dafür, daß die Bäume nicht zu rasch und nicht zu hoch in den Himmel wachsen. So war es nicht immer offene, große Feldschlacht, die die letzte Entscheidung gebracht, sondern ein langwieriger Stellungskrieg. Vorbildlich bleibt hier die Sachlichkeit und Ruhe, mit der Menschen und Werke betrachtet und beurteilt werden. Von großem Reiz sind die klugen Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten, die am Werke mitarbeitetem oder dem Werke entgegenstrebten. Die Vornehmheit der Gesinnung, die letzten Endes den Menschen ausmacht, strahlt aus dem Werk, dem Buch und der Person Werner von Melles.

Heller Halberg-Hamburg.

Der Große Krieg 1914—1918. Kurzgefaßte Darstellung auf Grund der amtlichen Quellen des Reichsarchivs von Erich Otto Volkmann, Major a. D. und Mitglied des Reichsarchivs, mit 3 Kartenbeilagen in mehrfarbigem Steindruck. Berlin 1921, Reimar Hobbing.

Übersichtliche Darstellungen des Weltkrieges besitzen wir bereits mehrere. Sie haben neben den Schilderungen einzelner Episoden und persönlichen Erinnerungen einen unbestreitbaren Wert, können indessen der Natur der Sache nach nur mehr oder weniger Zusammenstellungen von Tatsachen sein. Wo sie darüber hinausgehen, und die Verfasser sich bewogen fühlen, bestimmte Urteile abzugeben, können diese, weil auf zu unsicherer Grundlage fußend, unmöglich immer zutreffend sein. Sie werden daher bei jedem, der den Ereignissen näher gestanden hat, leicht ein unbefriedigtes Gefühl hinterlassen. Um so verdienstlicher ist es, daß Major a. D. Volkmann, jetzt Mitglied des Reichsarchivs, mit einer übersichtlichen Schilderung des Weltkrieges hervorgetreten ist. Das Buch stützt sich im wesentlichen auf die Akten des Reichsarchivs. „Es wendet sich", wie der Verfasser im Vorwort sagt, „an den weiten Kreis der Gebildeten, die sich über die Entstehung der großen Führerentschlüsse in beiden Kriegslagern und über die Leistungen der Heere zu unterrichten wünschen. Abgesehen von den Einzelfällen, in denen die bisherigen wissenschaftlichen Feststellungen bereits ausreichende Unterlagen boten, ist auf eine kritische Stellungnahme zu der Gesamtheit der Ereignisse verzichtet worden."

Um es vorwegzunehmen: Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist auf 200 Textseiten glänzend gelöst. Major Volkmann erbringt den Beweis, daß es durchaus möglich ist, den Verlauf des Krieges an der Hand der Akten objektiv zu schildern. Das aber ist um so wertvoller, als jetzt bereits von gewisser Seite Zweifel erhoben werden, ob Darstellungen aus dem Reichsarchiv diese Linie innezuhalten vermögen. Die Gewähr hierfür ist gerade um so größer, als eine Anzahl früherer Generalstabsoffiziere dem Reichsarchiv angehört. Vornehme Zurückhaltung aber war von jeher allen Veröffentlichungen des Generalstabs eigen. Dazu kommt, daß diesen Krieg in seinen Zusammenhängen, mit seinem starken Einschlag von Technik, nur Soldaten zu beschreiben vermögen, die ihn mit durchgefochten haben, und denen hierbei eine gewisse Übersicht zu gewinnen möglich war.

Bei Volkmann beruht alles auf gründlicher Durchforschung der Akten und der Literatur unserer Gegner. Auch hinsichtlich dieser herrscht vollste Gerechtigkeit des Urteils. Der Leser hat bei ihm überall das Gefühl, auf sicheren Boden zu treten. Durch wohl ausgewählte Stücke eines Urkundenanhangs wird er außerdem in den Stand gesetzt, sich bezüglich der

entscheidenden Wendepunkte des Krieges selber ein Urteil zu bilden. Die Sprache ist von jener klaren, knappen Art, wie sie seit des großen Moltke Zeit ein Kennzeichen des Generalstabes gewesen ist. Auch die trefflichen Skizzen in Buntdruck, die auf drei großen Kartenblättern angebracht sind, gemahnen an die Art, wie Graf Schlieffen Operationen veranschaulicht zu sehen liebte. Sie ergänzen den Text in hervorragendem Maße. Ihre Beigabe gereicht dem Verfasser wie dem Verleger in gleichem Maße zum Ruhme. Genaue Zahlenangaben, soweit sich solche bringen ließen, vervollständigen das Bild der Leistungen der Heere auf beiden Seiten. Der eigentliche Wert des Buches liegt in der Entwicklung der großen Zusammenhänge der Erscheinungen des Krieges in ihren wechselseitigen Bedingtheiten. Wo Urteile angegeben werden, geschieht es mit größter Vorsicht. Darum wird dieses Buch gerade jetzt besonders gut wirken, wo die Luft erfüllt ist von Streit, Zank und unbegründeten wechselseitigen Beschimpfungen. Es ist eine Wohltat, diese klassischen Sätze auf sich wirken zu lassen, wo man täglich auf so viel Rabulistik stößt. Volkmann wird der Schwierigkeiten, die sich der Heerführung entgegenstellten, durchaus gerecht. Nur so kommt man der Wahrheit nahe. Hat doch der große Schöpfer des neuzeitlichen Krieges, Napoleon, gesagt: „Es ist alles Auffassung im Kriege, sowohl hinsichtlich des Feindes als der eigenen Truppen." In dieser Hinsicht ist es von hohem Interesse, wie der Verfasser die Verhältnisse im Frühjahr 1917 darstellt. Die Lage der Entente war damals überaus mißlich, konnte aber bei der deutschen Obersten Heeresleitung nicht voll übersehen werden. Vielleicht wäre es ihr sonst möglich gewesen, den Krieg bereits 1917 durch erfolgreiche Angriffe zu Ende zu führen.

Bei aller Unparteilichkeit und bei Vermeidung jeglicher Gehässigkeit verschweigt Major Volkmann dennoch nichts. Die Ursachen unseres schließlichen Unterliegens in ihrer allmählichen Entwicklung sind klar dargelegt. Wenn in dieser Zeit tiefer nationaler Demütigung nicht leicht zu viel getan werden kann, um die Erinnerung an die gewaltige Leistung des deutschen Volkes im Kriege wach zu erhalten, so verdient dieses Buch einen besonders ehrenvollen Platz inmitten solcher Bestrebungen. Frhr. v. F.-L.

Weltschöpfung und Weltanschauung. Von Wilhelm Liepmann. Berlin 1923, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag.

Der Darwinismus hat sich gemausert. Als noch Haeckel der Rufer im Streite war, war es das eherne Naturgesetz, mit dem er den Glauben an Gott rammen wollte. Heute wird das Gesetz selbst zum weltbeherrschenden Logos — zu Gott.

Der starke, leidenschaftliche Drang, die gesamte Natur als göttliche Einheit zu fassen, hat Liepmann die Feder in die Hand gedrückt, und er wird zum begeisterten Verkünder des Weltgesetzes. Mit großer anschaulicher Kraft zeigt er, gestützt auf die neuesten chemischen Errungenschaften, daß in den Sternsystemen im Großen wie in den Atomsystemen im Kleinen die gleichen Vorstellungen von dem Zentralkern mit seinen Planeten zu Recht bestehen. Ihnen will er auch die lebende Natur unterwerfen. Der „Entwicklungsgedanke", ja selbst das brüchige „Biogenetische Grundgesetz" Haeckels werden aus der Rüstkammer geholt und nochmals das ganze Leben dem Weltgesetz des Leblosen unterworfen.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Das Protoplasma, aus dem alle lebenden Zellen bestehen, ist kein bloßes Stoffgemisch, ja nicht einmal eine tote Maschine, sondern der Träger eines „Organisators", um mit Spemann zu reden. Alle Gestaltbildung des Lebendigen folgt eigenen übermateriellen Impulsen, die ihre Gesetze dem Stoff diktieren. In jedem Keim sind sie stets von neuem tätig.

Was uns mit den niederen Tieren verbindet, ist nicht die Tatsache, daß gemeinsame Ahnen, wirkliche oder postulierte, einst auf Erden wandelten, sondern die auch heute noch lebendigen Gestaltungsmelodien, die in einzelnen Phasen für sie wie für uns die gleichen sind.

Es wäre zu wünschen, daß die neue Lehre einen ebenso begeisternden Fürsprecher fände, wie Liepmann es ist. Vor allem wäre es zu begrüßen, wenn die Erkenntnis endlich zum Durchbruch käme, daß das Universum aus ebensoviel Welten besteht, wie es lebende Subjekte gibt. Der Logos, der die unerhörte Mannigfaltigkeit des Universum beherrscht, muß weit gewaltiger sein als der bisher angenommene Logos, der immerhin in den Rahmen der menschlichen Zeit und des menschlichen Raumes eingespannt war.

J. von Uexküll.

Fritz Klimsch. Eine Auswahl seiner Werke. Mit einer Einleitung von Wilhelm von Bode. Freiburg i. Br., Pontosverlag.

Fritz Klimsch, der den mezzo del cammin' di nostra vita nun auch schon überschritten hat, verdient eine literarische Behandlung, die das Bild seiner Persönlichkeit und seines Schaffens festhält. Kein Geringerer als Wilhelm von Bode hat sich dieser Aufgabe unterzogen: ein Beweis doch, wie hoch er Klimschs Kunst einschätzt. Was er an ihr wieder-

holt mit Nachdruck hervorhebt und rühmt, das ist ihre Traditionsstärke. Klimsch ist keine revolutionäre, keine Stürmer- und Dränger-Natur, sondern weiß die zu seiner Persönlichkeit stimmenden Elemente der Überlieferung mit wachem Instinkte zu erfassen und aufzunehmen, aber sie auch zugleich behutsam und doch fest zum Ausdrucke seines Eigenen umzuformen. Man begegnet in seinem Werke der italienischen Renaissance, und hier ist es vielleicht die Bildnerei des Cellini und des (aus dem Norden stammenden) Giovanni da Bologna, die ihm in ihrer geschmeidigen und lecteren Eleganz besonders nahe stehen; man begegnet darin auch der attischen Kunst, aber wichtiger ist, daß sein Wesen von Natur her dem reinen, adligen, maßhaltigen hellenischen Formensinne und der hellenischen Freude an der schönen Menschengestalt mit harmonischem Einklange antwortet. Schon in der „Salome" von 1902—1904 ist er selbst. Seine Kunst ist aristokratische Kunst: bedeutend, doch ohne Pose, reich, doch nicht aufdringlich, ausgeglichen, aber nie charakterlos. Sie ist tief musikalisch, von einem oft geradezu bezaubernden Wohllaut der Form, sowohl in der Linienführung, wie in den sehr zarten und geistreichen Übergängen von Körperform zu Körperform, von Fläche zu Fläche. Sie ist von einer seltenen Sicherheit und Gewähltheit des Geschmackes, dennoch durchaus nicht kraftlos; in seinen prächtigen Bildnisbüsten — Corinth und Liebermann, Graf Schlieffen, Alexander Conze, Emil Fischer u. a. m. — hat er männlichen Ernst und geschlossenen Willen mit hoher Würde in scharf geprägte Form gegossen. Aber als seine Höchstleistung wollen uns doch jene sitzenden oder liegenden, stehenden oder schreitenden Frauengestalten erscheinen, in denen er eine feine Sinnlichkeit zu wahrhafter Idealität verklärt; die „Anadyomene" von 1918—1919 kann als vorzügliches Beispiel für sie dienen. Immer ist es eine Wohltat, in der Zerrissenheit und Unbeherrschtheit des modernen Ausstellungsgutes der Kunst Klimschs in ihrer hohen vornehmen Kultur und ihrer beglückten und beglückenden Einigkeit mit sich selbst zu begegnen. Unser Werk bringt 65 Arbeiten des Künstlers, nach Bodes Angabe nicht viel mehr als die Hälfte seines Gesamtwerkes; es soll hier herzlich willkommen geheißen sein. a d r.

Wilhelm Fränger, Die Masken von Rheims. Erlenbach-Zürich und Leipzig 1922, Eugen Rentsch.

Auf 32 Tafeln ist eine Auswahl jener sogenannten grotesken und satirischen Köpfe oder Masken gegeben, die die gotischen Steinmetzen über die Kathedrale von Rheims ausgestreut haben. Die Ausführung der Abbildungen ist gut und jeder Kunstfreund wird mit Dank und Vergnügen das Bändchen empfangen, das eine große Anzahl von Meisterschöpfungen der mittelalterlichen Bildnerei, die man sonst in den großen Tafelwerken über die Kathedrale aufsuchen mußte, so bequem zugänglich macht. Irreführend ist es jedoch, wenn der Band als Teil einer „Komischen Bibliothek" eingeführt wird. Wohl finden sich in diesen Köpfen gelegentlich komische Züge, aber ihre geistigen Wurzeln im Komischen, Heiteren, Lachenden finden zu wollen, heißt sie doch verkennen, und es scheint uns daher auch, daß Frängers kleine Einleitung über „Zucht der Askese und Willkür des Lachens" nicht an der richtigen Stelle steht; und daran kann auch das Gute und Kluge, was sich darin findet, nichts ändern. Die Welt der Heiligen, die in den Großfiguren der Kathedrale dargestellt ist, findet in den „Masken" ihre Ergänzung und ihr Gegenstück, indem in ihnen das Bild des Diesseitigen aufgerollt wird. Hier erscheint der homo sapiens, wie er ist; hier spricht eine reiche Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, aus der Meisterhand klassische mächtige Typen schafft. Im ganzen dürfte man wohl behaupten, daß es mehr als alles andere Leiden ist, was die Reimser Künstler im Menschen gesehen und nachgefühlt haben. Sehnsucht, Entsagung, Verbitterung, Furcht malen sich auf den Gesichtern; es erscheint der Grimm, die Einfältigkeit, die Lüsternheit, schließlich steigert sich die Darstellung zum grotesk Dämonischen, in dem sich doch aber auch nur wieder das Allzumenschliche spiegelt. Was die Heiligen überwunden haben, was der Christenmensch überwinden soll, „das Etwas, diese plumpe Welt": das drängt sich hier mit seiner ganzen breiten Zähigkeit und dumpfen Schwere aus dem Steine; die große Epopöe christlicher Lehre, die die Kathedralbildnerei vorträgt, findet in den Masken den tragischen Hintergrund des immer und ewig Irdischen, des ruhelosen, durchwühlten, gebundenen Menschendaseins, und dank der gewaltigen künstlerischen Kraft, mit der es erfaßt ist, sprechen die Masken von Rheims auch für uns noch die eindringlichste und verständlichste Sprache. a r.

Ewald Bender, Die Kunst Ferdinand Hodlers. Erster Band. Zürich, Rascher & Cie.

Der mit der Zeit recht stattlich ausgebauten Hodler-Literatur dürfte Benders Buch insofern einen gewissen Abschluß geben, als es wohl bis auf weiteres das „book of reference" für den Schweizer Meister bilden wird. Es umfaßt Lebensgeschichte und Geschichte seiner Kunst, stützt aber die ganze Darstellung auf das feste Gerüst eines Werkverzeichnisses — zu deutsch: Oeuvrekatalog — in Wort und Bild, wodurch sie einen urkundlichen Wert erhält.

überall ist die fleißige Arbeit des Verfassers und seine liebevolle Versenkung in Hodlers Persönlichkeit und Schaffen zu erkennen; seine Bildanalysen sind eindringend und geben manchen willkommenen Aufschluß. Das Buch ist von einer hohen Verehrung für Hodler getragen, und dafür soll es gerühmt sein, denn nur die Liebe ist fruchtbar. Aber ein wirkliches Urteil darüber wird erst nach dem Erscheinen des Schlußbandes möglich sein, wenn Benders Endabrechnung mit seinem Helden vorliegt und sich absehen läßt, wie er ihn in die Gesamtentwicklung der europäischen Kunst einordnet und wie hoch er seinen Einsatz darin anschlägt. Mich hat gerade Benders tüchtiger Abschnitt über den entscheidenden Stilwandel bei Hodler in der Überzeugung bestärkt, daß die von ihm versuchte Verbindung von „Parallelismus" (als stilbildendem Elemente) und Naturalismus doch ein hinkendes Gespann abgibt; Formel und Form decken sich nicht, und ein ungelöster Rest bleibt zu tragen peinlich. Während Hodler, wo er schlecht und recht Naturalist ist, durch seine erdwüchsige breite Kraft unwiderstehlich wirkt, und zwar meines Bedünkens um so mehr, je weniger bei seinen Bildern das Sentiment mitspielt. Ein Einwand, den wir zu erheben haben, ist der, daß Bender mit einer gewissen Beflissenheit Hodler gegen die Auffassung verteidigt, als ob er von diesem oder jenem Meister sich unmittelbar habe beeinflussen lassen. Abgesehen davon, daß eine völlig unanfechtbare Entscheidung über dergleichen nur selten zu erreichen ist, scheint mir die Fragestellung selbst schief: es verringert einen Künstler in keiner Weise, wenn er fremde Formelemente bewußt übernimmt, vorausgesetzt, daß er sie selbständig zu verarbeiten und etwas Neues daraus zu machen vermag. Für diese Dinge hat eigentlich Goethe in der Besprechung seiner Beziehungen zu Byron den gültigen Standpunkt ein für allemal festgestellt. Hoffentlich läßt die Vollendung dieser wertvollen Arbeit nicht zu lange auf sich warten; es wäre besonders erwünscht, wenn Bender in dem abschließenden Bande auch vom Einflusse und der Nachwirkung Hodlers ein Bild geben wollte. Man begegnet ihr noch heut in jeder größeren Ausstellung — es sei z. B. Ernst Bernert aus jüngster Zeit als einer von denen genannt, die auf Hodlers Stil weiterzubauen versuchen —, und dennoch, das wird auch Bender kaum entgehen, dennoch ist uns Hodler im ganzen schon so wunderlich fern gerückt, so historisch geworden. Wir sind begierig, was der Verfasser über diese Erscheinung zu sagen haben wird. a r.

Tiere, Menschen und Götter. Von F. Ossendowski. Übersetzung herausgegeben von W. v. Dewall. Frankfurt 1923. Frankfurter Sozietätsdruckerei. 2. Auflage.

Mit atemloser Spannung wird dieses Buch jetzt gelesen. Vor drei Jahren haben sich in Sibirien, in der Mongolei diese phantastischen, grausigen, unfaßlichen Ereignisse zugetragen, sie scheinen kaum unserem Planeten anzugehören. Wir in Berlin hörten von dem baltischrussischen General Baron Ungern Sternberg, von seinem siegreichen Kampf gegen die Bolschewisten, von seinem blutigen Ende. Jetzt tritt er uns mit seinen großzügigen politischen Ideen, seinem praktischen Schaffen, seiner unmenschlichen Grausamkeit, seiner okkulten Mystik, greifbar entgegen; eine seltsam verwickelte, nicht unedle Natur. Der Verfasser hat einige Zeit in seiner unmittelbaren Nähe verbracht, wurde fast ein Opfer seiner halb irrsinnigen, sadistischen Untergebenen. Er besuchte mit dem „schrecklichen General" den „Lebenden Buddha" in der Heiligen Stadt Urga, schildert die Umgebung des „Gottes" Heilige und Giftmischer, unwahrscheinliche Schätze, uralte Aufzeichnungen und Urkunden neben Telephon, Grammophon und modernen Möbeln. Der Lebende Buddha ein Trinker, halb grotesk, halb beeindruckend im Glauben an seine Visionen, an seine göttliche Kraft.

Ossendowski lebte als hoher, wissenschaftlich gebildeter russischer Beamter in Sibirien, als die Revolution ausbrach; auf der Flucht vor den Bolschewisten durchzog er unter namenlosen Entbehrungen und Gefahren jenes entlegene Asien. Mongolische Fürsten, Wahrsager, Mörder kreuzten seinen Pfad, er wurde in die wilden Kriegszüge im unheimlichen, dämonenbehafteten Heimatland des dort noch unvergessenen Tschengis Khan verwickelt. — Soll man diesen Erzählungen glauben? Der Anreger der amerikanischen Urausgabe gilt für einen der besten Kenner Ostasiens, der Veranstalter dieser deutschen Ausgabe hat jene Gegenden selber bereist — sie mögen die Verantwortung tragen! Allerdings wirken die letzten Kapitel, die langen Gespräche mit dem Lebenden Buddha, die ausführlichen Berichte über den „König der Könige" im „Unterirdischen Reich" etwas stilisiert, wohingegen fast alles übrige, mag es noch so unerhört Fremdartiges berühren, einen sehr überzeugenden Klang besitzt.

Erstaunlich ist die schriftstellerische Begabung dieses Dilettanten, dieses Außenstehers. Erfolgreiche Reisebeschreiber könnten von diesem Erstlingswerk des russischen Beamten lernen, wie man gedrängt, andeutungsvoll eine Episode hinsetzt, wie sparsam man landschaftliche Stimmungen einflechtet, wie wirkungsvoll man Selbstverständliches verschweigt .. Es ist schwer, ohne Superlative von diesem einzigartigen Buch zu sprechen. v. B.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altmann. — Richard Wagner und Albert Niemann. Herausgegeben von Prof. Dr. Wilh. Altmann. 263 S. Berlin 1924, Georg Stilke.

Andreas. — Des königlich fränkischen Kaplans Andreas drei Bücher über die Liebe. Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben von Hanns Martin Elster. 395 S. Dresden, Verlag Paul Aretz.

Bailleu. — Preußischer Wille. Gesammelte Aufsätze von Paul Bailleu. 353 S. Berlin 1924, Hafen-Verlag.

Bartsch. — Im Südhauch. Von Rudolf Hans Bartsch. 216 S. Zürich 1924, Art. Institut Orell Füßli. (2,50 Gm., geb. 3,50 Gm.)

Baumgarten. — Der Anteil Badens an der Reichsgründung. Akademische Festrede am 18. Januar 1924 gehalten von D. Otto Baumgarten. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr.

Below. — Die deutsche Geschichtsschreibung von Georg von Below. 201 S. München 1924, R. Oldenbourg. (5,50 Gm., geb. 7,50 Gm.)

Berendsohn. — Der Stil Carl Spittlers von Walter A. Berendsohn. 48 S. Zürich 1923, Seldwyla-Verlag. (1,20 Gm., geb. 1,60 Gm.)

Bofinger. — Die Diätbehandlung der Zuckerkrankheit von Dr. med. Arthur Bofinger. 55 S. Bad Mergentheim, Hans Kling. (1,50 Gm.)

Brandenburg. — Von Bismarck zum Weltkriege. Die deutsche Politik in den Jahrzehnten vor dem Kriege von Erich Brandenburg. 454 S. Berlin 1924, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Brandes. — Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts von Georg Brandes. I. Band 420 S. Berlin 1924, Erich Reiß Verlag.

Coué. — Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion von Coué. 146 S. Basel 1924, Benno Schwab & Co.

Droste. — Die Judenbuche von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. 92 S. Leipzig, Quelle und Meyer.

Dürr. — Wesen und Geschichte der Erkenntnistheorie von Dr. Karl Dürr. 176 S. Zürich 1924, Verlag Seldwyla.

Ellis. — Iphigenie. Ein Lustspiel von Manfred Ellis. 128 S. Berlin 1924, Sanssouci-Verlag.

Ellis. — Königsopfer von Manfred Ellis. 235 S. Berlin 1924, Sanssouci-Verlag.

—. — Friedrich II. als Werther und Reichsverderber von Manfred Ellis. 277 S. Berlin 1924, Sanssouci-Verlag.

Eichendorff. — Aus dem Leben eines Taugenichts von Joseph Freiherr von Eichendorff. 134 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Ermatinger. — Gottfried Kellers Leben. Dargestellt von Emil Ermatinger. 677 S. Stuttgart 1924, J. G. Cotta.

Ewald. — Die französische Aufklärungsphilosophie von Oskar Ewald. 168 S. München 1924, Verlag Ernst Reinhardt.

Eye. — Veteranenblut von Bernhard von Eye. 66 S. Osnabrück 1924, Leuchtturm-Verlag.

Fehrle. — Badische Volkskunde von Dr. Eugen Fehrle. 199 S. mit 72 Abb. Leipzig 1924, Quelle & Meyer. (4 Gm.)

Feilbogen. — J. Ramsay Macdonald, sein Werk und sein Charakter von Mary Hamilton. Übersetzt von Dr. Siegmund Feilbogen. 280 S. Zürich 1924, Orell Füßli.

Flake. — Zum guten Europäer von Otto Flake. 151 S. Berlin 1924, Elene Gottschalk Verlag. (2,60 Gm., geb. 3,50 M.)

Fontane. — Insel Elefantine von Oskar Maurus Fontane. 153 S. München, Günther Langes.

Forel. — Warum soll man den Alkohol meiden? von Dr. August Forel und Dr. Eugen Schwieland. 172 S. Wien, Rikola-Verlag.

Gemoll. — Das Apophtegma. Literarhistorische Studien von Dr. Wilhelm Gemoll. 177 S. Wien 1924, Hölder-Pichler-Tempski A.-G. (5,60 Gm., geb. 6,60 Gm.)

Harms. — Vier Jahrzehnte Reichspolitik von Dr. Paul Harms. 209 S. Leipzig 1924, Quelle & Meyer. (4,80 Gm.)

Hausenstein. — Kanitverstan. Herbstliche Reise eines Melancholikers. Briefe aus Holland von Wilhelm Hausenstein. 108 S. 12 Abb. Leipzig 1924, Deutsche Verlagsanstalt.

Heiß. — Der arme Heinrich. Ein altdeutsches Spiel nach dem Gedicht von Hartmann v. Aue von Julius Heiß. 66 S. Frankfurt/Main. Verlag des Bühnenvolksbundes. (1,50 Gm.)

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Konsul a. D. Dr. Charles C. Hartmann, Berlin. — **Reva Prasad Misra, z. Z. Berlin.** — **Max Krell, Partenkirchen.** — **Berta Schleicher, München.** — **Dr. Franz Dülberg, Berlin.** — **Alexei Remisow, z. Z. Genf.** — **Landgerichtsdirektor Dr. Eugen Meyer, Berlin.** — **Dr. Alb. Dietrich, Berlin.**

Für die Schriftleitung: **Werner Fiedler**, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: **Deutsche Rundschau G. m. b. H.**, Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

In den nächsten Tagen erscheint in unserem Verlage:

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller

herausgegeben und erläutert

von

Albert Köster

in

4. umgearbeiteter und erweiterter Auflage

Oktav. 12 Bogen

Preis: geheftet 5,— GM., in Ganzleinen gebunden 6,50 GM.

Storm wie Keller haben noch die echte Kunst des Briefschreibens besessen, die Lust, eine Plauderstunde auszukosten, das wohlige Behagen, dem Moment sein ganzes Recht zu verschaffen! Dieses sinnvoll-heitere Gespräch der beiden Alten an ihrem Lebensabend, an dem sie mit berechtigtem Stolz auf ihr reiches Schaffen zurückblicken, wird noch viele dankbare Zuhörer finden.

Albert Köster, dessen verbindender Text alle nötigen biographischen Aufklärungen und Aufhellungen der literarischen Beziehungen gibt, hat diese 4. Auflage nach dem neuesten Stand der Forschung vollständig umgearbeitet und erweitert, so daß der Text der Briefe jetzt zum ersten Male vollständig und lückenlos vorliegt.

Für die Literaturfreunde bedeutet diese neue Auflage des erfolgreichen Buches in zeitgemäßer moderner Ausstattung ein Ereignis.

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)
Berlin W 35, Lützowstr. 7

Rhein und Ruhr

Ein Album des Kladderadatsch

mit 50 meist farbigen Zeichnungen von Arthur Johnson, Werner Hahmann, Hans Lindloff, Oskar Garvens u. a. und Texten von Paul Warncke, Max Brinkmann, Kurd Schrader, Richard Nordhausen, M. Lucas u. a.

Preis 3 Goldmark

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

*

Der Einbruch der Franzosen und Belgier in das Ruhrgebiet, der unter stillschweigender Zustimmung der übrigen Alliierten sich im Januar 1923 vollzog, gehört wohl zu den größten Vergewaltigungen, die die Entente dem Deutschen Reich gegenüber sich hat zuschulden kommen lassen. Raub, Mord und Diebstahl von seiten der Feinde kennzeichnen die Art, in der diese Vergewaltigung betrieben wurde.

Der „Kladderadatsch" hat gegen dieses verbrecherische Vorgehen sofort und in schärfster Weise Kampfstellung genommen. Kaum eine Nummer des „Kladderadatsch" hat in dieser Zeit die Abwehr des feindlichen Treibens in den besetzten Gebieten in Wort und Bild vermissen lassen, und so dürfte unser Beginnen, diese Epoche durch eine geschlossene Sammlung seiner Darbietungen dauernd dem deutschen Volk zur Erinnerung an jene schmachvolle Zeit und zur Kräftigung des weiteren Widerstandes einzuprägen, willkommen sein.

*

Berlin SW 48, Wilhelmstraße 9. **A. Hofmann & Co., G. m. b. H.**
Verlag des Kladderadatsch

Der Volks-Gotthelf

Gesammelte Hauptwerke

Jeder Band einzeln käuflich

Dieser gewaltige Dichter und wuchtige Menschenschilderer tritt jetzt zum erstenmal seit fünf oder sechs Jahrzehnten vor Deutschland in die Erscheinung. Die Wirkung ist eine gewaltige.

Albert Steffen: „In Gotthelf wird die Volksseele Epos. In seinen großen Romanen leben die Weisheiten und Torheiten, die Sitten und Unsitten, der Glaube und Aberglaube, die Möglichkeiten und Beschränkungen, die gesunden und kranken Kräfte, das Wachstum und Welken, die ganze Struktur des Volkes. In Jeremias Gotthelf waltet noch der Mythos. In den Gewittern grollt Jehova, in den Naturkatastrophen droht das Weltgericht. Wenn die Sonne strahlt, strömt Liebeskraft herab. Auf den Bauernhöfen lebt die Ahnenverehrung. Die Tobel sind gefüllt mit Gespenstern. Es gibt unheimliche Bozenlöcher."

Erschienen 11 Bände:

Uli der Knecht. / Uli der Pächter. / Geld und Geist. / Käthi die Großmutter. Anne Bäbi Jowäger, 2 Bände. / Schulmeisters, 2 Bände. / Der Bauern-Spiegel. Jakobs Wanderungen. / Die Käserei in der Vehfreude.

Authentischer Text. Holzfreies Papier. Guter lesbarer Druck. Solide geschmackvolle Einbände.
In Pappe 3,50 M., Halbleinen 5 M.

Eugen Rentsch / Verlag / München

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

I 5 N 26

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

August 1924

Charles L. Hartmann. Die russischen Archive und der Kriegsausbruch. (Neue Enthüllungen aus den Geheimarchiven) . 113
Mosellanus. Die rheinischen Separatisten vor 125 Jahren . . 134
Siegfried Krebs. Der Tod des Arztes. Erzählung 138
Julius v. Negelein. Sabi. Westöstliche Dichterklänge 147
Eduard Berend. Die historische Grundlage von Theodor Fontanes Erzählung „Schach von Wuthenow“ 168
Titus Taeschner. Der Vampyr. Ein Reiseerlebnis 182
Johannes Reinke. Wanderungen eines Botanikers an der östlichsten Riviera 189
Wilhelm Grotkopp. Das europäische Ägypten 197
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 203
Zum Gedenken des Großen Krieges 206
Literarische Rundschau 210
Wirtschaftliche Rundschau 216
Politische Rundschau 221
Literarische Notizen 224
Nachtrag zu der Aufsatzreihe: Die russischen Archive und der Weltkrieg 225

Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Für das Ausland 0,38 Dollar (nordamerikanischer Währung) zuzüglich Porto.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 35, **Potsdamer Str. 123,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

An unsere Leser!

Der Verlag der „Deutschen Rundschau“ hat sich selbständig gemacht, um den gesamtdeutschen kulturellen und politischen Aufgaben der Zeitschrift mit gesteigerter Wirksamkeit nachkommen zu können.

Gerade im Hinblick auf die letzten vielbesprochenen Enthüllungen über die Kriegsschuldfrage schrieb uns ein maßgebender auslanddeutscher Verein:

„Wir betrachten die Werbearbeit für die »Deutsche Rundschau« als Dienst an der deutschen Sache!“

Dieses Urteil veranlaßt uns, alle unsere Leser und Freunde im In- und Ausland nachdrücklich zu bitten, uns durch **persönliche Werbung und Empfehlung** tatkräftig in unserer Arbeit an der gemeinsamen Sache zu unterstützen.

Wir wollen und können die stille tätige Mitarbeit des Lesers nicht entbehren und geben zur Ermunterung jedem, der fünf neue Jahresabonnenten für die „Deutsche Rundschau“ wirbt

ein Jahresabonnement gratis!

Berlin W 35,
Potsdamer Str. 123

Deutsche Rundschau
G. m. b. H.

Die russischen Archive und der Kriegsausbruch

Von

Charles L. Hartmann

Die vorhergehenden Aufsätze [1]) machten uns ersichtlich, mit welchen Mitteln der Weltkrieg in bewußter Absicht vorbereitet, alle Faktoren berechnet, alle Zufälle vorausgesehen wurden, und wie Poincaré „den Zeitpunkt endlich für gekommen hielt, die hundertjährigen Ziele der geschichtlichen Politik Rußlands — Konstantinopel — zu verwirklichen und durch die Rückkehr der entrissenen Provinzen Elsaß-Lothringen das europäische Gleichgewicht wiederherzustellen". (Brief Isvolskys, 21. Juli 1913, Nr. 348.) Nichts ist mehr dem Zufall überlassen, der Erfolg ist sicher. Es handelt sich nur noch darum, zwei Widerstände zu beseitigen, um die Höllenmaschine zur Entzündung zu bringen.

Die Kriegspartei der Großfürsten und der Hofkamarilla findet in dem geistig unbedeutenden, aber friedfertigen Zaren ein passives, daher nicht leicht zu überkommendes Hemmnis. Nikolaus II. hatte an dem ruhigen, bescheidenen, gleichfalls unkriegerischen französischen Gesandten, Georges Louis, Gefallen gefunden und legte auf dessen Ratschläge großes Gewicht. Dieser muß aus dem Wege geräumt und durch den politischen Abenteurer Delcassé ersetzt werden.

Brief des Gesandten Isvolsky an den Außenminister.

Russische Gesandtschaft
zu Paris. Paris, 29./11. April 1912.

Werter Serge Dmitrievitch!

Ich ersehe aus Ihrem letzten Briefe, daß Sie mehr und mehr gegen Herrn Georges Louis aufgebracht sind, der seiner Regierung die Mitteilungen, die Sie ihm machen, in tendenziöser Weise übermittelt. Ihre Unzufriedenheit ist

[1]) Deutsche Rundschau April, Juni, Juli 1924.

meiner Ansicht nach mehr als begründet, und es scheint mir, daß die gegenwärtige Art und Weise, mit der französischen Regierung zu verkehren, uns unvermeidlich die ernstesten Unannehmlichkeiten und Mißverständnisse bereiten muß. Alle meine Anstrengungen gehen darauf hinaus, Poincaré zu bewegen, ihn durch eine uns genehmere Persönlichkeit zu ersetzen.

Die Abberufung eines Gesandten ist jedoch eine mißliche und verwickelte Sache, besonders hier in Paris, wo um die Ernennungen zu einem so ehrenvollen und gesuchten Posten sich die unglaublichsten politischen Ränke spinnen. Sie erinnern sich, welche Mühe es uns gekostet hat, Bompard los zu werden, dem wir doch viele größere Quertreibereien vorzuwerfen hatten als Louis. Der Abgang Bompards hat uns keinen besseren Ersatz gebracht, und es ist sehr unsicher, ob der Nachfolger Louis' jemand sein wird, der uns und unseren Bestrebungen in jeder Beziehung zusagt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Louis, wenn er die von Ihnen erhaltenen Mitteilungen nach hier überweist, diese mit gegenteiligen Erläuterungen versieht und vielleicht auch die zu gebende Antwort andeutet. Meiner Meinung nach wäre es vorteilhafter, wenn alle diese Mitteilungen mit Ausschaltung aller Zwischenpersonen durch mich an Poincaré direkt übergeben würden, so daß ich sie mit meiner eigenen Beweisführung stützen könnte.

Isvolsky an Sazonov. Paris, 14./17. Mai 1912.

Sie wissen, daß ich von Anfang an die Frage, wie wir uns Louis' entledigen können, für sehr heikel und schwierig hielt. Nach dem Empfang Ihres Telegramms: „Meine Geduld geht zu Ende", unterbreitete ich sie mit Besorgnis Herrn Poincaré.

Zuerst habe ich nur sehr leicht im Gespräche mit ihm die Angelegenheit berührt und führte die Unterredung auf die kommenden diplomatischen Beförderungen, welche im französischen Dienste stattfinden würden, wobei ich besonders Herrn Delcassé erwähnte. Ich kam alsdann auf Georges Louis zu sprechen und auf einige Mängel in seinem privaten Auftreten und die äußerlichen Ungeeignetheiten seiner Person.

Als ich sah, daß Poincarés Aufmerksamkeit dadurch nicht geweckt wurde, entschloß ich mich, bangen Herzens und in vertraulichster Weise, die Reibungen und Mißverständnisse zwischen Ihnen und Herrn Georges Louis anzudeuten. Ich vermied jedoch, ihn irgendwie zu drängen oder auf dem Rückruf Louis' zu bestehen. Ich bemerkte nur, daß, um die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland zu erleichtern, es vielleicht ratsam wäre, ihn in kürzerer oder längerer Zeit durch eine andere Persönlichkeit zu ersetzen, wenn möglich durch einen Berufsdiplomaten.

Unglücklicherweise bewies sich jetzt wiederum der brutale und alle diplomatischen Gepflogenheiten verkennende Charakter des Herrn Poincaré. Statt diese

Besprechung als höchst vertraulich zu behandeln, und nachdem er bereits mit mir übereingekommen war, Herrn Louis zu versetzen, benachrichtet er diesen selbst, trotzdem ich dringend gebeten hatte, die ganze Sache *streng* unter uns zu halten! Er hat sogar in seinem Eifer den Fall mit den anderen Ministern besprochen, denen er die Zweckmäßigkeit, einen neuen Gesandten für St. Petersburg zu ernennen, klargemacht hat. Natürlich, sobald 14 Minister diesen beabsichtigten Rückruf von Georges Louis kannten, war eine Indiskretion in der Presse ganz unvermeidlich.

Poincaré, den ich soeben verlassen, war über diesen Vertrauensbruch untröstlich und versicherte mir, daß er nicht von dem Außenministerium herrühre. Poincaré und ich, jeder von seiner Seite, haben sofort den Rückruf durch die „Agence Havas" und den Vertreter des russischen Telegraphenbüro ableugnen lassen. Sobald die Notiz erscheint, werde ich Ihnen Ausschnitte senden. . . .

Durch diesen Zwischenfall kann der Rückruf von Louis leider nicht sofort, sondern erst in einiger Zeit stattfinden, und ich werde jetzt dem Argwohn und den Ränken des Herrn Louis und seiner zahlreichen Freunde ausgesetzt sein. Ganz besonders befürchte ich die Angriffe der ihm zugetanen Journalisten, gegen die ich, *aus Mangel an nötigen Geldmitteln*, absolut machtlos bin.

Isvolsky.

Brief Isvolskys an Sazonov. Paris, 10./23. Mai 1912.

Im allgemeinen und trotz der Unannehmlichkeiten, welche dieser Fall uns bereitet, ist es doch besser, daß dieses Geschwür jetzt platzt, denn die Berichte und Handlungen Georges Louis' könnten schließlich unsere Beziehungen zu Frankreich sowie unsere Pläne gänzlich verderben.

Ich habe dabei auch mit gewissen Nörgeleien gegen mich und meine Frau inbezug auf unsere gesellschaftlichen Beziehungen zu kämpfen. Es ist leicht möglich, daß man es uns nachträgt, daß wir mit den hocharistokratischen Kreisen und dem „grand monde", die uns den herzlichsten Empfang bereitet haben, zu intim verkehren. Wie Sie wissen, hat die russische Gesandtschaft in Paris stets offen ihre Sympathien für die nationalistischen und antirepublikanischen Gesellschaftsschichten zur Schau getragen. Ich vermeide soviel wie möglich diesen Standpunkt und habe Beziehungen zu allen Kreisen der Gesellschaft angeknüpft.

Trotzdem ist unsere Beliebtheit bei der Aristokratie nicht nach dem Geschmacke dieses oder jenes ministeriellen Salons. Es ist dagegen nichts zu machen, und man muß eben hierzulande diese Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten des öffentlichen Lebens mit in Kauf nehmen. Alles dieses wird noch dadurch erschwert, daß es mangels der zur Verfügung stehenden Geldmittel mir unmöglich ist, die kleineren Zeitungen zu beeinflussen, *welche hauptsächlich von Trinkgeldern und Erpressungen leben*.

Ich habe darüber letztes Jahr einen langen Brief an Herrn V. P. Kokovtzev geschrieben, aber ohne Ergebnis. In normalen Zeiten würde dies nicht viel bedeuten, denn meine Beziehungen zur großen Presse sind jetzt ganz ausgezeichnet, was mir gerade in dem Falle Louis' sehr zustatten kam. Es ist jedoch absolut unentbehrlich, für die kommenden Entscheidungsstunden die Geldmittel zu haben, um rasch die hungerige Meute der Presse zu beeinflussen, und ich bin, wie Sie wissen, dieser Mittel gänzlich bar. Isvolsky.

Louis hatte wohl die besten Beziehungen zu Politikern und ganz besonders zu der Zarenfamilie, aber solchen abgefeimten Ränkeschmieden wie Poincaré, Delcassé und Isvolsky war er nicht gewachsen. Die bezahlten Zeitungen — also die Meute der ganzen Presse — wurden gegen ihn in Bewegung gesetzt — der „Temps" begann mit „Petersburger Spezialberichten", „Figaro", „Matin", „Petit Parisien" brachten täglich Hetzartikel gegen den getreuen und bescheidenen Vertreter der Republik am Petersburger Hofe.

André Tardieu, dessen schmutzige Hände wir in allen schmutzigen Geschichten finden — der Mann der N'Goko Sangha und der Homs Bagdad-Geschäfte —, „beeilt sich, seine Feder für alle nötigen Angriffe zu meiner Verfügung zu stellen" (Isvolsky an Sazonov, 20. Mai 1912).

Am 18. März 1913 wurde Louis verabschiedet, am selben Tage noch als sein Nachfolger Delcassé ernannt. Man wußte, welche offene Kampfansage dieser Mann gegenüber Deutschland bedeutete, und die Nachricht wurde auch derart in der ganzen Welt als eine beabsichtigte Herausforderung aufgefaßt. Wie Isvolsky dies später (19. Juli 1914) ganz offen mitteilt, sollten die Karten derart ausgespielt werden, daß nicht Frankreich, sondern Deutschland gezwungen würde, formell die Kriegserklärung zu erlassen und dadurch überall den Eindruck des Angreifers zu erwecken.

Isvolsky weiß sich vor Freude kaum zu fassen. Er führt einen wahren Kannibalentanz auf! Endlich ist man dem Ziele nahe, und auch den Widerstand des Zaren wird Delcassé zu brechen wissen.

Der neue Gesandte reist sofort nach Rußland ab und überbringt außer dem offiziellen Beglaubigungsschreiben einen vertraulichen eigenhändigen Brief Poincarés an den Zaren.

Présidence de la République — Paris, 20. März 1913.

Lieber und teurer Freund!

Ich möchte mich nicht mit dem Beglaubigungsschreiben, das Ihnen Herr Delcassé übergeben wird, begnügen und benutze diese Gelegenheit der Abreise unseres Gesandten, um Ew. Majestät die Versicherung meiner unvergänglichen

Gefühle zu erneuern. Die Regierung der Republik, indem sie einer so hervorragenden politischen Persönlichkeit, die mit den internationalen Fragen besonders vertraut ist, die Mission aufgetragen hat, sie bei Ew. Majestät zu vertreten, wünscht damit das Bündnis zwischen unseren beiden Ländern noch fester zu knüpfen und zwischen der Kaiserlichen Regierung und der Republik noch engeren und stetigeren Kontakt zu unterhalten.

Es ist kaum nötig, Ew. Majestät zu wiederholen, daß Herr Delcassé als Marineminister des Kabinetts, dessen Präsident ich gewesen, sich während der letzten Monate mit allen Problemen der auswärtigen Politik, welche durch die Balkankrisis hervorgerufen wurden, vertraut gemacht hat und höchst aufmerksam dem Gang der Ereignisse folgte. Er ist mit den allerkleinsten Details der Verhandlungen bekannt und besser als irgend jemand geeignet, zusammen mit Herrn Sazonov die gemeinsamen Handlungen unserer beiden Diplomatien zu fördern.

Als ich im letzten Jahre die hohe Ehre hatte, von Ew. Majestät zu Peterhof empfangen zu werden, habe ich Ihre hohe Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit gelenkt, welche nach Ansicht unseres Generalstabes der Bau gewisser Eisenbahnlinien an der Westgrenze Ihres Reiches für die kommenden Ereignisse hätte. Die große militärische Leistung, welche die französische Regierung vor hat, um das Gleichgewicht der europäischen Streitkräfte zu erzielen, läßt heute diese notwendigen Maßregeln als besonders eilig erscheinen, nachdem die Generalstäbe der beiden verbündeten Länder sich über deren dringende Inangriffnahme ausgesprochen haben. Herr Delcassé wird mit Ew. Majestät und Ihrer Regierung diese wichtigen Fragen besprechen, ebenso wie alle jene, welche für die Betätigung des Bündnisses Belang haben, und uns erlauben können, in um so wirkungsvollerer Weise über die Erhaltung des Friedens zu wachen.[2])

Es soll mich ungemein freuen, daß Ew. Majestät unserem Gesandten einen gütigen Empfang bereiten und durch Ihr hohes Wohlwollen seine Mission erleichtern, die, wie ich hoffe, für beide Länder von großem Nutzen sein wird.

Ich bitte Ew. Majestät, den erneuerten Ausdruck meiner Gefühle treuer Freundschaft zu genehmigen. R. Poincaré.

Nachdem derart alle Hemmnisse des geplanten Weltkrieges aus dem Wege geräumt, Delcassé nach Petersburg gesandt war, um den Zaren zu beeinflussen, handelt es sich jetzt darum, die Stärke der französischen Armee auf eine solche Höhe zu bringen, um bei Kriegsausbruch an den Ostgrenzen eine überwiegende Macht zum sofortigen Angriff, während dessen die Mobilisation beendet wird, zur Verfügung zu haben.

[2]) Dieser verlogene, zweifellos nur mit Rücksicht auf die Gesinnung des Zaren gemachte Zusatz steht in bemerkenswertem Gegensatz zu der Forderung auf Bau der strategischen Eisenbahnen.

Die Kräfte Frankreichs mit seiner geringen Geburtsziffer sind bereits auf das äußerste angespannt, die Erhöhung der Präsenzziffer kann also nur durch eine Verlängerung der bisher zweijährigen Dienstzeit erzielt werden.

Durch welche Mittel und welche jahrelange Vorarbeit, ersehen wir aus dem folgenden Briefe.

Brief des russischen Gesandten zu Paris
an den Außenminister. Paris, 14./27. Februar 1913.

Alle Zeitungen der verschiedensten politischen Parteien, mit Ausnahme der Sozialisten und Linksradikalen, verlangen nicht nur, daß man sofort neue Geldmittel bereitstellt, um das Kriegsmaterial zu vervollkommnen, sondern daß man auch statt der gegenwärtigen zweijährigen Dienstzeit den dreijährigen Militärdienst einführt, um die Stärke des französischen Heeres zu erhöhen.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen befindet sich das französische Heer jedes Jahr vom Oktober bis April in einer kritischen Lage. Es ist die Periode, wo die Einheiten, da die Rekruten noch nicht ausgebildet sind, nur aus einem Jahrgang bestehen und die Kompanien der Garnisonen im Innern des Landes oft nur fünfzig Mann zählen. Was die Deckungstruppen anbetrifft, so sind deren Rekruten während dieser Zeit eher schädlich als nützlich: im Falle der Mobilisation ist man genötigt, sie nach rückwärts zu senden und durch Reservisten zu ersetzen. Besonders nachteilig ist die zweijährige Dienstzeit bei der Kavallerie und der Artillerie, wo der Kampfwert der Soldaten sich bedeutend gemindert hat.

Die Schutzmaßregeln, die man bis jetzt vorgeschlagen hat, wie das Gesetz über die Kaders, und die Vorteile, die man den wieder in den Dienst Tretenden bietet, sind völlig ungenügend und, wie ich Ihnen bereits geschrieben, ist die Regierung darüber ernsthaft besorgt.

Die einzige wirkungsvolle Maßregel wäre die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit für alle Waffengattungen. In Friedenszeit würde sich dadurch die Armee um 210 000 Mann erhöhen und dies zugleich die oben angegebenen Schwierigkeiten beseitigen. Doch findet dieser Vorschlag den heftigsten Widerstand bei den Linksparteien des Parlaments. Das Gesetz von 1905 über die zweijährige Dienstzeit wurde hauptsächlich aus politischen Gründen angenommen und sozusagen der Bevölkerung als Geschenk angeboten für die Wahl dieser Leute in die gegenwärtige Kammer. Man ist jedoch überzeugt, daß dank der heutigen nationalistischen Stimmung in Frankreich das Kabinett, wenn es die Vertrauensfrage stellt, des Erfolges sicher sein kann.

Aus meinen Unterredungen mit den Ministern und mit dem Präsidenten der Republik folgere ich: Die Regierung hat beschlossen, schon von jetzt an, d. h. vor den Osterferien, von der Kammer einen außerordentlichen Kredit von 500 Millionen zur Verbesserung des Heeresmaterials zu verlangen. Diese Summe würde auf 5 Jahre verteilt und die erste Rate von 100 Millionen bereits dieses Jahr

verausgabt werden, um die Artillerie zu vermehren, sowie eine größere Zahl von Kriegsschulen zu errichten. Was die Dauer der Dienstpflicht anbetrifft, so hat der Ministerrat seinen Standpunkt noch nicht bekanntgegeben. Ich weiß bestimmt, daß der Präsident der Republik und der Außenminister ganz kategorisch für die Verlängerung der Dienstzeit auf drei Jahre eintreten, einige andere Minister können sich dazu, aus verschiedenen politischen Gründen, nicht entschließen. Übrigens wird sich die Frage in einigen Tagen klären, und der Gesetzvorschlag alsdann binnen kurzem dem Parlament vorgelegt werden.

Herr Delcassé, der in bewundernswerter Weise die Psychose des Parlaments zu behandeln weiß, sagte mir, daß, im Falle man das Gesetz innerhalb 14 Tagen zur Abstimmung bringen könne, es sofort mit einer großen Majorität durchgehen würde. Herr Jonnart ist gleichfalls dieser Meinung und wird alle Kräfte anspornen, um das Gesetz durchzubringen.

Zum Schluß halte ich es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Herr Jonnart in einer vertraulichen Unterredung mit mir über die Organisation der Militärkräfte Frankreichs sich nicht nur als eifriger Anhänger der dreijährigen Dienstzeit bekannte, sondern auch für die Schöpfung eines stehenden Eingeborenenheeres, welches, mit Hilfe der englischen Marine, jederzeit, wo nötig, auf den Kriegsschauplatz geworfen werden könnte. Während der 11 Monate, die er in Algerien als Generalgouverneur zubrachte, hat er sich überzeugt, daß dieses Land imstande ist, 75 000 Mann gut ausgebildete Truppen zu stellen. Herr Jonnart hat die Absicht für diesen Plan persönlich in allen Regierungs- und parlamentarischen Kreisen zu werben.

Depesche des russischen Gesandten zu Paris Nr. 11.

Paris, 28. Februar/13. März 1913.

Die Frage der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit spielt noch immer eine überwiegende Rolle in allen Gesellschaftskreisen Frankreichs. Das Dekret vom 20. Januar 1912, welches auf die Anregung Poincarés erlassen wurde, gibt zum ersten Male dem Präsidenten der Republik, also jetzt Poincaré selbst, die Macht, unter seinem Vorsitz die Oberste Heeresleitung, wenn er es für nötig erachtet, einzuberufen. In diesem Falle wird auch der Ministerpräsident der Versammlung beiwohnen.

Nach der Erörterung und der Befürwortung anfangs März der Gesetzvorlage über die dreijährige Dienstzeit durch den Ministerrat, und bevor diese dem Parlament vorgelegt werden soll, beschloß der Präsident der Republik, sein neues Recht auszuüben durch die Einberufung des Rates der Obersten Heeresleitung im Elysée. Er befragte jeden einzelnen General um seine Ansicht betreffend Frankreichs Verteidigung. Der am selben Abend den Zeitungen gegebene Bericht gab bekannt, daß der Oberste Heeresrat im Belange der Landesverteidigung es für unbedingt nötig erachte, die Heereskräfte zu erhöhen. Nachdem man die verschiedenen Mittel in Erwägung gezogen hatte und alle Hilfsmaßregeln als ungenügend

betrachtete, hat sich der Rat entschieden und einstimmig für den dreijährigen Militärdienst ausgesprochen.

Sofort am folgenden Tage stimmte der Ministerrat dem endgültigen Text des Gesetzvorschlages zu und beschloß, ihn noch in der Nachmittagssitzung dem Parlament vorzulegen und die Vertrauensfrage zu stellen.

Ich beehre mich, eine Abschrift dieses Gesetzvorschlages beizulegen. Wenn man die stetig wachsende Popularität des Herrn Poincaré in Betracht zieht, der im Vereine mit der Regierung seine Absicht zur Verstärkung der Militärkräfte energisch und hartnäckig Schritt für Schritt weiterführt, so muß dies die größte moralische Wirkung auf alle Schichten der französischen Bevölkerung ausüben. Von allen Teilen des Landes, von Jugend- und Patriotenverbänden, von Lehrern, Berufs- und anderen Bildungskreisen, erhält der Präsident die Versicherung, daß jedermann sich seiner Pflicht bewußt und bereit ist, jederzeit alles zum Ruhme des Vaterlandes zu opfern. Man hat das Gefühl, daß diese Frage der dreijährigen Dienstzeit über den Kopf des Parlamentes weg die Bevölkerung begeistert und sich zu einer nationalen patriotischen Frage gewandelt hat. Am 6. März legte der Kriegsminister den Gesetzesvorschlag der Abgeordnetenkammer vor. Er wurde mit dem Ruf der Sozialisten empfangen: Reaktion! Weg mit dem Imperialismus! Die Sozial-Radikalen, die das zweijährige Dienstgesetz seinerzeit durchgebracht hatten, waren zurückhaltend, während die Mehrheit aller anderen Parteien den Minister mit Beifall und Zustimmung begrüßte. Nach unnützen Anstrengungen des Kammerpräsidenten, den Tumult zu stillen, und nachdem er gedroht hatte, die Sitzung zu vertagen, konnte endlich Herr Etienne das Gesetz und dessen Begründung vortragen. Dieses Gesetz wird die Zahl der Mannschaften um über 160 000 der Friedensstärke vermehren. Die Kaders, besonders an der Ostgrenze, werden auf volle Kriegsstärke erhöht (200 Mann für jede Kompanie), während sie jetzt nur 130 bis 150 zählen. Im Innern des Landes werden die Kompanien auf 150 Mann gebracht, jetzt zählen sie nur ungefähr 110. Die Kampfstärke der Armee wird dadurch bedeutend erhöht, die Mobilisation rascher durchführbar und die Einübung der Truppen den neuzeitlichen Kampfmitteln angepaßt. Der Kriegsminister ist mit diesen neuen Kontingenten in der Lage, den Kavalleriedivisionen je drei Batterien Artillerie zuzuteilen, Mörser- und weittragende Geschützbatterien zu formieren, die Luftflotte zu vergrößern usw. Die dreijährige Dienstzeit wird ohne Zögern sofort eingeführt, indem die Soldaten, welche ihren Dienst jetzt beendet haben, ein Jahr länger zurückgehalten werden. Das Militärgesetz von 1905 hat alle Unterschiede der Dienstzeit und jedwede Vergünstigung aufgehoben, dieses Prinzip wird beibehalten, jeder taugliche Franzose muß die drei Jahre bis zum letzten Tage abdienen.

Die Gesetzvorlage wird soeben in den parlamentarischen Kommissionen beratschlagt. Sie geht dann sofort wieder den Kammern zu, und die parlamentarische Sitzung wird, wenn nötig, so lange dauern, bis diese so notwendige und nützliche Maßregel angenommen ist. Isvolsky.

Nachdem derart das Heer durch die Einführung der dreijährigen Dienstpflicht in den Grenzgebieten auf Kriegsstärke gebracht, handelt es sich jetzt darum, auch die nötigen Geldmittel zu beschaffen, um Geschütze und Munition auf sofortige Kampfhöhe zu bringen.

Die Regierung schlägt eine Anleihe von nicht weniger als 1300 Millionen Franken vor. Man darf sie wohl ohne Übertreibung als erste Kriegsanleihe bezeichnen. Und um sämtliche teure Verbündeten für den Krieg gleichfalls mit Geldmitteln auszurüsten, wird eine Anleihe von 500 Millionen an Rußland durch Ausgabe russischer Eisenbahnobligationen bewilligt. Der französische Kleinrentner hatte schon 18 Milliarden russischer Staatsrenten geschluckt und war gegen diese etwas mißtrauisch. Ferner wurden 200 Millionen für Serbien, 500 Millionen für Griechenland am 14. Januar 1914 zur Zeichnung aufgelegt, Rumänien, Bulgarien (100 Millionen, da man überzeugt war, daß dessen Armee sofort die Türkei angreifen würde — der einzige Irrtum des gesamten Kriegsplanes!), selbst das kleine Montenegro wurde mit Kriegsgeldern versorgt, — 40 Millionen wurden ihm zinslos, auf Verlangen Rußlands, vorgestreckt, — 300 Franken auf jeden Kopf der Bevölkerung, Mann, Frau und Kind.

Am 1. Januar 1914 berichtet Isvolsky an den Zaren, daß die Erneuerung des Bundesvertrages zwischen Deutschland, Österreich und Italien keine Veränderung des früheren Inhaltes ergeben habe und die friedlichen Absichten dieser drei Mächte dokumentiere:

„Der Pariser Außenminister ist im Besitze des italienischen Chiffrierschlüssels und kann daher nicht nur alle Depeschen, die dem italienischen Gesandten von seiner Regierung geschickt werden, lesen, sondern auch alle Mitteilungen, die Rom mit seinen Gesandten zu Berlin und Wien wechselt."

Wie geschäftige Ameisen laufen alle diese Kriegstreiber hin und her, Poincaré mit Delcassé und Viviani wollen zum Zaren, der König Georg, der den Augenblick nicht erwarten kann, wenn er „will sink every German ship", geht mit Grey nach Paris. Dort soll auch formell die englisch-russische Allianz abgeschlossen werden.

Telegramm von Paléologue, französischem Gesandten zu Petersburg, an den Außenminister zu Paris. Nr. 154 und 155. Chiffriert. Geheim.

18. April 1914.

Ich erfahre aus privater und sicherer Quelle[3]), daß die Frage der englisch-russischen Allianz die letzte Unterredung, welche der Kaiser mit dem Außenminister

[3]) Natürlich trauen sich alle diese Leute untereinander nicht. Ähnlich wie die Franzosen den italienischen, so besitzen die Russen den französischen Chiffrierschlüssel. Dieses Telegramm wurde in Petersburg entziffert und dem Zaren vorgelegt, der die folgende Randbemerkung darauf schrieb: Es kann nur Sir Buchanan gewesen sein, der derart meine vertrauliche Unterredung dem Paléologue mitgeteilt hat.

vor seiner Abreise nach der Krim hatte, ganz ausfüllte. Indem die beiden die Vor- und Nachteile eines mehr oder weniger nahen Konfliktes mit Deutschland besprachen, hat man auch die Möglichkeit einer Beschäftigung der Türkei durch die Herbeiführung eines neuen Krieges zwischen dieser und Griechenland in Betracht gezogen. In diesem Falle würde die Türkei die Meerengen schließen. Eine solche Maßregel könne Rußland schon seines Prestiges halber nicht erlauben.

Um die Meerengen zu öffnen, sagte Seine Majestät, werde ich selbst zur Gewalt schreiten.

Wird sich jedoch Deutschland nicht sofort an die Seite der Türkei stellen? In einem solchen Eingreifen sieht der Zar die Hauptgefahr der neuen Verwicklungen, und um solche parieren zu können, wünscht er lebhaft den raschen Abschluß der formellen Allianz mit England.

Ich erlaube mir Ew. Exzellenz in Erinnerung zu bringen, daß Kaiser Nikolaus mir erklärte, wie dankbar er dem Präsidenten sein würde, wenn dieser in seinen Unterredungen mit König Georg diese Gründe, welche den engsten Zusammenschluß der anglo-russischen Beziehungen verlangen, ihm vortragen wollte.

Vielleicht wäre es sehr nützlich, wenn der Präsident alsdann unmittelbar dem Zaren selbst von dem Ergebnis dieser Unterredung Bericht erstattete. Ich weiß, daß Sazonov gleichfalls sehr dankbar sein würde für irgendwelche Mitteilung, die Sie ihm über Ihre Besprechungen mit Sir Ed. Grey machen wollten.

Paléologue.

Am 25. April 1914 kommt das englische Königspaar mit dem Außenminister Sir E. Grey und großem Gefolge in Paris an, wo sie von der Bevölkerung als sichtbares Zeichen der Allianz mit lautem Jubel empfangen wurden. Der erste Tag war dem Zeremoniell und Besuchen gewidmet, der zweite Tag der großen Truppenschau zu Vincennes und der dritte fast ausschließlich den Geheimverhandlungen vorbehalten, die im Palais des Außenministeriums zwischen dem Präsidenten Poincaré, dem Außenminister, dem französischen Gesandten zu London und König Georg, Sir Edward Grey und Sir William Tyrsel stattfanden.

Am selben Abend, bei der Festlichkeit, welche der französische Außenminister gab, teilte Poincaré sofort dem russischen Gesandten Isvolsky das Ergebnis der Unterhandlungen mit. Man kam überein, daß die gegenwärtigen Bündnisverträge zwischen Frankreich und Rußland, sowie zwischen Frankreich und England auch mit derselben Wirkung auf Rußland ausgedehnt würden. Dieses Resultat hat man in sehr bestimmter Form in einem Communiqué, welches Cambon, der französische Gesandte zu London, zusammen mit Sir Edward Grey redigierte, der Presse mitgeteilt.

Sir Edward Grey hatte in der Konferenz den Satz verfochten, daß die „drei Großmächte darüber einig seien, daß diese (geheime) Allianz

nicht nur die Aufrechterhaltung des Friedens zum Zweck hätte, sondern auch die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes".

Isvolsky an Sazonov und Kaiser Nikolaus, 29. April 1914.

Sir Edward Grey verhehlte nicht, welche Schwierigkeiten die Ausführung dieser Pläne in England und besonders bei seiner eigenen Partei der Liberalen, die großenteils Kriegsgegner seien, finden würde. Selbst in seinem Kabinett seien einzelne Minister gegen Rußland eingenommen (Morley, Burns und Trevelyan, die auch bei Ausbruch des Krieges gegen den Eintritt Englands in den Krieg stimmten und ihre Demission gaben), Grey glaubt jedoch Asquith und die übrigen Mitglieder des Kabinetts zu seinem Standpunkt bekehren zu können und schlägt den folgenden modus procedendi vor: Die Kabinette von Paris und London geben der russischen Regierung Einsicht in alle Geheimabkommen, die sie bisher unter sich und mit anderen Staaten abgeschlossen haben und besonders: 1. die Militär- und Marineverträge zwischen den beiden Generalstäben, 2. das politische Abkommen, welches in Form von Briefen (um die nötige Bekanntgebung an das britische Parlament zu umgehen) zwischen Sir Edward Grey und dem französischen Gesandten zu London vereinbart wurde. Darauf könne die Frage gleicher Verträge zwischen England und Rußland erledigt werden.

Sir E. Grey ist der Ansicht, daß wir nur einen derartigen Marinevertrag mit England abschließen sollten, weil die englischen Landkräfte bereits im Kriegsfalle vollständig in Frankreich in Anspruch genommen seien und natürlich nicht mit der russischen Armee kooperieren könnten. Sobald Sir Edward nach London zurückgekehrt ist, wird er diesen Plan Herrn Asquith und seinen anderen Kollegen unterbreiten. Der französische Außenminister fragte, ob es nicht vorzuziehen sei, alle diese Abmachungen zwischen Frankreich, England und Rußland in einer einzigen Triple-Allianz festzulegen. Grey erwiderte, daß er zwar persönlich dafür sei, dies jedoch für später zurückstellen möchte.

Die Herren Doumergue, Cambon und de Margerie, die dieser Konferenz beiwohnten, waren besonders überrascht von der Schärfe und Festigkeit, mit welcher Grey die Notwendigkeit eines engeren Bündnisses mit Rußland betonte, sie sind überzeugt, daß, wenn er mit einer gewissen Zurückhaltung von der möglichen Stellungnahme Asquiths und der übrigen Minister sprach, dies mehr der Form halber geschah und daß, falls er nicht im voraus deren Einverständnis bereits besessen hätte, er sicher auch keine derartigen Vorschläge angeregt haben würde....

Während des Aufenthalts Ihrer englischen Majestäten zu Paris hatte ich mehrere Male Gelegenheit, ziemlich lange mit dem König und Grey zu sprechen. Der König hat mir in den wärmsten Ausdrücken von seiner persönlichen Liebe zu Seiner Majestät dem Zaren gesprochen und mir in der allerpositivsten Weise die Billigung der geplanten Abkommen zu verstehen gegeben. . . . Isvolsky.

Einige Wochen darauf wurde die Welt durch die Tragödie des Fürstenmordes zu Serajewo in Erregung versetzt. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses berichtet Isvolsky am 21. Juli, daß „dieser Zwischenfall den Keim aller möglichen Verwicklungen in sich trage, und daß man in den Regierungskreisen nicht gewillt sei, eine Demütigung Serbiens zu gestatten".

Geheimtelegramm des russischen Geschäftsträgers Sévastopoulo.[4])

Paris, 12./25. Juli 1914.

Die gestrigen Erklärungen des deutschen Gesandten erschienen heute im „Echo de Paris", wenn auch nicht in ganz getreuer Wiedergabe[5]) und mit Kommentaren versehen, die einen drohenden Charakter dieser Auslassungen besonders betonten. Durch diese Handlungsweise sehr erregt, begab sich der Gesandte heute zu Berthelot und versicherte diesen, daß seine Worte in Buchstabe und Geist unrichtig wiedergegeben wurden. Er erklärte, daß die Note an Serbien von Österreich ohne vorherige Kenntnis Berlins abgesandt wurde, daß Deutschland jedoch den Standpunkt Österreichs würdige und daß, da der Pfeil einmal abgeschnellt, Deutschland sich an seine Pflicht als Verbündeter halten müsse.

Die Tatsache, daß Baron Schön es für nützlich erachtete, diesen neuen Schritt zu unternehmen, wird hier als ein Zeichen der Beruhigung aufgefaßt, und man nimmt an, daß Deutschland keineswegs einen Krieg um jeden Preis beabsichtige.

Geheimtelegramm von Sévastopoulo an Sazonov. Nr. 187.
Abschrift nach London gesandt. Sehr geheim. 13./26. Juli 1914.

Der deutsche Gesandte hat heute von neuem den Justizminister aufgesucht und ihm die folgenden Erklärungen gegeben: Österreich hat Rußland die Versicherung zugestellt, daß es keine Gebietserweiterungen beabsichtige und die Unabhängigkeit Serbiens nicht antasten würde. Sein einziger Zweck sei, seine eigene Sicherheit zu schützen. Es hänge also ganz von Rußland ab, jedweden Krieg zu verhindern. Deutschland fühlt sich in dieser Sache aufs innigste mit Frankreich verbunden in seinem brennenden Wunsche, den Frieden zu retten, und hofft auf das bestimmteste, daß Frankreich seinen Einfluß in Petersburg im Sinne der Mäßigung ausüben möge. . . . Der Minister antwortete durch eine Weigerung, den deutschen Vorschlag entgegenzunehmen.

Geheimtelegramm des Außenministers Sazonov an die russischen Gesandten zu Paris und London. Nr. 1521. 14./29. Juli 1914.

Ich wünsche sofort jedem Mißverständnis der Antwort, welche der französische Justizminister dem deutschen Gesandten gegeben hat, vorzubeugen. Wenn es

[4]) Isvolski war nach Petersburg zur Begegnung Poincarés mit dem Zaren gereist.

[5]) Sie waren auf Veranlassung des französischen Außenministers gefälscht und ganz in ihr Gegenteil verkehrt, um die öffentliche Meinung aufzureizen.

sich um irgendeine Aktion der Mäßigung zu Petersburg handelt, so verweigern wir diese im voraus, da wir seit Beginn der Krisis eine Stellung eingenommen haben, an der wir nichts ändern können.

Geheimtelegramm des russischen Gesandten zu Paris.
Nr. 195. Abschrift nach London gesandt. 14./27. Juli 1914.

Sofort nach meiner Ankunft in Paris habe ich den Justizminister in Gegenwart von Abel Ferry und Berthelot gesprochen. Beide haben mir alle Einzelheiten des Schrittes des deutschen Gesandten bestätigt, wie dies bereits in den Telegrammen Nr. 187 und 188 Ihnen von Sévastopoulo mitgeteilt wurde. Heute früh hat Baron Schön schriftlich die gestern von ihm gegebenen mündlichen Erklärungen, wie folgt, wiederholt:

1. Österreich erklärt Rußland, daß es keine territorialen Vergrößerungen irgendwelcher Art beabsichtigt und die Unabhängigkeit Serbiens in keiner Weise antasten will. Sein einziger Zweck ist, seine eigene Sicherheit zu wahren.

2. Es hängt daher von Rußland ab, den Krieg zu verhindern.

3. Deutschland und Frankreich, völlig einig in dem heißen Wunsche, den Frieden zu erhalten, sollten versuchen, auf Rußland im Sinne der Mäßigung einzuwirken.

Bei dieser Gelegenheit hat Baron Schön den Ausdruck „völlig einig" auf Deutschland und Frankreich angewandt und unterstrichen. Nach der Überzeugung des Justizministers haben die obigen Erklärungen Deutschlands unzweifelhaft nur den Zweck, Rußland und Frankreich zu veruneinigen, die französische Regierung auf den Weg der Ermahnungen gegenüber Rußland zu drängen und unsere völlige Übereinstimmung zu gefährden. Im Kriegsfalle würde alsdann die Verantwortlichkeit nicht auf Deutschland fallen, welches derart mit allen seinen Kräften nur zur Erhaltung des Friedens gearbeitet hätte, sondern auf die Schultern Rußlands und Frankreichs.

Inzwischen machte auch der österreichische Gesandte einen ähnlichen Versuch, von dem ich Ihnen in meinem Nr. 191 berichtete, und zwei Stunden später hat der deutsche Gesandte von neuem Abel Ferry aufgesucht und ihm im Namen seiner Regierung einen weiteren Vorschlag zur Lösung der Krisis, durch die Vermittlung Frankreichs und Deutschlands zwischen Rußland und Österreich, unterbreitet. Der Justizminister sagte mir, daß er den Zweck dieses neuen Vorschlags nicht recht verstehe, ihn jedoch mit Mißtrauen betrachte und beabsichtige, dem Gesandten mitzuteilen, die Antwort würde ihm von dem Außenminister selbst, sofort nach dessen Rückkehr von Rußland morgen (Mittwoch), gegeben werden.

Im großen Ganzen freut es mich festzustellen, in welch hohem Grade der Justizminister und alle seine Mitarbeiter die Lage richtig auffassen und von dem

festen und kaltblütigen Entschluß beseelt sind, uns den uneingeschränktesten Beistand zu gewähren und selbst den allerkleinsten Anschein von Meinungsverschiedenheiten mit uns zu vermeiden. Isvolsky.

Der russische Geschäftsträger zu Paris an Sazonov.
Nr. 190. Dringend. 14./27. Juli 1914.

Ich beziehe mich auf mein 187. Die Unterredung, über die ich darin berichtete, hat gegen 5 Uhr nachmittags stattgefunden. Um 7 Uhr ist der deutsche Gesandte nochmals nach dem Außenministerium gekommen und hat versucht, indem er mit Berthelot die Lage in allen Einzelheiten besprach, eine Lösung zu finden. Er ersuchte (um die öffentliche Meinung zu beruhigen), daß man ein kurzes Communiqué veröffentliche über die franko-deutschen Anstrengungen, den Frieden zu erhalten. Sévastopoulo.

Geheimtelegramm des russischen Gesandten zu Paris an Sazonov.
Nr. 197. 14./27. Juli 1914.

J. Cambon (der französische Gesandte) drahtet von Berlin, daß auf seine Frage: Wie wird sich Deutschland verhalten gegenüber einer teilweisen Mobilisation Rußlands, Jagow ihm antwortete, daß eine derartige Maßregel von seiten Deutschlands keine gleiche Mobilisation nach sich ziehen würde. Nur wenn Rußland Österreich tatsächlich angreife, müßte Deutschland durch einen Angriff auf Rußland erwidern.

Isvolsky an Sazonov.
Nr. 198. Abschrift nach London gesandt. 15./28. Juli 1914.

Ihr 1521 erhalten. Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu benachrichtigen, daß nach meiner Unterredung gestern mit dem Justizminister dieser auch keine Minute die Möglichkeit eines auszuübenden mäßigenden Druckes zu Petersburg in Erwägung gezogen hat. Das Ergebnis war, daß der Minister sich weigerte, der Anregung des deutschen Gesandten Folge zu geben.

Am selben Tage berichtet Isvolsky mit Nr. 201, daß der deutsche Gesandte von neuem den Justizminister aufgesucht habe, um noch einen Versuch zu machen und „die Mittel auszufinden, um jede nicht wieder gut zu machende Handlung zu verhindern". Er fügte bei, „Deutschland habe nur den einzigen Wunsch, im Verein mit Frankreich zu handeln, um den Frieden der Welt zu erhalten. Der Gesandte beklagte sich über die französische Presse, welche in ungerechter Weise Deutschland beschuldige, Österreich vorwärts zu drängen. Nach seiner Behauptung habe Deutschland von dem Wortlaute der Note an Serbien vorher keine Mitteilung von Öster-

reich erhalten. Zum Schluß sagte er, daß Deutschland nochmals seine Bereitwilligkeit wiederholen wolle, mit den anderen Mächten zur Erhaltung des Friedens zusammenzuarbeiten".

Den folgenden Tag drahtet Isvolsky nach Petersburg, daß der deutsche Gesandte „schon wieder" auf dem Justizministerium vorgesprochen und die folgende Mitteilung gemacht habe: „Deutschland setzt seine Anstrengungen in Wien fort, um Österreich zu bestimmen, in einen freundlichen Gedankenaustausch über die Ziele und den Umfang der von ihm unternommenen Schritte einzutreten. Selbst die Tatsache der Kriegserklärung (an Serbien) könne diesen Verhandlungen keinen Abbruch tun. In deren Verlauf hofft Deutschland, solche Erklärungen zu erhalten, die Rußland zufriedenstellen würden. Baron Schön protestierte von neuem gegen die Annahme, daß Deutschland Österreich ermutige, nicht nachzugeben."

Am gleichen Tage berichtet Isvolsky (Nr. 207) nach Petersburg, daß Baron Schön einige Stunden nach diesem Besuche bei Viviani wiederum vorgesprochen habe, um seine Erklärungen über die friedlichen Absichten Deutschlands zu erneuern. Viviani erwiderte, daß Frankreich entschlossen sei, nur in völligem Einverständnis mit seinen Verbündeten und Freunden zu handeln, und daß, wie sich Baron Schön selbst überzeugen könne, dies im ganzen Lande die wärmste Beistimmung auslöse.

Am Abend desselben Tages drahtet Isvolsky (Nr. 210), daß der Kriegsminister dem Grafen Ignatiew[*]) den Wunsch ausgedrückt hätte, „wir sollten erklären, daß wir im höheren Interesse des Friedens einwilligen, die Mobilisationsmaßregeln zeitweilig zu verlangsamen, daß uns dies jedoch nicht abhalten dürfe, während der Zeit im geheimen unsere militärischen Vorbereitungen zu verstärken, indem wir möglichst vermeiden, die Truppen in großen Massen zu transportieren".

Sazonov telegraphiert darauf (Nr. 1554) an die drei Gesandten zu Paris, London und Wien: „Der deutsche Gesandte in Petersburg hat mich soeben aufgesucht, um zu fragen, ob wir uns nicht mit dem Versprechen Österreichs begnügen könnten, die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit Serbiens nicht anzutasten. Ich erwiderte, daß diese Erklärung uns nicht genügen könne. . . . Wir können nicht zugeben, daß derartige Unterhandlungen dazu dienen, um für Österreich und Deutschland Zeit zu gewinnen."

* * *

Ich habe keinen anderen Wunsch, als in ehrenhafter, anständiger und gerechter Weise die Wahrheit und nur die Wahrheit zu ergründen. Ich habe mich in der vorliegenden Arbeit einzig von diesem Gedanken leiten lassen. In dem ganzen so außerordentlich umfangreichen Schriftwechsel von Paris mit Petersburg suchte ich vergebens nach einem Ausdruck des Bedauerns über den Mord zu Serajewo und

[*]) Militärattaché der russischen Gesandtschaft.

dessen vorauszusehende Folgen. Mit der kühlen Bezeichnung „der Zwischenfall in Serajewo" wird er abgetan, wobei Isvolsky nur die „möglichen Verwicklungen" und der erwünschte Anlaß zur Verwirklichung seiner Pläne vor Augen schweben.

Ich erwartete in seinen Briefen wenigstens ein Wort der Anerkennung der fast unglaublichen Bemühungen des deutschen Gesandten in Paris zur Erhaltung des Friedens. Nichts. Nichts als die höhnische Bemerkung: „er war schon wieder einmal da" — ausgesprochen mit der überlegenen Ruhe des Stärkeren, welcher die nutzlosen Anstrengungen des in die Falle Gegangenen belächelt.

Tag für Tag, fast Stunde um Stunde macht Baron Schön die verzweifeltsten Anstrengungen, um den Frieden zu retten. Alle Versicherungen, jede Verbürgung, daß weder die Selbständigkeit, noch das Gebiet Serbiens angetastet würde, begegnet der empörenden Weigerung: Das genügt uns nicht.

Geheimtelegramm Isvolskys an den Außenminister.

Paris, 17./30. Juli 1914.

Ihr Nr. 1548 erhalten. Ich hatte nach Ankunft des Präsidenten der Republik mit ihm eine Unterredung, der auch der Ministerpräsident, der Kriegsminister und der Chef des Generalstabes beiwohnten. Man gab mir von neuem die absolut verbindlichsten Zusicherungen. Ich bin der Überzeugung, daß, wenn wir jetzt vorwärts gehen, wir weder von Frankreich und sicher auch nicht von England im Stiche gelassen werden. Die ganze öffentliche Meinung hier ist für den Krieg gewonnen, alle Zeitungen drücken sich in diesem Sinne aus, und unter den Politikern aller Richtungen fast ohne Ausnahme herrscht darüber vollständige Übereinstimmung. Mit der Handvoll Anarchisten und Pazifisten, die Demonstrationen gegen den Krieg veranstalten, würde man rasch fertig werden, und alle Maßregeln sind bereits getroffen, um jedwede antimilitaristische Kundgebung im Keime zu erdrücken. Selbst der weitaus größte Teil der Sozialradikalen, die früher stets das Wort im Munde hatten, daß Frankreich wegen Serbiens in keinen Krieg eintreten würde, sind dank des Umschwungs der Presse und der gegenwärtigen hochgradigen Gereiztheit der Bevölkerung von demselben Geiste beseelt.

Aus politischen Gründen und namentlich, um England und vielleicht auch Italien den sofortigen Eintritt in den Krieg zu erleichtern, ist es sehr wichtig, daß die Kriegserklärung von Deutschland ausgehe, und wir haben alle Einzelheiten zu diesem Zwecke besprochen.

Der Generalstabschef teilte mit, daß „die ganze Armee und ganz besonders die Kommandostellen und die jüngeren Offiziere sich in einer Geistesverfassung der allerhöchsten Erregung befinden; es wäre ganz unmöglich, sie dieses Mal durch diplomatische Verwässerungen wieder zurückzuhalten. Sie sind der Ansicht, daß zu keiner Zeit alle Vorbedingungen zum Erfolge so günstig gewesen oder jemals in dieser Zusammenstellung sich wieder darbieten könnten. Ich

(der Chef des Generalstabes) verbürge mich für die vollständige Bereitschaft der Armee, kann jedoch die Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Republik nicht übernehmen, wenn die Hoffnungen der Streitkräfte auch dieses Mal wieder getäuscht werden. Die Royalisten, die in der letzten Zeit außerordentlich tätig gewesen sind und nicht nur über große Mittel verfügen, sondern auch Anhänger in allen Stellen der Armee und ganz besonders bei den Schülern der Kriegsschulen haben, würden sich diese Gelegenheit sicher zunutze machen".

Ich stellte die Frage, wie sich im Kriegsfalle Jaurès verhalten würde, der in seiner Zeitung (L'Humanité) die Absichten der Regierung bekämpft. Er habe einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Arbeiter und spiele mit dem Gedanken des Generalstreiks. Der Kriegsminister erwiderte ruhig aber bestimmt: „Dafür ist gesorgt." Poincaré gab hierzu keine Erklärung, und nach einem Augenblick peinlichen Schweigens teilte er mit, daß der Gründer und Chef des Antimilitarismus, Gustave Hervé, ihm durch Briand die Zusicherung gegeben habe, daß er seinen ganzen Einfluß auf die Massen zu Gunsten des gefährdeten Vaterlandes aufwenden würde, um diese für den Krieg zu begeistern. Der Belagerungszustand wird sofort in Paris und den Industriezentren erklärt und die Kriegsgerichte in Funktion gesetzt werden.

Wie ich Ihnen in meinem Nr. 207 mitgeteilt, hat Baron Schön von neuem einen Versuch gemacht, die französische Regierung zu veranlassen, in Petersburg einen mäßigenden Druck anzuwenden, um den Frieden zu retten, und derselbe Versuch wurde auch in London unternommen. Man hat ihm geantwortet, daß es an Deutschland sei, diesen Druck, und zwar auf Österreich, auszuüben, das durch seine extremen Forderungen den Weltkrieg verursache. Alles das ist meiner Ansicht nach nur ein Vorwand dieser beiden Mächte, um die Krisis noch etwas hinauszuschieben.

Isvolsky.

Jaurès wurde am Tage darauf ermordet. Ich will nicht in die Gehässigkeit der sozialistischen Presse verfallen und behaupten, daß Isvolsky mit Poincaré diesen Mord angestiftet — ganz besonders Isvolsky, um eine persönliche Beleidigung, die ihm Jaurès in den Wandelgängen der Kammer zufügte, zu rächen. Isvolsky war Diplomat und gebrauchte keine brutalen Mittel. Überdies wäre der Anlaß für eine solche Tat zu unbedeutend. Die geheimnisvollen Worte des Kriegsministers: „Dafür ist gesorgt", können sich ganz gut und wahrscheinlich auf die unbestreitbare Tatsache beziehen, daß der Name Jaurès sich auf der Liste des berüchtigten Carnet B. befand. Dieses war ein Verzeichnis von 2500 Personen, welches mit Beistand des Kriegsministeriums von der Sûreté Générale angefertigt und bei dieser für den Kriegsfall deponiert war. Es waren die Namen aller jener Personen in ganz Frankreich, auch einige von eingeborenen Chefs in Algerien und Tunesien, die eine kriegsfeindliche Wirkung ausüben könnten, und welche sofort vor Kriegsausbruch verhaftet und inter-

niert werden sollten. Der Innenminister Malvy weigerte sich jedoch, diese Maßregel auszuführen, wofür er später in Anklagezustand versetzt wurde.

Wenn wir in Betracht ziehen, daß der Mörder Villain erst nach fünf Jahren vor Gericht gestellt wurde, daß er während dieser Zeit alle möglichen Vergünstigungen im Gefängnis genoß und die Anklage auf höhere Anordnung derart gestellt wurde, daß eine Freisprechung erfolgen mußte, so gibt dies wohl Stoff zum Nachdenken und läßt gewisse dunkle Mutmaßungen zu.

Clémenceau, ein sehr intimer Freund Isvolskys, war von dieser Unterredung und auch dem Ausspruche „Dafür ist gesorgt" von ihm unterrichtet worden. In der ersten Erregung, als der Mord bekannt wurde, erzählte Clémenceau dies einem Abgeordneten, wodurch es zu Ohren einer sozialistischen Zeitung kam. Diese nahm Veranlassung, Poincaré und Isvolsky der Anstiftung zu diesem Morde beschuldigen zu wollen. Die Zeitung wurde jedoch unterdrückt und der Redakteur interniert, bevor der Artikel erscheinen konnte.

Ich halte diese Beschuldigung nicht nur für unbewiesen, sondern auch für unwahrscheinlich. Jedermann wird wohl die Pariser Sûreté Générale solcher Dinge für fähig halten, aber Leute wie Poincaré kompromittieren sich nicht auf so dumme Weise. Es ist selbst zweifelhaft, ob Léon Daudet und Charles Maurras, welche in ihrer Zeitung „L'Action Française" zum Morde Jaurès in dürren Worten aufgefordert und denen der Mörder Villain vor der Ausführung Kenntnis gegeben hatte, dieses Vorhaben Poincaré und Isvolsky mitteilten.

Miguel Almereyda, der Redakteur des „Bonnet Rouge", behauptete, daß sowohl Poincaré als Isvolsky, die bekanntermaßen mit Léon Daudet seit Jahren eng verbunden waren, von dem Vorhaben gewußt und nichts getan hätten, um es zu hindern. Leider wurde Almereyda „gselbstmordet" und kann uns als Kronzeuge nicht mehr dienen. Wie aber, wenn er Aufzeichnungen und Briefe hinterlassen, die eines Tages dem Gerichtshof zur Aburteilung der wirklichen Kriegsverbrecher unterbreitet werden könnten? Der alte Tiger schrieb in einer seiner bissigen Launen 1916 in seiner Zeitung „L'Homme Libre" über Poincaré: „Die Haare werden ihm erbleichen und die Glieder schlottern." Er spielte damit auf seine Kenntnis dieses Geheimnisses gegen Poincaré an. Der „krankhaft ehrgeizige" Provinzadvokat kroch sofort zu Kreuze.

Weiter will ich mich vorläufig nicht auslassen. Ich halte es nicht für zweckmäßig, unter den gegenwärtigen Verhältnissen diese Frage aufzurollen, und behalte mir das für eine spätere Zeit vor, wenn die Umstände in Frankreich eine erfolgreiche Auswirkung gestatten.

Isvolsky an Sazonov.

Nr. 214. 18./31. Juli 1914.

Der Ministerrat hielt soeben eine Sitzung unter dem Vorsitz Poincarés ab und beschloß, sofort die notwendigen Maßregeln zu treffen, um die fünf Armeekorps an der Ostgrenze auf Kriegsfuß zu bringen.

Isvolsky an Sazonov.

Nr. 215. 18./31. Juli 1914.

... Baron Schön fügte bei, er wäre beauftragt, die französische Regierung um Auskunft zu ersuchen, welche Stellung sie nehmen würde im Falle eines bewaffneten Konfliktes zwischen Rußland und Deutschland. Viviani nahm die Mitteilung des Gesandten entgegen, weigerte sich jedoch, ihm eine Antwort zu geben. Margerie, der mir soeben die obigen Einzelheiten überbrachte, sagte mir, daß Viviani wahrscheinlich morgen gleichfalls sich weigern würde, eine bestimmte Antwort zu geben, da er die Haltung Deutschlands als eine Falle ansieht, um auf Frankreich die Verantwortlichkeit der Kriegserklärung abzuwälzen. Margerie gab mir Kenntnis eines soeben erhaltenen Telegramms von Paléologue, welches die vollständige Mobilisation der russischen Armee ohne jede Beschränkung bestätigt.

Geheimtelegramm des russischen Militärattaché zu Paris an das Kriegsministerium.

Nr. 216. 18./31. Juli 1914, 1 Uhr nachts.

Der Kriegsminister hat mir in einem Ton aufrichtiger Begeisterung den festen Entschluß der Regierung bestätigt, sofort in den Krieg einzutreten, und mich ersucht, die Hoffnung des französischen Generalstabes auszudrücken, daß alle unsere Anstrengungen gegen Deutschland gerichtet würden, und wir Österreich als eine „quantité négligeable" betrachten.

Geheimtelegramm des russischen Gesandten zu Paris.

Abschrift nach London, Berlin und Wien gesandt.

Nr. 218. 19. Juli/1. August 1914.

Gestern abend war der österreichische Gesandte zweimal bei Viviani und erklärte ihm, daß Österreich nicht nur keine Absicht habe, die Unabhängigkeit Serbiens zu verletzen, sondern sogar gewillt sei, den anderen Mächten seine Differenzen mit Serbien zu unterbreiten. Heute besuchte der deutsche Gesandte, bereits vor der Stunde, die vereinbart gewesen, Viviani und äußerte sein Erstaunen über Vivianis Haltung am vorigen Tage, welche durch nichts gerechtfertigt sei. Auf die Erklärung des Gesandten, daß Deutschland gezwungen werde, wirksame Gegenmittel zu ergreifen, infolge der allgemeinen Mobilisation der russischen Land- und Seekräfte, welche offenbar nicht nur gegen Österreich, sondern auch gegen Deutschland gerichtet sei, erwiderte Viviani, daß auf Grund erhaltener Informationen er mitteilen könne, daß die Seekräfte Rußlands nicht mobilisiert seien.[7])

[7]) Dies war eine bewußte Unwahrheit. Der Befehl zur allgemeinen Mobilisation der Armee und der Flotte wurde vom Zaren am Nachmittag des 30. Juli gegeben und in derselben Nacht dem russischen Gesandten in Paris übermittelt. Siehe General Dobrorolski: „Die Mobilisation der russischen Armee 1914." Dieser General war der Chef der Mobilisations Abteilung beim russischen Generalstab.

Dies hat sichtlich den Gesandten in Verlegenheit gesetzt. Nach Beendigung einer langen Besprechung hat Baron Schön das Verlangen nach einer Antwort, die Absichten Frankreichs betreffend, nicht erneuert. Ebensowenig die Drohung mit seiner Abreise. Er bat im Gegenteil Viviani, ihn noch einmal heute abend um 6 Uhr zu empfangen.

Geheimtelegramm Isvolskys an Sazonov.
Nr. 220. Eilig. Von dem Militärattaché. 19. Juli/1. August 1914.

Die allgemeine Mobilisation ist heute nachmittag um 3 Uhr 40 Minuten proklamiert worden. Der Kriegsminister hat mir den Wunsch ausgedrückt:

1. Serbien zu veranlassen, sofort zur Offensive überzugehen;
2. täglich Informationen zu erhalten über die deutschen Armeekorps, die gegen uns gerichtet werden;
3. Mitteilung des Datums, an dem wir beabsichtigen, die Offensive gegen Deutschland zu eröffnen.

Die für Frankreich günstigste Richtung unseres Angriffes sei via Warschau—Posen. Nach aus Dänemark zugekommenen Nachrichten seien das 1., 17., 20. und 2. Armeekorps, sowie das 6. Armeekorps der Gardereserve bestimmt, gegen uns zu marschieren.

Geheimtelegramm des russischen Gesandten zu Paris.
Nr. 222. Abschrift nach London. 19. Juli/1. August 1914.

Ihr Telegramm, die Kriegserklärung Deutschlands mitteilend, ist hier um 11 Uhr eingetroffen. Ich habe es ohne Zeitverlust dem Präsidenten der Republik unterbreitet, der sofort den Ministerrat zu einer Sitzung berief. Poincaré hat mir nochmals die förmliche und bestimmte Versicherung gegeben, daß, wie er selbst, so auch der ganze Ministerrat fest entschlossen sei, ihre Verpflichtungen als Verbündete zu erfüllen. Jedoch sind hierbei einige Schwierigkeiten, sowohl politischer wie strategischer Art zu lösen.

Gemäß der Verfassung muß die Regierung, um den Krieg zu erklären, durch ein Gesetz vom Parlament hierzu ermächtigt werden. Die Einberufung der gesetzgebenden Kammer erfordert jedoch mindestens zwei Tage. Wenn auch Poincaré über die Abstimmung nicht den geringsten Zweifel hat, so würde er doch vorziehen, jede öffentliche Debatte über die Bestimmungen des Allianzvertrages zu vermeiden. Aus diesem Grunde und teilweise auch aus Überlegungen in bezug auf England, wäre es sehr wichtig, daß die Kriegserklärung nicht von Frankreich, sondern von Deutschland ausgehe. Wir dürfen ferner nicht außer acht lassen, daß mit dem heutigen Tage die französische Mobilisation ihren Anfang nimmt. Es ist für beide Verbündete von großem Vorteil, wenn Frankreich die militärischen Operationen erst dann beginnt, wenn seine Mobilisation zum Teil entwickelt ist.

Geheimtelegramm Isvolskys an Sazonov. Nr. 224.

Der Präsident der Republik ist der Ansicht, daß wir ohne Zeitverlust einen Druck auf Rumänien ausüben sollen, indem wir ihm ganz Transsylvanien versprechen. Poincaré ist ferner der Überzeugung, daß wir versuchen müssen, Italien auf unsere Seite zu ziehen, indem wir ihm Valona und völlige Aktionsfreiheit in Albanien zusichern.

Isvolsky an Sazonov. Nr. 238. 23. Juli/5. August 1914.

Die Regierung der Republik hat heute offiziell alle diplomatischen Vertreter benachrichtigt, daß in Anbetracht der Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich, welche am 3. August um 6 Uhr 45 Minuten in Kraft getreten ist, sie sich genötigt sehe, ihrerseits zu den Waffen zu greifen und sich von dem obigen Augenblicke an im Kriegszustande befinde.

* * *

Das scheußlichste Verbrechen der Weltgeschichte ist damit vollendet — die in allen Stadien bewußt und planvoll angelegte, jede Möglichkeit voraussehende Entfesselung des Weltkrieges.

Die Sprache der armen Menschheit ist unfähig, ein derartiges Unternehmen zu geißeln. Zehn Millionen Menschenleben, ungezählte Legionen mit verstümmelten Gliedern, ganze Provinzen, die dem Erdboden gleichgemacht sind, fünf Jahre lang verspritztes Blut und Hirn schreien zum Himmel um Sühne.

Ich stelle, nicht für ein besonderes Land, noch für diese oder jene Kriegsbeteiligten, sondern für alle Kulturvölker ohne jeden Unterschied eine Frage, eine Berufung an das Weltgewissen, und ich verlange von jeder Regierung, von jedem Volke, diese Frage in dem Geiste einer höheren Gerechtigkeit, erhaben über alles, was die verschiedenen Länder trennt, zu prüfen.

Was immer die Menschheit in politischer, religiöser oder wirtschaftlicher Beziehung zu Gegnern macht, in Einem sollten wir einig sein: eine solche Katastrophe *darf* sich nicht wiederholen. Wir wollen die kommenden Geschlechter vor einem solchen Schicksal bewahren.

Wir *müssen* daher die Frage beantworten, ob wir noch weiter einzelnen Menschen, die durch die Gunst der Verhältnisse in machtvolle, höchste Stellungen gelangt sind und diese benutzten, um in bewußter Absicht den Weltkrieg zu entzünden — ob wir diese schändlichen Machenschaften gegen die Freiheit, die Würde und selbst das Leben der Kulturvölker auch ferner ermöglichen oder endlich mit dem ganzen System der Geheimdiplomatie, der Kriegsverträge und dem Völkerschacher brechen wollen. Das ist, was ich frage.

Meine Anklage richtet sich nicht gegen einzelne Menschen als Einzelwesen, sondern als Träger eines Systems, das nach der fürchterlichen Lehre, die wir erhielten, endlich verschwinden muß.

Ich schlage vor zur Erörterung und endgültigen Feststellung der Kriegsschuld und der Kriegsschuldigen einen Weltkongreß aller bei dem Kriege unbeteiligten Nationen im Haag abzuhalten, welchem sowohl von der Anklage als von der Verteidigung sämtliche hierauf bezüglichen Dokumente der bisher ungeöffneten Archive vorzulegen seien. Die Ausarbeitung dieses Vorschlages überlasse ich anderen.

Mit einem Artikel des Versailler Friedensvertrages bin ich völlig einverstanden. Gerade dem, welcher von Deutschland bekämpft und von der Entente stillschweigend fallen gelassen wurde. Ich meine den Paragraphen der Bestrafung der Kriegsverbrecher.

Der wirklichen Kriegsverbrecher.

Jeder Redlichdenkende wird mir zustimmen, daß wir der Wiederholung eines Verbrechens, das jenseits unseres Begriffsvermögens wie unseres Sprachausdruckes liegt, im Belange unserer Nachkommen vorbeugen müssen.

Dafür gibt es nur einen Weg: die Öffentlichkeit, die Rechtfertigung, die Sühne.

Die rheinischen Separatisten vor 125 Jahren

Von

Mosellanus

Man kann wohl annehmen, daß mit Abschluß der pfälzischen Episode der jüngste rheinische Separatismus, mindestens in dieser Form, der Geschichte angehört. Man hat nunmehr einen gewissen Abstand zu den letzten Dingen gewonnen, und man sucht sie in den historischen Kampf um den Rhein einzugliedern. Bei einer solchen geschichtlichen Betrachtung zeigt sich nun etwas sehr Bemerkenswertes. Die ganze von Frankreich gemachte Bewegung der letzten fünf Jahre ist eine Kopie gewesen; eine so schlagend genaue Kopie, daß sich jedem geschichtlichen Forscher die unwiderlegliche Überzeugung aufdrängt, hier ist nach einer Vorlage gearbeitet worden, und zwar in einem sehr engen Anschlusse an sie. Man hat wohl schon gelegentlich darauf hingewiesen, daß die Separatisten von 1918 ff. Vorläufer in den Cisrhenanen von 1797 ff. hätten, aber daß eine Durchsicht der Quellen ein solch lückenloses Bild einer methodischen Zusammenarbeit der Besatzungsbehörden mit den Separatisten bieten würde, wie sie Zug um Zug im 20. Jahrhundert wiederholt wurde, das hatte ich nicht gedacht. Nicht gedacht, daß die Drahtzieher am Quai d'Orsai ihren ganzen rheinischen Feldzugsplan aus ihren Akten des 18. Jahrhunderts einfach abgeschrieben hätten. — Im März 1797 gründete General Hoche, Obergeneral mit weitreichenden Vollmachten und zugleich Zivilgouverneur der Rheinlande, also Degoutte und Tirard

in einer Person, sich in Bonn die damalige Rheinlandkommission, genannt „Mittelkommission", zur Beaufsichtigung der bestehengebliebenen, lokalen Verwaltungen aus der kurfürstlichen, d. h. deutschen Zeit. Sofort betrieb er mit ihr den Separatismus der sog. Cisrhenanen, denn diese boten ein Mittel der Abgliederung der Rheinlande von Deutschland ohne die Einverleibung in Frankreich, welcher Carnot als Mitglied des Direktoriums damals widerstrebte. Die Cisrhenanen hatten bis dahin, genau wie heute, in der deutschen Bevölkerung kaum irgendwelche Bedeutung gehabt, die Bevölkerung wußte, daß jene nur von der Gnade der Franzosen lebten, eine öffentliche Versammlung konnten sie bis dahin damals ebensowenig riskieren wie bis zum Jahre 1922. Das „Coblenzer Intelligenzblatt" vom 8. August 1797 charakterisierte sie dahin, „daß es lediglich kleine Winkelkonventikel seien, die sich nur zur Geisterstunde zu versammeln wagten"; es nennt sie „Tertiaren eines auswärtigen Ordens, von dessen Dalai Lama (Hoche) sie am Gängelbande sich leiten lassen", und weiter wird von „Ruhestörern und ihrem Gaukelspiel" gesprochen. Man muß hiernach anerkennen, daß Hoche über Preßfreiheit immerhin noch einige liberalere Ansichten hegte als seine Nachfahren. — Am 14. August wurden die führenden Cisrhenanen zu Hoche ins Hauptquartier nach Wetzlar beordert, und gleich darauf beginnt der Tanz nach den Direktiven, die den Separatisten dort erteilt waren. Die Rheinländer lasen damals die Originale, mit deren Nachdrucken wir seit fünf Jahren beglückt wurden. — Jetzt erst, des militärischen Rückhalts sicher, wagten sich die Cisrhenanen (September 1797) in die Öffentlichkeit. Flugblätter wurden verteilt, „Les amis de la liberté (lies rheinische Freiheit) aux habitans des campagnes de la Rive gauche du Rhein!" beginnt das erste vom 14. September 1797, unterzeichnet „Bureau de fédération Cis-rhénane". Auch sachlich werden die Bauern („les habitans des campagnes"), genau da agitatorisch angepackt, wo Smeets dies heute versucht hat: beim Geldbeutel nämlich. Am 13. September 1797 verkündet ein von Hoche gebilligter Erlaß der Mittel- (lies Rheinland-) kommission, daß alle Landgemeinden, welche den Wunsch geäußert haben, die Verfassung und den Namen der cisrhenanischen Republik anzunehmen (das sind also die Loyalitätserklärungen der pfälzischen Bürgermeister des Generals de Metz), von allen bisherigen Feudallasten und Zehnten gänzlich befreit sein sollten. — Am 14. wagte man nunmehr auch die erste öffentliche Versammlung unter freiem Himmel, wie man solche seit August 1923 im Rheinland wieder hat aufleben lassen. Sie fand auf dem Paradeplatz in Koblenz statt, die Attraktion war die Aufpflanzung eines Freiheitsbaumes, die sich bald in anderen Orten wiederholte, dabei gab es schon solche Protestresolutionen, wie wir sie aus dem Jahre 1923 kennen. Außerordentlich eigenartig ist schon die Übereinstimmung der Forderungen. Schon wurde für Ende September dort der Zusammentritt einer Rheinischen Nationalversammlung gefordert.

Dann erfolgt eine plötzliche Schwenkung der französischen Politik, die Hunde werden zurückgepfiffen. Sofort bricht die ganze „Unabhängige cisrhenanische Republik" wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Die rheinischen „Patrioten" bekommen

ihren Tritt von Frankreich; sie werden „abtransportiert", würden wir heute lesen, der ganze Spuk verschwindet.

Doch nun zu einigen Einzelheiten der Methode nach den zeitgenössischen Quellen, denn sie sind wirklich außergewöhnlich lehrreich:

Mit Hilfe der Cisrhenanen werden seitens der „Mittelkommission" Unterschriften zugunsten der Loslösungsbewegung gesammelt. Die Denunziationen gegen die alten reichstreuen, kurfürstlichen Beamten werden hochgezüchtet; man nannte sie „procès verbaux". Es sind Denunziationseingaben, in denen sich „Patrioten" über angebliche Benachteiligungen durch die alten Beamten beschwerten. Heute veröffentlichte und sammelte Smeets derartiges „Material" in der „Rheinischen Republik", um den Ententegenossen und der Welt eine solche erlogene rheinische Freiheitsbewegung vorzuführen. Auch damals war der Zweck gleichfalls ein außenpolitischer, um bei den Friedensverhandlungen in Campo Formio auf den Kaiser einen Druck bezüglich der Abtretung des linken Rheinufers auszuüben. Sobald diese Abtretung an Frankreich aber erfolgt war, warf man die Cisrhenanen als ausgepreßte Schale auf die Seite. Welch wertvolle Gesellen unter diesen auch damals waren, sehen wir daraus, daß dieselben Männer bald darauf dann auch die Proklamationen für die Einverleibung in Frankreich verfaßten. Wer zweifelt daran, daß auch Ähnliches den Separatisten von heute würde geboten werden können?

Über die politische Kleinarbeit der Cisrhenanen sind wir durch Briefe unterrichtet, die Jakob Venedey in „Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik", Leipzig 1870, veröffentlicht hat. Da lesen wir in Briefen aus der zweiten Hälfte des Monats Juli 1797, die der damalige Smeets, Gerhards, geschrieben hat, von der skrupellosen Art, mit der man die Unterschriften zugunsten der neuen Bewegung sammelte, von der Organisation der Parteisekretariate (Bureaux de Correspondance) und von der Zusammenarbeit mit der französischen Regierungskommission. Der Präsident der Mittelkommission erteilt die Erlaubnis zur Abhaltung der Versammlungen und Verteilung der Flugblätter. Anleitungen werden gegeben für die „procès verbaux" für die Denunziationen, und für deren Zustellung an den politischen Agenten Hofmann in Paris, einen früheren Mainzer Klubisten (lies Separatisten).

Der letzte Brief vom 6. September 1797 gibt dann das Stichwort zum Losschlagen: „Arbeiten Sie nicht mehr zum Unterschreiben, sondern zum Freierklären. — Wir machen eine eigene Republik! Unsere Trikolore ist hellrot-blau-grün! Machen Sie eine Liste von schädlichen Beamten und eine von guten Patrioten oder sonst brauchbaren Männern, schicken Sie selbe an mich oder Präsident Shée zu Bonn!"

Die Beseitigung des deutschen Beamtenkörpers ist dann auch damals programmäßig vollzogen worden. Am 18. Oktober 1797 wurde z. B. der alte reichstreue Stadtmagistrat, Bürgermeister Rosenbaum, in Koblenz beseitigt und durch Separatisten unter Führung von Beaury ersetzt. Die Bevölkerung stand damals auf wie heute. Die Koblenzer Zünfte belagerten die separatistische Stadtverwaltung auf dem

Ehrenbreitstein; die Dinge lesen sich wie ein Zeitungsausschnitt aus den Separatistenkämpfen in der Pfalz.

Im Staatsarchiv in Koblenz befinden sich auch noch einige Sitzungsprotokolle der „Cisrhenanischen Foederation" [1]) aus dem Monat Oktober 1797. Dies Komitee war der Dorten-Matthessche Konseil der damaligen „Rheinischen Republik". Was wurde in diesen „Kabinettssitzungen" beschlossen? Wieder ist man wie vor den Kopf geschlagen über die Gleichheit mit den jüngst erlebten Methoden:

Seance du 10. Vendem. VI. (1. X. 1797.)

1). Nach der gestern gefaßten Entschließung wurde heute die Liste No 24[!] zur Complettierung der refüsierenden Regierungs- und Magistrats-Glieder und zur Organisation eines Obertribunals verfertigt.

Beschluß: Der Bürger Beaury wurde beauftragt, solche dem Reg. Commissaire (dem franz.!) zu übergeben, und bei ihm Unterstützung deshalb zu Bonn zu sollicitieren! — (Es ist schade, daß wir diese — Ausweisungsliste würden wir heute sagen — selbst nicht mehr finden konnten, die man den Franzosen übergab. Das Protokoll der vorherigen Sitzung ist aber nicht mehr vorhanden.) . . .

3). Rapport des Br. Beaury.

Der (franz.) Commissaire habe empfindlich sein Mißfallen bezeigt über die lange Säumnis bis zur Einreichung der Liste der brauchbaren Männer; und das wenige Zutrauen auf ihn. — Er habe die Listen meistens gutgeheißen; bis auf 3 Namen.

12). Ein Br. (Parteigenosse) Schuren brachte die Nachricht, daß der junge Zunftknecht Heß herumgegangen sei, Unterschrift zu sammeln, daß man Chur-Trierisch bleiben will — darauf wurde der Beschluß gefaßt: den Kommandanten zu bitten; er möge besagten Heß. arretieren so lange bis man den Urheber kenne. (Archiv Piece No 29) —

Nun noch etwas aus der Sitzung vom 30. Vendem. VI. (21. X. 1797).

Organisation des Büreau betreffend . . .

No 2. Dislocation des Centralbüreau (der Partei) betreffend.

Es wurde vorgetragen, daß es zweckmäßig wäre, das Centralbureau in Bonn nach Coblenz als dem Mittelpunkt zu verlegen. — In Erwägung aber, daß das Bureau in Bonn als dem Sitze der Mittelkommission desto wirksamer sein könne, wurde beschlossen u. s. w. —

Also damals war die Rheinlandkommission in Bonn, und deshalb war es damals praktischer, die Parteizentrale der Separatisten auch dort zu

[1]) Die angeführten Stücke entstammen dem ehemaligen Koblenzer Jesuitenarchiv; sie sind von der Rechtsnachfolgerin, dem Koblenzer Gymnasium, beim Staatsarchiv deponiert. Es sind einige vergilbte Blätter, enthaltend die Sitzungsprotokolle der „Cisrhenanischen Foederation" aus dem Monat Oktober 1797.

lassen. — Man sieht, es stimmt alles; auch bis auf die Farben der „Rheinischen Trikolore", die Dorten sich von seinen Vorläufern von 1797 geborgt hatte.

Der Separatismus am Rhein von 1797 war ein genau so künstlich von Frankreich gemachtes Gebilde wie der von 1923; darum versank der von 1797 so schnell in das Nichts, und den von 1923 mußte aus gleichem Grunde dies gleiche Schicksal ereilen.

Der Tod des Arztes

Erzählung von

Siegfried Krebs †[1]

Aus einem der kleinsten und weltentlegendsten Städtchen des deutschen Ostens wird folgende Geschichte erzählt:

Der alte Arzt, der sich vor mehr als dreißig Jahren dort niedergelassen hatte, lag im Sterben. Er bewohnte mit seiner Familie ein Häuschen, das in der kleinen Stadt als stattlich gelten konnte, denn es hatte größere und hellere Fenster und eine breitere und würdigere Haustür als die anderen Häuser, so daß es mit seinem Überzug von Efeu manchem etwas Schloßartiges an sich zu haben schien, wiewohl es in der Tat nur einstöckig war und nur wenige und kleine Zimmer in sich barg. Aber es versteckte vor den Augen der Straßenpassanten einen schönen und verhältnismäßig großen Garten, der bis an den See, an dem das Städtchen lag, heranreichte und dem der Arzt alle Sorgfalt und Pflege mit viel geschultem Geschmack zugewandt hatte, so daß er von den Mitbürgern um seiner seltsamen Vornehmheit willen mit einer Art von scheuem Staunen betrachtet wurde. Der Arzt, nur ein kleines Männchen und immer in Tätigkeit, hatte eigentlich nicht recht viel Glück genossen in seinem Leben, obwohl ihm auch das Unglück fern geblieben war. Als Mann der alten Schule war er Tag und Nacht zur Hilfe bereit gewesen und hatte sich auf den unendlichen Landfahrten in schlechten Bauernwagen, auf schändlichen Wegen und bei Wind und Wetter frühzeitig aufgerieben. Er hatte im übrigen sehr häuslich gelebt, Musik im Kreise seiner Familie getrieben, so gut es eben ging, und die Geselligkeit nur so weit gepflegt, wie es unbedingt notwendig war. Im Gasthause erschien er nur, wenn Angelegenheiten der Gemeinde zu besprechen waren oder einem verdienten Mitbürger eine Ehrung erwiesen werden mußte. Jetzt hatte er schon seit längerer Zeit die Praxis einem jüngeren Kollegen überlassen, und in der Stadtvertretung, im Kirchenrat und in der Leitung der gemeinnützigen Vereine hatte er anderen die Stelle geräumt. Er lebte einsam in seinem Hause dem Tode

[1]) Aus dem Nachlaß des bei Ypern 1914 gefallenen jungen Dichters.

entgegen, und da er überall vortreffliche Nachfolger bekommen hatte, war es noch niemandem in den Sinn gekommen, den alten Arzt zu entbehren. So begann vor der einfachen Freitreppe vor dem Hause das Gras zwischen dem Pflaster aufzuschießen, und wo früher fortwährend wartende Wagen gehalten hatten, weideten die Gänse der Nachbarn. Die Haustür öffnete sich selten, und es war tiefe Stille in dem efeuumrankten Hause und dem Garten dahinter.

Der Tod kam langsam und ließ den alten Arzt von Woche zu Woche warten. Er war herzkrank, und Krämpfe und Anfälle von Atemnot setzten ihm hart zu, ohne mit entschiedener Wucht das Ende herbeizuführen. Seine Frau saß an dem Krankenbett und kämpfte Nacht für Nacht den hoffnungslosen Kampf mit dem Tode. Durch Hochhalten und Umschläge, mit Tropfen und Riechmitteln unterstützte sie das schwach sich wehrende Leben, und wenn ein Sturm nach dem anderen abgeschlagen war, wußte sie doch, daß die Macht des Gegners unerschöpflich war. Wenn der frühe Sommertag tiefblau ins Fenster sah, draußen die Hähne schrien und bald die Sperlinge wach wurden, löschte die Frau die Lampe aus. Es war wie nach einer großen Schlacht, und Todesmüdigkeit zwang etwas Schlaf herbei. Aber es war nicht gesiegt worden.

Nachmittags, wenn der Kranke Ruhe hatte und durch die offenen Fenster der Duft der Rosen aus dem Garten hereinwehte, kamen manchmal Gäste, um nach ihm zu sehen und Abschied zu nehmen. Der Bürgermeister kam einmal, ein noch junger Mann, der sich vielfach auf den Rat des älteren gestützt hatte und der jetzt mit bösem Gewissen der Oppositionspartei, der er nicht mächtig wurde, die Hand reichte, dreisten Leuten, die die gemeinen Angelegenheiten nach ihren privaten Zwecken zu leiten wünschten. Der Pfarrer kam, der jetzt ohne den versöhnlichen Zuspruch des alten Arztes sich in Streitigkeiten mit seiner Gemeinde hineinreißen ließ, deren Fehlern gegenüber er allzustrenge Gerechtigkeit besaß und ohne Milde tadelte, wo man ihn längst nicht mehr verstand. Die Herren vom Adel kamen, einer um den anderen, von ihren Gütern herein, um dem alten treuen Berater ohne viele Worte die Hand zu schütteln, und der Landrat brachte einen Orden von geringer Klasse. Manchmal kam einer von den armen Leuten, ein früherer Patient, und wollte seinen alten Arzt noch einmal sehen.

Der Vorstand vom Vorschußverein, die alte Hebamme, der Lohnkutscher drückten sich am Krankenbett vorbei und faßten die müde Hand. Ihnen allen war es, wenn sie den freundlichen und ruhigen Blick des Kranken empfangen hatten, als hätten sie von irgendwoher ein überreiches Geschenk erhalten, das ihrem Leben höheren Wert verlieh, und sie grübelten ernst darüber nach, wenn sie fortgingen, was es wohl gewesen sein könnte.

Der Kranke sprach nicht sehr viel, doch wies er zuweilen mit einem Lächeln des wissenschaftlichen Interesses, das nicht ohne Schmerz und Wehmut war, auf die Erscheinungen seiner Krankheit hin und sprach davon, was er noch alles werde zu erdulden haben, wenn ihm nicht bald das Ende beschert sein würde. Einmal sagte er, wobei er liebenswürdig und wunderschön lächelte: „Zwar eigentlich bin ich nie-

mals ein großer Held gewesen. Aber immerhin. Es ist bald überstanden.' Und es lag von diesem Tage an auf seinem Gesicht ein Ausdruck von so tiefer Befriedigung und fast satter Genugtuung, daß die Angehörigen darüber einen tiefen Schmerz empfanden. Und wie er sein ganzes Leben einsam gelebt hatte, ohne jemandem etwas schuldig zu bleiben, arbeitend und tätig, gewissermaßen als einzelner mit der Front gegen die ganze Welt, unbesiegt kämpfend, aber nicht gegen sie, sondern für sie, wohltuend und gebend, doch ohne ihren Dank und ihre Kräfte zu empfangen, ohne Glück und Freude, Glanz und Schönheit, Ehre und Stellung, ein schlichtes, enges Leben führend, das reich nur war an Entsagungen mancher Art, so starb er jetzt einsam und wollte von denen, die um ihn waren, nichts nehmen an Stärkung und Trost, sondern, wenn er den Mund auftat, gab er ihnen Liebe, Wärme, Freude und Lebensmut. Und als die letzten Tage kamen, an denen auch die Kräfte dieses Geistes nicht mehr Herr wurden über die leidende Materie und in den sonst so ruhigen Augen die tierische Angst brannte, als ein Organ nach dem anderen den Dienst versagte, verlangte er mit Heftigkeit nach seinen Instrumenten, um zu operieren, und in den Todeskrämpfen lauschte er, ob nicht ein Wagen käme, um ihn zu Kranken abzuholen.

Am letzten Abend kehrte das Bewußtsein noch einmal wieder. Er ließ sich aufrichten und auf den Bettrand setzen. Der Kopf hing herab und schaukelte kraftlos, unter qualvollen Seufzern, hin und her wie eine welke Frucht, mit der der Wind spielt. In diesem Augenblick hatte man die Tür unbeachtet gelassen. Sie stand offen, und mit gesenktem Kopf kam das Hündchen ins Zimmer geschlichen und verkroch sich ängstlich unter das Bett. Aber der Kranke sah es, lockte es an sich und nahm freundlichen Abschied von ihm, während es sich kläglich und mitleidig an seine Knie schmiegte. Und dann kam die Nacht des Röchelns, und stundenlang surrte das zerbrochene Uhrwerk, bis es endlich mit ein paar harten Stößen aussetzte. Da ging im Garten die Sonne auf.

So hatte er die letzten Bitternisse ausgekostet nach seinem harten und wohltätigen Leben, und der arme Leichnam wurde gewaschen und schön zurecht gemacht auf einem frischen Bett, das mit Blumen besteckt war. Und nach den heißen Tagen des Kampfes voll Qual, Angst und wilder Spannung herrschte nun feierlicher und festlicher Frieden. Helm und Degen aus der Kriegszeit wurden hervorgesucht und blank geputzt und samt den Denkmünzen und dem schönen neuen Orden zu Füßen des Paradebettes aufgestellt. Der älteste Sohn kleidete sich feierlich an und ging hin, um seine Bürgerpflicht zu erfüllen. Er machte dem Magistrat und dem Pfarrer Mitteilung vom Ableben seines Vaters und bestellte beim Küster das Glockengeläut und beim Tischler den Eichensarg. Der Kriegerverein ließ melden, daß er den Kameraden zu Grabe geleiten werde, und schon begannen Kränze zu kommen, einfache, die aus kleinen Gärten stammten. Sie wurden um das Bett herum aufgestellt.

Am Abend zog ein Gewitter herauf, und es donnerte und blitzte über dem armen Toten, und der Widerschein der Blitze huschte über sein gelbes, starres Gesicht, als

ob er ihn wecken wollte. Da ließ man die ganze Nacht die Kerzen auf den Kandelabern brennen, die zu beiden Seiten neben dem Bette standen. So fand er die Ruhe noch immer nicht, nach der er so verlangte, denn der Körper, fast schon aufgelöst in der langen Krankheit, weigerte sich, die Form noch länger zu halten, und die Materie wünschte, in Frieden zerfließen zu dürfen. Die Gewitterluft half ihr, und das Zimmer füllte sich mit schweren Gerüchen. Als am anderen Morgen der Sarg kam, mußte man sich beeilen, was noch übrig war von dem alten Arzt, auf die Hobelspäne zu betten. Da, wo er gelegen hatte, stand eine große Lache von Blut und Wasser. Und die Reinmachfrauen kamen und wischten das Blut auf, trugen es in den Garten und gossen es an die Obstbäume. Den Sarg schloß man zu, und nun sah niemand mehr den alten Arzt.

Es war ein Sonntagmorgen, einer dieser stillen Septembertage, an denen das gelbe Laub, von Tauperlen dicht überdeckt, schweigend zur Erde zu sinken beginnt, während die Sonne durch einen dünnen, zarten und kühlenden Nebelschleier vorsichtig und freundlich zusieht, als, während die Leute aus der Kirche kamen, der Leichenwagen vor dem Arzthause vorfuhr und eine große Menschenmenge das Haus umstellte. Der Pfarrer kam mit dem Kirchenchor und ging in das Haus hinein, aber als er reden wollte, konnte er vor Tränen lange kein Wort hervorbringen, obwohl er doch ein glaubensstarker Mann war, der schon vielen Leichen, ungerührt, das letzte Wort gesprochen hatte. Und doch hinterließ dieser Tote kaum eine Lücke, seine Stellen waren gut besetzt, und seine Kinder, seine Witwe, wenn auch nicht wohlhabend, so doch hinreichend versorgt. Schon lange hatte der alte Arzt keine Rolle mehr gespielt, und man hatte sich längst daran gewöhnt, daß es auch ohne ihn ging. Aber eine Traurigkeit, über deren Grund er keine Rechenschaft hätte geben können, hatte den Pfarrer überfallen, und später erzählte er, daß es ihm gewesen sei, als sollte er die ganze Welt trösten wegen des bittersten Herzeleids und des unversöhnlichsten Unrechts, das ihr angetan sei.

Dann faßte sich der Pfarrer und sprach für den Toten die Abschiedsworte an das Haus, das er gebaut, an die Wände und Pfosten, die er errichtet hatte, und an die Tür, die er jetzt zum letztenmal durchschreiten sollte, um die enge Wohnung zu beziehen, die nicht von ihm gemacht war. Sechs Mitglieder des Kriegervereins, in schwarzen Röcken, die Soldatenmütze unter dem Arm, traten heran und trugen den Sarg, auf dessen Deckel Helm und Säbel schwankten, mit ängstlicher Vorsicht durch die Zimmer, über den Flur, die Freitreppe hinab und hoben ihn auf den Leichenwagen. Herr Ringel, Sattlermeister und Vorsitzender des Kriegervereins, leitete sie an, die Schultern hochgezogen und mit beruhigenden Mienen gegen die Angehörigen. Herr Hahlweg, der Sarglieferant, betrachtete seine schwarzen Handschuhe mit einigem Wohlgefallen, schickte einen Blick voll angemessener Rührung, aber etwas ungeduldig, den Trägern nach und wies sodann, laut genug und mit breiten befehlenden Armbewegungen, wie der Herr des Schlachtfeldes, seine Lehrburschen an, Schragen, Leichentuch und Leuchter, und was er sonst zur Aufbahrung geliehen hatte, heimzutragen. Es war wie immer bei einem Begräbnis. Schwarz

gekleidete Menschen, gedämpftes Flüstern, süßlicher Geruch nach Leichen und welken Tannen, nur daß niemand weinte, als nur der Geistliche. Und dann ging der Zug, während die Glocken läuteten, langsam und über das Pflaster holpernd, die Straße entlang der Kirche zu.

Und schon jetzt wurde man gewahr, worüber sich jetzt und später alles verwunderte, daß die ganze Stadt von einer tiefen und völlig bedrückenden Trauer befallen war. Alle Schaufenster waren geschlossen, und die Leute standen still vor ihren Haustüren. Es waren, und auch das gab Anlaß zu Staunen, unzählige Fremde aus Dörfern und den Nachbarorten zusammengeströmt, mehr, als man jemals an einem Jahrmarkt oder einem Fest wollte gesehen haben. Vor allen Gasthäusern standen dichte Wagenburgen, und da die Stallungen längst nicht ausreichten, sah man überall ausgeschirrte Pferde, die umgekehrt in ihrer Deichsel standen und aus dem Wagen wie aus einer Krippe fraßen. Die Bauern standen, mit ihren Frauen, in Gruppen beisammen, und es wollte ihnen nicht gelingen, von ihren Werktagsdingen zu sprechen. Die Männer ließen schweigend die Köpfe hängen, und nur die Frauen machten sich's leicht und erzählten sich, von Seufzern und oft von Tränen unterbrochen, in gedämpftem Klageton von ihren Krankheiten, und wie ihnen der alte Arzt geholfen hatte. Judenfamilien aus dem Nachbarstädtchen, deren stattlicher Trauerputz noch frisch nach dem Kleiderladen roch, hockten, rotwangig, auf den Bordsteinen und begrüßten, wehmütig lächelnd, mit übertrieben herzlichem Händedruck, wer von ihren Kunden vorüberging. Vor dem Hotel hielten die Equipagen des Landadels. Die Behörden aus der Kreisstadt waren erschienen. Uniformen blitzten, Orden glänzten. Nie hatte das kleine Städtchen soviel Glanz gesehen wie an diesem traurigen Sonntage, aber auch die Herren standen schweigend beisammen, mit gesenkten Köpfen. Die, die sonst am lautesten waren, hochmütige und leichtsinnige Menschen, Lobredner der neuen Zeit, sahen aus, als ob sie ohne ein Trostwort nicht leben könnten. Alle zusammen trugen wie an einem übergroßen Unglück, einem unsäglichen Herzeleid, das der ganzen Welt geschehen war, ohne daß sie ihm hätten einen Namen geben können, denn in Wahrheit war nichts Außerordentliches geschehen. Der Arzt war ja als alter Mann gestorben, wie es dem Laufe der Natur entspricht, und man konnte nicht finden, daß sich für das Leben der Allgemeinheit irgend etwas verändert hätte. Auch konnte keiner sagen, einen persönlichen Freund verloren zu haben. Denn der alte Arzt hatte ja einsam und für sich gelebt, und vielleicht hätte es auch niemand gewagt, ihm seinen Verkehr und seine Freundschaft anzubieten. Vielmehr haben später alle übereinstimmend zugegeben, daß ihnen ihre eigene übermächtige Traurigkeit noch schwerer geworden sei durch das Rätselhafte ihrer Ursache, so daß sie auch keinen Gedankenausweg hätten finden können, der über das niederdrückende Leid hinweggeholfen hätte. Es war ihnen allen, als ob die ganze Welt mit allem, was draußen geschah, versänke über dem, was heute hier vorging, und daß eigentlich sie und das kleine Städtchen hier heute der Mittelpunkt der ganzen Welt seien und das erlebten, was das Wichtigste für die ganze Welt war, und daß sie den Kummer und das Herze-

leid, das die ganze Welt betroffen hatte, für die ganze Welt auf ihren Schultern trügen.

Es war eine sehr große Kirche in dem Städtchen, die zu einer Zeit gebaut war, als rings herum die Dörfer und Nachbarstädte zu arm waren, um eigene Kirchen zu bauen, und alle zusammen eine große Gemeinde bildeten. Jetzt waren fünf bis sechs neue Gemeinden abgeteilt worden, und das alte Gotteshaus war nun viel zu weit für die Muttergemeinde, die es kaum zum fünften Teil zu füllen vermochte. Als aber um die Vesperzeit die Glocken läuteten zum Trauergottesdienst, zeigte es sich, daß die große Kirche heute viel zu klein war, um alle zu fassen, die gekommen waren. Nur mit einigen Umständen gelang es, Platz für die Angehörigen selbst und die Spitzen der Behörden in der Nähe des Sarges zu machen, der vor dem Altar aufgestellt war, umgeben von Lorbeerbäumen und Kandelabern und ganz überdeckt von einer Fülle von Kränzen, die bis ins Kirchenschiff die Stufen und den Boden dicht zudeckten. Als nun die Orgel einsetzte und man sich, nach einiger Verwirrung während der ersten Verse, in den Rhythmus zusammengefunden hatte, brauste, von tausend Stimmen mit aller Macht gesungen, in gewaltigem Zusammenschluß, der Choral durch die Kirche: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", so, wie man noch nie einen Choral gehört hatte, und es war, als ob die Mauern und das Gebälk dem unerhörten Anprall so mächtiger Schwingungen kaum standzuhalten vermochten.

Nie wurde der Pfarrer mit so sehnsuchtsvoller Erwartung empfangen wie an diesem Nachmittag, als er nach beendetem Gesang vortrat und nach der Textverlesung noch bleich und mit einer Stimme, der man die tiefste Erschütterung anhörte, seine Rede begann. Man ersehnte, und weil man es ersehnte, erwartete man von ihm das Wort, das die unerträgliche Spannung lösen und von dem Druck der geheimnisvollen, übermächtigen Traurigkeit befreien sollte. Man fühlte, es würde ihm gegeben sein, denn es mußte ihm gegeben sein. Und als er zu sprechen angefangen hatte, wußte man, daß es ihm gegeben war, und gläubig, in atemloser Spannung, hing man an seinem Munde. Er sprach's aus: „Ja, es ist wirklich so", konnte er anfangen, so deutlich lag die Frage auf allen Gesichtern und so stark lebte sie in aller Seelen, daß sie fast körperlich vorhanden war und niemand in den Worten des Pfarrers etwas Wunderbares fand, obwohl doch von niemandem eine Frage ausgesprochen war. „Ja, es ist so," fing er an, „wir, Bürger dieses kleinen Städtchens, und ihr Nachbarn aus der Umgegend haben einen unsäglichen schweren Verlust erlitten. Aber wir sind es nicht allein, die leiden. Wir fühlen es wohl: wir werden nicht mehr und nicht sonderlicher entbehren als andere Menschen. Durch unseren Verlust ist die ganze Menschheit, in Wahrheit die ganze Menschheit, betroffen worden, und wir nur sind die Nächsten, die das Leid unmittelbar sehen, fühlen und zu tragen haben. Aber immer erstaunlicher. Wir fühlen es deutlich: auch nicht die Menschheit allein, sondern die ganze Welt trägt unseren Schmerz. Alles, was lebt und webt, alles, was da ist, die Erde, die Sonne und alle Sonnensysteme — so nur können wir unseren Schmerz verstehen —, alle Welten und Gott

selbst hat der Verlust betroffen. Alle Welten und Gott selbst sind ärmer geworden, und wir leiden unter dem Schmerz der ganzen Menschheit, aller Welten und Gottes selbst. Das Leid in eigenster Gestalt, das Unglück und der Schmerz als solche, die bestünden, wenn es auch keinen gäbe, der sie trüge und fühlte, ist uns begegnet und ist uns Bürgern dieses kleinen Städtchens und seiner Nachbarorte als Trägern aufgebürdet worden. Und das, warum alle Welten trauern, ist, daß ihr langgehegter Wunsch, der Grundtrieb ihres Daseins und Geschehens, die Ursehnsucht, die alles Leben hervorrief, der Erfüllung nahe schien und nun wieder, auf Unendlichkeiten, dem Hoffen und Sehnen preisgegeben ist: ein wahrhaft guter Mensch hat gelebt und ist gestorben, einer, der ein Sieger war."

Ohne daß man den eigentlichen Sinn der Worte verstand, fühlten die Hunderte in der Kirche, daß der Pfarrer recht hatte. Der Schmerz hatte einen Mund bekommen, er konnte reden und sein Schweigen legte keine drückende Verpflichtung mehr auf. So vermochte man aufzuatmen, und man begann mit Ehrfurcht die Größe dessen anzustaunen, was man erlebte.

„Wir haben," so fuhr der Pfarrer fort, „nicht alle und nicht immer mit dem Verstorbenen zu tun gehabt. Seit langem haben ihn nur wenige von uns gesehen und mit ihm gesprochen, aber unser Leben war uns lieber und wertvoller. Denn wir wußten, ohne daß wir vielleicht jemals daran gedacht hätten, daß, solange er lebte, irgendwo das existierte, um dessentwillen es Sinn hatte, zu leben, und wozu unser Leben und wir selbst da sind. Und wenn wir einmal litten unter Kummer und Trübsal, und Schwierigkeiten und Fehlschläge uns ganz verzagt machten, und wir uns so recht elend fühlten als schwache Erdenkinder, mit denen das Schicksal, das übermächtig und unvernünftig ist, ein rohes Spiel treibt, wenn wir uns so recht gefangen und gefesselt fühlten unter die fühllose Gewalt der Natur und ihrer Kräfte, in uns und außer uns, und wir an den dachten, der heute zum letzten Male unserer Versammlung durch seine Gegenwart die Weihe gibt, so wußten wir, daß irgendwo in all der Knechtschaft und Gebundenheit doch Freiheit vorhanden war, und daß, während wir alle traurig waren als Unterlegene, Unterjochte und Besiegte, einer da war, der überwunden und besiegt hatte, was uns am Boden hielt. Und wenn wir uns herausehnten aus der sinnlosen Wiederkehr der Tage mit ihrer Lust und ihrem Leid, und all der Unruhe, Hast und Qual, die ein Ziel suchte und doch nicht fand, wußten wir: einer lebt unter uns, der hat das Ziel und hat den Sinn. Bei ihm ist wahrhaft der Geist zur Herrschaft gelangt, und was, mahnend und bohrend, drohend und treibend, wie ein unter den Erdboden eingeschlossener Gott, in unseren Seelen irgendwo, noch ungeboren, zur Geburt drängt und trotz aller Wehen nicht zur Geburt kommt: hier war es durchgebrochen, hier war Geist und Sinn, Zweck, Sieg und Freiheit. Und alles dies" — Staunen und Verwunderung rissen den Pfarrer selbst mit fort. Es war, als hätte er die Gemeinde vergessen und den Ort, an dem er sich befand, und folgte einfach Bildern, die sich seinem Geiste zeigten — „und alles dies vereint in dieser kleinen, unscheinbaren Gestalt, die wir alle vor uns sehen, in dem schlichten, nicht sehr eleganten Anzug, mit dem

rötlichen Bart und dem etwas wackeligen Gange. Ich sehe ihn, sein Liedchen leise durch die Zähne singend, den Stock mit der Elfenbeinkrücke in der Hand auf seinem täglichen Weg die Straße zum Krankenhause heraufkommen — und doch war er mehr als alle anderen, ein Besitz der ganzen Welt, ein Held und ein Heiliger." Und nun hob sich die Stimme des Pfarrers zu mächtigem, metallisch vollem Klang, der die ganze Kirche füllte wie Orgelton:

„Und so sind wir am Sarge des schlichten und kleinen Mannes, dem niemand in seinem Leben besondere Ehre erwies, weil er es nicht nötig hatte, dessen Dienste man sich oft genug unbelohnt gefallen ließ, weil man wußte, sie waren doch nicht zu lohnen — so sind wir an seinem Sarge versammelt, nun nicht, um zu klagen, sondern um endlich Ehre zu geben dem, dem Ehre gebührt, und den Helden zu feiern und dem Heiligen seinen Triumph zu bereiten. Einer hat bis zu Ende gelebt als ein Sieger, ein Freier, ein Guter. Er hat alles Schwere und Bittere, und alle Mühe und Last in der Welt auf sich genommen, hat sie für uns und um unsertwillen getragen, nicht um Lohn und Vergeltung, sondern nur, damit der Geist einmal zur Herrschaft durchbräche und das Gute einmal da sei in der Welt. Einer tat es für uns alle. Wir lebten um Lohnes Willen, um Freude und Glück zu haben, und gingen dem Leid aus dem Wege. Wir durften es. Trotzdem blieb das Gute da, er hatte es und war es. So ging die Welt nicht unter, so ward der Sieg nicht verloren. Mit Bewunderung und Dank und tiefer Befriedigung stehen wir um diesen Sarg; trugen wir den Schmerz der ganzen Welt um diesen Tod, so feiern wir auch jetzt mit ihr den Triumph und das Siegesfest. Gott ist aus der Gebundenheit erlöst worden, der Geist ist zur Herrschaft durchgebrochen. Durch allen Schmerz, aber voller Glorie. Was sonst nur ein Wort ist, hier ist es Wirklichkeit: ehrfürchtig und bewunderungsfroh stehen wir vor dem Ereignis einer Vollendung. In Frieden wird nun wieder jeder gehen und seine Beschäftigung aufnehmen, seinem kleinen Leid und seiner kleinen Freude leben. Die große Pflicht ist uns abgenommen, die Aufgabe, die uns zu schwer war, ist für uns gelöst worden. Wir sind von der Schuld befreit, das Opfer ist gebracht. Versammelt und in hohem Ernst haben wir dem Wunder der Welterlösung zugesehen und ihm unsere Ehrfurcht gezollt. Nun kommt und laßt uns den Triumphzug beginnen und dann gebt der Erde, was der Erde gehört."

Die Hunderte und Hunderte, die im Schiff der Kirche und auf den Emporen saßen und sich, Kopf an Kopf, in allen Gängen drängten, fühlten, wie ihre Traurigkeit einem neuen Gefühl voll Größe und Erhabenheit wich, und in ihre Augen kam ein Leuchten. Sie wußten deutlich, daß der Pfarrer die Wahrheit sagte, wenn sie ihn auch nicht Wort für Wort verstanden, und daß er nur aussprach, was sie selbst verlangt und erwartet haben. So verließen sie, ein dichter schwarzer Menschenstrom, schweigend und erhobenen Hauptes die Kirche, während die Krieger die Kränze von dem Sarge nahmen und ihn vorsichtig hinaustrugen, wobei die Orgel eine feierliche Siegesmusik anstimmte. Draußen ordnete sich der Zug. Voraus der Kriegerverein, dessen Gewehre blitzten, mit der Musikkapelle und der umflorten

Fahne, dann die Schulkinder, und hinter ihnen die Spitzen der Behörden, die Stadtverordneten und der Kirchenrat. Dann setzte sich der Leichenwagen in Bewegung, dicht gefolgt vom Pfarrer und den Angehörigen, und dann die Hunderte zu Fuß und zu Wagen.

Man mußte der Länge nach fast durch das ganze Städtchen, und dann, am See vorbei, einen Hügel hinauf, wo am Waldrande der Kirchhof lag, mit der lieblichen Aussicht auf das Städtchen, das sich im See zu seinen Füßen spiegelte. Die Straßen waren menschenleer und die Häuser verschlossen, denn alles ging mit im Zuge, und selbst viel Alte und Kranke ließen sich auf dem Wägelchen ihrer Vettern vom Lande mit hinausfahren. Über dem schwarzen Menschenstrom aber schwebte hoch vom Deckel des Sarges herab Helm und Degen des alten Arztes.

Die Glocken läuteten, und die Kriegervereinsmusik blies feierliche Märsche, und es war in Wahrheit wie ein Triumphzug. Michael Patzer, Gelegenheitsarbeiter und Veteran vom 2. Garderegiment zu Fuß, als solcher Empfänger der Kriegsinvalidenrente und seit Jahren ständiger Gast im Krankenhause, hat später mit aller Bestimmtheit ausgesagt, er habe, während der Zug durch die Straßen ging, eine Musik gehört wie von mindestens zehn Regimentskapellen, die nach der Schlacht den Gefallenen die letzte Ehre erwiesen. Ein anderer alter Mann, dessen Glaubwürdigkeit allerdings angezweifelt wurde, hatte deutlich Engel mit Posaunen in der Hand gesehen, die dem Zuge voranflogen. Frau Hoffmann, eine ehrliche Waschfrau, die, als sie noch jünger war, oft im Hause des Arztes gearbeitet hatte und recht gut wußte, wie er gelebt hatte, jetzt aber vor Alter und Gicht das Haus nicht mehr verlassen konnte, saß an ihrem Fenster und sagte, während sie Tränen verschluckte: „Gott sei Dank, nun kommt er endlich zur Ruhe. Das war ein Leben! Habt alle Ursache, ihn hinaus zu begleiten. Ja, nun ruht euch aus, ihr elendigen Knochen, ruht euch aus, ruht euch aus. Verdient habt ihr's."

Im übrigen verlief alles der Ordnung gemäß. Als der Zug am offenen Grabe angekommen war, wurde der Sarg vom Leichenwagen gehoben. Einen Augenblick schwebte er über der Gruft in seiner Blumenfülle, als wollte er sich noch einmal der Gottesluft erfreuen. Und dann sank er langsam hinab, die Taue rasselten, Blumen und Palmen tauchten unter. Die Septembersonne, schräg durch schon vergilbende Lindenblätter fallend, gab ihnen noch ein kleines Stück das Geleit, dann nahm auch sie Abschied, und der Tote hatte seinen Ruheplatz gefunden. Der Pfarrer übergab ihn, segnend, der Mutter Erde zur Verwesung. Mit dem „Von Erde bist du, zu Erde sollst du werden" warf er ihm drei Hände Sand nach, die polternd auf dem Sarge aufschlugen. Die Angehörigen folgten seinem Beispiel, während der Kriegerverein drei Salven schoß. Dann begannen die Totengräber das Grab zuzuschaufeln. Aber ein paar halbinvalide Vagabunden, die den Sommer auf der Landstraße, den Winter aber behaglich im Krankenhause zu verbringen pflegten, alte Schützlinge des Arztes, drängten sich vor und nahmen ihnen die Spaten aus der Hand. Man ließ sie, und sie scharrten das Grab zu und richteten den Hügel auf, auf den die Kränze gelegt wurden. Und dann ging alles heim, einer der

Söhne trug Helm und Degen in der Hand, schon weit voraus grüßten die Klänge der Musikkapelle, die mit ihrem „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit" den Kriegerverein zum Trauergelage heimgeleitete. Und dann war der alte Arzt allein, endlich, und hatte Ruhe.

Später, als die Witwe fortziehen und das Haus, das in keinem guten baulichen Zustande mehr war, verkaufen wollte, taten sich stillschweigend ein paar der besser situierten Bürger zusammen und kauften es an als eine Stiftung für die Stadt. Und noch nach langer Zeit, wenn man Leute aus diesem Städtchen, denen es draußen in der Welt gut gegangen war, fragte, warum sie immer wieder die weite Reise in ihre Heimat machten, die doch reizlos war und ihnen nichts bieten konnte, sagte wohl einer: „Und dann ist da das alte Arzthaus am Markt, das ich auch noch einmal wiedersehen möchte."

Sadi

Weströstliche Dichterklänge

von

Julius von Negelein

Es war im Jahre 1635, inmitten der blutigen Wirren des Dreißigjährigen Krieges, als ein deutscher Fürst, Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein, eine glänzende Gesandtschaft zum Zaren und dem Schah von Persien entsandte, die dort phantastische Aufgaben erfüllen sollte. Unter den Reisenden befand sich ein gelehrter Mann, Adam Olearius, der es sich angelegen sein ließ, während dieser Zeit die persische Sprache, so gut wie es gehen wollte, zu erlernen. Vor allem aber fiel ihm ein Buch auf, das jeder Perser, der nur lesen und schreiben konnte, in Händen, jeder, der gelehrt und vornehm sein wollte, im Kopfe hatte: es war der „Gulistan", d. h. der „Rosengarten", des persischen Dichters Sadi. Was Wunders, daß der zum Hofmathematikus und Bibliothekar in Schleswig beförderte Olearius sich fortan bemühte, gerade dieses Werk seinen Landsleuten in einer deutschen Übersetzung verständlich zu machen? Der Ruhm von Sadis Weisheit erfüllte einen guten Teil des muslimischen Orients. Weisheit, gute Lehre, war es, was die damalige Zeit auch in Deutschland durch die Kunst vermittelt wissen wollte. Freilich, es gab noch keine persische Grammatik und kein Wörterbuch. Die Vorbedingungen für eine Übersetzung fehlten also. Wo aber ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Die persische Gesandtschaft in Holstein hatte ihren Geschäftsführer, der später Christ wurde, und dessen Sohn zurückgelassen. Von diesen beiden Männern unterstützt,

übersetzte auf Antreiben des Herzogs von Weimar Olearius das persische Werk in unsere „teutsche Mutterſprache, welche gleichsam unter dem Staube der Verachtung itzt wieder herfür glänzet". Damit vollbrachte er, indem er dem beinahe zugrunde gegangenen deutschen Idiom wieder zu Ehren verhalf, eine nationale Tat. Zugleich knüpfte er zwischen Orient und Okzident ein enges Band, denn seine Version gehörte zu den ersten Übersetzungen profaner Texte aus morgenländischen Sprachen. Im Jahre 1654 erschien sie, mit Kupferstichen verziert, in Schleswig und fand so großen Beifall, daß sie in sechs Jahren eine zweite und später drei weitere Auflagen erlebte, obgleich eine lateinische Übersetzung ihr zuvorkam. Aus dieser letzteren schöpfte Herder den Stoff für seine Erzählungen „Sadis Rosenthal", während Goethe sich an Olearius hielt, den er zur Abfassung seines „Westöstlichen Divans" brauchte. Eine gewisse Popularität gewannen diese Übertragungen in der Zeit der Romantiker und Platens; denn beide Richtungen, wie heftig sie sich auch befehdeten — in der Vorstellung von der Notwendigkeit, die Schätze des Orients zu heben, waren sie eins. „Der Orient sei neu belebt, soll nicht nach dir die Welt verſichtern" — so redete Platen den greisen Goethe an. Mit besonderer Dankbarkeit müssen wir aber des Mannes gedenken, der durch emsige Gelehrtenarbeit, verbunden mit angeborener dichterischer Intuition, die Wunderpforte eröffnete, vor der so viele unseres Volkes voll träumerischer Erwartungen gestanden hatten: Friedrich Rückerts. Seinem Amtsnachfolger ist die bescheidene Aufgabe zugefallen, das, was er von seinen „Vorfahren im Geiſte" ererbt hat, durch Anknüpfung an die wissenschaftlichen Ergebnisse und Forderungen der Gegenwart zu erwerben, um es besitzen und verteilen zu können.

Der Dichter, welcher durch jene herzogliche Gesandtschaft in Deutschland bekannt geworden war, hat nicht bei seiner Geburt Sadi geheißen und seinen Namen, der mit dem arabischen Zeitwort für „glücklich-sein" zusammenhängt, durch sein Leben wenig Ehre gemacht. Muſli-ed-din — so haben wir ihn zu nennen — wurde in der Rosenstadt Schirâz im Jahre 1184 unserer Zeitrechnung als Sohn eines Mannes mit Namen Abdallah geboren, der in der Umgebung des Prinzen Abu Schedschâ Sâd ben Sengi lebte. Aus Dankbarkeit gegen seinen hohen Gönner nannte dieser den eigenen Sohn mit dem Namen Sadi. Ein wunderbares Geschick hat es gewollt, daß die Zeit seiner dichterischen Kraftentfaltung, die ihn durch die Liebe zu Gott erhob und Gott in der Natur des Frühlings ihm offenbarte, in eben jene Tage fiel, da Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg in deutschen Weisen das unerschöpfliche Thema von der himmlischen und irdischen Liebe aufnahmen, die sich in der erwachenden Natur dem Menschenherzen mitteilen. Aber wie verschieden waren die Töne der persischen, aus dem Rosengarten tönenden Nachtigall von denen der heimatlichen Sänger unseres Nordens! — Sadi war eine überaus religiöse Natur, die zunächst die Glaubensformen übernahm, welche der Islam ihr bot. Ähnlich Luther versuchte er im Rahmen der Tradition das Äußerste zu leisten, indem er bereits als Kind nachts wachte und tags fastete, dabei einen gewissen Glaubensstolz bekundend, der dem gereiften Manne später

verwerflich erschien. Mit dem Tode seines Vaters begann für ihn eine Leidenszeit, die er niemals vergessen konnte. Das Los des Waisenkindes berührt er mehr als einmal und legt es den Großen der Erde ans Gewissen. — Ein Glück war es für den Knaben, daß der fürstliche Gönner sich seiner annahm und ihn ausbilden, später studieren ließ. Sadi ist stets dessen eingedenk geblieben, daß er unter den Wohltaten der Großen aufgewachsen ist und vertrat deren Rechte und Interessen auch im ferneren Leben, so namentlich auch trotz seiner Armut das natürliche Recht des Reichtums.

In jungen Jahren wurde er zum Studium an der muslimischen Hochschule zu Bagdad zugelassen. Dort, an dem uralten, geheiligten Sitze morgenländischer Weisheit, studierte er mit großem Fleiße und glänzendem Erfolge die Gebiete der islamitischen Scholastik, aber auch jene Sprachen, die erst die Eingangspforte in das Reich der Weisheit eröffnen. Was für uns das Latein, ist für den semitischen Orient das Arabische. Sadi beherrschte es so vortrefflich wie seine Muttersprache, ja er vermochte später arabische Verse zu extemporieren. Schon in diese Zeit müssen seine ersten dichterischen Versuche gefallen sein, denn bereits in seinen jungen Jahren ging ihm jener hohe Ruf voraus, den dichterisches Vermögen im Osten weit leichter als im kalten Okzident verleiht. Zugleich genoß er die Freuden der Liebe und des Weins in vollen Zügen. Er muß auch einen gewissen Kleiderluxus getrieben haben. Der greise Dichter klagt über die Eitelkeit der vergangenen Jugendjahre. Wir dürften anders darüber denken. Wie hätte der Siebenzigjährige zum Herzen reden können, wenn der Zwanzigjährige auf den Stelzen der Konvention dahergeschritten wäre? War doch selbst die Vorliebe für Musik in den Augen seiner Zeitgenossen ein Auswuchs der Üppigkeit. — Die gesamte Erziehung des Moslems war eine rein religiöse. Auf der Religion beruht auch die Wissenschaft des Islam. Sie liefert in einem uns unverständlichen Grade den Unterbau für das gesamte Kulturleben großer Teile der kultivierten Erde. Wie hätte Sadi sich diesem Einflusse entziehen, die Luft verleugnen sollen, die er atmete? Aus seinen eigenen Dichtungen hören wir, daß jeder Mensch mit einer Anlage zum Islam geboren wird. Nur äußere Einflüsse machen ihn nachträglich zum Juden oder Christen. Die Wissenschaft ist dazu da, um die Religion zu fördern; ein unfrommer Gelehrter ist ein Blinder, der eine Fackel trägt: „er führt und ist selbst nicht geführt". Die Bilder des Korân werden in reicher Zahl verwandt. — Diese Rechtgläubigkeit ist es zweifellos, was dem „Rosengarten" dazu verholfen hat, nach dem Korân zum gelesensten Buch der persischen Bevölkerung zu werden. Und doch stellt dies Werk nur den Ausgangspunkt der religiösen Entwicklung des Dichters dar, der schon als Studierender in das Heiligtum der Mystik des Sûfismus einzudringen begann — jener hohen Lehre, die allein imstande war, seiner Lebensauffassung gerecht zu werden und sie zu fördern. — Was verstehen wir unter Sûfismus? Woher stammt er?

Immer mehr hat sich bei mir im Laufe meiner Studien die Überzeugung befestigt, daß er dem fernen Indien entwachsen ist, wie fast alles Religiös-Erhabene diesem wunderbaren Lande entsprang. Schon der Buddhismus muß mächtig auf

ihn eingewirkt haben. Ihm verdankt er den besten Teil seiner Ethik: die Lehre von der Duldung feindlichen Unrechts, von dem Glück der Armut, der Geduld, das Verbot der religiösen Prunksucht, der Gier nach irdischen Gütern, des Zorns, der Tötung lebender Wesen bis hinab zu den Niedrigsten, des Haftens am Irdischen überhaupt.

Der Buddhismus war jedoch atheistisch. Er hatte die Vorstellung von dem das Weltgeschehen bildenden Handeln des Menschen, dem Karman, übernommen. Weder eine gute noch böse Tat kann ohne Frucht bleiben. Darum sagt auch Sadi – es klingt sein Wort wie die Übersetzung aus einem buddhistischen Texte –:

Tu' Gut's und wirf es in den Tigris nieder.
Gott läßt dich's finden in der Wüste wieder.

In der einsamen Todeszelle ist das gute Werk des Menschen Gefährte. Es erleuchtet die Nacht seines Grabes. Selbst die kleinste Missetat wird am Auferstehungstage gesühnt. — Erst sehr spät ist die Gottes- und Auferstehungsidee in diesen Vorstellungskreis von der automatischen Wirkung der Tat eingedrungen. Auch sie ist im semitischen Orient nicht originär gewesen. Eine Sekte, die Bhâgavatâs, haben in Indien schon lange vor Christi Zeit den Gott der Liebe angebetet. In ihn sich zu versenken, ihn in den Wundern der Natur, vor allem aber im menschlichen Herzen wiederzufinden, um seinetwillen die Welt zu vergessen, mit ihm im ekstatischen Rausche eins zu werden, war ihr Streben. — Alle diese Ideen finden sich im Sûfismus wieder, der, wie so vieles, wie namentlich auch die persische Märchen- und Sagenwelt, in innigster Wechselbeziehung mit Indien gestanden hat. Angesichts der Intoleranz des Islam war es ihm nicht leicht, sich mit diesem abzufinden. Es gelang ihm, indem er etwa nach Art unserer Logenverbände vorging. Im ersten Grade macht der Jünger noch das ganze Ritual des Moslems, die Abwaschungen und Gebete, mit, hält fest an Korân und Überlieferung und sieht Gott außerhalb der Sphäre des eigenen Ichs; im zweiten Grade entäußert er sich der Religionsübungen nach und nach; was früher außerhalb existierte, lernt er nun in sich selbst fassen. Er liest bereits die kanonischen Schriften, namentlich Hâfiz und Dschalâl-uddîn-Rûmi, und betreibt die Askese, die ihn zur Mystik führt. Sie stellt ihm Gott als Mundschenken, der den Weinbecher der Liebe reicht, sich selber als Geliebten dar. Damit eröffnet sich dem Schüler die mystische Erotik, welche ein Mittelpunkt der ganzen Dichtungswelt von Sadi, Hâfiz und anderen Genies war. Sie alle waren Dichter der Liebe, aber in ganz anderem Sinne, als wir Abendländer es voraussetzen könnten. Das stereotype Bild des Liebenden und des Geliebten ist jener Kulturwelt entsprungen, welche die Frau aufs strengste im Hause zurückhält und sie erst nach Abschluß der Ehe dem Manne zum ersten Male zuführt. Da konnten Liebesneigungen zwischen den verschiedenen Geschlechtern nicht aufkommen. So entspinnen sie sich denn zwischen Mann und Jüngling. Sie brauchen nicht ins Gemeine auszuarten. Wo ein Gelehrter, ein Richter sich in dieser Hinsicht vergaß, wurde er aufs schwerste bestraft. Selbst den Verdacht unlauteren Verhaltens sollte man meiden. Die Herzensneigung als solche aber

konnte nicht eingedämmt werden, und man schämte sich ihrer nicht. — Sie wurde nun unmittelbar auf Gott übertragen. Der künstlerisch vollendetste Teil von Sadis Divân (seinen „gesammelten Werken"), seine Gazêlen nämlich, geben in einem Abschnitt Liebesgedichte, die — so fremdartig die persische Dichtersitte, die himmlische Liebe mit irdischen Farben zu schildern, uns oft erscheinen mag — doch ihrem wahren Sinne nach fast durchgängig die mystische Liebe zu Gott zum Gegenstande haben. Auf die okzidentalen Analogien von Christus als himmlischem Bräutigam sei hier nur flüchtig hingewiesen. Orient und Okzident reichen sich, wenn irgendwo, so hier die Hand — hier in den Offenbarungen des zweiten Grades der sûfischen Lehre, in dem der Andächtige als Schmetterling um Gott, die heilige Lampe, kreist — das von Goethe aus Dschalâl-uddîn-Rûmî und Hâfiz entlehnte Bild der persischen Mystik. — Im dritten Grade endlich erreicht der Sûfist die Gewißheit. Er hat jetzt Gott in sich selbst gefunden, er weiß sich als einen Teil der Gottheit, ja Gott selbst. Solche Gedanken und Empfindungen zu vermitteln, diene das folgende Gedicht:

Gnosis.

Der Meister spricht zum Neophyten:

Suchst den All-Einen du, tritt aus des Körpers Schranke,
Verliere dich im Raum als strebender Gedanke.
Nicht sei dir Maß noch Zeit, dein Wollen zu begrenzen.
Mit der Plejaden Schwarm magst du das Haupt dir kränzen.
Zu jenem Urgeist flieh, der einstens Leben weckte,
Da tiefer Schlaf und Nacht das Geisterheer noch deckte.
Dein ist der Schöpfungstag! Die ewigen Gewalten,
Zur Harmonie des Alls ließt du sie sich gestalten.
Du hast dem Wind den Lauf, dem Feuer Glanz und Leben,
Dem Wasser seine Kraft, der Erde Ruh gegeben.
Ihr heil'ges Lichtgewand die ew'ge Vierheit spinnt.
Du fragst: für welchen Leib? — Der Leib bist du, mein Kind.
Das Herz der Schöpfung du, das Blut in ihren Adern,
Der Lebenssaft im Baum, Erz in des Felsens Quadern.
Du warst, du bist, wirst sein. Dir war im Kinde Leben,
Im Jüngling Mut und Kraft, im Manne Geist gegeben.
Du stirbst, du lebst aufs neu, du bist in allen Dingen;
Nicht türmen Schranken sich für der Erkenntnis Schwingen.
Wenn du der Wesen Zahl durchdrangst mit Geisteskraft,
Erkanntest ihre Zeit, ihr Maß und Eigenschaft,
Wenn du in ihnen starbst, wie du in ihnen lebtest,
Und neuerzeugt der Gruft zu neuem Sein entschwebtest,
Allewig unbegrenzt — so wirst du Gott genannt;
Und, glaube mir, von Gott allein wird Gott erkannt.[1]) (N.)

[1]) Diese Wiedergabe altorientalischer Ideen (weniger: Worte) stammt, wie alle folgenden, die ich mit (N) bezeichnet habe, von mir her. Wenn ich über die Notwendigkeit, sie zu liefern, ein Wort sprechen dürfte, so müßte es etwa folgendes enthalten: Meiner Bewunderung Rückerts habe ich

Die Versenkung in das höchste Wesen überhebt den Sûfi der Möglichkeit, zu sündigen. Alle Unterschiede äußerer und innerer Art, also auch der Religionen, fallen weg. Die Askese hört gewöhnlich auf. Es ist dies jene höchste Stufe der Erkenntnis, in der es nur noch eins, kein zweites gibt. Gott ist jetzt „das Licht des Lichts", der Sûfi „zum Licht erhoben", „mit dem Lichte vereint". — Auch gewisse Äußerlichkeiten der Kleidung und Haartracht scheiden den Sûfi von dem Rechtgläubigen. — Es ist klar, daß Sadi, wie später Hâfiz, in dieser ethisch hochstehenden Lehre eine größere Befriedigung als in der philisterhaften Rechtgläubigkeit des korrekten Moslems finden konnte. So müssen wir ihn uns denn im Derwischgewande wandernd denken. Auf die Lehr- folgten die Wanderjahre, die bis hinein in des Dichters Greisenalter dauerten, ihn über die verschiedensten Gebiete des Orients führten, nicht weniger als 16 Sprachen so vortrefflich lehrten, daß er in ihnen Gedichte machen konnte und, wenn wir seinem Biographen glauben dürfen, allein von Schirâz nach Mekka auf frommem Pilgerweg 14 mal wandern hießen. Aber auch nach Rûm, Mauretanien, Großarmenien und Kurdistân kam er; in Kleinasien, Syrien, Palästina, Arabien, Indien hielt er sich jahrelang auf. — Er selbst lehrt uns am besten die Vorteile des Reisens kennen, indem er in einem fingierten Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn den letzteren sagen läßt: „O Vater! Die Vorteile des Reisens sind mannigfaltig: das Gemüt erheitert sich und die Einsicht erweitert sich; man sieht Merkwürdiges und hört Denkwürdiges; in Städten unterhält man sich und unter Freunden erzählt man sich; man gewinnt Rang und Anstand und vermehrt Gut und Wohlstand; mit neuen Bekannten lernt man sich verbinden und in die Wechsel der Zeiten lernt man sich finden." — „Mein Sohn," antwortete der Vater, „die Vorteile des Reisens, wie du sie auseinandergesetzt hast, sind freilich unzählig, aber nur für fünf Menschenklassen: erstens für den reichen Kaufmann,

bereits Ausdruck gegeben. Was er und andere in ihren Übertragungen uns geliefert haben, sind möglichst wörtliche, allerdings meist gereimte Übersetzungen, die angesichts der Fremdartigkeit ihres kulturellen und religiösen Gehalts nur dem Gelehrten verständlich sein konnten, der auch in das Sprachliche eingeweiht war — für diesen aber eigentlich überflüssig sind. Ich meinerseits erstrebte eine Wiedergabe des Allgemein-Menschlichen in anziehender Form. Meist versuchte ich mich an das Original (Sadis Bostân) zu halten. Einige Male, wo es galt, Einzelheiten aus einem gleichgültigeren Zusammenhange zu lösen, mußte ich freier verfahren, um den obwaltenden Stimmungsmomenten, die in der Kunst ja doch die Seele sind, gerecht zu werden. — Aus der vorhandenen Literatur sind nur wenige, belanglose Versionen entnommen. Ich erwähne:

Mosliheddin Sadis Lustgarten (Boston); aus dem Persischen übersetzt von Dr. K. H. Graf. Jena 1850.

Mosliheddin Sadis Rosengarten; übersetzt von K. H. Graf. Leipzig 1846.

Sadis politische Gedichte; übersetzt von Fr. Rückert, herausgegeben von E. A. Bayer. Berlin 1894.

Sadis Bostan; übersetzt von Fr. Rückert. Leipzig 1882.

Musliheddin Sadis Aphorismen und Sinngedichte; herausgegeben und übersetzt von W. Bacher. Straßburg 1879.

Das obige Gedicht, welches, wie ich glaube, die Lehre vom All-Einen zutreffend wiedergibt, ist Motiven zu verdanken, die sich bei Reitzenstein, Iranisches Erlösungsmysterium, Bonn 1921, S. 166 finden.

denn der Reiche ist nicht im Gebirge, ist in der Wüste nicht ein Fremder, denn überall hat er sein Lager, sein Zelt ist immer ausgespannt; zweitens für den Gelehrten, dem man, wohin er auch geht, bemüht ist, wegen seines lieblichen Gespräches, wegen der Kraft seiner Beredsamkeit und des Schatzes seiner Wohlredenheit, Dienste zu erzeigen und Ehre zu erweisen; drittens für den Schöngestalteten, zu dessen Umgang sich das Herz der Einsichtvollen neigt;

‚Überall wird sich der Schöne achtungsvoll empfangen sehen,
Wenn ihn auch im Zorn der Vater und die Mutter von sich stießen.
Ein Sohn, der Liebreiz hat, der sorge nicht für morgen.
Wenn ihn sein Vater auch verläßt, er ist geborgen.‘

viertens für den, der eine schöne Stimme hat, der mit davidischer Kehle das Wasser im Laufe und die Vögel im Fluge aufhält, denn durch den Besitz dieses Vorzugs nimmt er das Herz der Menschen gefangen, und die mit Kunstsinn Begabten sehnen sich nach seiner Genossenschaft; fünftens für den Handwerksmann, der durch seiner Arme Arbeit sich den Lebensunterhalt erwirbt und nicht um des Brotes willen seine Ehre beflecken muß.“

Schlummert nicht ein Stück des echten Orients in diesen wenigen köstlichen Zeilen? Schon die Form: jene zweifellos ebenfalls aus Indien entlehnte Mischung von Prosa und Poesie, eine reimende Kunstprosa, durchsetzt von improvisierten oder überlieferten Versen. Sodann der Gehalt: der von Bazâr zu Bazâr ziehende, karawanenführende Großkaufmann; der arme Handwerker, der zu stolz ist zu betteln — eine von Sadi häufig eingeschärfte Tugend.

Sadi ist auch hier mit gutem Beispiel vorangegangen, denn er hat sich in Syrien und Palästina, um nicht betteln zu müssen, als Wasserträger durchgeschlagen. — Auch der Gelehrte soll wandern. Er wird überall geehrt, denn seine Koränkenntnis und seine Lebensweisheit, seine improvisatorischen Talente öffnen alle Pforten; und schließlich viertens und fünftens der Jüngling mit hübschem Gesicht und schöner Stimme. — Nicht ohne Neid können wir, nebenbei bemerkt, jener Zeiten gedenken, da Verstand, Talent und Schönheit nebst ehrlicher Arbeit auch ohne Streikrecht sich die Wege bahnten! — Nun, Sadi wanderte also jahrzehntelang. Daß nur diese Reisen ihm den Schatz an Weisheit mitteilten, um dessenwillen er im Leben aufs höchste geehrt, in der Tradition fast über das Menschenmaß hinaus gepriesen wurde, ist selbstverständlich. Aus seinen Werken spricht jene Weltklugheit, die den „Rosengarten“ zu einer Art weltlicher Bibel machte.

In unruhige Zeiten fielen seine Reisen. Die alten Herrscherdynastien waren längst durch das islamitische Regiment abgelöst worden; dieses wurde durch mongolische Eroberungszüge schwer bedroht und teilweise beiseite geschafft. Aber auch die Reste der fränkischen Kreuzfahrer und ihrer Begleiter schufen Unruhe und Not. In ihre Hände fiel der Dichter als Gefangener. In Tripolis mußte er Erdarbeiten verrichten.

Ein vornehmer Mann aus Haleb, mit dem er von früher her bekannt gewesen war, traf den Unglücklichen, der in der Wüste von Jerusalem gefangen genommen

war, und kaufte ihn für zehn Dinâre los. Doch kam Sadi dadurch vom Regen in die Traufe, denn er wurde von seinem Wohltäter in dessen Heimat mitgenommen und mußte seine Tochter heiraten. Zwar bekam er 100 Dinâre als Hochzeitsgabe, aber auch ein überaus zänkisches Weib, das ihm sein Leben gänzlich verbitterte. — Unter solchen Umständen versteht man die Richtigkeit des Spruchs zu würdigen, mit dem er dem schwiegerelterlichen Hause den Rücken kehrte:

Verreisen ist ein Fest für einen Ehemann,
Der ein unholdes Weib in seinem Haus gewann.

Um aber auch dieser Xanthippe gerecht zu werden, müssen wir mutmaßen, daß Sadi damals schon viel zu sehr Derwisch war, um ein guter Familienvater sein zu können. Nur schwer konnte er die Ehefesseln ertragen.

Wenn dich Familienbande fest umstricken,
So darf dein Geist nicht mehr nach Freiheit blicken:
Die Sorg um Kinder, Kleider, Nahrung, Geld,
Zieht dich zurück vom Weg zur Geisterwelt.
Den ganzen Tag hab' ich mir vorbedacht,
Mit Gott nur umzugehn im Lauf der Nacht.
Allein beim Beten kann ich nicht vergessen:
„Was werden meine Kinder morgen essen?"

Daß er es mit dieser Sorge recht ernst nahm, lehrt auch der überraschende Bericht, nach dem er seinen Sohn zum Begleiter auf den ferneren Wanderungen bestimmte. Eine furchtbare Tragik schwebte über *seinem*, wie über fast aller ungewöhnlichen Menschen Schicksal: das Kind wurde ihm zu Sana in Südarabien durch den Tod entrissen.

Am Grabe meines Kindes.

Zu Sana einst mein Kind der Tod entseelte.
Wer kann mir sagen, was mich damals quälte?
Ach, wer hat Josephs Schönheitsbild errungen,
Den Jonas — gleich der Grabfisch nicht verschlungen?
Im Lebensgarten hob kein Baum sein Haupt,
Vom Todesschmuck der Wurzel unberaubt.
Staub, staunest du, daß Rosen dir entstiegen,
Da so viel Röslein in dir schlafend liegen?
Zum Herzen sprach ich: „Alter Mann, schlaf ein!
In Sünden stirbt der Greis. Das Kind stirbt rein."
In meines Kummers bitterster Beschwerde
Warf auf den toten Leib ich Grabeserde.
Am Schreckensort der Schmerz mein Herz zerreißt.
Die Wange bleicht. Es schwindet mir der Geist.
Doch als ich wieder zu mir selber kam,
Von meinem Liebling ich das Wort vernahm:
„Ob auch dich Kummer preßt, du guter, reiner,
Beherrsche dich, sei der Vernünft'gen einer."
Drum soll dir Tag die Nacht des Grabes sein,
So leuchte mit der Fackel *Tat* hinein. (R.)

Ein Schleier der Schwermut, der über seinen Dichtungen liegt, ist zweifellos durch persönliche Lebenserfahrungen zum mindesten verdichtet worden. Andererseits genoß Sadi in jungen Jahren hohen Ruhm. Überall wurde er, wo sein Name bekannt war, mit Ehrfurcht empfangen und gastlich bewirtet. Seine Lebensweisheit näherte ihn den Mächtigen dieser Welt. Sein Derwischkleid schützte ihn vor deren Übergriffen. So kam es, daß er türkischen wie mongolischen Oberhäuptern dienen und in vorgeschrittenem Alter beiden Rat erteilen konnte. Es ist mir ganz unverständlich, wie man ihm deshalb den Vorwurf der Gesinnungslosigkeit machen konnte. Die mongolische Dynastie war nicht anders als die der Atabegs oder umgekehrt zum Throne gekommen: nämlich durch Usurpation. Das Legitimitätsprinzip herrschte in den orientalischen Staaten überhaupt nicht. Wer die Macht hatte, hatte das Recht, und zwar von Gott. Ihm mußte der Untertan gehorchen. Sadi unterwarf sich dem Herrscher in jenem Grade, in dem seine Veranlagung ihn dazu befähigte. Wenn irgend etwas, so ist es die freiheitliche Auffassung der Königsgewalt, die ihn hoch über das orientalische Durchschnittsniveau erhob. — Die friedliche Regierung Abu Bekr Sads über Fars hatte Schirâz, dessen Hauptstadt, zu neuer Blüte gebracht. Wie glücklich mochte der Greis sein, der Heimatstadt seine Schritte von neuem zulenken zu können. Nicht lange, und ihn verband mit seinem Fürsten das innigste Verhältnis, das er bis zum Tode des Regenten hochhielt. Er sollte noch das Aussterben der Atabegen-Dynastie und die Thronbesteigung des Mongolenfürsten erleben, dem er, gestützt auf seine ungeheure Autorität, kalt, aber wirkungsvoll gegenüberzutreten verstand. Abu Bekr aber war es, dem er die beiden großen Werke gewidmet hatte, die seinen Ruhm steigerten: im Jahre 1257 wurde der Bostan oder Fruchtgarten, im Jahre 1258 der Gulistan oder Rosengarten vollendet; später folgte der „Fürstenspiegel" oder Sâhibnâmâh, und erst 50 Jahre nach seinem Tode erschien sein „Buch des Rats" oder pând-nâmâh. Eine große Anzahl von Gazêlen, politischen Gedichten und kleineren Literaturerzeugnissen muß hier außer Betracht bleiben. — Wir wohnen in dieser eifrigen künstlerischen Produktion dem anziehenden und höchst überraschenden Schauspiel bei, das ein großes Talent gewährt, welches die gesamten Jahre der vollen, ja der langsam sich vermindernden Kraft in den Dienst der bloßen Vorbereitung künstlerischen Schaffens stellt, um im spätesten Alter die gepflückten Weisheitsähren sammeln und verteilen zu können. — Fast bis zum Tode ist dem Dichter seine schöpferische Kraft erhalten geblieben. Als 99jähriger Greis verließ er diese Erde.

Ein Kind seiner Zeit, ein echter Moslem und doch als Sûfi frei von dem islamitischen Glaubenszwang, ein Sûfi und doch trotz strenger Lebensanschauung bis zum höchsten Alter den harmlosen Genüssen dieser Erde, dem Wein und guten Speisen, der Natur und Geselligkeit, nicht abgeneigt, klug und lebenserfahren im profanen wie religiösen Sinne, ein vollendeter Meister des künstlerischen Stils und gelehrten Bildungsinhalts seiner Zeit, war und ist er einer der Besten seines Volkes. Noch heute ist seine Volkstümlichkeit in Persien weit größer als bei uns die Goethes oder Schillers, weil die Bildungsunterschiede unter den Orientalen geringer sind als

unter den Völkern Europas. — Seine, so oft an die Fürsten gerichtete Ermahnung, vor allem Ehre, guten Namen, zu sammeln, weil sie das Einzige seien, was den Menschen überlebt, ging an ihm selbst in Erfüllung. Schon für seinen 200 Jahre später lebenden Biographen Daulet-schâh war er eine fast legendäre Persönlichkeit, deren Verse in einer Traumoffenbarung den ein Jahr lang fortgesetzten Lobgesängen und Hallelujas der Engel gleichgeachtet werden. Hier hören wir die herrliche Strophe, welche die Wunder Gottes in der Natur und im Menschenleben aufmerksam zu beobachten rät:

Betrachte jeden Baum und merke:
An jedem Baum ist jedes Blatt
Ein Zeichen, drein der Herr der Stärke
Der Schöpfung Sinn geschrieben hat. (Hammer.)

Das heutige Persien konnte seine gänzliche Verkommenheit nicht besser zeigen, als indem es die Werke Sadis unbearbeitet, und des Dichters einstmals hochgeehrtes, 2 km nördlich von Schirâz befindliches Grab verfallen und verwahrlost werden ließ.

Welche Stellung nimmt Sadi in der persischen Literaturgeschichte ein? — Sein großer Vorgänger, Firdôsi, hatte in einem gewaltigen Epos die alte Heldentradition zu erhalten gesucht. Mit dem Verlust der nationalen Freiheit aber war das Verständnis für sie geschwunden. Der Islâm unterjochte auch die Kunst und entwürdigte sie zur Anekdötchenerzählerei mit moralischem Beigeschmack. Wenn ein Geist wie Sadi seinem Volk und seiner Zeit nichts von Belang entnehmen kann und deshalb auf Wanderschaften sein Leben verbringt, so ist dies für jene Nation ein sicheres Verfallssymptom. — Sadi war Didaktiker und mußte es sein. Die alte Heldensage diente ihm nur noch zu Moralbetrachtungen. Der Dichter in seinem Sinne war Erzieher von Königen und Völkern. Der greise Scheich erzog den jüngeren Schah. „Jünglinge, die verständig sind, hören auf den Rat der Greise; Jünglinge erobern Land und Leute mit der Hand, Greise mit dem Verstand." — Dieser didaktischen Richtung entspricht die Form von Sadis Werken: die Kapiteleinteilung ist nicht streng innegehalten, wenngleich auch sie nur Allgemeinbegriffe gibt und keinen zusammenhängenden Text vermuten läßt. So besteht der „Rosengarten" aus acht „Eingangspforten", betitelt: „I. Von den Königen und dem Hofleben. II. Von den Gesinnungen der Derwische. III. Von dem Wert der Genügsamkeit. IV. Von den Vorteilen des Stillschweigens. V. Von der Liebe und der Jugend. VI. Von der Schwäche und dem Alter. VII. Von dem Einflusse der Erziehung. VIII. Von dem guten Betragen im Umgange." — Die Form ist eine Mischung von Metrik und Kunstprosa. Von dem Inhalt habe ich eine kleine Probe gegeben. Er ist teilweise etwas spießbürgerlich, gut dem Alltagsleben angepaßt, und steht deshalb dem des nur um ein Jahr früher erschienenen „Fruchtgartens" an Wert nicht gleich, ist aber aus eben diesem Grunde um so populärer. Letzterer, der „Bostan", zerfällt in neun Kapitel, die der Reihe nach handeln von: Gerechtigkeit und gutem Regiment, Wohltätigkeit, Liebesrausch und Schwärmerei, Demut, Ergebung in Gott, Genügsamkeit, Zucht und Lehre, Dank an Gott, Buße und Bekehrung. — Dieses Werk ist in einem

der persischen Sprache sehr gut angepaßten Metrum ohne zwischengestreute Prosastellen verfaßt. Es erhebt sich als Ganzes hoch über alle anderen Werke seines Schöpfers und seiner landsmännischen Rivalen. Mit gewaltigem religiösen Ernst, der sich ebenso unerbittlich scharf gegen sich selbst als gegen den Landesfürsten und dessen Untertanen wendet, verbindet sein Schöpfer einen liebevoll scharfen Blick für alle Erscheinungen des Weltgeschehens. Obgleich an die strenge Form seines Metrums gebannt, versteht er es, dem Liebesscherz und der Unschuld der kindlichen Rede eine ebenso vollendete Gestalt zu verleihen als dem Schwunge der religiösen Begeisterung und der grübelnden Reflexion des tiefbetrübten Herzens. Mit gleicher Feinheit und Gewandtheit vermag er es, den Fürsten wie den Bettler darzustellen. Für die weichsten Regungen des weiblichen Herzens bringt er das gleiche Verständnis mit wie für den kriegerischen Zorn des Fürsten. Bisweilen erhebt sich die Sprache zu himmelstürmendem Schwunge. So ist denn der Bostân tatsächlich ein Garten voll saftigster, köstlicher Früchte.

Von diesen meine Leser kosten zu lassen, muß mein Bemühen sein. Daß sich dem Vermittler zwischen Orient und Okzident ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten entgegenstellen, kann nicht bezweifelt werden. Die äußere Form, das sich stets gleichbleibende, in der deutschen Sprache äußerst eintönig wirkende Metrum, mußte zugunsten des Gehalts zerstört werden, den ich stets hervorzukehren versuchte. Sehr vieles, dem Morgenländer entscheidend Wichtige, ließ sich überhaupt nicht wiedergeben. —

Im folgenden gebe ich zunächst ein paar Sentenzen, dann wenige Einzelheiten nicht religiösen Inhalts.

Si vis pacem para bellum!

Nicht fruchtet Klage, wenn des Ölbaums heil'ger Stamm gefällt,
Und Torheit ist es, so der Wasserflut Verheerungszug
Vernichtend, allgewaltig, Wog' um Woge wälzt,
Den Damm zu bauen für der Acker und Bewohner Schutz.
Drum listig-kühn, sorgsamen Vorbedachts, o Völkerfürst,
Mit tausend Händen still gelenkter Schaffensfreudigkeit
In Friedenstagen emsig schmiede Waff' auf Waffe uns! (N.)

Wer immer strebend sich bemüht ...

Nacht und Tag begrenzen, o Mensch, dein vergängliches Dasein:
Über dir lockendes Licht, unter dir gierige Nacht.
Strebe! Den steigenden Flug beneiden des Ewigen Boten.
Müßig die Flügel gesenkt, frißt dich im Staube der Wurm. (N.)

Was du ererbt von deinen Vätern hast ...

Will du deines Vaters Erbe, lerne deines Vaters Wissen,
Denn des Vaters Reichtum kannst du nach zehn Tagen schon vermissen.

Ratschlag zur Außenpolitik

(nicht von Bethmann-Hollweg gegeben)

Wenn auch zwei Feinde keine Macht besitzen,
Nicht gut ist's, sorglos zwischen ihnen sitzen.
Denn treten insgeheim sie in Verband,
So wird doch mächtig ihre schwache Hand.
Den Einen halte listig dir beiseite,
Und ausgerottet werd' indes der Zweite.

Männerstolz vor Fürstenthronen.

(Ein Derwisch läßt einem Könige, der sich über Mangel an Respektsbezeugungen beklagt, sagen:)

„Erwarte Ehrenbezeugung von dem, der von dir Gunstbezeugung erwartet, und wisse übrigens, daß die Könige da sind, um über die Untertanen zu wachen, nicht die Untertanen, um den Königen den Hof zu machen."

König und Untertan.

Geh und nimm dich in Huld des armen Volkes an,
Denn seine Krone trägt der Fürst vom Untertan.

Da Gott es ist, der Thron und Reich verleiht,
Ist, wer ihn inne hat, durch Gott geweiht.
Er sei vom Volk als Herrscher anerkannt,
Und alles sei an seinen Dienst gebannt.

Ein Fürst befehle nicht und herrsche nicht im Reich,
Der nicht als Knecht vollzieht die göttlichen Befehle.

Als Stichprobe kraftvoller Schilderungen von Naturwesen gebe ich die Beschreibung eines edlen arabischen Pferdes. Es ist dies

Das Roß des Hâtem Tai.

Ein Donner sein Schnauben, ein Sturmwind sein Schritt.
Es eilte am Blitze vorüber sein Tritt.
Ein Tau floß sein Geifer auf Berge und Flur.
Ein Donnergewölk, scheint's, von dannen dir fuhr.
Ein Gießbach, sein Schritt das Gefilde zerteilt.
Dem Sturm wie dem Staube vorüber er eilt. (N.)

Gelegenheitsdichtungen wechseln in Sadis Werken mit Betrachtungen ab. Die Fähigkeit des Weisen, der scheinbar unwichtigen Einzelheit der Natur und des Lebens den ewigen Gehalt abzugewinnen, ist bei unserem Dichter in vollendetem Maße entwickelt. Gemütstiefe tritt bei ihm überall hervor, wo er das gibt, was im Laufe seines Lebens das eigene Gemüt tief erregt hat. Als Beispiel gebe ich die Schilderung vom Tode seines erlauchten Gönners, den, kaum zur Regentschaft gekommen, der Tod traf, als man seine Huldigung erst vorbereitet hatte. (Hier verändere ich Rückerts Verse:)

Der Tod Abu Bekr Sad's.

Die Großen harren, Aug und Herz im Bunde.
Die Edlen alle zählen Zeit und Stunde.
Gestreut wird Perlensaat vom Sklavenschwarme,
Der Mägde Schaar prunkt mit bemaltem Arme.
Hoch schwebt die Mondstandarte ob dem Trosse.
Der Führer Schar prangt auf arab'schem Rosse,
Daß Abu Bekr Sad sie, den Gerechten,
Den großen Schah, zum Schahpalaste brächten,
Des Harems Frau'n auf dem Altan sich freuen,
Juwelen in den Hauptschmuck ihm zu streuen.
Die Erde ruft: „Ihr Kinder mein, jauchzt auf!"
„Zum Staube nieder", spricht der Himmel drauf.
Hoch stieg der trügerischen Hoffnung Flug.
Wen bringen sie? Des Königs Leichenzug.
Jetzt schmückt nur Staub das Haar der Königsfrau'n.
Nur Stroh ist als ihr Kopfschmuck jetzt zu schau'n.
Auch unser Herz zehrt fast der Kummer auf.
Drum lassen wir der Klage ihren Lauf.
Vereint mit uns euch jetzt in stillem Weinen.
Wir Armen sind verwaist — wir, einst die Seinen!
Und doch, zerreißet nicht euch das Gewand,
Denn Menschenschicksal liegt in Gottes Hand.

Der im letzten Verse ausgesprochene Trost ist im Sinne einer fatalistischen Weltauffassung zu verstehen, die ihrer Naturanlage nach pessimistisch sein muß. — Sollten die vorausgegangenen kleinen Proben der Muse unseres Dichters dazu dienen, ihn als Weisen zu zeigen, dem „scharfer Blick, die Welt zu schauen" eigentümlich war — eine Fähigkeit, die namentlich auch seine im Naturgefühl sich ergehende Lyrik im hohen Maße verrät —, so mögen einige folgende Einzelheiten dazu dienen, den eigentlichen Stimmungs- und Gefühlsgehalt seiner Schöpfungen wiederzugeben. Sanfte Schwermut, Geringschätzung der zeitlichen gegen die ewigen Güter, der sehr häufige Hinweis auf den Tod — das sind die hier hervortretenden, teilweise Anlässen des Tages entwachsenen Momente.

Des Führers Töchterlein.

Ein Morgenwind am Wüstenboden gleitet
In Sprüngen hin und türmt in seinem Lauf
Der Karawane, die er überbreitet,
Den Reisestaub in schwarzen Schwaden auf.

Die Dromedare seh' ich schnauben, stöhnen,
Und widerwillig tragen ihre Last.
Besorgnis hat in lauten Sturmes Dröhnen
Der Wüste Sohn, den Führer, selbst erfaßt.

Bald schaut er, wie vom Opferrauch geblendet,
Geschwärzt sein Antlitz, auf die trockne Flur.
Bald spät er, scheuen Blicks, zurückgewendet
Auf seinen Zug, das ihm vertraute Gut.

Sein Töchterlein, das eben erst empfangen
Den Schleier hat, nimmt ihn vom Kopfe ab,
Und wehrt mit ihm von Vaters Kopf und Wangen
Das sand'ge Sargtuch aus der Wüste Grab.

Des Kindes Zärtlichkeit scheint zu erfreuen
Den Mann. Er lacht: „der Wind in seinem Lauf
Wird Staub um Staub aufs graue Haar mir streuen.
Drum, Töchterchen, gib dein Bemühen auf.

„Hat nicht die Sorge längst schon überflogen
Dies nackte Haupt? Das Alter es bestaubt?
Der Kummer diese Stirne überzogen?
Die eitle Luft die Sehkraft mir geraubt?

Sinkt nicht zur Erde hin mein greises Leben?
Die Wüste war mir Mutter, ist mir Grab.
Mit Staub wird sie die Augen mir verkleben,
Und keine Hand wischt diesen Staub mir ab." (N.)

Vom Abschiednehmen.

Ein Greis sang jüngst zur Laute
Schwermütiger Weise Sinn —
Fern zog der Klang, der traute,
Das alte Herz mir hin —:

„Noch oft erblüht im Garten
Der Rose Flammenpracht,
Und Liebende erwarten
Des Lenzes Zaubermacht.

„Der Mai in Blütenzweigen
Führt Juni und August,
Des Jahres ew'gen Reigen
Beschwingt des Weinstocks Luft.

„Doch andere Augen grüßen
Der Matten saft'ges Grün,
Und andre Lippen küssen
Bei dunkler Rosen Blüh'n." (N.)

Diese nur scheinbar moderne Sentimentalität ist auf dem Boden der des Dichters gesamtes Denken und Schaffen durchdringenden Religiosität erwachsen. Ihrem rein muslimischen Gepräge entsprechend, macht sie den Menschen durch seine Sündenschuld zum rechtlosen Sklaven Gottes. Gerade der sittlich Hochstehende wird am schwersten von seiner Sündenqual heimgesucht.

Der wandernde Gottsucher.

Ein junger Mann voll Adel und Verstand
Kam übers Meer zum fernen Griechenland.
Dort luden sie zum Tempeldienst ihn ein,
Denn er schien fromm und tugendsam zu sein.
Einst rief der Gläubgen Prior ihn herbei:
„Mach' Gottes Haus von Staub und Flecken frei." —
Der Wanderer vernahm es — und verschwand.
Nicht hat zurück er seinen Schritt gewandt.
Der Prior und die Brüder wundern sich:
„Zum Dienst nicht Liebe zeigt er sicherlich."
Ein Tempeldiener fand ihn nächsten Tags:
„Verirrter Tor, was ist geschehen, sag's?
Weißt du nicht, gottvergess'ner junger Mann:
Erst klein, dann groß — so schreiten wir hinan?"
Da bricht er aus in Tränen heiß und hell:
„Freund meiner Seele, trautester Gesell!
Nicht Staub sah ich, sah keinen Flecken dort,
Befleckt war ich, nur ich, am heiligen Ort.
Drum floh zurück ich eilig, ohne Scheu,
Daß rein von Flecken Gottes Wohnung sei." (N.)

Schließlich bringe ich eine ziemlich sinn- und wortgetreue, wenngleich etwas verkürzte Wiedergabe des den „Fruchtgarten" eröffnenden Preises Allahs. Auch hier ist der Verfasser noch ein gläubiger Moslem, dem Gott sich weniger im menschlichen Herzen als in der Natur offenbart, in der er als unbeschränkter, aber zugleich gnädiger Monarch herrscht — ein gesteigertes Abbild der machtvollen Dynasten jener Zeit.

Lob Allahs.

Dem Namen Gott's, des Herrn der Seele, Preis!
Der Weisheit Wort entstand auf sein Geheiß.
Dem Güt'gen Preis, dem Hilfe-Spendenden,
Dem Schuld-Vergebenden, dem Reu-Vollendenden!
Der Padischahe Haupt, das stolz sich hebt,
Vor seinem Thronsitz zagend niederbebt.
Nicht mag sein Zorn den Schuld'gen schnell ereilen.
Dem Reuigen verneint er nicht das Weilen,
Und sann er auch dem Übeltäter Fluch,
Schreibt seine Reue er ins ew'ge Buch.
Im Meere seines Wissens beide Welten
Nicht mehr als einen einz'gen Tropfen gelten.
Beginnt ein Sohn mit seinem Vater Streit,
Trifft ihn gewiß des schwersten Zornes Leid,
Und wenn ein Knecht des Herren Wort nicht hört,
Ist dessen Gunst ihm wahrlich nicht beschert.
Doch schließest — Herr der Höh'n und Tiefen — du
Verstockten nicht die Gnadenpforte zu.

Ein Tisch für alle ist der Erde Plan,
Und Freund wie Feind nimmst du als Gäste an.
Was ist's, das nicht zu seinen Füßen liege,
Der Mensch, die Schlange, Vogel oder Fliege?
Nur ihm ist höchsten Stolzes Schmuck gespendet.
Sein Reich ist alt und seine Macht vollendet.
Des Glückes Krone setzt aufs Haupt er diesem,
Und jenem wird im Staub sein Thron gewiesen.
Der Herrschaft Stirnband schmückt die Schläfe dir,
Des Unglücks Bettelkleid die Schultern mir.
Zieht Gott sein Richtschwert mit des Rächers Miene,
Erzittern bleich und stumm die Cherubine,
Doch spendet er vom Tisch der Gnade Heil,
Spricht selbst der Teufel: „Ich empfing mein Teil."
Ins ferne Reich des Nichtseins dringt sein Sinn
Zu unaussprechbaren Mysterien hin.
Der Uralt-Weise, Edle, schrieb dem Weib
Mit Schicksals Schreibrohr in den Mutterleib.
Von Ost zu West läßt Sonn' und Mond er schreiten,
Sich in das All mit lichtem Glanz verbreiten.
Im Fieberkrampf erschüttert er die Erde,
Daß eingedenk sie ihrer Schwäche werde;
Und doch — an ihrem weiten Grenzesrain
Der Berge mächt'gen Zeltpflock grub er ein.
Aus Samen schafft er Wuchs, der Perle gleich.
Kam je Gestaltung aus des Wassers Reich?
Rubin, Türkis legt er in Steines Grund,
Rubinesros' in türkisfarbnen Schlund,
Aus Wolken Tröpfchen in das Meer, so groß,
Vom Rückgrat Tropfen in den Mutterschoß.
Aus jenem schafft er köstliches Gestein,
In palmengleichen Wuchs geht dieser ein.
Das Sonnenstäubchen kennt er allermeist,
Denn eins ist hell und dunkel seinem Geist.
Ameis' und Schlange läßt er nichts entbehren,
Ob ohne Hand und Fuß und Kraft sie wären.
Nicht fliegt der Phantasie beschwingter Sinn
Zu seines Wesens Sternenhöhe hin,
Nicht reicht der Forschung kunstgewandte Hand
Zum Saum empor von seinem Lichtgewand.
Der Schiffe Tausend sank in jenem Schlund,
Nicht eine Planke gab zurück der Grund.
Viel' Nächte lang wagt' ich den tollen Lauf,
Bis mich die Furcht am Ärmel griff: steh' auf!
Denn schreitest du dem Heiligtume zu,
Schließt sich des dunkeln Wunders Tor im Nu,
Und einen Becher setzt man dann dir vor,
Der deinen Wahnsinn heilen wird, du Tor!
In deines Herzens Spiegel schau' hinein,
Daß mehr und mehr du werdest fromm und rein.

Ja, bete! willst den Weg du dorthin wagen.
Von dort wird dich der Liebe Flügel tragen,
Wenn des Verstandes Roß erlahmen will,
Ihm Phantasie den Zügel faßt: „steh still." (N.)

Sadi entzieht sich hier den letzten Folgerungen der sufischen Lehre. Er, der Weltwanderer, konnte kein Einsiedler und mystischer Träumer sein. Gleichwohl huldigte er, wie wir sahen, der Morallehre des Sufismus. Sie gipfelt in dem Gebot, Gott in der Natur, sei sie belebt oder unbelebt, wiederzufinden und in Gott-Natur liebend aufzugehen.

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?

Ein Greis zum Jüngling sprach: „Hör', was dein Meister lehrt:
Wer Gott und die Natur in einem Tempel ehrt,
Wird nach des Mädchens Brust, der Jungfrau blüh'nden Wangen,
Nicht mehr als nach dem Kind, dem saugenden, verlangen.
Dem Wahrheitsauge zeigt sich Gottes Schöpferhand
Im schneebedeckten Berg, im kleinsten Körnchen Sand.
Mehr ist im Dromedar sein heil'ger Schöpfungsmorgen
Nicht als im Prachtgewirk, dem seidenen, verborgen." (N.)

Gott schafft nicht nur in den offenbaren Werken der Natur: der geheimste Anfang alles Seins ist von ihm durchdrungen. Er ist im Werdenden wie im Gewordenen. Er heiligt das Mysterium des werdenden Lebens. — Diese hohe Auffassung des Natürlichen als einer Auswirkung des Göttlichen ist bemerkenswert zu einer Zeit, in der das Abendland in der schwärzesten Barbarei des Mönchtums befangen war, sich selbst die Pforten aller naturwissenschaftlichen Erkenntnis durch das Verbot des Studiums des menschlichen Inneren, ja der nackten Oberfläche des Körpers verriegelnd. — Dem Übersetzer erstehen hier besonders große Schwierigkeiten. Die Abneigung dagegen, „der Liebe geheiligte Mysterien unedel zu beschleichen", bestand ja noch bei Schiller (Don Carlos). Sie schloß das Verbot ein, körperliche Vorgänge dieser Art überhaupt zu erwähnen, geschweige denn religiös zu durchdringen. Man vergegenwärtige sich, daß Schiller etwa in der „Würde der Frauen" von der werdenden und jungen Mutterschaft überhaupt nicht redet. — Andererseits widerspricht es auch unserem Geschmacksempfinden, in einer religiösen Dichtung von Foetus, Nabelschnur und Mutterkuchen zu sprechen. Der Leser entscheide selbst, ob es gelang, an beiden Klippen vorbeizuschiffen. Jedenfalls konnte es gerade hier nur darauf ankommen, Stimmung und Ideengehalt, nicht einzelne Sätze oder Wendungen des Originals wiederzugeben, wenn die Grundempfindung des letzteren zu ihrem Recht kommen sollte: Gott lebe und schaffe im Werden der Natur und müsse in ihm verehrt werden.

Des Menschen Ursprung.

Der du dem sehnenden Freund ein Freund die Arme gebreitet,
Heimat, Weg mir und Ziel, Dank dir, dem ewigen Gott!

Hochauf jauchzet das Meer, des Himmels herrlicher Bau dir.
Doch zu vollendeter Schau schufst du des Menschen Gestalt,

Glied ihm reihend an Glied, dein heiliges Bild zu erneuern.
Badet im Staub noch sein Fuß, küßt ihm das Antlitz dein Licht.

Steht, aus Ton nicht geschaffen, sein Leib, ein ragendes Bildnis?
Nur zu beten vor dir neig' es zur Erde das Haupt.

Schwellt ihm der Odem die Brust, lobsingt er: „Preis dir, Allmächtiger!"
Strömt ihm der Hauch in den Wind, ruft er: „Dir, Ewiger, Dank!"

Doch wie ziemte mir Dank, mir, dem du zum Danke die Lippe,
Deine Allweisheit zu schau'n, Herz mir und Sinne verlieh'n?

Saat der Erkenntnis — nicht ich, nicht mein irdischer Meister sie pflanzte,
Nur weil du sie gesät, wurzelt im Herzen ihr Wort.

Hundert Flüsse rauschen, aus göttlicher Quelle entsprungen.
Tief in des Herzens Schacht mündet ihr heimlicher Lauf.

Wöher kam ich? Ein Tröpfchen aus lebenflutender Fülle
War ich. Ich war ein Nichts, das sich ein Alles erschuf.

Stille Liebe pflanzte an weltfern-dunkeler Stätte
Gottesschwangeren Hauch. Liebe wartete sein,

Reichte Speise und Trank dem Wanderer. Im biegsamen Rohre
Nimmerversiegendes Naß strömt aus ambrosischem Quell.

Siehe, da wuchs ich und wuchs. Ich zerriß die fesselnde Kette.
Eine Seele begrüßt dich, paradiesisches Licht.

Heiliger Schoß, der mich, der dich, uns alle getragen,
Spendenden Lebens voll, dich umklammerte ich.

Lieblich breitet sich sonnige Flur in schwellender Fülle,
Engt sich wogend empor, türmt sich zum Doppelgebirg.

Wunder um Wunder! Zwei Quellen, auf ragender Höhe erschlossen,
Öffnen sich, strömen dir zu, glücklicher Neuling der Welt!

Welch ein Geheimnis durchdringt jetzt mein Blick: aus tausend Kanälen
Steigt ihr wärmender Strom quellend vom Herzen empor.

Herzblut hat dich gesäugt. Die Liebe gibt es und trinkt es.
Gebend und nehmend entschläfst du an der Brust der Natur. (N.)

Die im Naturgeschehen evolutionistisch in die Erscheinung tretende göttliche Liebe offenbart sich im gesitteten Menschen als reiner Wille: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

Die Waise.

Siehst du ein Waisenkind, das Haupt gesenkt,
So küsse nicht den Sohn, der dir geschenkt.
Die Klage stillt! Es zittert Gottes Thron,
Siehst du in Tränen des Verstorb'nen Sohn.
Mitleidig wische sie vom Aug' dem Kind.
Den Staub aus seinem Antlitz streue lind.
Verlor sein Haupt ein schirmend Vaterdach,
Im eignen es zu schützen sinne nach!
Mir schien mein Haupt mit Kronenglanz geschmückt,
Wenn es mein Vater an sein Herz gedrückt.
Saß auf dem jungen Leib nur eine Fliege —
Den Eltern war's zur Sorge einst genüge.
Jetzt — trieben Feinde mich in Sklaverei,
Wär' niemand, der ein tät'ger Freund mir sei.
Wohl darf ich künden euch den Waisengram:
Zur Waisenschaft vom Vaterherz ich kam.
Vom Waisenfuß zog jemand einen Dorn.
Er sah im Traum sich mit dem goldnen Sporn.
Im Paradiese wandelt er und spricht:
„Welch Rosenhain aus diesem Dorne bricht!" (N.)

Selbst der kleinste Dienst wahrer Liebe wird dort vergolten (ein echt buddhistischer Gedanke). Es ist immerhin bemerkenswert, daß der im Buddhismus obwaltende Gedanke, die geleistete Summe der Guttat würde, mit einer hohen Ziffer multipliziert, dem Täter zurückbezahlt, bei Sadi eine wesentliche Vertiefung erfahren hat.

Lohn der kleinsten Guttat.

Den ew'gen Richtplatz sah ein Mann im Schlaf,
Die Erde glüh'ndem Kupfer gleich. Es traf
Der Menschheit Wehgeschrei des Himmels Rund.
Die Hitze brannte das Gehirn ihr wund.
Ein einz'ger nur freut sich des Schattens Kühle:
Ein himmlisch Kettlein schützt ihn vor der Schwüle.
Der Schläfer fragte: „Schmuck der Erde, sprich!
In dieser Drangsal — wer beschirmte dich?" —
„Einst war ein Rebstock meinem Haus entsprossen,
Der Schatten auf ein müdes Haupt gegossen.
In dieser Zeit der Not bat der Gerechte
Für meine Sünden bei dem Herrn der Mächte:
‚Dem Manne, Güt'ger, winke Gnade zu,
Der einst dem müden Wanderer schenkte Ruh'!'" (N.)

Die Liebe ist eine Wundermacht, die selbst die Tiere in ihr Joch zwingt:

Von der Macht der Liebe.

Einst traf auf meinem Weg ich einen Jüngling an.
Ein hüpfend Lämmlein folgt vergnügt des Herren Bahn.

Ich sprach zu dem: „Gewiß sind Fesseln es und Band,
Was dieses Lämmlein dir so treu macht zugewandt" —
Der Jüngling löste schnell von seinem Fuß die Kette.
Da sprang's nach rechts und links und hüpfte um die Wette.
Doch wie der Mann auch schritt — das Tierchen blieb daneben,
Denn Gerst' und Weizen hat ihm dessen Hand gegeben.
Und da nach Lust und Sprung zurück es kam zum Ort,
Sah jener scharf mich an und sprach zu mir das Wort:
„Nicht durch der Fessel Macht war es an mich gezwungen.
Nein, Liebe heißt das Band, das seinen Hals umschlungen!" (N.)

Das Gebot der Liebe ist in seiner Anwendung nicht auf den Stammesgenossen, ja überhaupt nicht auf den Menschen beschränkt. Es erstreckt sich vielmehr, buddhistischen Ideengängen folgend, auch auf die Tiere: Kein Mensch ist, wer ein Saumtier beladen auf sumpfigem Wege steckengeblieben sieht, ohne daß sein Herz vor Mitleid brennte. — Einer Ameise ist es unter deinem Fuße nicht anders zumute, als dir unter dem Fuße eines Elephanten.

Vom Hündlein.

Im Wüstenstaub ein Hündlein jemand sah,
Von Durst gequält und schon dem Tode nah.
Die Mütze sein zum Wassereimer machte er.
Als Brunnenseil den Turban daran brachte er.
Die Lenden gürtend, öffnet er die Arme,
Daß er des matten Tierleins sich erbarme,
Und langsam kleine Schlückchen Wassers flößte
Der Mann ihm ein, der es vom Tod' erlöste. —
Jüngst neigt' ich mich im brünstigen Gebet.
Ob Gnad' er fände, frug ich den Prophet.
Mohammed sagte: „Ja, bei meinem Leben,
Dem Mann, spricht Allah, habe ich vergeben!" (N.)

Schäbli und die Ameise.

Von Weizenhändlers Haus ging einstmals Schäbli fort,
Mit einem Sack voll Korn, zu seinem Heimatsort.
Da blickt' er hin und sah in diesem Weizenhaufen
Ein Ameislein verstört nach allen Enden laufen.
Sein mitleidsvolles Herz hielt ihn die Nacht durch wach.
Nach seiner Wohnung bracht' er es zurück und sprach:
„Fürwahr! es wäre nur bei rohen Menschen Sitte,
Wenn man das arme Tier im eig'nen Haus nicht litte."
Drum sammle du das Herz, wem Unheil es beschwert,
Daß Herzenssammlung dir vom Schicksal sei beschert. (N.)

Diese Offenbarungen der Liebe im großen wie im kleinen sind es allein, die Gottes Gnade auf den Menschen herabziehen können. Die religiösen Werke vermögen es nicht.

Der stolze Pharisäer.

Ein Wanderer, der zur heiligen Stätte schritt,
Sank zweimal betend hin bei jedem Tritt.
So weit riß ihn der heil'ge Eifer fort,
Nicht achtet er des Dorns am wüsten Ort.
Des Satans List gab seinem Geist Umnachtung.
Lob kam ihm bei des eig'nen Werks Betrachtung.
Des Trügers Trug verleitet ihn zum Wort,
Daß er die beste Straße wandle fort.
Des Ew'gen Gnade war ihm nah, sonst schritte
Der Stolze heimwärts auf des Weges Mitte.
Doch eine Stimme tönte erdenwärts:
„Du guter, guter Mann! Glückselig Herz!
Nicht denke, weil den irdischen Weg du gingest,
Daß du zum ew'gen Thronsitz *den* erringest.
Mehr als ein Leib, der tausendmal sich bückt,
Ist Gott die Wohltat, die ein Herz beglückt!" (N.)

Doch selbst die sittlich gute Tat verschafft nur die *Hoffnung*, kein *Anrecht* auf Gottes Gnade. Der Derwisch ist deshalb *Bettler*, nicht nur den *Menschen*, sondern auch *Gott* gegenüber. Selbst-Demütigung wird belohnt.

Vom Regentropfen, der zur Perle wurde.

Ein Regentropfen fiel herab aufs Meer
Und staunte ob des Meeres Größe sehr:
„Was kann ich neben ihm zu sein vermeinen?
Fürwahr! Bei ihm muß ich ein Nichts erscheinen."
Indes er so verächtlich schalt sein Los,
Pflegt' ihn die Muschel still in ihrem Schoß,
Und nach und nach ließ ihn des Himmels Walten
Zur prächt'gen Königsperle sich gestalten.
Weil klein er war, stieg er zur Größ' empor.
Daß Sein ihm sei, klopft' er an Nichtseins Tor.

Bekanntlich haben *Heine* und andere Romantiker dies Motiv mit Vorliebe behandelt. Ihm liegt der weitverbreitete naturwissenschaftliche Aberglaube des Orients zugrunde, daß ein in die Perlmutter gefallener Regentropfen sich zur Perle umgestalte.

Mögen diese wenigen Proben genügen, um von einem Menschen und Dichter erneute Kunde zu geben, dessen Name noch heute von jedem Moslem mit Ehrfurcht genannt wird.

Marko Polo sagt einmal: „Wenn Buddha ein Christ gewesen wäre, so würde er Gottes Thron nicht ferngestanden haben." Sollte ein gleiches nicht von Sadi gelten? Sollte er, der *bescheidene* Sûfi, wirklich sich des verbotenen Hochmuts schuldig gemacht haben, wenn er von seinem „Rosengarten" sagt:

„Wenn längst der Wind als leichten Raub verweht,
Die Asche meines Leib's — *mein Werk besteht!*"?

Die historische Grundlage von Theodor Fontanes Erzählung „Schach von Wuthenow"

Von

Eduard Berend

Zeit: Sommer 1806. Ort: Berlin. Personen: Schach von Wuthenow, Rittmeister im Regiment Gensdarmes (dem damals tonangebenden Kürassierregiment), ledig; Josephine von Carayon, verwitwet, aus der „Kolonie", vierzig Jahre alt; Victoire von Carayon, deren Tochter, pockennarbig. Handlung: Schach verkehrt im Salon der Carayons. Man glaubt, er habe es auf die schöne, geistreiche Mutter abgesehen; aber in einer schwachen Stunde, bei einem zufälligen tête-à-tête, vergißt er sich mit der unschönen, wenn auch nicht reizlosen Tochter. Frau von Carayon, als sie das Geschehene erfährt, nimmt es nicht tragisch, verlangt aber nachträgliche Legitimisierung. Schach erklärt sich, nicht eben freudig, zur Heirat bereit. Da erscheinen in der Öffentlichkeit Karikaturen, die seine Bevorzugung der häßlichen Tochter vor der schönen Mutter lächerlich machen. Schach, an seiner empfindlichsten Stelle, der Furcht vor dem Ridikül, getroffen, zieht sich auf sein Stammgut Wuthenow zurück und scheint sich seiner Verpflichtung entziehen zu wollen. Die resolute Frau von Carayon wendet sich an seinen obersten Vorgesetzten, den König. Dieser befiehlt: der Rittmeister hat unverzüglich das Fräulein zu heiraten — oder den Abschied zu nehmen. Schach gehorcht. Die Hochzeit findet statt. Auf der Rückfahrt in seine Wohnung erschießt er sich. Seine Witwe schenkt einem Kinde das Leben.

Das ist, in rohestem Umriß, der Inhalt von Theodor Fontanes Roman oder richtiger Novelle „Schach von Wuthenow, Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes". Auf die Feinheiten der psychologischen Motivierung einzugehen, muß ich mir hier versagen. Das Werk ist in der Hauptsache im Jahre 1879 entstanden, im Sommer 1882 in der Vossischen Zeitung und noch im gleichen Jahre in Buchform erschienen.

Auch wenn wir von der Entstehungsgeschichte gar nichts wüßten, könnte schwerlich ein Zweifel obwalten, daß wir es mit keinem bloßen Phantasieprodukt zu tun haben. Es ist uns nun aber noch ausdrücklich bezeugt, daß eine wahre Begebenheit zugrunde liegt. Als Fontanes Frau die Wahrscheinlichkeit des Vorgangs anzweifelte, begann er seine Rechtfertigung (in einem Briefe vom 19. Juli 1882) mit dem Hinweis, daß es tatsächlich, und auch aus d e m Grunde, den er als Hauptgrund angeführt habe, geschehen sei. Wir wissen auch, wie er zur Kenntnis der merkwürdigen Begebenheit gelangt war. Seine alte Freundin, das Stiftsfräulein Mathilde v. Rohr, deren Vertrautheit mit der intimen Geschichte der märkischen Adelsfamilien ihm schon bei seinen „Wanderungen" häufig zugute gekommen war,

hatte ihm, wie er in dem entzückenden Nachruf auf sie [1]) angibt, auch diesen Stoff „mit allen Details" geliefert. In welcher Form diese Übermittlung stattgefunden hatte, ergibt sich aus einem ungedruckten Brief an sie vom 15. Mai 1878, worin es heißt: „Vor Jahr und Tag hatten Sie die Freundlichkeit, mir ‚Lebenserinnerungen' in halb biographischer, halb novellistischer Form zu schicken (darunter beispielsweise eine Lebensskizze von Fräulein v. Crayn), die ich damals mit größtem Interesse gelesen habe. Während der letzten Tage hab' ich unter meinen Papieren danach gesucht, habe aber nichts finden können, so daß ich annehmen muß, Ihnen diese vielleicht nur zur Durchsicht empfangenen Aufzeichnungen wieder zurückgeschickt zu haben. Ist dem so, so würd' ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir diese kleinen Lebensbilder noch einmal zugehen lassen wollten . . ." [2]) Leider haben sich diese Aufzeichnungen in Fontanes Nachlaß nicht gefunden, und die eigentliche Vorlage seiner Erzählung muß somit wohl als verloren gelten. Aber der Name Crayn, den Fontane hier und noch in einem andern, später zu erwähnenden Briefe anführt, offenbar die dem Namen Carayon zugrunde liegende Urform, gab mir eine Handhabe, den historischen Personen und Ereignissen nachzuspüren.

Eine Frau v. Crayen nämlich war mir von meiner Beschäftigung mit Jean Pauls Briefen her bekannt, und zwar als eine recht interessante Persönlichkeit. Jean Paul schreibt am 15. August 1798 aus Leipzig an seinen Freund Otto: „Ich lernte auf Freges Landgut Madam Grey (sic) kennen, die witzigste Kokette, die ich noch gesehen, die eheliche Koadjutrix des vorigen Königs [3]), des weimarischen Herzogs und anderer krönender Häupter." Er teilt dann einen derb-witzigen Ausspruch von ihr mit und berichtet, daß er sich nachts mit ihr in einem Gartenwäldchen verirrt habe, „aber nur physisch". Am folgenden Tage, nachdem er inzwischen wieder mit ihr zusammen gewesen, urteilt er günstiger über sie: „Sie gefiel mir sehr ihres Ernstes wegen. Wahrhaftig, wir stritten lange über die Unsterblichkeit, über die sie einmal einen langen Weg mit dem Herzog von Weimar stritt, der sie auch glaubte, und mit dem sie seit 22 Jahren korrespondiert (aber, wie sie versichert, unter Irrtümern der öffentlichen Meinung), und den Lerse, Goethes ältester Freund [4]), ihren intellektuellen Liebhaber nennt . . . Sie hat keine Zeile von mir gelesen, weil ihr Deutsch zu schwer ist . . . Ach, gerade die kräftigsten Weiber voll Äther werden durch falsche erste Liebe aus Morgenwolken zu kriechenden Märznebeln." Er teilt dann wieder ein paar pikante Witzworte von ihr mit und auch einige intime politische Nachrichten, die er ihr verdankt.

Nerrlich hat in seiner Ausgabe von Jean Pauls Briefwechsel mit Otto (1902) bereits festgestellt, daß diese Madam Grey jedenfalls identisch ist mit der Kammer-

[1]) „Wanderungen", Bd. 1, 5. Auflage, 1892.

[2]) Diese und einige andere ungedruckte Briefstellen sind mir von des Dichters Sohne, Herrn Verlagsbuchhändler Friedrich Fontane, freundlichst mitgeteilt worden, dem dafür auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Für Hinweise und Auskünfte habe ich zu danken den Herren Prof. Dr. Otto Pniower, Dr. Felix Hasselberg und Dr. Fritz Homeyer.

[3]) Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

[4]) Er lebte damals in Leipzig.

rätin Crayen, über die Vehse in seiner bekannten Klatschgeschichte der deutschen Höfe (28. Bd., 1854, S. 268) in dem von dem Großherzog Karl August von Weimar handelnden Abschnitt folgendes zu berichten weiß:

„Neben Frau von Heygendorff widmete der Herzog noch andern einheimischen und auswärtigen Damen seine Huldigungen, unter andern in Leipzig, das der Messe halber gern besucht ward, der Kammerrätin Crayen, einer reizenden, durch ihre Galanterien bekannten Dame französischer Abkunft, Gattin eines Bankiers und preußischen Konsuls, der ein großes Haus in Leipzig machte. Sie war eine geborene Leveau von der französischen Kolonie in Berlin . . . Bankier Crayen starb im Jahre 1803 in sehr derangierten Vermögensumständen, und seine schöne Witwe verzog mit ihren Kindern 1805 nach Berlin, wo sie erst 1832 starb; der Herzog, ihr treuer Freund, brachte ihre Söhne unter, von denen einer in weimarischen Diensten in Rußland, der andere in preußischen Diensten als Husarenrittmeister bei Versailles fiel; es lebt nur noch eine in den achtziger Jahren geborene Tochter Victoire in Berlin, die zur Prinz Louis Ferdinand-Gesellschaft gehörte und als eine noch im Alter lebhaft animierte Dame viel von der großen Welt zu erzählen weiß; Karl Augusts Sohn und Nachfolger korrespondierte mit ihr und besuchte sie jederzeit, wenn er nach Berlin kam. In ihrem Besitz ist noch ein Porträt des Herzogs, das derselbe in den neunziger Jahren ihrer Mutter geschenkt hatte. . . Ich sah dieses Porträt in ihrer Wohnung, wo auch Prinz Louis Ferdinands Porträt hängt, ein Vermächtnis ihrer Kusine Pauline Wiesel. Die Korrespondenz Karl Augusts mit der Mutter hatte Fräulein Victoire versprochen, nach deren Tode zu vernichten."

Frau v. Crayen stammte also aus der „Kolonie", lebte in der fraglichen Zeit (1806) als Witwe in Berlin, hatte eine Tochter namens Victoire — alles spricht dafür, daß wir uns auf der richtigen Spur befinden. Vehses Angaben, sonst nicht immer zuverlässig, sind hier, soweit ich sie nachprüfen konnte, zutreffend; sie beruhen wohl großenteils auf Mitteilungen des Fräuleins v. Crayen, die sich in Familienangelegenheiten anscheinend keine sonderliche Diskretion auferlegte. So war Victoire in der Tat eine Kusine der schönen Pauline Wiesel, der bekannten Geliebten des Prinzen Louis; deren Mutter, die Geheimrätin César, war eine geborene Leveaux, also eine Schwester der Frau v. Crayen. Auch die Angaben über die beiden Söhne stimmen in der Hauptsache. In der Vossischen Zeitung vom 23. September 1815 fand ich eine Anzeige, worin Henriette v. Crayen, geb. Leveaux, als Mutter, und Victoire v. Crayen, als Schwester, den Tod des Rittmeisters im 1. brandenburgischen Husarenregiment Karl August[5]) Alexander v. Crayen bekanntgeben, der, nachdem er den Rückzug von Moskau und die Schlachten von 1813 und 1814 mitgemacht, am 3. August 1815 im Alter von 32 Jahren einem Nervenfieber erlegen. Der jüngere Sohn, Charles Marc Antoine, geb. 12. Mai 1785 in Leipzig, stand als Leutnant in weimarischen Diensten und erfreute sich der besonderen Gunst des Herzogs; er wird in Goethes Briefen und Tagebüchern öfters erwähnt. Auch er machte den russischen Feldzug mit und starb an den Folgen einer Verwundung am

[5]) Also wohl ein Patenkind des Herzogs von Weimar.

15. März 1813 in Wilna. Sein Stammbuch, in das sich u. a. die Königin Luise eingetragen hat, kam nach seinem Tode in Goethes Besitz.[6]) Goethe war übrigens auch mit der Mutter bekannt und namentlich bei seinem Aufenthalt in Leipzig um Neujahr 1798 wiederholt in ihrer Gesellschaft; auch er schreibt den Namen, offenbar unter sächsischem Einfluß, meist „Grey".

Zu den persönlichen Bekannten der Crayens gehörten auch Varnhagen und Rahel. In der Schilderung seines Aufenthalts in Bad Töplitz im Sommer 1811 gedenkt Varnhagen seines Umgangs mit den beiden Damen und gibt eine kurze Biographie und Charakteristik der Mutter.[7]) Zwischen dieser und Rahel scheint es damals Eifersüchteleien gegeben zu haben. Mit der Tochter hat Varnhagen bis zu seinem Tode rege verkehrt; man begegnet ihrem Namen häufig in seinen Tagebüchern. In seiner Autographensammlung, dieser unerschöpflichen Quelle für die intime Geschichte seiner Zeit, deren Benutzung mir von der Leitung der Preußischen Staatsbibliothek gütigst gestattet wurde, finden sich mehrere, meist an Rahel gerichtete Briefe von Mutter und Tochter, zu denen Varnhagen, seiner Gewohnheit gemäß, kleine Zettel mit biographischen Notizen gelegt hat. Diese decken sich im allgemeinen mit Vehses Angaben. Nach Varnhagen war Frau v. Crayen am Tage des Erdbebens von Lissabon, am 1. November 1755, in Berlin geboren, Victoire am 22. August 1786 oder 1787 in Leipzig. Als „Freunde" der ersteren nennt er außer Karl August noch den Fürsten von Ligne und den Grafen von Tilly[8]); auch mit dem exzentrischen Herzog von Gotha stand sie in Verbindung. In einer ungedruckten Stelle seines Tagebuchs (24. Juni 1843) erzählt Varnhagen ausführlich die von der Tochter bestätigte Anekdote (die sich Vehse merkwürdigerweise hat entgehen lassen), wie bei der Hochzeit der Mutter Anno 1777 der damalige Prinz, spätere König Friedrich Wilhelm II., der heftig in die Braut verliebt war, als Lakai aufgewartet habe. Über den Crayenschen Adel weiß Varnhagen, offenbar auch nach Angaben der Tochter, zu berichten, der Kammerrat habe vom Kaiser ein Adelsdiplom erhalten, aber mit der Bedingung, daß er, „solange er in dem gemeinen Stande eines Kaufmanns bliebe", den Adel nicht führen dürfe; er habe denn auch seinen bürgerlichen Namen fortgeführt, und erst nach seinem Tode habe seine Frau, voller Lob und Verwunderung über seine angebliche Bescheidenheit, sogleich den Adel angenommen. Von den verschiedenen Anekdoten, die Varnhagen noch von ihr aufgezeichnet hat, teile ich nur eine als Probe mit:

„Der Kapellmeister Reichardt führte einst in Leipzig die schöne Frau v. Crayen aus einer Gesellschaft nach Hause, und sie sprach mit dem alten Bekannten sehr vertraulich. Sie stellte ihm vor, was ihr in der Jugend für glänzende Aussichten er-

[6]) Vgl. Deutsche Rundschau, 63. Bd. (1890), S. 394 f.

[7]) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, 6. Bd. (1842), S. 40. Vgl. auch 7. Bd., S. 149.

[8]) Die durch ihren Zynismus berüchtigten Memoiren Tillys (Berlin 1825—27) brechen vor seinem Aufenthalt in Deutschland ab. In dem ergänzenden Anhang wird angegeben, daß er 1800 wahrscheinlich in Leipzig gelebt und sich Briefe unter der Adresse des Bankiers Crayen habe zugehen lassen.

öffnet waren, welche vornehme Heiraten, und schloß dann: ‚Was ist aus allen meinen Schwärmereien geworden, lieber Reichardt, aus so glänzenden Hoffnungen? Nichts als — Crayen und Kompanie!‘ So hieß die Handelsfirma ihres Mannes. Allerdings nicht Crayen allein, sondern ‚und Kompanie‘, dafür sorgte die Frau ihrerseits auch!“

Über Victoire v. Crayen fand ich schließlich noch eine für uns wichtige Bemerkung in einem ungedruckten Briefe von Jean Pauls Gattin Karoline. Deren Vater, der Geheime Obertribunalsrat Mayer in Berlin, war in dritter Ehe (seit 1802) mit Henriette César verheiratet, einer Schwester der Pauline Wiesel, also auch einer Kusine Victoires.[9]) Als nun Karoline Richter Ende 1819 anläßlich des Todes ihres Vaters bei ihrer Stiefmutter in Berlin weilte, lernte sie, wie sie an ihren Mann schreibt (13. Dezember), „die Tochter der geistreichen Cray (sic)“ kennen, ein zwar häßliches, aber feines und höchst ausgebildetes Mädchen. Hier ist uns also auch die Häßlichkeit Victoires, die in Fontanes Erzählung eine so wichtige Funktion hat, beglaubigt.

Wenn wir somit auch nicht mehr zu zweifeln brauchen, daß wir die Urbilder von Frau und Fräulein Carayon ermittelt haben, so war doch von dem Ereignis, das der Fontaneschen Novelle zugrunde liegt, in den bisherigen Quellen noch keine Rede. Vielleicht haben wir mehr Glück, wenn es uns gelingt, auch das Urbild der männlichen Hauptperson festzustellen. Auch dafür weist uns eine Stelle in einem Briefe Fontanes an Mathilde v. Rohr den Weg. Er bittet sie nämlich am 11. August 1878 um Auskunft darüber, ob der in den Memoiren der Sophie Schwerin erwähnte v. S c h a c k derselbe sei, der in dem Leben Fräulein v. Crayns die Hauptrolle spiele; ferner: in welchem Jahre der traurige Vorfall stattgefunden habe. Letzteres zu wissen sei ihm wichtig, um beim Schildern die Gewißheit zu haben: die Dinge vollzogen sich wirklich zu dieser Zeit, und nicht durch den Gedanken beunruhigt zu werden: du schilderst jetzt 1805, es ist aber vielleicht 1809 gewesen.

Wir wissen nicht, ob und wie Fräulein v. Rohr diese Fragen beantwortet hat, müssen also versuchen, selber die Antworten darauf zu finden.

Die Gräfin Sophie Schwerin, geb. v. Dönhoff, gedenkt in ihren von ihrer Schwester, Amalie v. Romberg, herausgegebenen Lebenserinnerungen[10]) mehrfach des Herrn v. Schack, eines Vetters ihres Mannes, als eines leichtsinnigen, frivolen, liebenswürdigen Schwerenöters, des elegantesten unter den Gensdarmesoffizieren. Sie erzählt, wie er als junger Mensch die Gunst eines Erbonkels angeblich dadurch sich verscherzte, daß er bei einem nächtlichen Gang durch Berlin die Schatten der Laternenpfähle für Rinnsteine ausgab und den kurzsichtigen Onkel sich völlig außer Atem springen ließ; wie er dann später als Major — ein furchtbarer Gegensatz! — nach der Katastrophe von Jena mit seinem ganzen Regiment in Gefangenschaft ge-

[9]) Vgl. Briefe des Prinzen Louis Ferdinand an Pauline Wiesel, herausgegeben von Alexander Büchner, Leipzig 1865, S. 129.

[10]) Frau v. Romberg war mit Fräulein v. Rohr befreundet und hatte Fontane ein Exemplar des Werks dediziert.

raten [11]) und in traurigster Verfassung durch die Hauptstadt transportiert, durch den ihm von Paris her bekannten General Duroc im Namen seiner Kameraden an den Kaiser Napoleon das dringende Ersuchen richtete, sie sämtlich im Schloßhof füsilieren zu lassen. Bei dieser Gelegenheit erwähnt die Gräfin auch die einige Monate vorher von denselben Offizieren mitten im Sommer durch die Straßen Berlins veranstaltete Schlittenfahrt, bei welcher die Gestalten aus Zacharias Werners Schauspiel „Die Weihe der Kraft", Luther, Katharina von Bora usw., als Karikaturen dargestellt waren.[12]) Fontane hat dieses Motiv im 10. und 11. Kapitel seiner Erzählung aufs wirksamste ausgenutzt. — Aber Schacks angeborener Leichtsinn war durch diese traurige Erfahrung nicht gebrochen. Durch sein Benehmen während des Aufenthalts der Franzosen in Berlin, namentlich durch die Taktlosigkeit, auf einem Maskenball in der verhöhnten Gensdarmesuniform zu erscheinen, zog er sich das Mißfallen des Königs in dem Grade zu, daß ihm im Jahre 1813 eine Anstellung in der Armee trotz seines wiederholten dringenden Ansuchens hartnäckig verweigert wurde. Er mußte es erleben, daß ein Trupp zum Landsturm ausgehobener Handwerksgesellen in seine Wohnung eindrang und Auskunft von ihm verlangte, warum er in solcher Zeit müßig bleibe, ja ihn zwingen wollte, mit ihnen zum Exerzieren auszurücken. „Der Verstand," — so schließt die Gräfin Schwerin ihren Bericht über dies Vorkommnis — „der ihn in allen geselligen Verhältnissen immer so hoch gestellt hatte, ließ ihn auch hier den Ton und das Wesen finden, diese Menschen zurückzuweisen und ihnen zu imponieren. Aber wer kann die Empfindungen fassen, die ihn dabei erfüllen mußten, ohne sich sein späteres unglückliches Ende mit den Eindrücken ähnlicher Erfahrungen in Verbindung zu denken!"

Dieser Hinweis auf ein unglückliches Ende Schacks — Näheres darüber berichtet die Gräfin leider nicht — macht es wahrscheinlich, daß es sich um den von uns Gesuchten handelt. Allerdings kann das Ereignis dann nicht ins Jahr 1806 fallen, da dieser Schack ja noch 1813 am Leben war.

Der Major v. Schack gehörte zu der bekannten, ursprünglich niedersächsischen, dann in der Mark und Mecklenburg verbreiteten Familie, der u. a. auch der bekannte Dichter und Kunstsammler Graf Schack entstammte. Nähere Angaben über ihn findet man in den „Beiträgen zur Geschichte der Grafen und Herren von Schack" (II. Die Prillwitzer Linie, Schwerin 1896, S. 68 f.). Darnach war Otto Friedrich Ludwig v. Schack als ältester Sohn des preußischen Kammerherrn Gneomar Bernd Wilhelm v. Schack am 3. Februar 1763 in Berlin geboren, trat 1777 als Standartenjunker in das Regiment Gensdarmes ein, wurde 1780 Kornett, 1784 Leutnant, 1786 als Johanniterritter investiert, 1794 für seine Verdienste im polnischen Feldzug mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet, 1796 Stabsrittmeister, 1802 Eskadronschef, 1803 Major; hat sich am 29. (nach andern am 24.) September 1815 zu

[11]) Bei Wichmannsdorf; Schack selbst übrigens nach tapferer Gegenwehr. Vgl. Otto v. Schwerin, Das Regiment Gensdarmes und seine Vorgeschichte, Berlin 1912—17, 3. Teil.

[12]) Die Erstaufführung des Wernerschen Stücks hatte am 11. Juni, die Schlittenfahrt am 23. Juli 1806 stattgefunden.

Berlin erschossen; als Todesursache gibt das Totenbuch der Potsdamer Garnisonkirche an: unglücklicher Büchsenschuß. Er spielte bei allen Torheiten und Tollheiten, für die das Regiment Gensdarmes bekannt war, eine Rolle, geriet durch seinen Leichtsinn in Schulden und mußte seine ererbten Güter eins nach dem andern verkaufen. Einen Namen hat er sich noch dadurch gemacht, daß er als erster im Jahre 1797 in Berlin ein Pferderennen veranstaltete.[13])

Hier erfahren wir also die Tatsache und das Datum des Selbstmords, aber nichts Genaueres über dessen Veranlassung. Noch sind wir also nicht am Ziel unserer Untersuchung. In den damaligen Berliner Zeitungen fand ich nichts über den Vorfall.[14]) Die Augsburger Allgemeine Zeitung meldet in Nr. 283 vom 10. Oktober 1815 aus Berlin vom 30. September:

„Gestern tötete sich der Major v. Schack auf der Treppe seiner Wohnung durch einen Büchsenschuß. Er stand ehemals unter dem Gensdarmenregiment, welches bekanntlich nach dem Feldzuge von 1806 aufgelöst wurde. Als auf Napoleons Befehl jenes gefangene Offizierkorps in der hiesigen Garnisonkirche eingesperrt ward, schrieb der Major v. Schack an den Kaiser, daß er den schmählichsten Tod einer solchen Schande vorziehe, worauf Napoleon sogleich Befehl zu dessen Befreiung erteilte."

Noch immer also keine Andeutung über das Motiv der Tat. Den gewünschten Aufschluß gibt uns auch hier wieder Varnhagen. In seiner Sammlung finden sich zwei unbedeutende Billette des Majors v. Schack an Ludwig Robert, den Bruder Rahels, und dabei wieder einige Zettel mit biographischen Angaben von Varnhagens Hand. Auf einem davon liest man: „Erschoß sich zu Berlin 1815 den 29. September. Einer der glänzendsten preußischen Offiziere des alten Schlages vor 1806. (‚Die Strafe im voraus', eine Anekdote. Der darin genannte Kornett ist Schack.)" Diese Anekdote ist von Varnhagen selbst verfaßt und zuerst im Taschenbuch Urania auf 1810, also noch zu Schacks Lebzeiten, erschienen, später mehrfach wiederabgedruckt.[15]) Der Held der schalen Erzählung, der Kornett Julius, ist ein leichtsinniger Drauf- und Durchgänger, den auch die militärische Disziplin nicht von tollen Streichen und Liebesabenteuern abzuhalten vermag. — Ein anderer Zettel enthält eine längere Stelle aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes (t. 6, ch. 8), die den „Baron de Schack" 1801 in Paris kennen lernte als einen schönen, großen, dicken, schon etwas angejahrten Lebemann, einen „ancien mangeur de coeur", einen stets gut aufgelegten Gesellen bei der Jagd, bei der Tafel wie im Salon.[16]) — Der für uns wichtigste Zettel

[13]) Die biographischen Angaben über Schack im Anhang des oben angeführten Werks von Otto v. Schwerin sind z. T. irrig; insbesondere beruht die Angabe, er sei verheiratet gewesen, auf einer Personenverwechselung.

[14]) Auch eine Anzeige von Schacks Verlobung oder Vermählung mit Fräulein v. Crayen habe ich wenigstens im Jahrgang 1815 der Vossischen Zeitung vergeblich gesucht.

[15]) Im Morgenblatt, 21.—23. November 1815, in Varnhagens deutschen Erzählungen (1815 und im 6. Bande seiner Denkwürdigkeiten (1842).

[16]) Otto v. Schwerin gibt a. a. O. an, daß Schack einen längeren Urlaub nach Paris erhalten habe.

ist der dritte, der eine ausführliche, auf persönlicher Kenntnis beruhende [17]), echt Varnhagensche Charakteristik enthält und hier ungekürzt wiedergegeben sei:

„Schack.

Bruder der Gräfin Golz.[18]) Major im Regiment Gendarmen. Ein brillanter Kavalier! Schön, groß, stark und gewandt, außerordentliche Haltung, anmutiger Geist, aufmerksamer Sinn, viel Mutterwitz, lebhafte Laune, beißende Satire. Dabei Mangel an Kenntnissen und Bildung, Sprachfehler im Deutschen, leidliches Französisch.[19]) Hohes Spiel, Freigebigkeit, Verschwendung, Üppigkeit jeder Art. Tapfer wie ein Ritter, mit dem Degen stets bereit, doch nicht raufbegierig, sondern artig und nachgiebig, soweit es möglich war.

Er schlug sich zweimal für seine Schwester, einmal mit Graf Neale, der ihr eine Ohrfeige gegeben hatte, ein andermal mit Graf Arnim von Boitzenburg, von dem sie schwanger war, und den er zwingen wollte, sie zu heiraten. Graf Arnim, der heiraten oder sich schießen sollte, sagte, er wähle hundertmal lieber das letztere! Die Gräfin Czetteritz (ehe sie Graf Golz heiratete, war die Geschichte) kam mit einem Knaben nieder, der den Namen Kasch erhielt (umgekehrte Folge der Buchstaben ihres Fräuleinnamens), und der noch lange nachher unter diesem Namen als Offizier diente.

Er spielte hoch und war in allen Künsten und Wagnissen, die damit zusammenhängen, wohl erfahren. In einer Nacht gewann er einem Kameraden 20 000 Taler ab, einem Grafen Riedesel, der sie am andern Tage bezahlte, aber zugleich sich erschoß. Schack bekam diese Nachricht, als er eben wieder beim Spiel saß, und er spielte fort, als wenn nichts geschehen wäre. Sein Gleichmut und festes Wesen erregte Schauder und Bewunderung, besonders da manche meinten, er habe sich bei Riedesels Verlust einigen Mißbrauch der eigenen Überlegenheit vorzuwerfen.

Er verbrachte sein eigenes Vermögen, ein paar Erbschaften. Zuletzt lebte er in großer Not und in einiger Mißachtung, weil er den Krieg von 1813 nicht hatte mitmachen können, Podagra hinderte ihn am freien Felddienst, eine sonstige passende Anstellung hatte der König ihm abgeschlagen. In dieser Bedrängnis näherte er sich ernstlich dem Fräulein Victoire von Crayen, die ihm schon früher sehr gewogen gewesen war; die Mutter hatte ansehnliches Vermögen. Er entschloß sich zur Heirat, welche seiner Neigung ganz gemäß war, ihm aber doch nicht glänzend genug dünkte; auch sah er nur eingeschränktes Leben und geringe Geldhilfe vor sich. Sein Versprechen hatte er schon gegeben, und der Tag der Vollziehung nahte heran. Da wollte er eines Morgens zur Jagd fahren, und indem er die Treppe hinabstieg, um zum Wagen zu gelangen, stützte er sich auf die Büchse, der Schuß ging los und ihm gerade durch die Brust. Sterbend wurde er aufgehoben und in sein Zimmer zurückgebracht. (Er wohnte bei Sala Tarone Unter den Linden an der Ecke der Char-

[17]) Vgl. Varnhagens Denkwürdigkeiten, 2. Bd., S. 160.

[18]) Julie, Gattin des Ministers August Friedrich Ferdinand von der Goltz, in erster Ehe mit v. Czettritz-Neuhaus verheiratet, 1760—1835.

[19]) Die beiden Billette an Robert bestätigen das.

lottenstraße eine Treppe hoch, im Stockwerk drüber die Frau von Crayen mit ihrer Tochter!) Es ist kein Zweifel, daß er sich absichtlich entleibt, und es war eine Zartheit, daß er der Sache diesen ungewissen Anschein gab. Hätte er noch einige Wochen gewartet, so wäre ihm eine neue große Erbschaft zugefallen!

Von seinem beißenden Witz ein Beispiel! Eine Hofdame der alten Prinzessin Heinrich fand sich schwanger. Nach tränenvollen Geständnissen derselben ließ die Prinzessin den Herrn v. Schack zu sich rufen, hielt ihm die Sache mit aufgebrachten Worten vor, und als er betreten schwieg und gar nichts erwiderte, fragte sie endlich mit gebieterischer Art, was er denn zu tun gedächte? — Und der Bösewicht antwortete nun mit unterwürfiger, aber beziehungsvoller Weise: ‚Ihro Königliche Hoheit würden ihm doch gewiß erlauben, noch etwas zu warten, um erst zu sehen, was denn die andern tun würden!' Die Prinzessin wurde rot bis in die Augen vor Zorn, setzte aber die Unterredung nicht weiter fort und ließ Herrn v. Schack ferner unangefochten!"

Was Varnhagen hier über des Majors v. Schack unseliges Ende berichtet, gibt uns zwar die endgültige Gewißheit, daß wir uns in den Personen nicht geirrt haben, bereitet uns aber doch insofern einige Enttäuschung, als wir gerade die Umstände darin vermissen, die in Fontanes Erzählung dem Fall erst den Reiz des Aparten geben: das Schwanken zwischen Mutter und Tochter, die Karikaturen, das Eingreifen des Königs, die Hochzeit unmittelbar vor dem Selbstmord usw. War Varnhagen hier ungenügend unterrichtet? Er war in der fraglichen Zeit nicht in Berlin anwesend, kann also erst nachträglich nähere Erkundigungen darüber eingezogen haben. Aber bei genauerer Prüfung ergibt sich doch, daß sich die Geschichte so, wie Fontane sie vorträgt, auch abgesehen von dem veränderten Zeitpunkt, nicht gut verhalten haben kann. Frau v. Crayen war, wenn Varnhagens Angabe ihres Geburtsjahres stimmt, 1815 schon 60 Jahre alt, jedenfalls nicht wesentlich jünger; eine Heirat mit dem 53 jährigen Schack kann also schwerlich in Frage gekommen sein. Der König befand sich in der in Betracht kommenden Zeit bei den Friedensverhandlungen in Paris (er kehrte erst Mitte Oktober 1815, also nach Schacks Tode, nach Berlin zurück); daß er dort Zeit gehabt haben sollte, sich um eine derartige Privatangelegenheit zu bekümmern, ist höchst unwahrscheinlich. Endlich, wenn die Hochzeit stattgefunden hätte, so wäre Victoire ja Frau v. Schack gewesen, während sie doch, wie wir wissen, weiterhin das Fräulein v. Crayen blieb. — Nur ein von Varnhagen nicht erwähnter Punkt der Fontaneschen Darstellung hat allerdings einen reellen Untergrund: Victoires Mutterschaft. Wie ich erst am Schluß meiner Untersuchung durch Zufall erfuhr, hat Victoire in der Tat einem Knaben namens Otto das Leben geschenkt, dem im Jahre 1818 auf ein Bittgesuch der Großmutter hin der König die Legitimation und den Adel, sowie das Recht auf Führung des v. Crayenschen Geschlechtsnamens und Wappens verlieh. In der Familie, von der noch Angehörige leben, bestehen über die Vaterschaft zwei Traditionen. Der einen zufolge soll Otto v. Crayen ein Kind des Prinzen Louis Ferdinand sein. Da er jedoch, als er am 12. März 1874 durch Selbstmord endete, dem Totenschein zufolge 65 Jahr alt, also

frühestens 1808 geboren, der Prinz aber bekanntlich schon 1806 gefallen war, kann das nicht stimmen. Nach der andern Version war Major v. Schack der Vater, von dem sich früher auch ein lebensgroßes Porträt im Besitz der Nachkommen befand. Wenn dies zutrifft, so müssen seine intimen Beziehungen zu Victoire jedenfalls schon längere Zeit vor seinem Tode bestanden haben. Vielleicht darf man in Varnhagens Worten, Fräulein v. Crayen sei „ihm schon früher sehr gewogen gewesen", eine Anspielung darauf erblicken. Nur ist nicht einzusehen, warum Varnhagen in dieser doch nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnung sich, ganz gegen seinen sonstigen Gebrauch, so diskret ausgedrückt haben sollte. — Wie dem auch sei, bei Schacks Tod hat dieser Umstand wohl keine entscheidende Rolle gespielt. Über das eigentliche Motiv des Selbstmords lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Hält man sich lediglich an die beglaubigten Tatsachen, so erscheint der Fall etwa in folgendem Lichte: Ein Lebemann, der die Fünfzig überschritten hat, ein verabschiedeter, in Ungnade gefallener Offizier, von Podagra gequält, tief verschuldet, in jeder Hinsicht passé, ergreift als letzten Rettungsanker die Hand eines ziemlich wohlhabenden, aber unschönen, nicht ebenbürtigen, vielleicht einst von ihm verführten Fräuleins, bringt es dann aber doch nicht übers Herz, seine glänzende Vergangenheit so zu verleugnen, sondern macht lieber Schluß mit einem Leben, das ihm nichts mehr zu bieten hat.

Damit soll nun aber nicht etwa gesagt sein, daß in Fontanes Vorlage, der Lebensskizze des Fräuleins v. Crayen, die Geschichte so nüchtern und unromantisch dargestellt war; sie hätte dann schwerlich des Dichters Phantasie gereizt. In der oben angeführten Briefstelle war ja von der „halb biographischen, halb novellistischen Form" der Vorlage die Rede; jedenfalls war also der historische Rohstoff hier schon romantisch hergerichtet. Anknüpfungspunkte für eine solche Romantisierung bot ja die Wirklichkeit dar. Das „Techtelmechtel mit der Mutter" (wie Fontane es einmal bezeichnet) wurde durch die galante Persönlichkeit und Vergangenheit der Frau v. Crayen nahegelegt; und das Motiv der königlichen Intervention mag durch jene von Varnhagen überlieferte Anekdote angeregt worden sein, in der zwar nicht der König, aber eine königliche Prinzessin den Major v. Schack zu seiner Pflicht gegen ein von ihm verführtes Fräulein anzuhalten versucht. Wieweit nun aber diese Umformung der Wirklichkeit schon in der Vorlage, wieweit sie erst von Fontane vorgenommen ist, das zu entscheiden fehlen uns fast alle Anhaltspunkte. Der Angabe in den „Wanderungen", er habe den Stoff „mit allen Details" überkommen, steht die Behauptung in einem (ungedruckten) Brief an Mathilde v. Rohr vom 13. Juli 1882 gegenüber, er habe „alles frei behandelt". Wir sind hier also in der Hauptsache auf Vermutungen angewiesen. Über einige Punkte läßt sich jedoch wenigstens eine gewisse Klarheit gewinnen.

Wir hörten oben aus Fontanes Munde, daß die Geschichte nicht nur wirklich geschehen sei, sondern auch aus dem Grunde geschehen sei, den er als Hauptgrund angegeben habe. Nun hat ja der Dichter über das eigentliche und letzte Motiv von Schachs Selbstentleibung absichtlich ein gewisses Zwielicht verbreitet, indem er die

einzelnen mithandelnden Personen verschiedene Möglichkeiten in Erwägung ziehen läßt, von denen jede einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. Es bleibt so dem Leser überlassen, sich selber eine Meinung über den Fall zu bilden; Fontanes eigene war wohl die, daß alle diese Motive (Schachs Ehescheu, seine zweideutige Stellung zur Mutter, seine Furcht, durch Victoire an seiner eigentlichen Bestimmung verhindert zu werden usw.) zusammen erst die Tat auslösen, daß also Schachs Selbstmord, so wenig wie der Werthers, nur aus einem Grunde fließt; aber doch, wie jener, aus einem Hauptgrunde; und dieser ist — darüber kann wohl kein Zweifel sein — Schachs Furcht, in den Augen der Welt und namentlich seiner spottlustigen Kameraden lächerlich zu erscheinen.[20]) Diesen Grund muß also Fontane seiner Vorlage entnommen haben. Auch Varnhagen deutet ja etwas Ähnliches an, wenn er meint, die Partie habe dem Major nicht glänzend genug gedünkt. Und in der Tat war es ja wohl auch eine Mesalliance, weniger wegen der Häßlichkeit Victoires als wegen der Fragwürdigkeit ihres Adels und der galanten Vergangenheit ihrer Mutter. Es ist nun auffallend, daß diese beiden wichtigen Momente bei Fontane fast ganz verschwunden sind. Von der Vergangenheit der Frau v. Carayon hören wir nur ganz allgemein, daß sie von Jugend auf in der großen Welt gelebt und manches an ihrem eigenen Herzen erfahren habe.[21]) Sie ist zwar die Tochter eines bürgerlichen Finanzpächters, aber ihr Mann war Diplomat und von altem französischen Adel, und sie kann sehr wohl Schach das Recht absprechen, auf ihre Tochter herabzusehen; auch der König erklärt diese ausdrücklich für ebenbürtig. So sind denn bei Fontane eigentlich Victoires Pockennarben der einzige Stein des Anstoßes; und auch dieser Punkt wird in möglichst milde Beleuchtung gerückt. Schachs Angst vor dem Ridikül erscheint daher als übertrieben, ja fast als ein Hirngespinst. Aber das war offenbar gerade Fontanes Absicht; das falsche Ehrgefühl sollte dadurch — selbst auf Kosten der Wahrscheinlichkeit — in seiner ganzen mimosenhaften Empfindlichkeit gezeigt werden. Ich glaube hier die Hand des Dichters zu spüren, wenn ihm auch die Quelle nach dieser Richtung vorgearbeitet haben mag.

Noch ein Weiteres dürfen wir, scheint mir, mit ziemlicher Sicherheit als Eigentum des Dichters reklamieren, nämlich die Auffassung vom Charakter des Helden. Wir wissen freilich nicht, wie dieser in der Vorlage wiedergegeben war; aber es ist kein Grund einzusehen, warum er dort wesentlich anders hätte geschildert sein sollen, als wir ihn uns in Wirklichkeit vorzustellen haben: als ein üppiger, leichtsinniger, glänzender, aristokratischer Kavalier und Lebemann, ein echter Repräsentant des Regiments Gensdarmes im guten wie im schlechten Sinne. Fontanes Held ist aus ganz anderem Holze geschnitzt. Gewiß, er ist Kavalier und Aristokrat durch

[20]) In dem oben angeführten Rechtfertigungsbrief an seine Frau erinnert Fontane an den bekannten (auf dem Wiener Kongreß vorgekommenen) Fall, daß sich ein Höfling, dem bei einer Festlichkeit unter dem Zwange der Etikette etwas Menschliches passiert war, das Leben nahm.

[21]) Wenn man die Vergangenheit des historischen Urbilds kennt, liest man mit eigenartigen Gefühlen jene Szene in Fontanes Novelle, wo sich Frau v. Carayon von einem Diener das Marmorpalais zeigen läßt, aber auf den Anblick der Zimmer, die einst Madam Rietz (Gräfin Lichtenau) bewohnt hat, dankend verzichtet.

und durch; wir hören gelegentlich von seinen Liaisons, seiner Vorliebe für Rennpferde; seine elegante Equipage, sein englischer Groom spielen eine große Rolle. Aber er ist doch, obgleich wesentlich jünger als sein historisches Urbild [22]), eine viel ernstere, schwerere Natur; er hat, wie es einmal heißt, „etwas konsistorialrätlich Feierliches" an sich. Von Spiel und Schulden ist keine Rede. Er wird ausdrücklich in Kontrast gesetzt zu seinen leichtfertigen, oberflächlichen, ungebildeten Regimentskameraden, wie er ja auch an der frivolen Schlittenpartie nicht teilnimmt.[23]) Auch hier ist nun Fontanes Absicht nicht zu verkennen. Er wollte — das hat er im Roman selbst wie auch in Briefen unzweideutig ausgesprochen — den Kultus des falschen, preußischen, äußerlichen Ehrbegriffs geißeln, wollte zeigen, zu welcher inneren Ehrlosigkeit und Feigheit die Rücksicht auf den äußeren Schein ausarten kann. Die Macht und Gefahr dieses verirrten Ehrgefühls mußte sich aber um so eindrucksvoller offenbaren, je mehr moralisches Gewicht seinem Träger mitgegeben war. Gerade weil Schach von Haus aus keine oberflächliche, äußerliche, leichte Natur ist, vielmehr, wie selbst seine Feinde zugeben, „immer noch einer unserer Besten", erscheint seine krankhafte Abhängigkeit vom Urteil seiner Umwelt als der heillose, tiefe Krebsschaden, den Fontane bloßlegen wollte. Auch hier hat freilich die Erzählung, was sie an Tiefe des Gehalts gewann, an äußerer und innerer Wahrscheinlichkeit eingebüßt. Es wird uns doch schwer, diesem Manne ein im Grunde so feiges und ehrloses Verhalten zuzutrauen. Und noch mehr ist darüber die Absicht, ein charakteristisches Zeitbild zu geben, zu kurz gekommen. Für eine „Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes" war Fontanes schwerblütiger Schach nicht der geeignete Held; da wäre der historische Schack besser am Platze gewesen. Da nun auch Frau und Fräulein v. Crayen aus dem Schmelztiegel des Dichters, wie verjüngt, so moralisch gereinigt hervorgegangen sind, so ist von der galant-frivolen Atmosphäre, in der sich die Urbilder bewegten, kaum noch ein leiser Hauch zurückgeblieben. Diese Fontaneschen Gestalten muten alle so ehrbar, so bürgerlich, um nicht zu sagen spießbürgerlich, an, was doch zu den Vorgängen nicht recht passen will.

Wie steht es nun mit der Wahl des Zeitpunkts der Erzählung? Die Vorlage muß diesen unbestimmt gelassen haben, da sich Fontane sonst nicht bei Fräulein v. Rohr danach erkundigt hätte. Daß diese ihm daraufhin irrtümlich das Jahr 1806 angegeben, ist nicht wahrscheinlich; sie brauchte ja nur seine erste Frage, die nach der Identität des Herrn v. Schack in den Schwerinschen Memoiren mit dem Bräutigam des Fräuleins v. Crayn, bejahend zu beantworten — und dazu wird sie, nötigenfalls mit Hilfe ihrer Freundin, Frau v. Romberg, doch wohl imstande gewesen sein —, so ergab sich von selbst ein wesentlich späterer Termin. Wenn Fontane trotzdem die Geschichte ins Jahr 1806 verlegte, so geschah das vermutlich aus inneren Gründen.

[22]) Man hat ihn sich etwa gleichaltrig mit der Frau v. Carayon zu denken. Daher auch die Degradierung des Majors zum Rittmeister.

[23]) Allerdings war auch der historische Schack nicht unter den Teilnehmern, aber wohl nur wegen seines Majorsranges, da an dem Ulk nur Offiziere vom Rittmeister abwärts beteiligt waren.

Er sah ja — auch das hat er im Roman selbst wie in Briefen direkt ausgesprochen — das Eigentümliche des Falls darin, daß er so nur in der nachfriderizianischen preußischen Armee möglich gewesen sei, in einer Welt, die nur noch ein hohler Schein, ein Uhrwerk ohne Seele war. Und etwas Richtiges hatte er damit auch insofern herausgefühlt, als der Major v. Schack wirklich, wie Varnhagen ausdrücklich sagt, den Typus des preußischen Offiziers vor 1806 repräsentierte. So aufgefaßt, konnte Fontane die Geschichte aber unmöglich in einer Zeit spielen lassen, wo jenes nach außen glänzende, innerlich ausgehöhlte System mitsamt dem Regiment Gensdarmes, in dem es sich am deutlichsten verkörpert hatte, längst einem neuen Geiste gewichen war. Die äußere historische Wahrheit mußte hier der inneren nachstehen, so unangenehm dem Dichter auch, wie wir gehört haben, diese Diskrepanz an sich war.

Noch ein paar Einzelheiten seien kurz berührt. Auffallend scheint es mir, daß Fontanes Held nicht, wie es uns von dem Urbild überliefert ist, dem Selbstmord das Ansehen eines Unglücksfalles zu geben versucht. Zu dem Charakter Schacks, der ja, wo sein Ehrgefühl nicht in Frage kommt, edel und rücksichtsvoll ist, hätte dieser Zug sehr gut gepaßt[24]), und es ist kaum anzunehmen, daß Fontane ihn unterdrückt haben würde, wenn er ihn in seiner Vorlage gefunden hätte.

Daß Victoire häßlich war, ist bezeugt; aber von Pockennarben weiß die Überlieferung nichts. Es läßt sich nun mit großer Wahrscheinlichkeit angeben, woher dieses Motiv bei Fontane stammt. Er dachte daran, die Erzählung „Vor Jena" zu betiteln, verzichtete aber darauf, da es schon einen Roman dieses Namens von Hesekiel gebe (vgl. seinen Brief an W. Friedrich vom 5. November 1882). In diesem 1859 erschienenen, übrigens ganz wertlosen Machwerk, das Fontane, der ja mit dem Verfasser befreundet war, zweifellos kannte, kommt ein Fräulein v. Mogge vor, die durch die Pocken ihre Schönheit verliert und daraufhin von ihrem Verlobten, einem märkischen Adligen, sitzen gelassen wird (Bd. II, S. 175 f.). — Auch sonst hat Hesekiels Roman, der in genau derselben Zeit und demselben Milieu spielt — „Nach den Aufzeichnungen eines Kgl. Offiziers vom Regiment Gensdarmes" heißt es auf dem Titel —, deutliche Spuren bei Fontane hinterlassen. So erinnert sich bei Fontane Prinz Louis Ferdinand, Victoire „auf dem Massowschen Kinderball" gesehen zu haben; und mit der Schilderung dieses Balles beginnt Hesekiels Erzählung.

Die Namen der Hauptbeteiligten hat Fontane nur eben so weit abgeändert, als es zur Unkenntlichmachung nötig schien, ohne ihre charakteristische Klangfarbe preiszugeben. Den Vornamen der Tochter hat er beibehalten, den der Mutter vielleicht nur aus Unkenntnis des wahren (Henriette) in Josephine geändert. Indem er für Schack die alte Nebenform Schach einsetzte, gewann er noch das witzige Spiel mit der doppelten oder dreifachen Bedeutung des Wortes in den Spottbildern. Der

[24]) Victoire schreibt nach seinem Tode von ihm: „Er war voll Weichheit und Mitgefühl, und alles Weh, was er mir bereitet hat durch sein Leben und sein Sterben, er wollt' es ausgleichen, soweit es auszugleichen war."

Zusatz „von Wuthenow" ist, worauf schon von anderer Seite hingewiesen worden [25]), offenbar im Gedanken an die altpreußische Familie Schach v. Wittenau gewählt. Wuthenow ist bekanntlich ein Dorf in der Nähe von Fontanes Geburtsort Neuruppin. Es gibt übrigens auch ein adliges Geschlecht v. Wuthenau.

Nach Varnhagens Angabe, die durch die Adreßbücher der Zeit bestätigt wird, wohnten Schack und die Crayens im Hause des italienischen Weinhändlers Sala-Tarone, Unter den Linden Nr. 32, Ecke der Charlottenstraße. Diese Angabe war offenbar auch in der Vorlage enthalten. Fontane läßt zwar die Carayons an der Ecke der Behren- und Charlottenstraße, den Rittmeister in der Wilhelmstraße wohnen — das Beisammenwohnen erschien ihm wohl zu intim —; aber er läßt dafür eine Kneipszene in Sala-Tarones Weinhandlung spielen, die er — allerdings nur von außen — noch aus seiner ersten Berliner Zeit kannte.

Nicht unmöglich ist es, daß in der Vorlage auch die Beziehungen der Crayens zu Pauline Wiesel und zum Prinzen Louis Ferdinand erwähnt waren. Wenigstens läßt Fontane im siebenten Kapitel den Prinzen äußern, er hoffe durch Vermittlung seiner Freundin Pauline, die ihm von den Damen Crayen erzählt habe, deren Bekanntschaft zu machen.

Die zahlreichen Nebenpersonen der Erzählung sind, mit Ausnahme der Tante Marguerite und der Domestiken, sämtlich historisch; also außer dem König, der Königin und dem Prinzen noch der Generaladjutant v. Köckritz, der lange (Karl v.) Nostitz (Adjutant des Prinzen Louis, der auch bei Hesekiel eine Rolle spielt), dessen Freund (Hans, eigentlich Ludwig Karl Alexander v.) Alvensleben, der Frondeur (Dietrich Heinrich v.) Bülow (Bruder des Generals), der Buchhändler Daniel Sander [26]), der Musiker Dussek. Von den im zehnten Kapitel aufgezählten Gensdarmesoffizieren findet man außer Nostitz und Alvensleben noch drei in der Rangliste von 1806: Jürgaß (von dem auch in den „Wanderungen" die Rede ist), Graf Herzberg und Zieten; ein Graf Haeseler gehörte in früheren Jahren dem Regiment an. Die übrigen Namen sind willkürlich von bekannten märkischen Adelsfamilien genommen. Woher Fontane im einzelnen die Kenntnis dieser Persönlichkeiten geschöpft hat, läßt sich natürlich nicht genau nachweisen; die ganze Zeit war ihm ja von Jugend auf vollkommen vertraut. Von Romanen kommt da neben Hesekiel vor allem noch „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" von Alexis in Betracht. Von historischen Quellen hat er außer den Erinnerungen der Gräfin Schwerin bestimmt noch das Werk „Aus Karl v. Nostitz' Leben und Briefwechsel" (1848) benutzt, besonders bei der Episode der Schlittenfahrt.[27]) Einen Zug in der Fontaneschen

[25]) Von Fritz Behrend in der reizvollen Plauderei über die Namen bei Fontane, Zeitschrift für Bücherfreunde, 1923, S. 41.

[26]) Bülowsche Bücher hat Sander meines Wissens nicht verlegt, aber z. B. die Massenbachsche „Galerie preußischer Charaktere" (1808).

[27]) Vgl. Jonas Fränkel, Zacharias Werners „Weihe der Kraft"; Hamburg und Leipzig 1904, S. 121. Auch die Äußerung des Kaisers Alexander über die verschiedenen Arten der beauté findet

Schilderung dieses Mummenschanzes finde ich aber weder in dieser noch in einer anderen Quelle [28]) belegt, nämlich das Ausstreuen von Salz als Ersatz des Schnees. Fontane hat dies unwahrscheinliche Motiv anscheinend frei erfunden, um die Üppigkeit und zugleich den aristokratischen Hochmut des Gensdarmesoffizierkorps zu kennzeichnen, dessen jüngstes Glied auf die Frage, was denn nachher mit dem Salz geschehen solle, die charakteristische Antwort gibt: „C'est pour la canaille."

Der Vampyr

Ein Reiseerlebnis

von

Titus Taeschner

Seit drei Tagen zogen wir nun, nachdem wir Laghouat verlassen hatten, dem Fuße des Atlas in der Richtung auf Bikra folgend, dahin, über öde, steinige Trümmerhalden, leicht gedünte Wüstenflächen und verkrustete Salzhalden. Zur Linken begrenzten den Horizont die kahlen, gelb, weiß und rot leuchtenden Hänge des Gebirges; zur Rechten dehnte sich die Unendlichkeit. Wir hatten die Sonne schon stark im Rücken, und die rotgoldenen Kronenzacken und heliotropfarbenen Schleierschleppen der Bergthrone zeigten an, daß wieder ein Tag sich seinem Ende neige, als sich nach Überschreitung einer Terrainwelle vor unseren Augen ein Gebirgstal öffnete. Tief unter uns, in der zu weiter Ebene sich ausdehnenden Senkung erblickten wir eine Herde scheinbar herrenloser Kamele. Nachdem sie Witterung von uns hatten, kamen sie neugierig auf uns zu. Zweifellos befanden wir uns in der Nähe einer Ansiedlung — vermutlich eines jener Kabylen- oder Beduinendörfer, wie sie in abgelegenen Gebirgstälern öfter vorkommen. Wohl oder übel mußten wir sie aufsuchen und uns der Gastfreundschaft des unbekannten Wüstenstadtbeherrschers anvertrauen. Es wäre nicht nur unhöflich, sondern auch bedenklich gewesen, an dieser in wilder Gebirgseinsamkeit gelegenen Eingeborenenansiedlung vorüberzuziehen, ohne daselbst vorgesprochen zu haben. War man doch nur unter dem Schutze der Gastfreundschaft dieser wilden Nomadenvölker wirklich sicher. So

sich bei Nostitz, jedoch in etwas anderer Fassung als bei Fontane. Bei einzelnen Zügen in Schachs Wesen, seiner Ehescheu und seiner Eignung zu „einem prinzlichen Liebling und Plenipotentiaire", mag Fontane an Nostitz gedacht haben, so wenig dessen Charakter im ganzen dem Schachs entspricht.

[28]) Vgl. Zelter an Goethe, 2. August 1806; Briefe des Dichters Fr. L. Zach. Werner, herausgegeben von Oswald Floeck, 2. Bd., S. 422 f.; Varnhagens Tagebücher, 11. Bd., S. 368; Deutsches Museum, herausgegeben von Robert Prutz, 21. Dezember 1854, Nr. 52, S. 934; Alexis, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, Kap. 75.

stiegen wir denn hinab in die Ebene, und ich schickte meinen Führer Jussuf voraus, um die Lage des Dorfes auszukundschaften und meinen Besuch anzumelden. — Die Kamele, etwa 120 an der Zahl, waren unterdessen herangekommen und blieben in respektabler Entfernung stehen, uns neugierig anglotzend, während die dreistesten von ihnen schnuppernd und blökend näher Fühlung mit den fremden Artgenossen meiner Karawane nahmen. Dann schlossen sich uns alle im grotesken Gänsemarsch an. — Als wir in das Tal einbogen, hörte ich auch bald schon gedämpft das für derartige Wüstenansiedlungen typische Tohuwabohu fremdartiger Geräusche und Laute aller Art. — Da kehrte auch schon Jussuf in Begleitung zweier älterer Beduinen von würdigem Aussehen und umtrottet von einer Herde schmutziger, brauner Jungens zurück. Ganz verdutzt aber blieben sie stehen, als sie unseren stattlichen Aufzug mit dem schier unendlich scheinenden Troß der Kamelschlange erblickten. — Ich stieg von meinem Reittier und ging den Leuten entgegen. — Ein Mann, Ende der Fünfzig, schlank, geschmeidig, rassig, mit feinem Gesichtsschnitt und klug blickenden Augen, erwartete mich. Es war der Beduinenscheik Abdul ben Kerun, der selbst gekommen war, um mich zu empfangen. Sein Begleiter, ein untersetzter Mann mit glatt rasierter Oberlippe und verschmitzt funkelnden Augen, entpuppte sich als der Kaid der Ansiedlung. — Nach dem bei den Arabern unvermeidlichen zeremoniellen Begrüßungskuß auf beide Wangen, lud mich der Scheik ein, sein Haus als das meine zu betrachten, und ich legte ihm dafür alles, was ich mit mir führte, zu Füßen. — Die Größe der Siedlung überraschte mich. Sie bestand aus etwa 100 bis 130 braunen Zelten, Hütten und Lehmhäusern, regellos zusammengewürfelt, die malerisch zwischen steilen Felswänden einerseits und sanft abfallenden Hängen andererseits in den Talkessel eingebettet lagen. Dazwischen schoben sich Einzäunungen für Viehherden, Werkplätze und qualmende Feuerstellen im bunten Durcheinander — belebt von malerisch zerlumpten, zum Teil halbnackten Männern, Weibern und Kindern. Alle kamen neugierig herbei, umgafften und bewunderten unsere Karawane. — Auf einem freien Platze stand der ziemlich umfangreiche, aus Lehm und Palmenmatten ausgeführte „Palast" des Scheiks, dem ein großer baldachinartiger Vorbau, überragt von zwei goldfunkelnden Halbmondmasten, ein imposantes Aussehen verlieh. — Nun erfolgte der Austausch der üblichen Geschenke. Unter anderem erhielt ich als Gegengeschenk für einen Browning, über den sich der Scheik besonders freute, einen Dolch, den sich dieser selbst von der Hüfte löste. Dieser Dolch war ein besonders schönes Waffenstück. In einer aus buntfarbigen Antilopenlederstreifen geflochtenen Scheide steckend, hing er an einem Gurt von schuppenförmig zusammengefügten Silberplatten, die mit gravierten arabischen Schriftzeichen verziert waren. Die haarscharfe, 30 cm lange Klinge war reich ziseliert, und der Griff war mit Achatmosaik belegt. — Nachdem ich dann einem Dutzend angesehener Beduinen vorgestellt worden war, ließen wir uns alle unter dem Baldachin auf dem Teppich, bzw. auf Kissen, die geschäftige Hände herbeischleppten, nieder. — Mameluckten brachten den achteckigen prunkvollen Tisch, Fellahknaben Tschibuks und Nargileh, während unverschleierte Frauen fingerhutgroße, silberne Mokkaschälchen auf den

Tisch setzten. Dies alles ging in völligem Schweigen vor sich. — Schweigend wurde auch der zuckersüße Kaffeeextrakt geschlürft — schweigend die Tschibuks entzündet. Vor mich wurde ein dreischläuchiger Nargileh, ein Prachtstück aus feinster Filigranarbeit, niedergesetzt. Der Gastgeber reichte mir eine, in weiches Lammfell gewickelte, kunstvoll verarbeitete, silberne Nargilehspitze, indem er sie mir mit liebenswürdigen Worten zum Geschenk machte. — Im Hintergrunde des Vorbaues machte sich ein Weib um ein Holzkohlenbecken zu schaffen, welches sie mit einem Blasebalg in Glut erhielt und aus dem sie nach Bedarf den rauchenden Männern mit einem Zänglein ein Stückchen glühende Kohle auf ihre Pfeifen legte. — Flüchtig hatte ich gesehen, daß es ein bereits alterndes Weib war, aber mit feinen Händen und schmalen Füßen. Einen Moment lang hatten mich lediglich ihre Hantierungen interessiert. Nun, während der Auskunft, die ich dem Scheik auf seinen Wunsch hin über den Zweck meiner Expedition, über das Woher und Wohin usw. gab, interessierte mich nur noch die Gesellschaft der würdig aussehenden Wüstensöhne, die mir scheinbar völlig interesselos zuhörten, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen. — Ihre braunen Gesichter schienen versteint, und doch fing ich manchmal einen ihrer funkelnden Blicke auf, die sie sich hin und wieder verstohlen zuwarfen. Mir war das nichts Neues mehr. Hatte ich doch unter ähnlichen Verhältnissen meine Geschichte schon xmal erzählen müssen. Ich wußte auch, daß nach Beendigung meines Berichtes kein Wort weiter darüber gesprochen werden würde. Der Araber ist kein Schwätzer und er vermeidet jeden Meinungsaustausch über Dinge, die ihn nicht persönlich unmittelbar angehen. — Von ungefähr fiel jetzt mein Blick auf ein paar feine, ringgeschmückte, bronzefarbene Hände, die auf den neugefüllten Pfeifenkopf des Nargileh ein glimmendes Kohlenstückchen legten, und ich war überrascht von der edlen Form dieser Händchen und den vollendet schönen, runden Handfesseln mit den Grübchen über den Handwurzeln. — Schade, dachte ich, daß das Gesicht dazu nicht mehr im Einklang steht — und ich hob, ohne meine Erzählung zu unterbrechen, meinen Kopf, um einen flüchtigen Blick auf die Frau zu werfen. — Doch das Wort erstarb mir — mein Atem stockte — fassungslos starrte ich auf das Wunder, das sich mir so unvermutet offenbarte. — Was war das? — Waren diese schwarzen, irislosen Lichter, die einen Augenblick mit unbeschreiblichem Ausdruck von Gier und Verheißung in meine Augen loderten und sich nun langsam wieder hinter dem Gitterwerk seltsam langer Wimpern verbargen, die Augen eines menschlichen Wesens? — Mit aller Willenskraft zwang ich meine, einen Moment gelähmten Sinne wieder in meine Gewalt und suchte den unterbrochenen Gedankengang wieder aufzunehmen. Um meine Bestürzung zu verbergen, griff ich nach der längst geleerten Tasse, vergessend, daß ich damit einen üblen Verstoß gegen die gute Sitte beging. — Als ich nur stotternd in meiner Schilderung fortfuhr, vermochte ich doch nicht so schnell meine Gedanken loszulösen von dem lieblichen Geschöpf, das so zu blicken vermochte. — Noch nie hatte ich eine solch elementare, das ganze Nervensystem lähmende Wirkung eines Blickes kennen gelernt. — Mit unwiderstehlicher Gewalt zwang es mich wieder hinzuschauen zu der Frau, die jetzt im Hintergrunde am Kohlenbecken stand

und gleichgültig herübersah. — Und abermals verlor ich die Fassung und den mühselig wieder gefundenen Faden meiner Rede. Denn diese Frau, die dort hantierte, in Haltung, Tracht und Gestalt dem lockenden Wunderbild gleichend, das sich mir soeben erst offenbarte, war wieder das alternde Weib von vorher. — War's nur eine Sinnestäuschung gewesen, die mich äffte? — Hatte ich eine Halluzination gehabt? — Unmöglich — unmöglich! rief's in mir. — Nicht wie ein Schlag hätte es mich erschüttert, nicht alle Sinne in Aufruhr gebracht, wäre es nur etwas Wesenloses, Vorgetäuschtes gewesen. Vergeblich versuchte ich noch einen Blick dieser Frau zu erhaschen, und ich wünschte sehnlichst, der Nargileh möchte ausgehen. — Ich ertrug diesen mir unerklärlichen Zustand einfach nicht mehr, und ich brach meine Erzählung kurz ab mit der Begründung, mich vor völligem Dunkelwerden erst noch einmal nach meinen Tieren und Sachen umsehen zu müssen. — Draußen wurde ich wieder ruhiger. — War ich nicht töricht? — Schließlich konnte es mir ja wurscht sein, ob das Weib jung oder alt, verführerisch oder vertrocknet war. Es war eine Araberin, und ich hatte doch weiß Gott Erfahrungen genug hinter mir, um zu wissen, daß mit solchen Frauen nicht zu spaßen war. — Also, kaltes Blut! — „Jussuf! hole mir ein paar Pullen Sekt aus dem Sandeis und mach eine kalte Ente zurecht!" — befahl ich meinem Führer — „das verteufelte schwarze Kaffeezeugs macht einen total meschugge." — Unterdessen waren auch der Scheik und seine Begleiter herausgetreten. — Eine Einladung, in seinem Hause zu schlafen, lehnte ich mit dem Hinweis auf die Schwüle der Nacht und auf meine Gewohnheit, im Freien zu schlafen, höflich dankend ab. — Aus Lanzen, Teppichen und Matten wurde dann für mich ein oben offenes zeltartiges Schlafgelaß dicht neben dem Scheikhause errichtet. — Inzwischen waren Vorbereitungen getroffen worden, aus denen ich ersah, daß der Scheik beabsichtigte, mir zu Ehren eine festliche Vorführung zu veranstalten. — Zahlreiche Fackeln wurden in weitem Umkreise um das Haus aufgestellt und entzündet, die den Platz mit blutrotem, düsterem Lichte überfluteten. — Vor dem Baldachin hockten sich Musikanten mit ihren Bockfelltrommeln und Pfeifen nieder und begannen unter dem Gekläff sämtlicher Dorfhunde ihr ohrenbetäubendes Konzert. — Immer wütender erklang das bum, bum, bam, bum, bum, bam, diedel, diedel, dudel, diedel des Orchesters, und plötzlich sprengten etwa 40 Beduinen auf ihren Rossen, von weißen Burnussen umflattert, ihre langen Flinten schwingend in den Kreis, um einen ihrer berüchtigten Fangos vorzuführen. Das glühende Fackellicht gab der Szene ein wildes, malerisches Gepräge, und man konnte sich eines beklemmenden Gefühls nur schwer erwehren. War ich doch der einzige weiße Mann unter diesen Halbwilden und ihnen eigentlich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. — Aber ich war ja kein Neuling mehr und wußte, daß der Europäer, der unter dem Schutze einer europäischen Macht in jenen Gebieten reist, wenig zu fürchten hat, solange er ihre Sitten respektiert und vor allem, wenn er Gastrecht genießt. — Wir hatten nun wieder unter dem Baldachin Platz genommen. — Vor uns stand anstatt des Kaffees ein großes kupfernes Becken mit der von Jussuf zubereiteten kalten Ente. Nur mit größter Vorsicht und erst nach eindringlichem Zureden und

der Versicherung, daß dies ein durchaus harmloses, aber desto bekömmlicheres Getränk sei, nippten die würdigen Vertreter des Stammes von dem köstlichen Gebräu. — Eine unter der Decke des Baldachins hängende, aus bunten Steinen gefertigte Ampel, in der ein Öllämpchen flackerte, streute ihre unbestimmten Farbenlichter über die schweigsame Gesellschaft. Ein mystisches Stimmungsbild — wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht — und — da war er auch schon wieder über mir der unerklärliche Zauberbann; denn aus dem Dunkel tauchte auf einmal im Rücken der rauchenden Männer lautlos eine Frauengestalt auf. — Sie war es. — Mein Herz klopfte hörbar. — So war's also doch kein Trugbild gewesen? — Wieder wie vorhin brannten ihre Sphinxaugen in den meinen und ließen mich nicht mehr los. — Teufel! — war das Weib schön. — Die rotseidene Kufie, die das feine Oval ihres Gesichtes turbanartig umrahmte, die gleichfarbige, ärmellose Tunika, die sie über dem weißen, die volle Büste zeigenden Hemd trug, und das faltige weiße Beinkleid vollendeten den malerischen Eindruck. — Die magische Aureole, welche die hinter ihr glimmende Kohlenglut, vereint mit den bunten Lichtstreifen der Ampel, schufen, gaben der Erscheinung etwas Übersinnliches, und ein seltsames Angstgefühl bemächtigte sich meiner, als das Mädchen nun langsam die Hand erhob und gleichsam mahnend einen Augenblick auf ihren Mund legte. — Dann war es ebenso lautlos wieder verschwunden. — Was wollte diese Hexe nur von mir? — Ein wahres Glück, daß diese Männer hier das Schweigen gewohnt waren und ich meine Benommenheit im Schweigen verbergen konnte. — Aber ich mußte endlich allein sein mit meinen Empfindungen und heraus aus dem Bann dieser Behausung und ihrer geheimnisvollen Bewohnerin. — Ich verabschiedete mich deshalb bald von meinem Gastgeber und den Beduinen und suchte, höflich von Abdul geleitet, mein Lagerzelt auf. — Welch eine drückend schwüle Nacht es war. — Nur mit einem leichten Pyjama bekleidet, legte ich mich auf den weichen Pfühlen, die man mir als Ruhestatt zurecht gemacht hatte, nieder und versuchte zu schlafen. — Aber die Eindrücke des vergangenen Tages und die Gedanken, die sich immer wieder mit dieser verführerischen Sphinx im Hause des Scheiks beschäftigten, verscheuchten den Schlaf. — In der Ferne heulten die Schakale, und die Hunde in der Ansiedlung sekundierten ihnen mit unerträglichem Gekläff. — Dazu kam das quaggernde Gebrüll der Kamele, das Geblök von Hammeln und das klägliche Gegreine hungriger Lämmer. — Weiß der Teufel, was in diese Viecher gefahren war in dieser Nacht. — Ein böser Afrit mußte sein Spiel mit ihnen treiben — und wohl auch mit mir. — In diesem Lande könnte man wahrhaftig manchmal zum Aberglauben dieser orientalischen Wilden neigen. — —

Krauser und krauser wurden die Gedanken — immer sah ich die brennenden, gierigen Augen der Felachin vor mir. — Auf dem Dolchgehänge des Scheiks, welches vor mir hing, spielten mattfunkelnd die Mondstrahlen, und es schien, als ob die arabischen Schnörkel sich zu bewegen begannen, durcheinander kribbelten und endlich von Platte zu Platte hüpften. — — — — Dann schlief ich ein. — Aber ein toller Traum quälte mich. — Ich lag am Boden, — Hände und Füße waren mit arabischen Dolchen festgenagelt, und auf meiner Brust hockte ein Vampyr, der mir

das Blut aus dem Herzen saugte. — Unausgesetzt hielt er mich dabei mit seinen großen, schwarzen Augen im Banne. — Entsetzt wollte ich aufschreien, aber meine Kehle war wie zugeschnürt. — Gewaltsam zwang ich mich zum Erwachen, riß die Augen auf, und — Grauen überlief mich — der Traum war Wirklichkeit. — Meine ausgebreiteten Arme wurden fest am Boden gehalten, und über mir hockte der Vampyr, von dessen Kopf aus schwarze Schlangen meinen Hals umringelten, und der seine Zähne fest in meine Brust geschlagen hatte und mein Herzblut trank. — Verzweifelt suchte ich mich loszureißen und mich aufzurichten. — Da hob das unheimliche Wesen langsam seinen Kopf und sah mich an. — Im selben Moment war meine Traumbefangenheit verschwunden. — Das war ein Weib, nackt, hinreißend schön in seiner Nacktheit, das über mir kniete und mit seinen Händen meine Arme festhielt. Sie war es, die geheimnisvolle Schöne, die mich so außer Rand und Band gebracht hatte — sie war der Vampyr, der mich auch nun wieder mit seinen Rätselaugen in seine Knechtschaft zwang. — Lautlos — langsam neigte sie sich jetzt tiefer auf mich herab, bis ihre Brüste kühl, in wogendem Atmen leicht gleitend meine Brust berührten, und ihr üppiges Haar mir Hals und Schultern umkoste. — Schwer atmend, von wonnigen Schauern geschüttelt, starrte ich in ihre Augen, die ohne zu zucken in die meinen glühten, mich jeder Willenskraft beraubend. — Nun ließ sie meine Handgelenke los — strich mit ihren Fingern an meinen Armen bis zur Schulter entlang, leise tastend — leise — wie Spinnenfüße glitten sie an meinem Leibe herab bis zur Hüfte. — Dann schlug sie plötzlich ihre Zähnchen in meine Lippen. — Da umschlang ich, meiner nicht mehr mächtig, die goldleuchtenden Schultern dieses berauschenden Vampyrs. — Alle Vorsätze und Bedenken versanken in der wonnetollen Umarmung der schönsten, verführerischsten — gefährlichsten und fürchterlichsten Frau, die je der Teufel in verfluchter Meisterschaft geschaffen. — —

„Es ist Zeit, Effendim Pascha! — Wir müssen aufbrechen!" — weckte mich am nächsten Morgen Jussuf. — Aus tiefem Schlummer emporschreckend, bedurfte es erst einiger Zeit, ehe es mir gelang, Ordnung in das wüste Wirrwarr meiner Gedanken zu bringen. — Nach und nach erst kam die Erinnerung an die Vorgänge der letzten Nacht. Schwere Träume hatten mich beunruhigt — um mir dann ein wunderschönes Phantasiegebilde vorzutäuschen. — Der gräßliche Vampyr hatte sich in das blühende Weib des Scheiks verwandelt. — Teufel! Wie man nur so lebhaft träumen konnte. — Schade! — Nein, Allah sei dank! — daß es nur ein Traum gewesen. —

Rasch erhob ich mich, um mich anzukleiden. — Doch — was war das? Was brannte da für ein feuerroter Fleck über meinem Herzen? — Hatte sich nicht gerade dort jener unheimlich wonnige Vampyr festgesaugt? — Ja, aber — dann war es also doch kein Wahngebilde, keine Traumphantasie gewesen? — Hatte ich das buhlerische Weib wirklich im Arm gehalten? — — Eine nervöse Unruhe befiel mich. — War es so, dann galt es, nicht mehr zu zögern. Während Scham, Abscheu und Sehnsucht mich gleicherzeit erfüllten, drängte es mich, nur schnell fortzukommen aus dieser verfluchten und, wie ich wohl wußte, jetzt auch äußerst gefährlich gewordenen Gegend. — Meine Karawane stand schon abmarschbereit, und es galt nur

noch, so peinlich es auch war, Abschied von meinem Gastgeber zu nehmen. – Aber eine begreifliche Scheu hielt mich zurück, sein Haus zu betreten. — Wo blieb er übrigens? — War es nicht auffällig, daß niemand, auch keiner der Notablen, die ich gestern kennen gelernt hatte, sich sehen ließ? — Doch da — endlich — tauchte der Kaid des Dorfes auf und schritt über den Platz auf mich zu. — Gemessen und, wie ich unruhig feststellte, sehr kühl machte er sein Tehjmineh, den förmlichen arabischen Gruß, und teilte mir mit, daß der erhabene Scheik in dringlicher Angelegenheit ganz früh schon den Ort habe verlassen müssen. — Er wünsche mir eine glückliche Reise und eine frohe Heimkehr — mashallah — wenn Gott es will!, so fügte er hinzu — machte wieder ein zeremonielles Tehjmineh und fort war er. — Da war etwas nicht in Ordnung — soviel war mir sogleich klar — und auch ich machte schleunigst, daß ich fortkam. — —

Eine Stunde später lag die Beduinensiedlung, die mir soviel Unruhe bescheert hatte, glücklich weit hinter uns, und wir ritten nun wieder durch die Wüstenöde der Sonne entgegen. — Ein Kampf der widerstreitendsten Empfindungen tobte in meiner Seele. — Immer sah ich die geheimnisvollen Augen des Vampyrs vor mir, und immer von neuem gedachte ich der berauschenden Sünde, die mich mit ihm verband. — — „Jussuf!" — fragte ich endlich meinen schweigsamen Begleiter – „Wer war das Weib am Kohlenbecken unter dem Baldachin des Scheiks?" – „Welches meinst du, Effendim?" — Unsicher sah ich ihn an. — „So, waren es z w e i ? — Hm — so meine ich die Junge." — „Das war Myrrhya, die sechzehnjährige Lieblingsfrau des Scheiks, Effendim." — „Also hat er zwei Frauen, der Scheik?" fragte ich ein wenig beklommen. — „Er hat nur eine noch, Herr – Myrrhya ist t o t — sie starb in dieser Nacht", entgegnete er mit stoischer Ruhe. – „Was sagst du?" — schrie ich ihn an — „sie ist t o t — bist du verrückt? — Kerl – ich — ich — sie — ich habe sie — so sprich doch Mensch — das ist doch Wahnsinn!!" — „Effendim Pascha! — sie war von einem bösen Geist besessen — und in der Nacht — en mys mus min shaaban — als Allah den Lotosbaum schüttelte, ist ihr Lebensblatt welk herabgefallen. — Der Tag des Schicksals war ihr bestimmt, und du, Herr, mußtest kommen, um es zu erfüllen — frage nicht mehr. – Weiter darf ich dir nichts sagen." — — — — — — — — – – — — — — — — — — — –

— — — — Wie oft habe ich, tief erschüttert, sehnsüchtig und voll Herzeleid deiner noch gedacht — mein schöner Vampyr — arme Myrrhya — die sterben mußte — weil sie einmal liebte.

Wanderungen eines Botanikers an der östlichsten Riviera

Von

Johannes Reinke

Der vom Esterelgebirge bei Cannes bis zum Kap Corvo an der Magramündung sich dehnende Küstenstrich, die Riviera, bringt uns Deutschen südliche Sonne und südliche Vegetation am nächsten heran. Die klimatischen Vorzüge dieser an landschaftlicher Schönheit so reichen Küste, der im Norden eine Schutzmauer von Hochgebirgen vorgelagert ist, kehren erst auf Sizilien wieder. Doch trotz der vielen Tausende, die an diesem Strande, an diesen nach Süden gekehrten Berghängen Genuß und Erholung suchen, sind manche ihrer Abschnitte noch wenig bekannt, weil die Mehrzahl der Reisenden nur der Mode folgt und sich durch die in aller Munde befindlichen Namen von Kurorten anlocken läßt. In den ausgezeichneten Büchern von Hörstel und von Strasburger [1]) ist der ganze Teil der Riviera di Levante, den ich den östlichsten nennen will, und den ich von Sestri-Levante bis zur Magramündung rechne, fast übergangen. Bei Strasburger wird er mit ein paar Worten, die teilweise unzutreffend sind, abgetan, während sich bei Hörstel wenigstens einige vortreffliche Bilder dieser Gegend (Monterosso, Portovenere, San Terenzo) finden. Nach langjähriger Kenntnis gerade dieses Teils der Riviera bin ich immer mehr zur Überzeugung gelangt, daß er an Großartigkeit oder Lieblichkeit der Landschaft hinter keinem anderen zurücksteht, sonst aber bedeutende Vorzüge birgt. So schreibt Strasburger schon 1903: „Auf den Landstraßen der französischen Riviera ist es kaum noch ein Vergnügen zu verkehren. Man erstickt dort fast in dem Staube, den die Automobile aufwirbeln, und wird durch sie oft gefährdet." Das gilt heute in potenziertem Maße auch von der italienischen Riviera bis gegen Sestri hin, während in den Gegenden, in die ich den Leser zu führen gedenke, ein Automobil eine Seltenheit ist, dafür aber der Boden noch nicht in Villengrundstücke aufgeteilt wurde, so daß man auf staubfreien Wegen und ohne Beengung durch Mauern die Natur zu genießen vermag, welche hier die gleiche immergrüne Vegetation trägt, wie die bevorzugtesten Küstenstriche des Mittelmeers; nur ergrünen die laubwerfenden Bäume und Sträucher etwas später als an der Riviera di Ponente.

Seit mehr als 30 Jahren suchte und fand ich in meinen Osterferien an der Riviera in höchstem Ausmaße Schönheit der Natur, mediterranen Pflanzenwuchs, warme reine Luft, Sonne und Ruhe, ohne von einer Hochflut teilweise lästiger Mitmenschen gestört zu werden. Um das alles zu haben, mußte ich indes bald von der Riviera di Ponente zur Riviera di Levante hinüberwechseln, wo es damals in Rapallo, S. Margherita und Portofino nur ganz bescheidene Gasthäuser mit mäßigen Preisen gab, und der über Klippen unter alten Steineichen hinlaufende Fußpfad zwischen Rapallo und S. Margherita zu dem Reizendsten gehörte, was man sehen konnte. Jetzt sind beide Orte zu einer Villen- und Hotelstadt miteinander verschmolzen, und von der beide verbindenden Straße erblickt man nur selten von

[1]) Strasburger, Streifzüge an der Riviera (Jena 1904); Hörstel, Die Riviera (Bielefeld und Leipzig 1907).

weitem das Meer. Dieser Entwicklung weichend, ging ich weiter östlich nach Sestri-Levante, bis das dortige Hotel durch eine (völlig berechtigte) Hinaufsetzung der Preise mich veranlaßte, immer weiter nach Osten auf Entdeckungen auszugehen. Ich stieg zunächst in dem reizend an einer waldigen Bucht gelegenen Moneglia ab; allein dort gab es damals kein zum Übernachten geeignetes Wirtshaus. Dann fuhr ich ein paar Stationen weiter nach Levanto, und hier fand ich in Fülle alles vereint, dessen man bedarf: gute Unterkunft im Hotel National des leider kürzlich verstorbenen trefflichen Luigi Bardellini, dann an landschaftlichen und botanischen Reizen, an weiteren und näheren Spazierwegen eine solche Fülle, wie sie mir kaum an einem anderen Orte begegnet ist, so daß ich hier Jahr für Jahr einkehrte. Als ich nach zehnjähriger Pause, die der Weltkrieg verursachte, 1924 wiederkam, ward ich von den Kindern Bardellinis, die den Gasthof in altbewährter Weise weiterführen, auf das freundlichste bewillkommnet. Dies Hotel kann als Muster jener italienischen Wirtshäuser gelten, in denen man es sich bei Sauberkeit, freundlicher Bedienung, ausgezeichneter Verpflegung und mäßigen Preisen wohl sein läßt. Doch hat sich Levanto in den zehn Jahren, in denen ich es nicht gesehen, einigermaßen verändert: zahlreiche Villen sind gebaut worden, auch zwei „hochfeine" Hotels entstanden, das Palace Hotel und das große Hotel Excelsior über der Stadt. Levanto ist als sommerliches Seebad der Italiener in Aufnahme gekommen; auch Italiens interessantester Mann, Benito Mussolini, hat in der Badesaison 1923 dort geweilt und sich für dies Jahr von neuem eine Villa bestellt. In der Winter- und Frühjahrssaison dagegen ist der Besuch ein mäßiger geblieben, und die wenigen Fremden wirken keineswegs störend.

Levanto liegt an einer tiefen Bucht mit einem etwa einen Kilometer langen Sandstrande, der gut zum Baden geeignet ist. Zwei mächtige Bergpfeiler, die gegen 500 m hoch aus dem Meere aufsteigen, im Westen der mit rötlichen Felszacken endigende Monte Rossola, im Osten der Monte Vé, bilden die Seitenkulissen; im Hintergrunde erheben sich die zerklüfteten Züge des Apennin zu beträchtlicherer Höhe. Das Städtchen erstreckt sich am breiten Kiesbette eines Bergstroms, der Ghiara, landeinwärts. Seine Ostseite ist noch von der alten, auf das Jahr 1000 zurückgehenden, mit mancherlei Türmen verzierten Stadtmauer umgeben, die durch ihre Zinnen von weitem an eine riesige Säge erinnert; ihr primitives Mauerwerk besteht aus gerollten Kieseln mit dickem Mörtel dazwischen. Vom Fuß des Monte Vé springt ein gewaltiger Felsklotz gegen das Meer vor, er trägt das wohlerhaltene, von den Genuesen 1265 aus Quadern aufgeführte Kastell, das noch heute benutzt wird und wie eine Akropolis den Ort überragt; an den Felsen lehnt sich jetzt eine Gruppe eleganter Villen mit dem Ausblick auf das Meer. Der Fuß der Berge ist von Olivenwäldern umhüllt, die in der Höhe durch Schirmkiefern abgelöst werden; in den Einschnitten der Flüsse und Bäche finden sich Orangen- und Zitronengärten, stellenweise auch hochgewachsene, teils schlanke, teils dickstämmige Palmen (Phoenix dactylifera und canariensis, Pritchardia filifera, Chamaerops excelsa).

Die Einwohner von Levanto sind harmlos und freundlich; sie erfreuen sich eines bescheidenen Wohlstandes. Von etwas Fischerei abgesehen, beschränkt sich der Verkehr in der Stadt auf die Landwirtschaft treibende Bevölkerung der Umgegend, die den Ertrag ihres Fleißes in Gestalt von Holz, Öl, Wein, Gemüse, Eiern und Schlachtvieh aller Art dorthin bringt. An Feiertagen bildet der mit immergrünen Steineichen bestandene „Giardino publico" den Sammelplatz der Leute. Am Ufer der Bäche sieht man emsige Wäscherinnen bei der Arbeit, am Strande plätschern die Kinder mit ihren nackten Beinchen bis zum Abend im Wasser.

Verläßt man den Ort in der Richtung auf das Meer und schlägt dann die an dem malerisch herabgrüßenden Kapuzinerkloster vorbeiführende Hauptstraße zur Rechten ein, so gibt der vor dem Monte Rossola sich dehnende niedrige Rücken zu-

nächst das Bild unwirtlicher Öde; doch wird bei genauerem Zusehen das Auge erfreut durch nicht wenige interessante Pflanzen. Es sind Xerophyten, d. h. Bewohner dürrer und sonniger Felsen. Hierher gehören die honigduftende dornige Wolfsmilch (Euphorbia spinosa), der Thymian, der rotbeerige Wacholder (Juniperus Oxycedrus), eine wohlriechende Strohblume (Helichrysum Stoechas), der Berglavendel (Lavendula Stoechas), der Mäusedorn (Ruscus aculeatus), der wilde Spargel (Asparagus acutifolius), ein seltenes Farnkraut (Notochlaena Marantae), der Igelginster (Genista aspalathoides); alles Gewächse, nach denen man diesseits der Alpen vergeblich ausschauen würde. Wo ein paar feuchte Spalten den Felsen durchsetzen, erscheint sogleich die ganze Vergesellschaftung immergrüner Sträucher, die der Italiener Macchia nennt, wohin gehören: die Myrte, der Pfriemenginster (Spartium junceum), die Calycotome, die Stechwinde (Smilax aspera), der Kreuzdorn (Rhamnus Alaternus), die Pistazie (Pistacia Lentiscus). Verfolgt man die in Kehren aufwärts steigende Straße, so gelangt man in lichten Kiefernwald; in seinem Halbschatten strecken sich die Gesträuche der Macchia in Länge und Breite. Zu ihnen gesellt sich immer zahlreicher die herrliche Baumheide (Erica arborea) in der Pracht ihrer weißen, wohlriechenden Glocken; wie helle, ein bis zwei Meter hohe Flammen leuchten ihre Büsche zwischen der rötlichen Rinde der Kiefern. Bei einer Gabelung der Straße gehe man den linken Ast, der mit Rückblicken auf Levanto sich in Kehren durch Olivenwald und an Bauernhäusern vorbei ein wenig abwärts senkt. Bei den letzten hochgelegenen Häusern erscheinen Weinberge, und hier öffnet sich eine überraschende Aussicht. Tief unten an einer zweiten Meeresbucht liegt mit ihren bunten Gebäuden die Ortschaft Bonassola. Auch hier ist ein Sandstrand vorgelagert, den das Meer durch Zernagen der Felsen bereitete und dann heranspülte. Die Häuser sind in Zitronen- und Orangengärten eingebettet; dichte Olivenwälder steigen an den Berglehnen empor, um auf den bis zu 700 m hohen Kuppen durch Kiefern ersetzt zu werden. Hellschimmernde Dörfer mit spitzen Kirchtürmen lagern im Olivenwalde bis zur Kieferngrenze hinauf. Auf einem Felsen dicht über Bonassola erheben sich die umfangreichen Mauern eines alten Schlosses, in dessen Turm eine weithin sichtbare Uhr eingelassen ist, die dauernd in Gang erhalten wird. Der Ort selbst ist ungastlich: vor dem Kriege wenigstens fehlte noch die bescheidenste Locanda zum Nächtigen. Schon landesübliche Erfrischungen nach der einundeinhalbstündigen Wanderung zu erhalten, bereitete Schwierigkeit; dafür kann man mit dem Personenzuge in 8 Minuten durch einen Tunnel nach Levanto zurückkehren. Wann wird in dem reizenden Bonassola das erste „Grand Hotel" entstehen? — Der rechte Gabelast der Fahrstraße umzieht den Monte Rossola. Dieser ist von ihr aus unschwer zu ersteigen und gewährt einen herrlichen Rundblick; die Straße führt dann weiter nach Baracca und zuletzt nach Sestri-Levante.

Zur Linken führt aus Levanto an der Meerseite keine fahrbare Straße, sondern ein holpriger Saumpfad den Berg hinan hinter dem Kastell vorbei, von dessen Felsen die hohen Blütenschäfte der Agave, die baumartige Wolfsmilch (Euphorbia dendroides), die Aschenpflanze (Cineraria maritima, der duftende Alant (Inula viscosa) den Wanderer grüßen; bequemer steigt man vom Strande auf einer Treppe zum Kastell hinauf. Folgt man dem am Fuße des Monte Vé sich hinziehenden Wege, so erschließt er bis zum Vorgebirge Punta del Mesco, das man in zweiundeinhalb Stunden erreicht, eine Reihe der entzückendsten Landschaftsbilder. Schon beim Anstieg schwelgt man in Ausblicken über Stadt, Burg und die feinen Kurven der Berge. Bald hat man den ersten Vorsprung des Küstengebirges umstiegen, und nun sieht man nichts weiter als zur Rechten tief unter sich das endlose Meer, zur Linken die schroffen Felsen des Monte Vé mit reicher Macchia-Vegetation und üppiger Baumheide; dort finden sich auch viele Cistussträucher mit ihren großen

weißen oder roten Blumen (Cistus albidus und Cistus salvifolius). Die Gegend wird wilder und öder. Vor uns erhebt sich eine mächtige Felswand, oben darauf Kiefern; in Zickzacklinien geht es hinan. Welch ein Zauberwald ist dort oben! Zur Rechten sprießen die Kiefern aus Spalten einer Wand hervor, die 200 m tief fast senkrecht zum Meere abstürzt; zwischen den Stämmen hindurch sieht man unten dunkle Klippen, von weißer Brandung umsäumt. Links leuchten überall mannshohe Büsche blühender Baumheide durch den Wald. Fortan hält sich der Weg mehr in gleicher Höhe; man gelangt an eine Lichtung mit zwei Bauernhöfen, Weinbergen und Gärten. Im Bogen umzieht der Pfad diese Lichtung, bis man das weiße der beiden Häuser, Casa Lovera genannt, erreicht, wo der Wald wieder beginnt. Bald ist auf anfangs etwas beschwerlichem Anstieg das Ziel erreicht, die Punta del Mesco. Dies Vorgebirge ist eingenommen von der Ruine des alten Klosters San Antonio und einem Beobachtungposten der italienischen Marine. Dort lagern wir zum Frühstück. In traumhafter Stimmung dehnt sich gen Osten vor unsern Blicken die Küste bis zu den dem Golf von Spezia vorgelagerten Felseninseln Palmaria und Tino; nach Westen zum Monte di Portofino und darüber hinaus zu den schattenhaft verschwimmenden Seealpen. Doch wir verweilen beim Osten. Hier erblickt man zu seinen Füßen die „Cinque terre", fünf ihres herrlichen Weins wegen berühmte Ortschaften (Monterosso, Vernazza, Corniglia, Manarola und Riomaggiore) zwischen Levanto und Spezia, eine immer malerischer als die andere. Monterosso taucht tief unter uns aus einer Felsenspalte auf; darüber türmen sich mit Wein und Oliven bewachsene Hänge bis zur Wallfahrtskirche S. Maria di Soviore hinauf, dem Ziel unserer nächsten Wanderung. Klettert man von der Punta nach Monterosso hinab, so kann man auch von dort durch den Tunnel mit der Eisenbahn nach Levanto zurückkehren.

Landeinwärts ist die Umgebung Levantos kaum weniger reizvoll als der Küstenstrich. Verläßt man die Hauptstraße des Städtchens durch das alte Tor und folgt dem Flußbett der Ghiara nach Norden, so öffnet sich ein weites Becken, dessen Rand die bunten Häuser einiger Dörfer bilden, überragt von einer etwa 800 m hohen Bergmauer. Wir folgen einem rechts abbiegenden Wege längs dem Tale eines linken Seitenflusses, steigen zum Dorfe Fontana hinauf, weiter durch lichten Wald mit schönen Ausblicken auf den Talkessel und die in dichte Olivenpflanzungen eingebetteten Dörfer. Dann geht es in mäßigem Anstieg eine Felswand hinauf, auf deren Kamm man das Meer erblickt: zur Rechten die Punta del Mesco, in der Tiefe Monterosso, zur Linken schimmert durch den Kiefernwald der Wallfahrtsort Madonna di Soviore. Zu ihm führt der Weg langsam in die Höhe. Nirgends sah ich die Baumheide in so riesigen Exemplaren mit armdicken Stämmen; sie bildete vor dem Kriege eine fast haushohe Hecke neben dem Wege, die inzwischen leider durch einen Waldbrand zerstört wurde. Die Wallfahrtskirche liegt auf einem kleinen Plateau in der Höhe von 468 m, von alten Steineichen umgeben; daneben Gebäude zur Aufnahme von Pilgern bei den im August daselbst stattfindenden Festen. Das Sanktuarium ist eine romanische Kirche mit einfachem Tonnengewölbe; darin findet sich eine ganz weltliche Freske, die Heimkehr eines Seefahrers nach Monterosso darstellend. Die zahlreichen Votivbilder beziehen sich fast alle auf Rettung aus Seemannsnot. Von der Terrasse hat man eine prachtvolle Aussicht, die nach Osten zwar begrenzt ist, nach Westen aber bis zur Riviera di Ponente reicht. Die Entfernung von Levanto beträgt etwa drei Stunden.

Für kleinere Spaziergänge in der Umgebung der Stadt ist reichlich gesorgt. Ein anmutiger Rundweg, der etwa zwei Stunden in Anspruch nimmt, führt zum Kapuzinerkloster hinauf, läßt dieses rechts liegen, läuft durch wilde Felsen mit prächtiger Macchia-Vegetation, in der hier auch der in Deutschland wildwachsende Stech-

ginster (Ulex europaeus) auftritt, über die Kapelle S. Anna und die Case Fareggiane nach dem Dorfe Lissa, von wo man zum reizenden, in Olivenwald eingeschnittenen Fossatotale hinabsteigt mit zwei alten malerischen Ölmühlen. Aus dem Fossatotale gelangt man durch das Tal der Ghiara nach Levanto zurück. — Wünscht jemand einen hübschen Weg ohne jede Steigung zu machen, so gehe er an der Ghiara aufwärts bis zum Dorfe Casella, wo man gleichfalls eine Anzahl eigenartig gelegener Mühlen und mehrere malerische alte Brücken passiert. Ein Vorzug der Umgebung des Städtchens ist, daß fast nur niedrige Mauern vorhanden sind, über die man hinwegsehen kann. An diesen Mauern wachsen der Schlangenkopf (Arum Arisarum), das fleischige Nabelkraut (Umbilicus) und zahlreiche niedliche Farne, so das Frauenhaar (Adiantum Capillus Veneris), der schwarze und der braunstielige Milzfarn (Asplenium Adiantum nigrum und Trichomanes), der Schuppenfarn (Ceterach offinarum), die Hirschzunge (Scolopendrium officinarum) sowie ein zierliches Bärlappgewächs (Selaginella denticulata); während an begrasten Hügeln eine schöne Orchidee (Serapias Lingua) mit ihren großen bräunlich-roten Blumen hervorsproßt. Andere Orchideen finden sich in den Tälern in großer Mannigfaltigkeit, und in einem Tale sind die Hänge mit der prächtigen tiefviolett blühenden Iris Florentina bedeckt. — Einen Ausgangspunkt für andere kürzere Wege bietet die Promenade, die vom öffentlichen Garten längs des Baches zu einem uralten viereckigen Turm in der Stadtmauer führt, von dessen Mauerwerk blühender Goldlack herabwinkt. Innerhalb des Turms zweigt sich links ein Pfad ab (Via della cava), überschreitet das Bahngeleise und zieht sich an der Stadtmauer, an deren Uhrturm vorüber, zu Olivengärten hinauf. Geht man hier geradeaus, so gelangt man durch Wald zu einem einsamen weißen Bauernhause (Nr. 441) mit prächtigen Ausblicken nach verschiedenen Seiten; von dort führt nach rechts ein besonders lieblicher Pfad weiter durch Wald und an Bauernhöfen vorüber auf einem bequemen Umwege zum Städtchen zurück. — Verfolgt man dagegen den Promenadenweg am Bache in gerader Richtung durch den vierkantigen Turm der Stadtmauer hindurch und steigt rechts einen gepflasterten Weg in die Höhe, der parallel zum Bachtale läuft, so kommt man zuletzt in eine Art von Klamm, aus der jener Bach hervorströmt. Das Wasser des Baches rieselt hier zwischen Felsblöcken, auf denen man ihn überschreiten kann. Dort wachsen außer der Baumheide auch die Alpenheide (Erica carnea), der Erdbeerbaum (Arbutus Unedo), der Lauruſtinus (Viburnum Tinus). Ein etwas steiler Zickzackpfad führt nach Überschreitung des Baches an zwei rot getünchten Bauernhäusern vorüber auf einen Grat, der eine schöne Aussicht auf den Talkessel bietet, den man auf dem Wege nach Madonna di Soviore durchwandert. Geht man längs des Grates nach Westen, so erreicht man bald einen Kiefernwald, durch den man nach Levanto hinabsteigt.

Damit mag es genug sein der Schilderungen aus der unmittelbaren Umgebung dieses ligurischen Städtchens, die an Mannigfaltigkeit ihresgleichen sucht.

Die Bahn von Levanto bis Spezia fährt fast ganz unterirdisch; die Stationen der Cinque terre bilden für den Schnellzug plötzlich aufblitzende Fenster im Riesentunnel, die dort haltenden Personenzüge stehen meistens mit Kopf und Schwanz im Tunnel. Von Levanto aus sind alle fünf Orte erreichbar und ihr Besuch ist höchst lohnend. Allen ist gemeinsam, daß sie an der Mündung eines schluchtartigen Bachtals sich anbauten, längs dem Zitronengärten an den enggedrängten Häusern sich hinziehen. Neben ihnen erheben sich Weinberge in steilen Terrassen vom Meere aus, wo die unterſten noch den Gischt der Brandung zu kosten kriegen, bis zu den Oliven- und Kiefernwäldern hinauf. Ihre Bearbeitung muß ungeheure Mühe verursachen. In Monterosso allein hat sich, da dem Ort ein schöner, zum Baden geeigneter Sandstrand vorgelagert ist, ein etwas höherer Grad von „Zivilisation“ ent-

wickelt; vor dem Kriege bestand dort sogar ein kleines deutsches Hotel, das aber mit Beschlag belegt und zu einem Heim für Kinder von Kriegsinvaliden umgestaltet wurde. Es gibt dort eine gute Trattoria von Benvenuto Vincenzo, die auch Zimmer zum Wohnen nachweist. Die Lage Monterossos ist ungemein warm und geschützt; von der malerischen Gestaltung des Orts mit seinen alten Kastellen gibt Fig. 17 in Hörstels Riviera ein gutes Bild. Der zweite Ort, Vernazza, baut sich auf einem platten Felsen am Meere auf und erstreckt sich von da in das Bachtal hinein; oberhalb des Städtchens fällt der Bach in mehreren sehenswerten Kaskaden zwischen Zitronengärten. Drei mittelalterliche Ruinen, davon eine nahe über dem Meer, sowie die uralten, dicht zusammenklebenden Wohnhäuser geben dem reizvollen Orte ein eigenartiges Gepräge. Eine Locanda zum Übernachten gibt es nicht, sondern nur zwei Weinschenken; als ich vor 20 Jahren Vernazza zum erstenmal besuchte, waren auch diese nicht vorhanden. Wie in Monterosso werden an der Marina von Vernazza und den übrigen „Orten" die Fischerboote auf den Strand bzw. Fels gezogen. — Es folgt Corniglia, das hoch über dem Meere auf einer Felsplatte liegt, an deren Westseite der Bach mündet und die Marina bildet. Am liebsten hatte ich stets Manarola. Von der Station aus führt ein Tunnel durch den Fels in den Ort hinein, gerade auf die gute Trattoria zu, deren liebenswürdige Wirtin bei meinem letzten Besuch sich ein Vergnügen daraus machte, ihre Gäste nach den zahlreichen Aussichtspunkten des Ortes mit den wechselvollen Bildern zu führen, deren eins stets malerischer ist als der andere; an der Marina ergießt sich der die Ortschaft durchströmende Bach mit einem Wasserfall ins Meer. Die Bewohner zeigen einiges Erstaunen, Fremde zu sehen; der Bach läuft an der Hauptstraße entlang, die mit den Häusern der Gegenseite durch zahlreiche Brücken verbunden ist. Von dort steigt der Ort an beiden Seiten der Schlucht steil zu schwindelnder Höhe empor. Vor den Häusern sieht man vielfach alte Frauen mit einer Spindel in der Hand. Kinder folgen neugierig und scheu den Fremden. Die kräftige Bevölkerung ist in den Weinbergen tätig. Der auf diesen sonnigen Hängen gezogene Wein ist köstlich. Von weißer Farbe. Trotz mancher Verschiedenheit findet man in jedem der fünf Orte neben dem offenen, in Karaffen vorgesetzten Wein, der an Pfälzer erinnert, den „Rinforzato", der aus angetrockneten Trauben bereitet wird und wie süßer Ruster Ausbruch oder Tokaier schmeckt; dieser wird, wie auch mancher besser behandelte einfache Wein, der dann einen Vergleich mit weißem Capri rechtfertigt, in verkorkten Flaschen aufbewahrt. Man begegnet den Weinen der cinque terre selten in einem italienischen Hotel; sie sollen teils von der italienischen Kriegs- und Handelsmarine verbraucht werden, teils in den Privatbesitz alteingesessener Familien wandern. — Riomaggiore ist an sich der wenigst reizvolle unter den fünf Orten; von dort kann man aber auf etwas beschwerlichem Treppenwege zu der hochgelegenen Kirche Madonna di Monte negro emporsteigen, die eine prachtvolle Aussicht nach beiden Seiten der Küste gewährt, und von da gelangt man ohne viel Mühe zum Sattel zwischen M. Verugoli und M. Bramapane, wo man einen Überblick über den herrlichen Golf von Spezia mit den Apuanischen Alpen im Hintergrunde genießt, einen Golf, der an Schönheit dem von Palermo nicht nachsteht. Steigt man zur Stadt Spezia hinab, so trifft man zwischen ihr und dem Meere einen der schönsten Palmengärten Italiens. Das große und gut gehaltene Hotel Croce di Malta ladet zum Aufenthalt ein. Die kegelförmigen, den Golf einschließenden Berge sind fast sämtlich mit Forts gekrönt, zu denen bequeme Fahrstraßen führen, die von Spaziergängern benutzt werden können, wenn man nur in einem Abstande von 300 Metern vor dem Fort haltmacht. Auf der Südseite führt eine Straße am Golf zu dem merkwürdigen und malerischen Porto Venere, das bei Hörstel in Fig. 117 gut abgebildet ist, mit dem halb in Trümmern liegenden Kirchlein auf

der Spitze der Landzunge und dem riesigen, von den Genuesen im Mittelalter erbauten Kastell. Ich habe einst acht Tage recht gut in Porto Venere bei einer Wäscherin gewohnt und mich in der Trattoria del Genio verpflegen lassen. Schon Byron hat längere Zeit an diesem Orte gelebt, der heute als Seebad zu jeder Jahreszeit Privatwohnungen darbietet.

Der reizvollste Teil des Golfs ist aber die auf der Gegenseite befindliche Bucht von Lerici mit der kleinen Stadt gleichen Namens und dem nahegelegenen Dorfe San Terenzo, in dem außer Byron auch Shelley und später viele Jahre lang Böcklin gewohnt hat. Sowohl in Lerici wie in San Terenzo erhebt sich ein, von den Pisanern erbautes, noch wohlerhaltenes Kastell. An diesem Golfe, jetzt der erste Kriegshafen Italiens, stießen die Republiken Pisa und Genua einst aufeinander; in langwierigen Kriegen unterlag die erstere.

Lerici und die umgebenden Ortschaften sind ganz in üppigen Olivenwald eingesenkt, der aus der Ferne wie ein dichtes Moospolster erscheint. Kein Ort an der östlichen Riviera lockt mehr zu längerem Verweilen, zumal das vorzüglich gehaltene kleine Hotel des Palmes den Fremden in jeder Hinsicht befriedigt. Täglich kann man neue reizvolle Spaziergänge auf den Militärstraßen und auf anderen Wegen machen, die zu überraschenden Aussichtspunkten führen. Nur drei dieser Wege mögen hier genannt sein. Der eine führt zu dem unmittelbar am Meere, auf einer Felsplatte gelegenen Fischerdorfe Telaro und bietet sowohl am Endziel wie unterwegs eine Fülle der schönsten Landschaftsbilder; früher nur ein schmaler Pfad, wird er gegenwärtig zu einer Fahrstraße ausgebaut. Solchen prachtvollen alten Oliven wie auf diesem Wege begegnet man selten an der Riviera. Der zweite zu nennende Punkt ist der Monte Branzi, dessen Zugang, da er selbst in Lerici nicht leicht zu erfragen ist, hier etwas näher beschrieben sein möge. Vom Städtchen führt mit vielen Kehren eine Fahrstraße auf den M. Rocchetta, dessen Spitze ein Fort einnimmt. Man kürzt ab, indem man nahe dem Hotel den gepflasterten Fußweg nach dem Dorfe Pugliola einschlägt; nach dessen Mündung in die Straße, wo schon ein schöner Aussichtspunkt ist, geht man auf dieser nach rechts am Kirchhof vorbei auf das Dorf Serra zu, bis links die zur Rocchetta führende Straße abzweigt. Diese ist an und für sich ein höchst reizvoller Weg, der mit jeder Kehre neue Blickpunkte liefert. Man braucht der Straße nur bis zur Stauung eines Baches zu folgen, an der, links von der Straße, stets Wäscherinnen in Tätigkeit sind; hier zweigt neben einem einzeln stehenden Hause ein schmaler Fahrweg ab, den man einschlägt. Bald steigt links im Zickzack ein bequemer Fußsteig zur Kuppe des Berges hinauf durch reiches Macchia-Gebüsch und viele Cistus-Sträucher. Man kann aber auch jenen Fußweg unbeachtet lassen und der Straße weiter aufwärts folgen, bis sie etwa 500 Meter vor dem Fort Rocchetta sich gabelt; der linke Gabelast führt unmittelbar auf den M. Branzi. Offenbar hatte hier auch einst ein Fort gebaut werden sollen, doch wurde die Absicht nach Fertigstellung der Straße fallen gelassen. Von der Höhe hat man eine zauberhafte Aussicht, die den schönsten in Italien gleichkommt. Nach der einen Seite sieht man zu seinen Füßen den Wasserspiegel des Golfs; die Häuser und Palmen von Spezia liegen wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut vor uns. Der Golf ist eingefaßt von einer Kette von Bergen, unter denen der M. Verugoli fast 800 Meter hoch aufragt. Diese Bergkette findet ihre Fortsetzung in den dem Golfe vorgelagerten Felseninseln Palmaria und Tino. Dann folgt das weite, offene Meer. Auf der anderen Seite blickt man in das breite Flußbett der Magra mit seinem Delta; dahinter erhebt sich ein niedriger, mit Ortschaften bedeckter Höhenzug des Apennin, und über diesem nach links die höhere Kette dieses Gebirgssystems, die im März und April noch mit Schnee bedeckt ist. Nach rechts aber steht man ganz nahe der großartigen, gegen 2000 Meter hohen Felsengruppe der Apuanischen

Alpen gegenüber, deren Zacken gen Himmel leuchten in blendender Weiße. Oben liegt im Frühling auch wirklicher Schnee; wenn aber die Schneefelder sich bis an den Fuß der Berge zu dehnen scheinen, so sind dies in Wirklichkeit breite Streifen Carrarischen Marmors, die sich gegen das dunkle Grundgestein abheben. Man steht auf einem der östlichsten Bergpfeiler der Riviera! — Die Besteigung des M. Branzi erfordert etwa $1^1/_2$ Stunden. Schenkt man beim Abstieg auch den krautigen Gewächsen Aufmerksamkeit, so kann man eine reizende kleine Schwertlilie (Iris pumila) beobachten, sowie zahlreiche Orchideen, darunter die Serapias, sowie die spinnentragende und die bienentragende Frauenträne (Ophrys aranifera und apifera). Unten an der Straße wächst viel die Tazette (Narcissus Tazetta), sowie in den Olivenhainen massenhaft eine weiße Sternblume, das wohlriechende Allium neapolitanum, und nicht minder häufig an ihren Rändern die schöne großblumige Anemone stellata, die der Anemonenwiese der Villa Doria Pamphili zu Rom den Namen verliehen hat. Bei Lerici leuchten ihre roten Sterne überall hervor, während sie den Tälern bei Levanto völlig zu fehlen scheint. Nachträglich sei noch bemerkt, daß die violett blühende wilde Levkoje (Matthiola incana) nicht nur die Felsen der cinque terre ziert, sondern auch an altem Mauerwerk bei Porto Venere, sowie an dem das Kastell von Lerici tragenden steilen Felsen sich findet.

Die dritte der hier zu erwähnenden Wanderungen gilt dem kahlen Berge, der dicht hinter der Ortschaft San Terenzo aufsteigt. Man erreicht ihn entweder auf der Fahrstraße über Pugliola und Solaro, oder man geht am Strande entlang nach San Terenzo und ersteigt ihn auf steilem Bergpfade, der nahe dem Kastell emporführt. Jene kahle Höhe berichtet von einer tragischen Katastrophe, die vor zwei Jahren sich zutrug. Vor dem Kriege war jener Berg von dichtem Olivenwalde bedeckt, in dem ein Fort, die Falconara, versteckt lag. Bei diesem Fort befand sich ein großes Munitionslager, tief in das Gestein eingebaut. In einer Septembernacht 1922 entlud sich über jener Gegend ein schweres Gewitter, und um 3 Uhr fuhr der Blitz in das Munitionsmagazin der Falconara, das mit fürchterlichem Krach auseinanderbarst und große Gesteinsbrocken bis nach Pugliola und Lerici schleuderte. Binnen wenigen Sekunden war fast die ganze Ortschaft San Terenzo ein Trümmerhaufen, unter dem 300 Tote und 500 mehr oder weniger schwer Verletzte lagen. Der Luftdruck war ein so heftiger, daß alle Oliven des Berges dicht über der Erde abgeknickt wurden, als wären sie gefällt worden. So kommt es, daß der Berg heute von ferne kahl aussieht; betritt man ihn, so zeigen sich die Stümpfe der Bäume, die meistens begonnen haben, wieder auszuschlagen. Oben findet man an der Stelle des Forts nur nackes Gestein und eine kraterartige Vertiefung, in der sich ein Wassertümpel gebildet hat. Man ist so ergriffen durch den Anblick, daß man sich kaum der oben erreichten Aussicht über den Golf zu freuen vermag. Der Ort San Terenzo ist zum größeren Teil bereits wieder aufgebaut, doch in seiner Umgebung liegt noch manches Haus in Trümmern. Auch in Lerici war kein Fenster heil geblieben; im Hotel des Palmes waren die Decken teilweise eingestürzt. Von der Regierung wurden nur die zur unmittelbaren Gemeinde von San Terenzo gehörenden Bewohner entschädigt, daher die Ruinen von Wohnhäusern in der Umgegend. Noch jetzt zeigt sich jeder Einwohner dieser Gegend auf das tiefste erschüttert, wenn man die Sprache auf jene Unglücksnacht bringt.

Im Hotel des Palmes hatte der Wirt, Herr Ditta, in rührender Anhänglichkeit uns das Zimmer aufbewahrt, das wir vor zehn Jahren zuletzt bewohnten. Das Haus ist nur durch die Fahrstraße vom Meere getrennt. Vom Marmorbalkon unseres Zimmers hatten wir den schönsten Blick auf den Golf und das offene Meer: gerade gegenüber die M. Castellana und M. Muzzerone, daran anschließend Porto

Venere; rechts die M. Bramapane, Verugoli und Parodi. Links von Porto Venere die Inseln Palmaria und Tino, dann das ehrwürdige, auf steilem Felsen thronende Kastell von Lerici und die bunten Häuser des Städtchens mit den Olivenhainen darüber. Die Inseln locken zum Besuch. Leider ist Palmaria wegen seiner Befestigungen unzugänglich; doch das kegelförmige Tino trägt nur einen Leuchtturm. Dahin fuhren wir an einem schönen Tage mit einem Segelboot; die Partie nahm den ganzen Tag in Anspruch, das mitgenommene Frühstück mundete uns trefflich unter den hohen Kiefern, welche die Berghänge der Insel bedecken. Dort standen im Halbschatten und der stets angefeuchteten Luft die Macchia-Gewächse in einer Üppigkeit, wie ich sie nie gesehen; die Stechwinde (Smilax) bildete Girlanden bis in die Gipfel der höchsten Bäume hinein. Dort fand ich auch jenes an der ligurischen Küste seltene schilfartige Gras (Ampelodesmos tenax), dessen Halme von solcher Festigkeit sind, daß die Fischer Taue daraus flechten. Vom Leuchtturm hatte man einen wundervollen Blick auf das weite Meer und die nahen und fernen Küsten. Nach dem Abendessen dieses Tages genossen wir von unserem Balkon einen besonders schönen Sonnenuntergang. Tiefer und tiefer sank die glühende Scheibe, bis sie als glänzender Strahlpunkt noch einmal aufzuckte, um dann hinter dem Kamm der Berge zu versinken, von großartiger Farbensymphonie umwoben. Es säumten sich die benachbarten Wolken mit orangefarbenen, roten und zuletzt immer tieferen Tönen, während hoch oben am Himmelsgewölbe die Federwolken wie Flammen aufleuchteten; eine unbeschreibliche Farbenskala durchlief das leicht gekräuselte Meer, bis sich alles ausglich, um in Dämmerung zu vergehen.

Das europäische Ägypten

Von

Wilhelm Grotkopp

„Haben Sie in Deutschland auch ein Parlament?", so fragen, wie mir ein Bekannter kürzlich aus Ägypten schrieb, heute die Ägypter ständig die Deutschen. Wie ein kleines Kind mit einem neuen Spielzeug vor Freude von Haus zu Haus läuft, um festzustellen, ob die Nachbarkinder auch über solch eine Errungenschaft verfügen, ebenso freuen sich heute die Ägypter ob ihrer neu gewonnenen Selbständigkeit. Die obige Frage verrät nicht nur ein Gefühl der Freude und des Stolzes, sondern, vielleicht in noch stärkerem Maße, auch eine gewisse politische Unreife der Bevölkerung und bringt sicherlich mehr als alle anderen Momente klar zum Ausdruck, daß die jetzt gewonnene politische Freiheit und Selbständigkeit nicht so sehr das Ergebnis zielbewußten Handelns der Gesamtheit, sondern vielmehr das Werk einiger Führer ist, vor allem des an Jahren zwar schon alten, aber sonst so leidenschaftlich jungen Zaghlul Paschas, der mit einer beispiellosen Energie seit 20 Jahren einen unerbitterlichen Kampf gegen England geführt hat und jetzt endlich nach einer langen Zeit der Scheinministerien Ministerpräsident geworden ist. Dieser Kampf Zaghluls war ein Kampf für die Einheit und Freiheit seines Vaterlandes, ein Kampf, wie ihn das liberale deutsche Bürgertum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland

vergebens geführt hat. Wie damals im zersplitterten Deutschland, so verbindet sich jetzt in Ägypten die freiheitlich-demokratische Forderung mit der nationalen; zu beiden Zeiten ist es der Kampf einiger weniger politisch reifer Führer gewesen, während die ungeschulte Masse abseits steht oder aber sich mitreißen läßt: „Haben Sie in Deutschland auch ein Parlament?" Das neue und das teilweise nur undeutlich geahnte Wertvolle an den Idealen Freiheit und Nation ist es, was die Massen des Orients heute packt. Wie 1789 die von Frankreich her verkündeten Ideale in Europa eine Welt in Bewegung setzten, so jetzt im Orient. Kemal Pascha herrscht als Freier in einem freien Lande im nationalen Konstantinopel, Zaghlul Pascha in Kairo. Sie sind beide Repräsentanten desselben Ideals, sie werden beide, politisch gesehen, den Orient verbürgerlichen und europäisieren. Während Europa sich scheinbar selbst zu Tod hetzt, finden seine müden Bewohner keine Zeit, sich mit den Problemen des Orients zu befassen. Wenn hier versucht wird, die Aufmerksamkeit der Leser auf diese Fragen zu lenken, so sei es nur für kurze Zeit und nur für eine Spezialfrage. Es soll im folgenden nicht der gesamte Fragenkomplex Ägypten herausgeschält, sondern nur versucht werden, die wichtigsten Etappen der politischen, oder vielleicht besser gesagt, der staats- und völkerrechtlichen Entwicklung Ägyptens aufzuzeigen, um aus dieser Entwicklung heraus die Verfassung zu würdigen.

Zwei Worte: Baumwolle und Suezkanal, beleuchten schlagwortartig am besten die Lage Ägyptens von gestern, heute und morgen. Durch die Spezialisation der ägyptischen Landwirtschaft auf die Produktion von Baumwolle ist Ägypten zu einem wichtigen Gliede innerhalb der Weltwirtschaft geworden. Einerseits sind die Textilwaren herstellenden Länder abhängig von Ägypten, andererseits ist Ägypten aber auch auf die Einfuhr von Lebensmitteln und Fertigwaren aller Art angewiesen und damit für manchen europäischen Staat, und zwar besonders für England, zu einem wichtigen Absatzgebiet geworden. Um genügende Rohstoffe für ihre Textilindustrie zu erhalten, um ferner über einen guten Absatzmarkt mit ständig steigender Nachfrage zu verfügen, waren die europäischen Staaten bereit, dem kapitalarmen Ägypten durch Gewährung ausreichender Kredite die Entwicklung seiner produktiven Kräfte zu ermöglichen. Die Ursache der jetzigen engen weltwirtschaftlichen Verflechtung, die bisher für Ägypten, politisch gesehen, im wesentlichen nur nachteilige Wirkungen, nämlich Abhängigkeit von England, gezeigt hat, ist also die Baumwollkultur, die, wie Max Eyth so gut geschildert hat, zur Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges einen bis dahin ungeahnten Aufschwung nahm. 1860 entfielen von der Weltbaumwollproduktion auf die U. S. A. ungefähr 75 %, nämlich 850 Millionen kg, auf Ägypten aber nur 20 Millionen kg. Von 1862—64 stieg die Menge der gewonnenen Baumwolle um nahezu das Vierfache, und heute ist Ägypten neben den U. S. A. und Indien ein wesentliches Baumwollland, wie aus nachfolgender Statistik hervorgeht:

Produktion an Baumwolle (in % der Weltproduktion)

	1912/13	1916/17	1921/22	1923/24
U.S.A.	62 %	59 %	49 %	47 %
Indien	18 %	19 %	22 %	21 %
Ägypten	7 %	5 %	7 %	6 %

Eine besondere politische Bedeutung hat Ägypten als Baumwollland infolge der Autarkiebestrebungen des britischen Imperiums erreicht. Wird diese nicht so sehr von England selbst, sondern vielmehr von den Kolonien ausgehende Bewegung realisiert, d. h. siegt in England der Schutzzollgedanke, dann wird im Rahmen des Ganzen Ägypten ein sehr wesentliches Glied darstellen.

Aber noch ein anderes Moment machte Ägypten, und zwar in viel stärkerem Maße als die Bauwollfrage, zu einem wichtigen Gliede im Rahmen des Imperiums

auf das England nur schwer wird verzichten können, nämlich seine Lage am Suezkanal. Die Bedeutung dieses Moments beleuchten klar die bekannten politischen Schlagwörter: „England verzichtet eher auf London als auf den Suezkanal", „Ägyptens Unglück ist seine Lage am Kanal." Ägypten ist ein wesentlicher Zentralpunkt an der Verbindungslinie zwischen dem Mittelmeer und dem Arabischen Meer, und somit zwischen dem Atlantischen und dem Indischen Ozean. Tatsächlich wurde denn auch der 14. November 1869, als die Wogen zweier verschiedener bisher getrennter Meere ineinanderflossen, zum Schicksalstag Ägyptens, an dessen Küsten die den Verkehr zwischen Mitteleuropa einerseits und Indien, Ostasien und Australien andererseits vermittelnden Dampfer vorbeifahren, von dessen Küsten aus also, politisch gesehen, dieser bedeutsame Verkehr unterbunden werden könnte. Diese Lahmlegung aber zu verhindern, liegt im Interesse aller am Welthandel interessierten Staaten, deren Volkswirtschaft eben durch die Sperrung des Suezkanals eine starke Einbuße erleiden würde. Sie alle sind interessiert daran, daß durch Verträge oder Maßnahmen irgend welcher Art die freie Durchfahrt zu allen Zeiten für alle Schiffe garantiert wird. Diese Garantie kann natürlich nur von einer machtvollen Körperschaft geleistet werden. Kaum wird hierzu ein einzelner Staat in der Lage sein, da der Suezkanal seiner Bedeutung nach eine viel zu internationale Institution ist. In klarer Erkenntnis dieser Tatsache setzte deswegen schon in den achtziger Jahren überall eine Bewegung ein, welche die freie Regelung der Schiffahrt durch den Suezkanal auf Grund einer internationalen Konvention garantieren wollte. Welche Regelung auch immer getroffen würde, Hauptrücksicht mußte zunächst auf den Anliegestaat Ägypten genommen werden, das somit immer mehr und mehr in den Vordergrund weltpolitischen Interesses rückte.

Unter diesen Bedingungen und Voraussetzungen mußte jeder schwache Staat zu einem Spielball der größeren und zu einem Objekt der Weltpolitik werden, jedem größeren Staat war aber die Möglichkeit gegeben, sich zu einem Machtfaktor ersten Ranges zu entwickeln. Das schwache, wirtschaftlich gesehen, vom auswärtigen Kapital völlig abhängige Ägypten stand zunächst vollkommen unter dem Einfluß Englands, Wie es sich allmählich von diesen Einflüssen freigemacht hat, soll im nachfolgenden geschildert werden.

Das erste wichtige Ereignis im Rahmen der weltpolitischen Entwicklung Ägyptens fällt in das Jahr 1882. Damals war Ägypten, staatsrechtlich betrachtet, ein halb souveräner, unter der Oberhoheit der Türkei stehender Staat, als Provinz war Ägypten in der damaligen Zeit nicht mehr zu bezeichnen, da dem ägyptischen Sultan durch völkerrechtliche Verträge seitens der europäischen Großmächte gewisse Rechte zugesichert worden waren. Es würde zu weit führen, das Verhältnis zwischen der Türkei und Ägypten genau festzulegen. Es genügt hier die Feststellung, daß die an sich wirklich nicht klaren staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse 1882 durch die Besetzung des Landes seitens einer dritten Macht, nämlich Englands, wesentlich kompliziert wurden. Rechtlich blieb Ägypten ein Unterstaat der Türkei, faktisch geriet es aber immer mehr unter den Einfluß der zum Schutze der europäischen Interessen und des Khediven in Ägypten gelandeten Engländer. Als Okkupationsmacht sicherte sich England im wesentlichen durch das Militär und die Besetzung wichtiger Verwaltungsposten einen sehr großen Einfluß, übernahm aber nach außen hin keinerlei Verantwortung. Vielmehr blieb nach außen hin alles beim alten: das ägyptische Kabinett blieb ebenso bestehen wie das mit sehr dürftigen Rechten versehene Parlament. Ja, sogar der türkische Vertreter konnte weiterhin seine Funktionen ausüben. Faktisch war aber Ägypten zu einem englischen Protektoratland geworden, nur war diese Stellung Englands weder staats- noch völkerrechtlich irgendwie anerkannt worden. Anderen Mächten gegenüber rechtfertigte England diese

Besetzung mit dem Hinweis darauf, daß noch keine Ruhe und Ordnung in Ägypten herrsche. Diesen Hinweisen lag tatsächlich eine gewisse Berechtigung zugrunde, denn die Besetzung war eine Antwort auf die ägyptische Revolte gegen die europäischen Generalkontrolleure gewesen. Diese hatten seit der Einsetzung der „Caisse de la Dette Publique" im Jahre 1876 einen bedeutsamen Einfluß auf die ägyptische Gesetzgebung und Verwaltung erhalten und durch ihre Maßnahmen in der Bevölkerung eine starke Unzufriedenheit hervorgerufen. Aber es ist klar, daß England nicht so sehr aus Liebe zu diesen Generalkontrolleuren oder den europäischen Gläubigern, sondern vielmehr aus Liebe zur Baumwolle und zum Suezkanal Ägypten besetzte.

Diese starke Machtstellung Englands wurde zuerst im Jahre 1904 seitens Frankreichs im Rahmen eines weltpolitisch bedeutsamen Kuhhandels anerkannt. Der Vertrag wie die damaligen Begleitumstände lassen klar erkennen, einen wie hohen Wert England auf die Behauptung seiner Machtstellung in Ägypten legte. Alle Versuche seitens Ägyptens und der Türkei, diese englische Vormachtstellung zu brechen, scheiterten. Als gar Ägypten während der türkischen Kriege jede Dienstleistung militärischer Art verweigerte und streng neutral blieb, war die Scheinstellung der Türkei für jeden offensichtlich. Es war unter solchen Umständen nur eine Frage der Zeit, wann England auch, staats- und völkerrechtlich gesehen, die alte Stellung der Türkei einnehmen würde. Dies geschah am 18. Dezember 1914, kurz nach Eintritt der Türkei in den europäischen Krieg. Ägypten wurde unter den Schutz des englischen Königs gestellt und als englisches Protektoratland proklamiert. Im Rahmen der Friedensverträge fand diese einseitige, völkerrechtlich kaum haltbare Protektoratserklärung die formelle Anerkennung der übrigen Mächte. Die Türkei hat in dem Vertrag von Lausanne auf alle Rechte gegenüber Ägypten verzichtet und somit ebenfalls den durch die tatsächliche Entwicklung geschaffenen Zustand anerkannt. England konnte also seit 1914 ungehindert durch irgendwelche auswärtige Macht seine an sich schon sehr starke Position weiter ausbauen und als großes Plus des Krieges den Erwerb eines reichen Baumwolllandes und eines wesentlichen Verkehrspunktes buchen. Das englische Imperium hatte eine sehr bedeutsame Abrundung erfahren und reichte von Kapstadt über Kairo nach Kalkutta. Ein bedeutsamer Schritt zur Schaffung eines autarken Imperiums war getan, ein seit langem gehegter Gedanke war verwirklicht. Unerwartet entstanden aber aus dem Innern des Landes Schwierigkeiten, welche die englische Regierung nicht zu meistern verstand, nämlich die von Zaghlul Pascha geführte Unabhängigkeitsbewegung.

Beeinflußt von den Wilsonschen Ideen nahm die nach Unabhängigkeit und Freiheit strebende ägyptische Bewegung kurz nach Beendigung des Krieges einen größeren Umfang an. Schon am 13. November 1918 wandten sich im Namen des ägyptischen Volkes Zaghlul Pascha und seine Freunde an den High Commissioner Sir Reginald Wingate und forderten die Abschaffung des Protektorats wie die Anerkennung der völligen Unabhängigkeit Ägyptens. Dieser Schritt verlief ebenso ergebnislos wie die Bemühungen der Nationalisten, die führenden Staatsmänner der Friedenskonferenz für ihre Frage zu interessieren. Damals fiel u. a. das Wort: Ägypten ist nicht mehr als Teil Afrikas, sondern vielmehr als Teil Europas zu betrachten. Die Maßnahmen Englands als Antwort auf diese Bewegungen verrieten in der ersten Zeit gerade nicht eine allzu große Geschicklichkeit, die man sonst doch immer der englischen Diplomatie nachrühmt. Ja, die Engländer begingen sogar den schweren Fehler, einen früheren Advokaten, ausgezeichnet durch leidenschaftliche Vaterlandsliebe, Tatkraft, Energie, Beredtsamkeit und scharfen Verstand, zweimal zu verhaften. Diese Maßnahmen zeitigten unliebsame, von England nicht erwartete Folgeerscheinungen. Die ihres Führers beraubten Massen resignierten keineswegs, sondern gingen auf die Straße, demonstrierten für ihren Führer und setzten dessen

Freilassung durch. Die Bewegung wurde in starkem Maße radikalisiert, die Agitation verschärft; Attentate und andere terroristische Maßnahmen waren in dieser Zeit nichts Seltenes. England sah sehr bald ein, daß es einer machtvollen Volksbewegung, die sich außerdem der Sympathie vieler ausländischer Kreise erfreute, gegenüberstand und deswegen verhandeln mußte. Die englischen Staatsmänner erkannten im Laufe der Verhandlungen, daß sie der ägyptischen Unabhängigkeitsbewegung nicht mehr Herr werden konnten und die gegenwärtige Form des Protektorats überlebt sei. Die Frage war nur, wie England sich trotz Aufgabe des Protektorats seine wirtschaftliche Vormachtstellung als Hauptlieferant Ägyptens und Hauptabnehmer ägyptischer Waren sowie die Beherrschung des Kanals sichern könnte. Als alle Verhandlungen scheiterten, blieb England nichts anderes übrig, als von sich aus unter Wahrung seiner Interessen und Anerkennung der berechtigten Forderungen der Ägypter eine Lösung zu suchen.

Diesen Weg beschritt England, als es am 28. Februar 1922 die Aufhebung des Protektorats verkündete. Diese Erklärung beleuchtet klar die Schwierigkeiten, die heute noch zu überwinden sind. England hat nämlich zur Wahrung seiner eigenen Interessen bestimmte Vorbehalte gemacht, und diese sind so einschneidender Natur, daß die Erklärung, Ägypten sei von nun an ein unabhängiger souveräner Staat, faktisch dadurch aufgehoben wird. Zunächst hat England sich ausbedungen, daß der Kriegszustand, der ja einer der Hauptwaffen Englands gegen Ägypten ist, erst dann beseitigt wird, wenn die Ägypter ein Indemnitätsgesetz erlassen. Ferner verlangt England, daß bis zu einer von beiden Seiten anerkannten Neuregelung für folgende Fragen der status quo bestehen bleibt: 1. Sicherung der Verkehrsbeziehungen zwischen England und seinen Kolonien, 2. Verteidigung Ägyptens gegen die Einmischung Fremder, 3. Schutz fremder Interessen und der Minderheiten in Ägypten, 4. Sudanfrage. England ist also einer Unabhängigkeit Ägyptens nicht abgeneigt, will aber auf jeden Fall verhindern, daß Ägypten ihm gefährlich wird oder gar unter dem Einfluß einer dritten Macht gerät. Unter diesem Gesichtspunkt erscheinen die ersten drei Vorbehalte vollkommen verständlich, so daß nur noch über Punkt vier einige Bemerkungen zu machen sind. Sudan bedeutet Beherrschung des oberen Nils und der Verbindungslinie Kairo—Kapstadt, ist also verkehrspolitisch äußerst wichtig. unter Führung von Lord Kitchener haben englische und ägyptische Truppen im Verlauf innerer Unruhen das Sudangebiet im Jahre 1899 besetzt. Seit dieser Zeit wird dieses Gebiet gemäß dem Kondominiumsvertrag von 1899 gemeinsam von England und Ägypten verwaltet, die heute aber beide nach der Alleinherrschaft in diesem Gebiet trachten. Die Ägypter stellen diese Forderung einer Alleinherrschaft aus wirtschaftlichen, und besonders nationalen Gründen. England, das faktisch hier herrscht, weil es den Inhaber der obersten Militär- und Zivilgewalt ernennt, will diese Position aus im wesentlichen verkehrspolitischen Gründen nicht aufgeben.

Eine solche Lösung der Unabhängigkeitsfrage lehnten die von Zaghlul geführten Nationalisten ebenso wie jedes andere Kompromiß entschieden ab. Die Engländer mußten Schritt für Schritt zurückweichen, sie mußten einige Beamte und einige Truppen zurückziehen und konnten die Parlamentswahlen nicht verhindern. Diese Wahlen brachten einen vollen Sieg Zaghluls, dessen Partei von 170 Sitzen 150 belegte. Zaghlul wurde Ministerpräsident, eröffnete das Parlament, verkündete das Inkrafttreten der neuen ägyptischen Verfassung und — das Prinzip eines loyalen Zusammenarbeitens mit England zwecks Einigung über die fünf strittigen Punkte. Also: trotzdem Ägypten ein unabhängiger souveräner Staat ist, bleibt die ägyptische Frage noch vollkommen ungelöst und ist neben den Fragen von Versailles, Rußland, Singapore und Mossul zu einem der wesentlichsten und schwierigsten Probleme englischer Außenpolitik geworden. Nicht einmal in den Friedensverhandlungen von

Lausanne, wo doch die wichtigsten orientalischen Probleme eine Neuregelung erfahren haben, hat man sich an die Regelung der Frage Ägypten herangewagt, sondern vielmehr alles einer späteren Konferenz überlassen.

Auch die neue vom König Fouad schon am 10. April 1923 verkündete, aber erst in diesem Jahre in Kraft getretene Verfassung mußte an diesen ungelösten Fragen vorbeigehen und macht deshalb einen sehr provisorischen Eindruck. So wird im Artikel 154 festgesetzt, daß durch die Verfassung die Verpflichtungen Ägyptens gegenüber dem Auslande wie die Rechte der Ausländer in Ägypten keineswegs berührt werden. Ausdrücklich wird ferner der Titel des Königs (Art. 160) und die Sudanfrage (Art. 159) offen gelassen. Alle diese Momente machen die stolzen Worte des ersten Artikels etwas illusorisch: Ägypten ist ein souveräner, freier und unabhängiger Staat. Seine Souveränitätsrechte sind unteilbar. Seine Regierungsform ist die einer erblichen Monarchie auf repräsentativer Grundlage. Einzelheiten über die Regierungsform enthält der dritte Titel. Anerkannt wird der Grundsatz, daß alle Gewalt vom Volke ausgeht. Die legislative Gewalt liegt in Händen des Königs, des Senats und des Reichstags (chambre des deputés). Jedes Gesetz bedarf der Zustimmung des Parlaments, der Sanktion des Königs und muß im „Journal Officiel" veröffentlicht werden, um Rechtskraft zu erhalten. Doch hat das Parlament in der Legislative eine wesentliche Vormachtstellung. So erhält z. B. ein vom König abgelehnter Entwurf Gesetzeskraft, wenn entweder beide Kammern bei einer zweiten Abstimmung sich mit $^2/_3$ Stimmenmehrheit oder im Laufe einer neuen Sitzungsperiode sich mit absoluter Mehrheit für den Entwurf entscheiden. Anderseits hat der König das Recht, das Parlament aufzulösen, sowie in dringenden Fällen, falls das Parlament nicht tagt, auch ohne dessen Zustimmung Gesetze zu erlassen. Diese dürfen aber der Verfassung nicht widersprechen und müssen später dem Parlament vorgelegt werden. Die Machtbefugnisse des Königs weisen die in modernen Verfassungen übliche Einschränkung auf, daß sämtliche Anordnungen des Königs vom Ministerpräsidenten und dem zuständigen Ressortminister gegengezeichnet werden müssen. Auch bei völkerrechtlichen Handlungen hat das Parlament oft das entscheidende Wort, so bedarf jeder Offensivkrieg der Zustimmung des Parlaments. Ebenfalls ruht in außerordentlichen Zeiten alle Macht beim Parlament, denn ohne dessen sofortige oder nachträgliche Zustimmung ist die Verhängung des Belagerungszustandes unmöglich. Die Stellung des ägyptischen Monarchen ist also eine rein dekorative und wird auch nicht dadurch erhöht, daß die Exekutive in der Hand des Königs liegt. König Fouads Stellung ist sehr gut zu vergleichen mit der des englischen Königs, während ein Vergleich mit der Macht des deutschen Reichspräsidenten sehr schwer möglich ist, da der Geltungsbereich des Artikels 48 der deutschen Verfassung noch nicht abgegrenzt ist. Erwähnt sei, daß die ägyptische Verfassung einen so weitgehenden und dehnbaren Artikel nicht kennt. Ebenfalls sind die Machtbefugnisse der Minister stark durch das Parlament begrenzt. Ihre Stellung entspricht im wesentlichen der der deutschen, auch sie können, und zwar nach einem mit $^2/_3$-Mehrheit gefaßten Parlamentsbeschluß, vor einem Staatsgericht verklagt werden.

Das Parlament, das also letzten Endes die gesamte Macht außer der juristischen, die von unabhängigen Gerichten ausgeübt wird, in sich verkörpert, setzt sich aus zwei Kammern, dem Senat und dem Reichstag zusammen. $^2/_5$ der Mitglieder des Senats werden vom König ernannt, $^3/_5$ auf Grund eines allgemeinen Wahlrechts vom Volke gewählt. Gewählt werden dürfen in den Senat nur „Gebildete", d. h. Leute, die eine bevorzugte Stellung im öffentlichen Leben einnehmen oder für zwei Legislaturperioden dem Reichstag angehörten oder Steuern in Höhe von mindestens 150 Pfund bezahlen. Über das aktive Wahlrecht ist nichts ausgesagt. Der Reichstag besteht aus den auf Grund eines allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts gewählten

Abgeordneten, die mindestens 30 Jahre alt sein müssen. Die übrigen Bestimmungen über das Parlament wie über die Provinzialstände und Stadtparlamente ähneln fast völlig den deutschen. Erwähnt sei, daß alle finanziellen Entscheidungen der Zustimmung des Parlaments bedürfen. Alle diese Bestimmungen laufen also darauf hinaus, daß die Macht tatsächlich vom Volke ausgeht. Die Rechte des Volkes werden ausdrücklich im ersten Teil der Verfassung proklamiert, der vollkommen den ähnlichen deutschen Bestimmungen entspricht.

Somit ist durch die Verfassung das Schicksal in die Hände des Volkes selbst gelegt worden. Das ägyptische Volk hat sich bei der letzten Wahl unzweideutig für die volle Freiheit des Landes und gegen die Vorherrschaft Englands ausgesprochen. Von der Geschicklichkeit der Unterhändler beider Seiten wird es im wesentlichen abhängen, wann das formell jetzt schon freie Volk tatsächlich unabhängig und souverän sein wird. Deutschland wird darauf bedacht sein müssen, bei der Neuregelung dieser Fragen, für die ja eine besondere Konferenz vorgesehen ist, nicht ausgeschaltet zu werden.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Auslanddeutsche Bücher

Das Deutsche Auslands-Institut (Stuttgart, Ausland und Heimatverlag A. G.) läßt in seiner kulturhistorischen Reihe wieder zwei gute Bücher erscheinen: (Bd. 9) „Deutsche in England" von Dr. R. Hennings, der lange Jahre in England zubrachte und während des Krieges interniert die nötige Muße fand, dieses Buch zu verfassen, und (Bd. 12) „Die Bedeutung der deutschen Ansiedlungen in Pennsylvanien" von Dr. Martin Lohmann, ohne Kenntnis des Landes, aber auf Grund von sorgfältigen Studien des zum Teil sehr zerstreuten Materials und unter besonderer Berücksichtigung sozial-wirtschaftlicher Erscheinungen im volkswirtschaftlichen Seminar der Universität Leipzig angefertigt.

Hennings widerlegt die englische Kriegsliteratur, welche jeglichen Einfluß der Deutschen auf die politische und wirtschaftliche Entwicklung Englands leugnete. Im ersten Teil gibt er eine Geschichte, vom ersten Auftreten germanischer Ansiedlungen bis auf den heutigen Tag. Besonders anziehend ist die Schilderung des Lebens der deutschen Hansa und ihres Londoner Stahlhofes. Deutschlands Gelehrte, Reformatoren und Buchdrucker sieht man in England an der Arbeit. Den deutschen Fürsten auf Englands Thronen und ihren Beratern sind mehrere Abschnitte gewidmet. Die verschiedenartige Tätigkeit der 48er Revolutionäre in England wird dargestellt. Auch die Arbeit der in späterer Zeit einwandernden Gelehrten, Schriftsteller, Künstler und Vertreter von Handel, Industrie und Bankwesen wird gewürdigt. Das deutsche Schul- und Vereinswesen und die soziale Zusammensetzung der Deutschen vor dem Kriege gelangen zur Darstellung.

Ein zweiter Teil stellt das Verhältnis Deutschlands zu England bei Beginn des Krieges dar und schildert die Lage der Deutschen im Kriege, die Internierungen und Repatriierungen, ferner die Behandlung des deutschen Eigentums. Schlußbetrachtungen beleuchten die heutige Lage und die Psychologie Nachkriegsenglands. Ein

Personenverzeichnis vermehrt die Brauchbarkeit des Buches, das wir allen Deutschen, die mit Engländern zu tun haben, empfehlen. Die vornehme Art, mit der Dr. Hennings seine Aufgabe löst, läßt es wünschenswert erscheinen, daß Engländer, soweit sie der deutschen Sprache mächtig sind, davon Kenntnis nehmen. Sollte es zu einer zweiten Auflage kommen, so empfehlen wir, den englischen Zitaten auch deutsche Übersetzungen beizugeben, da nicht alle Deutschen, denen die Lektüre dieses Buches nützlich sein könnte, der englischen Sprache mächtig sein dürften.

Auch Lohmann versucht seine Geschichte der deutschen Ansiedlungen in Pennsylvanien auf den neuesten Stand zu bringen. Es liegt auf der Hand, daß das sehr viel schwieriger ist als für England. So liegt der Schwerpunkt des Buches in der Darstellung der vergangenen Zeit. Wir empfehlen es besonders denen, die mit Ansiedlungsfragen beschäftigt sind. Die Gefahren, denen auch lebenskräftige Siedlungen im englisch sprachlichen Gebiete ausgesetzt sind, werden von Lohmann nicht verkannt, sondern sogar in eigenen Abschnitten unter besonderer Berücksichtigung der psychologischen Seite geschildert.

Das ungarische Institut der Universität Berlin hat unter Leitung von Prof. Robert Gragger als achte Schrift seiner ersten Reihe ein für das Auslandsdeutschtum sehr wichtiges Buch gebracht: „Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert" von Konrad Schünemann (Berlin 1923, Walter de Gruyter & Co.). Schünemanns Arbeit ist rein wissenschaftlich und bringt auch den vollen wissenschaftlichen Apparat mit zahlreichen Anmerkungen und Quellenbelegen. Er diskutiert Irrtümer seiner Vorgänger auf diesem Gebiet, so daß das Buch vor allem für den Gelehrten von Wert ist. Eine kurze Inhaltsangabe wird daher für den Nichtwissenschaftler, der zum Studium von Quellenwerken keine Zeit hat, von Wert sein.

Der erste Teil behandelt die deutsche Kolonisation in Pannonien, d. h. im Lande zwischen Alpen, Donau und Save, in der Karolingerzeit, also nach der Zerstörung des Avarenreiches und *vor der Landnahme durch die Ungarn*. Da gerade über jene Zeit sehr wenig bekannt ist, begrüßen wir diese Ausführungen besonders dankbar. Der südliche Teil, das Land zwischen Raab und Drau, welches der aus Neutra vertriebene Slawenfürst Privina von den Karolingern zu Lehen und später als Eigentum unter fränkischer Oberhoheit erhielt, war damals nur von wenigen Slawen und Avaren dünn bevölkert. Privina begann mit einer planmäßigen Siedlung dieses, durch viele Kriegszüge verwüsteten Landes, und baute Burgen und Kirchen. Schünemann führt als Beweise dafür, daß die von Privina ins Land gerufene Bevölkerung größtenteils deutsch und nicht slawisch war, die zahlreichen germanischen Ortsnamen an, welche uns in den zeitgenössischen Urkunden und Chroniken begegnen, während nur drei Orte mit slawischen Namen genannt werden. Fünfkirchen ist damals schon als deutsche Stadt genannt worden; die sonstigen Orte lassen sich außer Pettau mit heutigen nicht identifizieren. Deutsche Orte entstanden am Plattensee. Diese deutsche Kolonisation in Privinas Fürstentum war ein Werk der Geistlichkeit, welche Privina zur Herbeischaffung deutscher Kolonisten veranlaßte. Der Erzbischof von Salzburg sandte ihm z. B. deutsche Handwerker. Die Tätigkeit des Adels und der großen weltlichen Grundbesitzer dagegen scheint hier gering gewesen zu sein. Die Quellen sprechen fast nicht davon. „Oft war der Priester selbst Besitzer der Kirche mitsamt den dazugehörigen Ländereien und konnte frei darüber verfügen und Erben einsetzen." Nach Privinas Tode führte sein Sohn Chezil das Kolonisationswerk des Vaters fort und gab deutschen Bistümern und Klöstern reiche Schenkungen. Erst im Jahre 867 trat in der fast 50 jährigen karolingischen Kolonisationsepoche ein Stillstand ein, als die Slawenapostel Methodius und Konstantin diesen Fürsten beredeten, eine von Deutschland unabhängige „slawische Kirche" zu gründen. Papst Hadrian II. stimmte dem zu und weihte sogar im Jahre

870 den Methodius zum pannonischen Erzbischof. Damals bestand die Gefahr, daß die bisher ausschließlich deutsche Geistlichkeit des Landes von den Slawen verdrängt und damit die deutsche Kolonisation endgültig eingestellt würde. Doch der streitbare Erzbischof von Salzburg und mit ihm die anderen bayrischen Bischöfe erkannten diese Anordnung des Papstes, die ihnen die Frucht jahrzehntelanger Arbeit rauben wollte, nicht an. Ihre Synode setzte den Methodius ab. Man hielt ihn $2^1/_2$ Jahre in Deutschland gefangen. Obwohl er auf Befehl des Papstes später wieder in sein Amt eingesetzt wurde, war doch die Gefahr abgewendet. Denn 874 wurde die Herrschaft Salzburgs über den von Methodius beanspruchten Teil der Diözese wiederhergestellt und dessen Tätigkeit auf Mähren beschränkt. Anders verlief die Ansiedlung im Gebietsteil nordwestlich der Raab, das das heutige Burgenland miteinschließt. Zwischen diesem Fluß und der Donau hatte Karl der Große 805 einen Rest der Avaren angesiedelt, die jedoch in den zwanziger Jahren des 9. Jahrhunderts bereits wieder „verschwunden" waren. Als das Land dann unmittelbar unter deutsche Herrschaft kam, setzte auch hier eine starke Kolonisation ein. Die Geistlichkeit, vorwiegend das Erzbistum Salzburg, und der hohe Adel — letzterer freilich in etwas geringerem Maße — förderten sie. Günz ist die älteste Gründung dieser Gegend. Auf den Trümmern des alten Scarbantia entstand das deutsche Oedenburg (Odinburck). Die neu zuziehenden Kolonisten verstärkten die auf pannonischem Boden verbliebenen Reste germanischer Stämme aus der Völkerwanderungszeit. Eine Salzburger Schrift aus dem Jahre 871 berichtet, daß damals noch im Lande rechts der Donau Gepiden wohnten. Das ist die einzige ganz sichere Kunde. Schünemann bezweifelt nämlich, ob Kaindls Angabe, es hätten noch 870 germanische Quaden in den Gebirgen Nordwestungarns in Neutra gewohnt, richtig sei. Auch die „Ruger", welche die Raffelstätter Zollfestsetzung aus dem ersten Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts erwähnt, hält Schünemann nicht für Nachkommen der germanischen Ruger, sondern er setzt sie mit den Russen gleich.

Auf diese erste Kolonistenzeit folgte der Einbruch der Ungarn. Ein Teil der karolingischen Kolonisationsarbeit ging unter, als im Jahre 907 das bayrische Heer in der Schlacht bei Preßburg (damals Brezalauspurc) vernichtet wurde und Pannonien, das Land östlich der Enns, verloren ging. Freilich besiedelten die Ungarn diese Grenzgebiete nicht. Sie blieben vielmehr im wesentlichen sich selbst überlassen. Schünemann hält jedoch die zeitgenössischen Angaben über die völlige Verödung für übertrieben; man dürfe sie so wenig wörtlich nehmen, wie die Klagen über die Verödung Galliens durch die Germanen oder Ungarns (später) durch die Mongolen. Die erst nach der Lechfeldschlacht überhaupt seßhaft gewordenen Ungarn hätten dann im östlichen Pannonien den Grenzschutzforst (Gyepü) eingerichtet, d. h. das Land verwildern lassen und Schutzverhaue angelegt. Daß nun in diesem sich selbst überlassenen, nur zuweilen von ungarischen Heerhaufen durchzogenen Gebiet die alte Bewohnerschaft nicht völlig zugrunde gegangen sein kann, geht daraus hervor, daß die alten Flußnamen und einige Ortsnamen sich durch jenen Zeitraum hindurch erhalten haben: Leitha, Spraz, Rabnitz, Güns, Pinka, Zöbernbach, Lasnitz, Raab, Gala und Plattensee begegnen uns sowohl vor als nach der Zeit der Verödung und beweisen, daß, wenn auch nur in Resten, in dieser Zeit eine kontinuierliche Bevölkerung dort vorhanden gewesen sein muß. Auch der ungarische Historiker Heinrich Marcualli glaubt den Ursprung der „in den Grenzkomitaten Wieselburg, Oedenburg und Eisenburg wohnenden Hienzen" noch auf diese Ansiedlungen vor der Landnahme „zurückführen zu müssen".

Im zweiten Teil behandelt Schünemann die deutsche Einwanderung in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert sehr eingehend und beleuchtet ihren Charakter. Kapitel II bis IV schildern die abendländischen (vorwiegend deutschen) „Gäste", welche in

Ungarn, im Zeitalter Stephanus I., in der Zeit der Thronwirren (1038—1081) unter Ladislaus I. und Koloman einwanderten. Ein fünftes Kapitel ist der sozialen Stellung und der Wirksamkeit der Gäste gewidmet. Diese Gäste sind fremde Landfahrer, die teils nur vorübergehend, teils aber bodenständig wurden: also als Vorläufer der Siebenbürger und Zipser Sachsen anzusehen sind.

Schünemanns Arbeit läßt in uns den Wunsch wach werden, auch die späteren Jahrhunderte möchten eine ähnlich gründliche, quellenkritische Darstellung erfahren.

Sylvanus.

Zehn Jahre

Die Wiederkehr jener Tage, in denen vor zehn Jahren der Weltkrieg begann, ohne bisher ein Ende zu finden, glaubten wir, nicht würdiger begehen zu können als durch Veröffentlichung von Dokumenten, die wohl das Schärfste und Schlüssigste darstellen, das bisher gegen die Schuldlüge vorgebracht ist.

Die einsichtigen und redlichen Menschen in allen Völkern sind sich darüber einig, daß die Stellung des Einzelnen zu der Frage der Kriegsschuld Deutschlands schon längst nicht mehr eine Frage der Erkenntnis — denn die Sachlage darf als völlig zu unseren Gunsten geklärt gelten — sondern eine Frage des sittlichen Willens geworden ist.

Aber bei der Vergiftung der ganzen Welt durch die Lüge, dem Wertlosgewordensein aller großen Menschheitsbegriffe durch sie, gibt es keine Aufgabe, die vordringlicher wäre als den Kampf gegen die Schuldlüge, die alles Bösen, des „Friedens" von Versailles und des Sachverständigen-Gutachtens, Wurzel ist, mit aller Kraft zu führen. Es ist für ein Volk von Ehrgefühl schlechthin unerträglich, in einer Atmosphäre der Verachtung zu leben, deren Grundlage eine einzige Lüge ist. Diesen Kampf zu führen, gebietet uns die Pflicht gegen die Heranwachsenden, und alle künftigen Generationen, gegen unsere toten Helden und gegen uns selbst.

Der Krieg, den Deutschland, nur auf die Hilfe schwächerer Bundesgenossen angewiesen, gegen eine erdrückende Übermacht mehr als vier Jahre unter den schwierigsten Verhältnissen, von nahezu aller überseeischen Zufuhr abgeschnitten, geführt hat, und in dem es trotzdem mehrfach dem Endsieg nahe war, bildet eine Höchstleistung des deutschen Volkes, einen Ruhmestitel für alle Zeiten.

Das Gedenken an jene bewegten Tage, die jetzt vor zehn Jahren heraufzuziehen begannen, in denen die nationale Volksgemeinschaft lebendigste Wirklichkeit war, ist eine heilige Pflicht gegen unsere tapferen Toten und gegen die künftigen Generationen, die von uns Rechenschaft fordern werden, wie wir das große Vermächtnis verwaltet haben. Es ist eine selbstverständliche Forderung nationaler Ehre. Denn es gilt, durch solches Gedenken den Stolz auf unser Volk lebendig zu erhalten und damit die Bürgschaft für kommende bessere Tage zu sichern.

Wir werden daher von jetzt ab fortlaufend kurze Aufsätze über den Weltkrieg aus der Feder des Generals der Infanterie a. D. Freiherr v. Freytag-Loringhoven bringen. Der Verfasser wird die Hauptereignisse beleuchten, die sich ungefähr um die gleiche Zeit vor zehn Jahren zugetragen haben. Bei dem gewaltigen Ausmaß dieses Krieges kann es sich hierbei im wesentlichen nur darum handeln, die Beweg-

gründe und die Auswirkung der Entschlüsse in großen Zügen sowie die maßgebenden Strömungen wiederzugeben, soweit sie nach den bisherigen Ergebnissen der Forschung erkennbar sind. Die inzwischen erlangte Kenntnis der bei unseren Feinden bestehenden Verhältnisse wird hierbei Berücksichtigung zu finden haben. Die Ereignisse selbst müssen als bekannt und neuerdings durch die Tagespresse im Gedächtnis der Leser wieder aufgefrischt angenommen werden. Was hier geboten wird, ist sonach nicht eigentlich Schilderung, sondern vorwiegend Betrachtung.

Die Schriftleitung.

Zum Gedenken des Großen Krieges

I

Das deutsche Volk erhob sich im August 1914 in größter Entschlossenheit, um die ihm zugedachte Vernichtung abzuwehren. In dem Verteidigungskriege, den es im Verein mit Österreich-Ungarn zu führen hatte, machte sich gleich zu Anfang das Mißverhältnis der Zahl den Feinden gegenüber geltend. Die Mittelmächte hatten mit 6 400 000 Mann, darunter 3 400 000 Mann Feldtruppen, fast 11 Millionen der Gegner, davon 6 Millionen Feldtruppen, abzuwehren. Die Meinung, der Fürst Bülow in seiner „Deutschen Politik" Ausdruck verleiht: „Besitzt eine Kontinentalmacht den Schutz des Gegners in ihrer gefürchteten, siegreichen und überlegenen Armee, so gewinnt sie die Freiheit zu überseeischer Politik", ist gewiß unbestreitbar, traf jedoch auf Deutschland noch längst nicht zu. Österreich-Ungarns Wehrmacht entsprach noch weit weniger der bedrohten Lage der Monarchie. Die kontinentale Rüstung war bei uns angesichts der von langer Hand betriebenen Einkreisungspolitik der Entente nicht entfernt der wachsenden Bevölkerungszahl entsprechend gefördert worden. Wir hatten versäumt, die notwendigen Folgerungen aus unserer mittleren Lage und dem drohenden Zweifrontenkrieg zu ziehen. Über die Förderung der Wirtschaft und dem Streben, den Weltmarkt zu erobern, wurde außer acht gelassen, daß jegliche Wirtschaft nur bei starkem Waffenschutz gedeihen kann. So ist es dahin gekommen, daß die Friedensstärke des französischen Heeres bei einer um 25 Millionen geringeren Einwohnerzahl, als sie Deutschland aufzuweisen hatte, diejenige des deutschen Heeres um 120 000, seine Kriegsstärke die deutsche um 400 000 Mann übertraf, und dabei drückte im Osten der russische Koloß mit einem Heere von mehr als 3 Millionen Mann auf uns!

Bismarck hatte bereits Ende 1886 dem Kriegsminister v. Bronsart geschrieben: „Unsere Situation, wenn wir besiegt sein sollten, wird eine so böse sein, daß wir kein Finanzopfer, und wäre es noch so groß, scheuen dürfen, um uns den Sieg zu sichern, wenn wir können." Die nach Bismarck kamen, haben diese Mahnung nicht beherzigt. Galt doch in der Wilhelmstraße der Grundsatz: „Weltpolitik und kein Krieg." „Herz und Sinn eines Soldaten", die Kaiser Wilhelm I. von Bismarck rühmte, als er ihm 1884 den Orden „Pour le mérite" verlieh, waren dort nicht mehr zu finden. Bismarcks meisterhafte Politik hatte es dem Heere ermöglicht, unvergleichliche kriegerische Lorbeeren zu gewinnen, dagegen ist schwerlich jemals ein Krieg, mit alleiniger Ausnahme der Schilderhebung Preußens gegen Napoleon im Jahre 1806, so mangelhaft diplomatisch vorbereitet worden, wie der Weltkrieg seitens der Mittelmächte. Und nicht nur das. Die politische Leitung hat es in diesem Daseinskampfe des deutschen Volkes unterlassen, die Oberste Heeresleitung ausreichend zu orientieren und es niemals verstanden, aus den vom Heere errungenen Erfolgen

entsprechenden Nutzen zu ziehen. Freilich wirkten schon die Ereignisse, die den Ausbruch des Krieges herbeiführten, überwältigend. Sie gingen über die bisherige deutsche Friedenspolitik hin. Die Politik trat völlig zurück, die Kriegführung beherrschte das Feld allein. Gezwungen, fortgesetzt ohne die begleitende Mitwirkung einer helfenden Diplomatie zu handeln, für die bei der sich fortgesetzt steigernden Gewaltsamkeit dieses Krieges kein Raum blieb, gewann die Oberste Heeresleitung von Hause aus vor der politischen Leitung einen gewaltigen Vorsprung in der öffentlichen Meinung und ein Gewicht, wie sie es 1866 und 1870/71 nicht entfernt besessen hatte.

Ungeachtet des Ernstes der Lage war der Kampf für uns keineswegs von Anbeginn aussichtslos. Allein schon die Begeisterung, mit der das deutsche Volk in den Krieg eintrat, und die zahllose Kriegsfreiwillige zu den Fahnen strömen ließ, bürgte dafür. Die gewaltige nationale Welle, die sich vom Bodensee bis zur Memel über die deutschen Lande hinwälzte, brachte vor allem dem Heere einen unschätzbaren Zuschuß von moralischer Kraft. Dazu kam, daß dieses deutsche Heer von 1914, „die Armee von Stahl", als welche sie Marschall Foch bezeichnet hat, an sich schon seinem inneren Werte und dem Grade seiner Ausbildung nach jedem der feindlichen Heere überlegen war. Das Maß seiner Kraft hat sogar ausgereicht, die schwächeren Bundesgenossen im Laufe des Krieges zu stützen. Der Generalstab, durch den die weitaus größte Zahl der höheren Führer gegangen war, zeigte sich der ihm durch den Grafen Schlieffen gewordenen Schulung würdig. Das Kriegsministerium entfaltete eine großzügige organisatorische Tätigkeit. Das aktive Offizierkorps gab die Antwort auf die Schmähungen, mit denen es von linksstehender Seite im Frieden fortgesetzt überhäuft worden war, durch die Tat. Ein Viertel seiner Kriegsteilnehmer ist nicht zurückgekehrt bei einem Gesamtverlust von 12 500. Die Offiziere des Beurlaubtenstandes traten in wachsender Zahl an die Stelle ihrer aktiven Kameraden. Die ihnen im Frieden gewordene gute Ausbildung machte sich belohnt. Die deutschen Truppen waren an Höchstleistungen gewöhnt worden. In ihnen herrschte noch immer jene „admirable Disziplin", deren König Friedrich sich bei seiner Armee rühmen durfte. Erst der lange Krieg hat sie, wie einst bei ihm, zurückgehen lassen.

Das alles waren mächtige Hebel zum Siege, die im Heere keine Besorgnisse aufkommen ließen, es ist vielmehr im Vollgefühl seiner inneren Überlegenheit in den Krieg eingetreten. Die furchtbare uns drohende Gefahr blieb freilich bestehen. Sie abzuwenden, galt es rasch und entschlossen zu handeln. Nur der Angriff gegen den nächst erreichbaren, best gerüsteten und gefährlichsten Gegner konnte die Lage bessern. Daraus ergab sich der Angriff mit 1 600 000 gegen Frankreich, während der Schutz der deutschen Ostgrenze nur 250 000 Mann anvertraut blieb. Dieses Verfahren entsprach den Grundsätzen Schlieffens. Insofern wurde freilich von ihm abgewichen, als der linke Flügel in Gestalt der 6. und 7. Armee unverhältnismäßig stark gemacht und dadurch der rechte, bei dem die Entscheidung lag, entsprechend geschwächt wurde. Man glaubte in Elsaß-Lothringen gegen einen französischen Einmarsch stark sein zu müssen, während Schlieffen allen Nachdruck auf den rechten Flügel hatte legen wollen. In seinem Sinne aber erfolgte der Umgehungsmarsch durch Belgien, da ein Angriff auf die stark befestigte Ostfront Frankreichs nur zu zehrenden, verlustreichen und entscheidungslosen Frontkämpfen geführt haben würde. Man hat trotzdem gemeint, wir hätten Frankreich gegenüber in der Verteidigung bleiben und zuerst mit den Hauptkräften im Verein mit Österreich-Ungarn Rußland niederwerfen sollen. Dann wäre die Verletzung der belgischen Neutralität, die England einen Vorwand, wenn auch nur einen solchen, gab, uns den Krieg zu erklären, unterblieben. Daß Belgien auf die Seite unserer Feinde treten würde, war indessen dem deutschen Generalstab damals bereits bekannt, und heute wissen wir, daß bei verteidigungs-

weisem Verhalten wir die wertvollsten Teile des Reiches, vor allem das rheinisch-westfälische Industriegebiet auf die Dauer nicht hätten schützen können, vielmehr von Franzosen, Belgiern und Engländern mit Sicherheit rechts umfaßt worden wären, wie wir jetzt nicht minder darüber unterrichtet sind, daß die Russen einem Angriff der bezeichneten Art ausgewichen wären, dieser somit sich zu einem Luftstoß gestaltet hätte, während wir im Westen unterlagen.

Man darf bei Beurteilung des deutschen Operationsplanes sich nicht dadurch beeinflussen lassen, daß die Absicht, Frankreich mit einem großen Schlage, wenn nicht völlig niederzuwerfen, so doch so zu schwächen, daß es möglich wurde unter Ausnutzung der inneren Linie bald starke Kräfte vom westlichen nach dem östlichen Kriegsschauplatz zu werfen, um die andrängenden russischen Massen zurückzutreiben, nicht erzielt wurde, unsere Offensive vielmehr an der Marne ein Ende fand. Will man etwa Friedrich den Großen tadeln, weil er 1757 in Böhmen einfiel, um seinen Hauptgegner, Österreich, vernichtend zu treffen, bevor Russen und Franzosen gefährlich werden konnten, weil auf Prag ein Kolin folgte?

Die großen Operationen nahmen nach den Grenzkämpfen von Mülhausen, in den Vogesen, bei Lagarde und nachdem Lüttich, das Eingangstor von Belgien, gewaltsam geöffnet worden war, am 18. August ihren Anfang und verliefen zunächst glänzend. Die große Linksschwenkung der 1., 2., 3. und 4. deutschen Armee, bei der die links an Diedenhofen—Metz angelehnte 5. Armee den Drehpunkt bildete, glückte durchaus. Der 1. und 2. französischen Armee, die in Elsaß-Lothringen einbrachen, wurde am 20. August bei Saarburg durch die 6. und Teile der 7. Armee eine schwere Niederlage zugefügt, die Verfolgung der Deutschen alsdann jedoch durch die Befestigungen der französischen Ostfront gehemmt. Die Franzosen hatten nicht mit einem so schnellen Vormarsch des rechten deutschen Heeresflügels, wie er tatsächlich erfolgte, und ebensowenig mit dem Auftreten unserer Reservekorps in vorderer Linie gerechnet. Sie vermuteten vorerst nicht, daß wir mit stärkeren Kräften nördlich der belgischen Maas ausholen würden. So kam es dahin, daß die allein gelassenen Belgier nach Antwerpen abgedrängt wurden, der linke französisch-englische Flügel sich von der 1. deutschen Armee geschlagen sah, ehe er sich noch ordnungsmäßig hatte bilden können, und die Armeen der französischen Mitte in die deutsche Offensive hineinliefen, wobei sie von den im Bewegungskriege besser geschulten Deutschen überall geschlagen wurden. Am 25. August erlag auch Namur, das zweite Bollwerk Belgiens, der Wirkung unserer und österreichisch-ungarischer schwerster Artillerie. Bis zum 1. September hatten auch die 5. und 4. deutsche Armee sich den Übergang über die französische Maas erkämpft, die 3. Armee befand sich im Vordringen über die Aisne, die 2. wehrte am 29. und 30. August einen offensiven Rückstoß der bereits einmal an der Sambre vor ihr zurückgewichenen 5. französischen Armee ab. Wie dieser Stoß, mißglückte auch der Versuch des französischen Generalissimus Joffre, mit neu zusammengerafften Kräften von Westen her gegen den rechten deutschen Heeresflügel flankierend zu wirken.

Die Bedeutung der Augustschlachten war sehr erheblich. Sie ist später bei uns unter dem Eindruck der Marneschlacht stark unterschätzt worden. Joffre ist nicht etwa planmäßig ausgewichen, um die Deutschen an der Marne in eine Falle zu locken. Die Deutschen schrieben ihm vielmehr durchweg das Gesetz des Handelns vor. Französische Schriftsteller geben zu, daß die Operationen ihrer Armeen im August 1914 überall gescheitert, die Truppen stark mitgenommen gewesen seien. In einer Schilderung heißt es: „Man muß zugeben, daß den Deutschen eine beispiellose Überraschung gelungen ist, und die Art und Weise, wie sie diese vorbereitet und durchgeführt haben, eine der außerordentlichsten Leistungen der Kriegskunst ist.“ In jenen „schrecklichen Augusttagen“ sei Frankreich „dem Untergange nahe“ gewesen. 33 fran-

zösische Generale wurden ihrer Stellungen enthoben. Die Stimmung der englischen Armee sank unter der Wirkung des fortgesetzten Rückzuges immer mehr. Marschall French hatte jedes Zutrauen zur französischen Führung verloren. Einer seiner Korpsführer beantragte sogar eine Wiedereinschiffung der Truppen, um sie in England wiederherzustellen. Der deutsche Operationsplan schien im Westen durchaus in der erstrebten Weise auszureifen. Frhr. v. F.-L.

Literarische Rundschau

„Das Land Gottes." [1])

„God's own country", Gottesland, so nennt der Nordamerikaner der Vereinigten Staaten mit einiger Überheblichkeit seine Heimat. Ein wahres Bild der Amerikaner und ihrer Überheblichkeit zu geben, zu zeigen, wie sie wirklich sind, hat Herman George Scheffauer, der Dichter aus Kalifornien, der kurz nach Kriegsausbruch nach Deutschland kam, unternommen. Er schildert seine Landsleute für die Deutschen, um diese vor weiteren Enttäuschungen zu bewahren, weil ihnen von mehr oder weniger kritiklosen Lobrednern, wie Goldberger, Münsterberg, vor dem Kriege und neuerlich von einigen eiligen Amerikareisenden, wie Dessauer und Alfred Kerr, ein falsches Bild vorgezaubert worden sei. Scheffauer glaubt, daß diese zum Teil geistreichen Autoren doch den Kern des Problems nicht gesehen haben, weil die glänzende Oberfläche sie blendete. Da Scheffauer tiefer in die Dinge gesehen hat, entwirft er ein recht abweichendes Bild, welches freilich gleichfalls höchst anschaulich und lebendig ist. Aber seine Einstellung bringt es mit sich, daß die Schatten tiefer sind als in den bisherigen Bildern. Er versichert, er habe sie für die Deutschen noch abgemildert, Amerika gegenüber würde er noch schonungsloser die Wahrheit sagen müssen. Das wollen wir ihm gern glauben. Noch ein Wort zu Scheffauers allgemeiner Einstellung. Er vertritt einen ehrlichen „Fortschritt", einen hochkultivierten (freilich uns heute manchmal fremdartig anmutenden) Liberalismus. Er leitet daher die wesentlichsten Fehlerquellen (freilich auch viele Vorzüge) des amerikanischen Lebens aus der Enge der puritanischen Welt- und Lebensanschauung her, welche die angelsächsischen Pilgerväter und Kolonisten mit der Mayflower aus England auf den amerikanischen Kontinent brachten und dort weiter entwickelten. Auf koloniales Barbarentum und puritanische Heuchelei führt er fast alle unerfreulichen Erscheinungen zurück: steriles Geistesleben, Unduldsamkeit und Enge in Politik und Wirtschaft, in Gesellschaft und kulturellen Lebensäußerungen. So begründet er (ganz anders als der amerikanische Automobilkönig Ford in: Der internationale Jude) die schrankenlose Macht des Kapitals, das im Verein mit der Presse im Lande der Freiheit praktisch zur politischen Entrechtung und völligen Verdummung geführt hat. Er weist nach, wie die Prüderie auf sexuellem Gebiete alle natürlichen Regungen unterdrückt, sie nach den verschiedensten Richtungen hin abbiegt. Sie prägt nach Scheffauer der offiziellen Gesellschaft einen leeren und oberflächlichen Charakter auf, während neben dieser (durch die Abbiegungen) Exzesse jeder Art

[1]) Das Land Gottes. Das Gesicht des neuen Amerika. Von Herman George Scheffauer. Hannover, Paul Steegemann.

begünstigt werden. Der amerikanische Mann sei andauernd im Stadium der Infantilität auf sexuellem (und daher auch auf jedem anderen) Gebiet. Er lebe nur im Wirtschaftlichen. So entstehe auch die Leerheit des amerikanischen Unterrichtsbetriebes an Schule und Universität. Scheffauer vermißt hier jedes höhere Streben nach Erkenntnis, er sieht nur Gleichmacherei und Utilitarismus. Andererseits verkennt er die Kraft des oberflächlichen, aber praktischen amerikanischen Optimismus nicht: er bewundert sie sogar und möchte sie daher in andere Bahnen gelenkt wissen. Die moderne antikatholische und antisemitische Bewegung (z. B. Ku — Klux — Klan) hält er für ein Zeichen der Barbarei. Immer wieder demonstriert er an Wilson, als dem typischen Vertreter eines verlogenen und korrupten Allsachsentums, die Mängel seiner Heimat.

Scheffauers Buch ist trotz seines vornehmen Tones eine Kampfschrift. Sein Kampf gilt der ihm unverständlichen Bewunderung der Vereinigten Staaten durch das Nachkriegsdeutschland. Es ist gut, daß er ein solches Buch geschrieben hat. Wir müssen nicht nur den Mut des Verfassers bewundern, der, wenn er noch einmal nach Amerika zurückkehrt, sicherlich Brutalitäten ausgesetzt sein wird; wir müssen ihm für sein Eintreten für Deutschland danken und dürfen sagen: ohne dieses Buch wäre das Bild, das bisher uns von Amerika gezeigt wurde — man vergleiche, zu welch abweichenden Ergebnissen Ford kommt —, zum wenigsten unvollständig, wenn nicht völlig falsch.

Wenn etwas eingewendet werden soll, so ist es das: es ist fast nur von dem angelsächsischen Teil der Bevölkerung, der dem übrigen Teil seinen Stempel aufdrückt, die Rede. Tritt alles übrige, treten Iren, Slawen, Italiener und Juden denn so völlig zurück? Der geringe Einfluß der Deutschen ist uns ja bekannt.

v. Loesch.

„Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah"

Der General der Infanterie Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Dr. h. c. der Universität Berlin, hat unter diesem Titel seine Lebenserinnerungen veröffentlicht (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn). Er hat viel gesehen, scharf beobachtet und bringt es in fesselnder Form vor. Wie er selbst im Vorwort sagt, stand er zwar niemals in vorderster Linie der handelnden Personen; das ist zugleich ein Mangel, aber auch ein Vorzug. Wenn der Leser nämlich auch nicht die unter dem Druck persönlicher Verantwortlichkeit sich entwickelnden Ereignisse gleichsam miterlebt, von ihnen erfaßt wird, so kann er sie doch mit um so größerer Objektivität an sich vorüberziehen lassen. War doch das Zeitalter vor dem Kriege eine Periode, für das Freytag uns das treffende Wort eines Freundes, des Generals v. Steuben, erhalten hat: „Auf allen unseren hohen Ämtern müßten eigentlich in goldenen Buchstaben die Worte prangen: Es darf um Gotteswillen nichts passieren." Solche Zeiten entbehren vollends für den nicht in vorderster Reihe Stehenden der dramatischen Reize, bieten aber der epischen Ruhe der rückschauenden Erzählung Gelegenheit, sich zu entfalten, und das ist Freytag vortrefflich gelungen.

Wer Interesse an der Schilderung des inneren Lebens der Armee während der dem Weltkriege vorangehenden Jahrzehnte hat, wird auch den Werdegang Freytags vom Einjährig-Freiwilligen des russischen Heeres bis zum General der Infanterie und Chef des stellvertretenden Generalstabes der deutschen Armee während der letzten Jahre des großen Krieges gern verfolgen. Die reiche literarische Tätigkeit

des Verfassers auf den verschiedensten Gebieten der Kriegsgeschichte, die er wie nur wenige beherrscht und mit gesunder Erkenntnis der entscheidenden Umstände durchdrungen hat, ist nur beiläufig erwähnt, dagegen sind „die Menschen und Dinge" geschildert, „wie er sie im Leben sah". Auch hierbei wird man sein treffendes Urteil anerkennen. Besonders eingehend ist alles ins Auge gefaßt, was die Vorgeschichte des Weltkrieges angeht: die Mängel der deutschen, das sich zusammenziehende Gewitter ungenügend erkennenden Politik, die schweren Unterlassungssünden im Ausbau unserer Landmacht, der plötzliche, Englands Eifersucht aufs lebhafteste erregende Ausbau einer Hochseeflotte unter Schädigung der Rüstung zu Lande.

Bei Beginn des Weltkrieges wurde Freytag der österreichischen Heeresleitung als Verbindungsoffizier zugeteilt. In durchaus vornehmer, sachlicher Art sind die Mängel im Heere unseres Hauptbundesgenossen angedeutet, die meist sehr hochfliegenden, aber die Leistungsfähigkeit des österreichischen Heeres überschätzenden Pläne des Generals Conrad von Hötzendorf gekennzeichnet, Pläne, die zum Verhängnis des Leiters der Operationen führten und damit zum Unglück sich auswuchsen. Die Schilderungen Freytags stehen in einem höchst wohltuenden Gegensatz zu dem aggressiven Ton, den der Feldmarschall Conrad im IV. Bande seiner Erinnerungen den Deutschen gegenüber anzuschlagen sich für berechtigt hält.

Ganz besonders warm tritt Freytag für den General von Falkenhayn und die großen Gesichtspunkte der von ihm geleiteten Operationen ein. Ohne Entschlüsse und Taten zu bemänkeln, die eine nachträgliche Kritik als ungünstig bezeichnen kann, sind die Bemängelungen auf das richtige Maß zurückgeführt. Es wird der Vorwurf zurückgewiesen, daß Falkenhayn etwa aus Neid die Führung im Osten unzureichend unterstützt hätte, aus Mangel an Wagemut einer großen Umfassung des russischen Nordflügels über Wilna 1915 abgeneigt gewesen wäre. Freytag betont ausdrücklich, er hätte den Gedanken nicht los werden können, daß wir 1915 im Osten viel zu weit gegangen wären, daß der Gedanke einer Befreiung der baltischen Deutschen für uns, wo es sich um den Gewinn des Krieges handelte, nicht hätte mitsprechen dürfen. In Falkenhayn lebte das ausgesprochene Verständnis für die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit. Wenn sich dies und vieles andere zur gerechten Beurteilung Falkenhayns nur sehr allmählich Bahn bricht, so trifft daran zum nicht geringen Teil sein Mangel an Volkstümlichkeit die Schuld, die Abneigung, sich der Masse zur eigenen Verherrlichung zu bedienen: „Maler und Photographen konnten ihm nicht beikommen. Der Chef des Generalstabes hatte nach seiner guten preußischen Auffassung hinter der Person des Obersten Kriegsherrn zurückzutreten. Ihm lag an dem Urteil der Menge nichts, vielleicht zu wenig." . . . „In allen Stellungen aber, die Falkenhayn im Kriege bekleidet hat, erweist er sich als eine begnadete Soldatennatur von wahrhaft großer Denkungsart. Ihm schuldet das Vaterland reichen Dank."

Freytags Ansichten gründen sich nicht auf Hörensagen, sondern auf gemeinsame Tätigkeit als Generalquartiermeister bei der Obersten Heeresleitung, die eine dauernde Zusammenarbeit mit dem Generalstabschef erforderte.

Das Buch, im flüssigen Erzählerton geschrieben, bietet eine Fülle von Anregungen zum Nachdenken über die verschiedensten Fragen militärischer wie militärpolitischer Art und erhebt sich weit über das Niveau rein persönlicher Erlebnisse.

General a. D. v. Zwehl

Zur deutschen Kunst des Mittelalters

Die Abwendung der modernen Kunst vom Naturalismus hat in einer bemerkenswerten Weise auf die Kunstforschung anregend und befruchtend gewirkt. Sie befreite sich von der Vorstellung, als ob der im Kunstwerke erreichte Grad von Naturwahrheit allein den legitimen Maßstab zur Beurteilung der künstlerischen Leistung bilde; sie erkannte, daß dies Kriterium erst durch die Bewegung der Renaissance zur obersten und entscheidenden Instanz erhoben worden war, während der Kunstwille des Mittelalters — in Übereinstimmung mit dem anderer und hochbedeutender Gruppen und Zeiten des künstlerischen Schaffens — vielmehr dahin abzielte, die Form in allen ihren Arten und Gattungen unabhängig von ihren naturalistischen Werten und Beziehungen in selbständiger Funktion zu entwickeln und das Kunstwerk als Organismus aus Formfunktionen in der Weise aufzubauen, daß durch sie Vorstellungen und Gefühle sinnlich faßbar und verständlich gemacht werden konnten. Man stieß damit zuletzt auf die Erscheinung, daß in der ganzen Geschichte des künstlerischen Schaffens — und zwar bereits von der vorgeschichtlichen Kunst an — zwei Grundprinzipien wirken, die die künstlerische Aufgabe verschieden bestimmen und daher auch zu verschiedenen Ergebnissen gelangen, die im Wandel der Entwicklung sich voneinander absondern und sich begegnen, sich bekämpfen und sich durchdringen. Man hat diese beiden Prinzipien wohl als „Darstellung" und „Ausdruck" formuliert. Durch diese Erkenntnis sah sich die Stilforschung vor neue, weitreichende Aufgaben gestellt, und wenn gerade die deutschen Kunsthistoriker sich dieser Aufgaben mit besonderem Eifer und mit unbestreitbarem Erfolge angenommen haben, so fällt hierbei wohl ins Gewicht, daß, wie im Verlaufe dieser Studien immer wahrscheinlicher geworden ist, der deutsche Formwille besonders stark nach dem Ausdruckspole hin orientiert ist. Jedenfalls hat das Verständnis der deutschen mittelalterlichen Kunst bei dieser Entwicklung bedeutend gewonnen; vieles darin, was früher als ein „Nichtkönnen" beurteilt wurde, wird jetzt vielmehr als ein „Anderswollen" gedeutet. Die Fülle der Veröffentlichungen, die diesem Gebiete gelten, bildet an sich schon ein merkwürdiges Zeugnis dafür, wie stark sich das Schwergewicht des Interesses nach der Seite des Mittelalters verschoben hat, und dem Interesse der Forscher antwortet ein gleiches auch von seiten des Publikums.

An erster Stelle mag Alfred Stanges Buch: „Die Entwicklung der deutschen mittelalterlichen Plastik" (mit 48 Abbildungen; R. Piper & Co. Verlag, München) genannt sein, das sich als „ein Handbuch, ein Begleiter für Freunde mittelalterlicher Plastik" darbietet und diesen Zweck glücklich erfüllt. An typischen Beispielen, in großen, klaren Linien werden Sinn und Wandel der bildnerischen Formen als Ausdruck des wechselnden Lebensgefühls gedeutet, das eigentümliche Verhalten der deutschen Gesinnung gegenüber den großen Problemstellungen des Zeitalters, wie sie besonders der Westen und der Süden gegeben hat, wird scharf herausgearbeitet. Geradezu in den Mittelpunkt rückt diese Frage in desselben Verfassers eingehender und aufschlußreicher Darstellung der „Deutschen Kunst um 1400" (mit 82 Abbildungen, im gleichen Verlage). Es handelt sich hier um jene kritische Epoche, da die deutsche Kunst der neuen im Norden wie im Süden zum Träger der künstlerischen Gestaltung erhobenen Wirklichkeitsdarstellung bemerkenswert spröde sich gegenüberstellte. Wohl bereichert auch sie sich vielfach durch Aufnahme von Wirklichkeitsformen, doch nur, um diese in der Behandlung des Körpers, des Raumes, der Komposition in den Dienst des Ausdrucks vor Seelischem zu ziehen. Sie bleibt mittelalterlich gesinnt; nur ganz vereinzelt, wie vor allem im Werke des genialen Konrad Witz, gibt sie sich einmal einem reinen Raumerlebnisse

hin. Erscheint sie so im Zusammenhange der europäischen Entwicklung als rückständig, so hat Stange überzeugend dargelegt, daß in dem Widerstande gegen einen „naturverbundenen, tektonisch bauenden Stil" ein Urinstinkt der deutschen Kunst zu erkennen ist, der auch sonst in ihrer Geschichte zur Auswirkung kommt. Dabei wird der Anteil der deutschen Mystik an der Geisteshaltung der deutschen Kunst dieser Zeit ungleich tiefer und voller erfaßt als in der früheren Forschung, und auch in den Stanges Arbeit ergänzenden Büchern von E. L. Fischel: „Mittelrheinische Plastik" (mit 60 Abbildungen) und von Herbert Schrade über Stephan Lochner (mit 35 Abbildungen, beide im Verlage der Wissenschaften, O. C. Recht und Dr. Noether, München) wird der Einfluß der Mystik auf Gesinnung und Zielsetzung des künstlerischen Schaffens nachdrücklich hervorgehoben. Schrade behandelt die bisher vernachlässigte Gruppe der deutschen Bildnerei des 14. Jahrhunderts, die in Mainz ihren Mittelpunkt hatte, und er bringt wertvolles neues Material zu ihrer Kenntnis bei; so wird durch ihn die glänzende Geschichte der mittelrheinischen Grabmalsplastik beträchtlich zurückverlängert. Die Entwicklungslinie dieser bildnerischen Gruppe setzt am Jahrhundertanfang mit dem von Fischel fein charakterisierten Mainzer Gerhard-Meister ein und führt nach zeitweiliger Senkung gegen 1370 zu einem erneuten Aufschwunge. Ihre Wesensart faßt Fischel kurz in der Formel „Siena in Deutschland" zusammen; für die Plastik des 14. Jahrhunderts, die, zwischen die große Kunst des 13. Jahrhunderts und die bürgerliche Gotik eingebettet, im allgemeinen als eine Periode des Niedergangs aufgefaßt zu werden pflegt, wirbt er um positiveres Verständnis, indem er dies Jahrhundert als das der beseelteften Geistigkeit erkennbar zu machen bemüht ist. Bei Stephan Lochner stößt Schrade wiederum auf die Erscheinung, daß der deutsche Meister sich dem Zuge der niederländischen Wirklichkeitsgestaltung nicht vorbehaltlos hingibt. Die von dem Kölner aufgenommenen niederländischen Anregungen werden vielleicht doch von ihm zu gering angeschlagen, aber im ganzen bleibt es auch hier dabei, daß der Deutsche sich die mittelalterliche Gesinnung bewahrt, dem Linear-Ornamentalen treu bleibt und in der Verknüpfung von Altem und Neuem zum Vollender der Kölner Malerei wird. Das überwiegend jetzt als Frühwerk Lochners angesehene „Weltgericht" im Wallraff-Richartz-Museum will Fischel wieder an den Schluß seines Werkes schieben. Die beiden letzterwähnten Bände führen eine neue, von dem Verlage begründete Reihe „Kompendien deutscher Kunst" ein.

Wie bezeichnend ist es, daß das Interesse sich immer wieder gerade dem Spätmittelalter zudrängt, während die Hochgotik gegenwärtig weniger eifrige Pflege findet. Die Nürnbergisch-fränkische Bildnerkunst, die eine hübsche Veröffentlichung des Verlages von Friedrich Cohen in Bonn auf 80, von Justus Bier erläuterten Tafeln darstellt, war in der Zeit der Hochgotik überhaupt noch stumm (immerhin ist die Jungfrau der Anbetung der hl. drei Könige, St. Lorenz, Abb. 11, neuerdings doch bis gegen 1300 zurückgeschoben worden). Erst im Zeichen des Bürgertums entsteht hier eine ganz bestimmt charakterisierte Kunst, deren Wesen Bier eng mit der Landschaft verknüpft sieht. Ganz anderer Art als sonst im sonnigen, lieblichen Franken: ernst, schwer, scharf aufmerkend auf die Wirklichkeit und auf das Individuelle, wenig aufgeschlossen für transzendente Werte. Die lebensgroße Einzelfigur bildet den Höhepunkt, das glänzende Dreigestirn Stoß, Kraft, Vischer steht am Ausgange der Entwicklung. Im Protestantischen erblickt Bier „das Schicksal Nürnbergs" und seiner Kunst.

Auch Wilhelm Worringers Buch „Die Anfänge der Tafelmalerei" (mit 126 Abbildungen; „Deutsche Meister", herausgegeben von Karl Scheffler und Curt Glaser; Insel-Verlag, Leipzig) hält uns im gleichen Zeitraum, aber die Spannweite der Themenstellung ist zeitlich wie geistig größer. Man dürfte

Worringers Darstellung beinahe ein Drama nennen; sie hat wirklich einen dramatischen Zug. Ost und West, Nord und Süd, die Kunst Böhmens und Frankreichs, der Niederlande und Italiens sind in diesem Schauspiele gewissermaßen die großen Mächte, im Lande der Mitte begegnen sie sich, sie stoßen hier auf erdwüchsige Kräfte, zum Teil von beträchtlicher Stärke und Beharrlichkeit, und eine große Mannigfaltigkeit der künstlerischen Erscheinungen und Schöpfungen ist das Ergebnis dieser höchst merkwürdigen Auseinandersetzung. Worringer verfolgt sie vom Deutschordensgebiet über Niedersachsen und Westfalen zum Rheine, nach Schwaben und Franken. Sein feingeschultes Stilgefühl findet gerade an diesem Bilde vielverschlungener Einflüsse ein dankbares Thema; der Bedingtheit seiner Ergebnisse bleibt er sich wohl bewußt, aber der Leser empfindet die Festigkeit als förderlich, mit der Worringer sich bemüht zeigt, die Fülle der Erscheinungen in große Linienzüge zu binden, und selbst wo dessen Gedankengänge ihn nicht ganz zu überzeugen vermögen, wird er doch in seinem Verständnis der Kunstwerke immer bereichert.

Eine Ruhmesleistung der deutschen Kunst gilt die wertvolle Reihe „Hauptwerke des Holzschnitts", die der Verlag von R. Piper & Co. in München unternommen hat. Sie bringt zuerst die Kölner Bibel, in deren Bedeutung wieder Wilhelm Worringer einführt. Vermutlich 1477 oder 1478 entstanden, ist sie die älteste eigentliche deutsche Bilderbibel; ihre künstlerische Faktur weist auf französischen Einfluß; die Bilder sind klar, rational, ziemlich nüchtern und ohne eigentliche Originalität; ihre anregende und vorbildliche Wirkung reichte weit und lang. An Originalität und Kraft wird sie sehr übertroffen von der Lübecker Bibel von 1494, wenigstens soweit deren Holzschnitte von dem von Romdahl sogenannten Meister A herrühren. Das gilt etwa für die Hälfte ihrer Bilder; diese sind hier veröffentlicht. Max J. Friedländer, der diese Schöpfung bereits für den Deutschen Verein für Kunstwissenschaft herausgegeben und in seiner knappen und verdichteten Art erläutert hat, neigt dazu, den Künstler dieses graphischen Monumentalwerkes für einen Niederländer zu halten, der sich an italienischer Kunst bereichert hat. Urs Grafs Holzschnitte zur Passion von 1506, ein Frühwerk dieses starken, aber problematischen Meisters, führen in den Straßburger Kunstkreis. Worringer zeigt, wie Graf vom Kupferstichcharakter des Straßburger Holzschnitts sich zu echtem Holzschnittstile fand und seine Bilder mit einer der Barockgesinnung verwandten stürmischen Drastik und genialen Improvisation erfüllte und belebte, um in den letzten Blättern der Reihe zu beherrschter Klärung durchzudringen. Den ganzen Urs Graf, diese unbändige, saftstrotzende, überquellende Landsknechts- und Künstlernatur, findet man dann zusammen mit seinem Gesinnungsverwandten und Landsmann Niklas Manuel in dem Bändchen „Landsknecht-Kunst", herausgegeben von Dr. Albert Baur (Rhein-Verlag, Basel), in dem eine Auswahl der hinreißendsten graphischen Arbeiten dieser Meister mit einigen von Tobias Stimmer und dem jüngeren Holbein vereinigt ist.

Mehr im Rahmen der Heimatkunst halten sich einige andere Neuerscheinungen. Darunter dürfen die vom Verlage Friedrich Cohen in Bonn herausgegebenen Bilderbändchen von rheinischer Kunst jetzt, wo ganz Deutschland seine innige Verbundenheit mit dem Rheinlande stärker und schmerzvoller fühlt als je zuvor, auf besonderen Anteil rechnen. Die Romanische Baukunst am Rhein, diese unvergängliche Glanzleistung rheinischer Kunst, wird in 80 Abbildungen, die Paul Ortwin Rave mit kurzem Texte begleitet, von Speier bis Xanten vorgeführt, den Rhein entlang, die Seitentäler hinauf, in Domen und Münstern, in Kloster- und Dorfkirchen: unerschöpflicher Formenreichtum einer groß und wuchtig bildenden baukünstlerischen Phantasie aus der Wurzel eines einheitlich geprägten Stilgefühls. In den „Rheinischen Wasserburgen" (mit 64 Abbildungen) schildert

Edmund Renard eine Wohnform, die, wie am Niederrhein, so auch in Westfalen (Schloß Geusen, Burg Vischering, Anholt, Lembeck, Schloß Hovestadt usw.), in den Niederlanden und selbst im nordöstlichen Frankreich weit verbreitet war. Auf die Ackerwirtschaft gestützt hat sich die Wasserburg in festen typischen Formen als Zweckbau entwickelt, um im 14. und 15. Jahrhundert auch in die künstlerische Bewegung einzugreifen. Renards gediegene Darstellung ist um so willkommener, als die Wasserburg von der Burgenromantik bisher gegenüber der Hochburg vernachlässigt zu werden pflegte. Völlig auf dem Boden der Heimatkunst steht dann die Reihe „Niedersächsische Kunst in Einzeldarstellungen", herausgegeben von Ludwig Roselius und V. C. Habicht (Angelsachsen-Verlag, Bremen). Die bisher erschienenen Bändchen haben sämtlich V. C. Habicht, einen bewährten Kenner niedersächsischer Kunst, zum Verfasser. Das erste gilt dem berühmten Roland zu Bremen von 1404, der ersten Rolanddarstellung, in der mit einer beliebten alten Spielmannsfigur Rechtsgedanken verknüpft werden. Für ihre stilgeschichtliche Einordnung ist die Verwandtschaft mit dem Grabmale des 1391 verstorbenen Herzogs Wilhelm von Braunschweig zu Hardegsen wichtig. Die „Goldene Tafel der St. Michaeliskirche zu Lüneburg", eines der prachtvollsten niedersächsischen Altarwerke (jetzt im Welfenmuseum zu Hannover), bildet ein besonders schwieriges, noch ungelöstes Stilproblem. Habicht will sie einem Franzosen oder Vlamen zuweisen, deutet vorsichtig auf Zusammenhänge mit Claus Sluter hin; Worringer, der ihr gleichfalls ein Kapitel gewidmet hat, hält sie nach der Blutschwere des künstlerischen Temperamentes vielmehr für das Werk eines Niedersachsen und hebt zur Erklärung ihrer Stilelemente die Bedeutung der weitverbreiteten und vielbenutzten Musterbücher hervor. Das letzte Bändchen der Reihe endlich gilt „Des hl. Bernward von Hildesheim Kunstwerken". Vom Biographen des hl. Bernward, des Erziehers Ottos III., ist uns nicht allein sein großes Kunstinteresse, sondern auch seine persönliche Kunstfertigkeit und Kunstleistung in nicht anzuzweifelnder Weise bezeugt. Mit starker Tatkraft erhebt er Hildesheim zu einem blühenden Kunstmittelpunkt; die berühmten Erztüren und die Christussäule von St. Michael, der Sarkophag und die Grabplatte des Bischofs bilden Hauptdenkmäler dieser Blütezeit, in denen romanische und besonders antike Vorbilder eigentümlich germanisch umgesetzt erscheinen. Gerade der Kunstgesinnung der Gegenwart stehen die Bernwardtüren wieder sehr nahe; an ihren Stil hat der schwedische Bildhauer Carl Milles in den Reliefs der Bronzetüren für die Kirche von Saltsjöbaden bei Stockholm angeknüpft. Albert Dresdner.

Wirtschaftliche Rundschau

Man hat sich bei uns in den letzten Jahren viel darüber unterhalten, ob die für unsere Zukunft richtige These „Staat und Wirtschaft" oder „Staat oder Wirtschaft"! zu heißen habe. Betrachtet man jetzt die Tagung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf und die Londoner Konferenz, so ergibt sich, daß unser Schicksal durch eine untrennbare Verbindung von Politik und Wirtschaft gegeben ist.

In der Tat bildet sich jetzt aus Genf und London das Schicksal der kommenden deutschen Generationen. Der Sachverständigenbericht soll nach dem Willen seiner Verfasser ein rein wirtschaftliches Gutachten über das europäische Reparations-, d. h. Wirtschaftsproblem sein. Die Sachverständigen haben jede Äußerung, die auf politisches Gebiet führen könnte, sorgfältig vermieden. Ebenso sorgfältig

hatte in der Vergangenheit der Sozialdemokrat und Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, der Franzose Albert Thomas, jeden Hinweis der Deutschen auf die Verbindung zwischen internationaler und deutscher Sozialpolitik und dem Reparationsproblem mit der bedeutungsvollen Geste zurückgewiesen, das sei hohe Politik, und die innere Stärke des Internationalen Arbeitsamtes habe darin zu beruhen, sich jeder Einmischung in die Politik fernzuhalten.

Und doch haben wir in den letzten vier Wochen gesehen, daß es leichter ist, die Atome zu zerlegen, als Reparationsproblem, Politik und Sozialpolitik voneinander zu trennen.

In Genf stellte der französische Arbeiterführer Jouhaux den Antrag, die Reparationskommission möge sich in Zukunft auch mit der Durchführung der internationalen Sozialpolitik befassen, auf die der Sachverständigenbericht aufgebaut sei. Oder deutlicher gesagt, die Reparationskommission möge dafür sorgen, daß Deutschlands Reaktion nicht etwa unter dem Vorwand der Reparationslasten den internationalen Achtstundentag sabotiere! So soll eine rein wirtschaftliche Frage in die Zuständigkeit einer rein politischen Instanz gegeben werden, als welche das deutsche Volk die Reparationskommission unter französischem Einfluß ja vier Jahre lang kennen gelernt hat.

In London dagegen wehren sich dieselben Franzosen mit allem Nachdruck dagegen, daß ihr politischer Einfluß durch eine rein wirtschaftliche Handhabung des Sachverständigenberichts ausgeschaltet wird. Sie wollen die Führung der Reparationskommission beherrschen und unter keinen Umständen darin einwilligen, daß ihnen das Recht selbständigen Vorgehens und selbständiger Sanktionen gegen Deutschland durch einen Hinweis auf die untrennbare Verbindung der politischen mit den wirtschaftlichen Problemen in Europa irgendwie beeinträchtigt wird.

In beiden Fällen wird Deutschland als selbständiger Faktor in Politik und Wirtschaft ausgeschaltet und zum willenlosen Objekt einer nur auf Bajonette gestützten politischen Unvernunft gemacht. Wie immer in der deutschen Geschichte findet der Gegner des deutschen Volkes in unseren eigenen Reihen die beste Unterstützung.

Seit Jahr und Tag geht der Kampf der Sozialdemokraten und freien Gewerkschaften gegen die deutschen Arbeitgeber. Statt die Ursachen unserer Not in der Machtpolitik Frankreichs, in der Wirtschafts- und Handelspolitik Englands und in der Lüge von Deutschlands Schuld am Weltkriege zu suchen, glauben die mißgeleiteten deutschen Arbeiter lediglich in ihrem Arbeitgeber den Gegner suchen zu müssen, den man in Wort und Schrift, in Reden und Interpellationen, im In- und Auslande nicht genug schmähen zu können glaubt. Dieser Gegensatz war ja auch schon vor dem Kriege durch den Klassenkampf der Sozialdemokraten und ihrer Gewerkschaften bedingt. Heute liegt die Schicksalsgemeinschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer klar zutage; denn mit dem Zusammenbruch der Betriebe verlieren die Arbeiter Arbeitsplatz und Arbeitslohn. Trotzdem geht der Klassenkampf der Sozialdemokraten und ihrer Gewerkschaften gegen die Arbeitgeberschaft heftiger als je. Fast gewinnt man den Eindruck, es handele sich angesichts der gemeinsamen und offensichtlichen Not nur noch um eine psychologische Frage: der Sozialdemokrat hat seinen Anhängern zwei Menschenalter lang das Paradies auf Erden versprochen und sieht sich heute unter dem Druck eines politisch und wirtschaftlich gegnerischen Auslandes, sowie der zur Wirtschaftskrisis führenden unabänderlichen Wirtschaftsgesetze am Ende seiner Weisheit. Fünf Jahre lang hat er mit seinen Gewerkschaften von dem Betrug des Index gelebt, mit dem dem deutschen Volke vorgespiegelt wurde, es könne Lebenshaltung und Kultur ohne Rücksicht auf Produktionsstand und Güter-

mengen lediglich durch tägliche Vermehrung des Papiergeldes erhalten werden. Die Aufrollung der Produktionsfrage wurde vorsichtig umgangen, indem man lediglich die Konsumenten- und Verteilungsfragen behandelte. Wenn unter dem Einfluß solcher Unvernunft die Lebenshaltung sank, so müssen die Betörer des Volkes die Schuld von sich auf andere abwälzen, die Arbeitgeberschaft verantwortlich machen. Denn kein Schlagwort ist so gut wie dieses geeignet, Mitglieder zu gewinnen, die Partei- und Gewerkschaftskassen zu füllen und Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre zu erhalten.

Auch heute haben diese Köpfe nichts dazu gelernt. Breitscheid und Hilferding, nie Arbeiter gewesen und mit der Seele eines Betriebes völlig unbekannt, machen sich zu Fürsprechern der internationalen Sozialpolitik gegen Deutschland. Sie verlangen, gestützt auf den Sachverständigenbericht und auf die Aussprache in Genf, von Deutschland die sofortige Ratifikation des Washingtoner Übereinkommens über den Internationalen Achtstundentag. Nur dieses internationale Gewerkschaftsprogramm sehen sie vor Augen, und sie sehen nicht, wie hinter den Anträgen des französischen Arbeiterführers Jouhaux und den wohlwollenden Worten Macdonalds und des französischen Arbeitsministers Godard über die von England und Frankreich „beabsichtigte" Ratifizierung des gesetzlichen Achtstundentages die ausländische Konkurrenz steht, dieselbe Konkurrenz, deren Kriegsziel die Vernichtung des deutschen Industrie- und Handelsstaates war und die sich neuerdings wieder durch die deutsche Konkurrenz beeinträchtigt glaubt. Nicht sehen wollen unsere Sozialdemokraten, daß das interessierte Ausland durch die Verbindung der deutschen Innenpolitik mit dem Sachverständigenbericht nur das eine Ziel im Auge hat, auf diesem Wege ihren Einfluß auf die deutsche Konkurrenz zu verstärken und die deutsche Industrie erneut zu knebeln. Seit dem Londoner Ultimatum vom 5. Mai 1921, das uns die unerfüllbare Reparationsschuld von 132 Milliarden Goldmark auferlegte, haben einsichtige und warmherzige Deutsche darauf aufmerksam gemacht, daß die Zahlung dieser Summe, die nur durch einen deutschen Export unerhörten Umfangs überhaupt angepackt werden könnte, den gesamten Weltmarkt in Unordnung bringen müsse. Allmählich hat auch die ausländische Konkurrenz dies anerkannt. Selbst die internationalen Sachverständigen haben anerkennen müssen, daß auch weit geringere Reparationslasten von Deutschland nur durch Überschüsse aus der Wirtschaft, d. h. also durch deutschen Export getragen werden könnten. Aber auch diese Sachverständigen blieben in den Sorgen um den Absatzmarkt ihrer eigenen Industrie befangen, und nur so dürften die Versuche des Sachverständigenberichts zu erklären sein, immer wieder die Notwendigkeit zu betonen, daß Deutschlands Industrie an Steuern und sonstigen Lasten nicht besser stehen dürfe als das konkurrierende Ausland. So birgt der Sachverständigenbericht denselben inneren Widerspruch zwischen deutscher Reparationszahlung durch forcierten Export auf der einen und der Abschnürung Deutschlands vom Weltmarkte durch Schutzzollpolitik des Auslandes auf der anderen Seite in sich, den Widerspruch, der nur durch völlige Freiheit des Weltmarktes gelöst werden könnte und der sich, solange es ein Reparationsproblem gibt, als unlösbar erwies. Wir haben den Sachverständigenbericht ohne die Forderung nach Freiheit des Weltmarktes angenommen und stehen vor der Gefahr, uns zwischen der Notwendigkeit, zu exportieren, und der Unmöglichkeit, exportieren zu können, schließlich totzulaufen.

In der Stellung der Sozialdemokraten zum Sachverständigenbericht ist von diesen Sorgen nichts zu erkennen. Ihre Haltung zur Frage des Achtstundentages und zu der jetzt notwendigen deutschen Sozialpolitik zeigt deutlich, daß mit solchen Sorgen nicht gerechnet wird. Denn anders ist nicht zu erklären, daß die freien Gewerkschaften jede Notwendigkeit in Abrede zu stellen scheinen, heute in Deutschland durch

längere und intensivere Arbeit die Produktionsfrage zu lösen. Es lohnt deshalb schon ein Rückblick auf die bisherige Entwicklung. Wir erinnern daran, daß Deutschland infolge des Versailler Diktats wichtige Teile seiner Rohstoff- und Ernährungsbasis verloren hat. Durch Verlust unzähliger Arbeitsstunden infolge des Übergangs zum schematischen Achtstundentag, durch Arbeitskämpfe und politische Streiks — man schätzt den dadurch verursachten Produktionsstundenausfall auf 30 Milliarden Arbeitsstunden — ist die Arbeitsleistung einer so verstümmelten Produktionsbasis zudem noch erheblich gesunken. Im besten Falle mögen wir auf 70 % unserer Vorkriegsproduktion stehen. Bei unserer Abhängigkeit vom ausländischen Rohstoff mußten wir ganz anders wie vor dem Kriege Rohstoffe und Halbfabrikate für mühsam beschafftes und zum großen Teil im Auslande geliehenes Geld einführen. Dadurch und durch die im Auslande selbst vorgenommene Erschwerung unseres Exports war und ist unsere Handelsbilanz hoffnungslos passiv (man schätzt die Passivität der letzten fünf Jahre auf mindestens 10 Milliarden Goldmark). Unsere Volkseinnahmen sind von 45 auf 20 bis 22 Milliarden Goldmark, d. h. um 50 % gesunken. Trotzdem ist die Steuerbelastung des deutschen Volkes erheblich gestiegen. Die Industrie hat das Zehnfache des Vorkriegsstandes für Steuern und sonstige öffentliche Abgaben zu zahlen. Die Soziallasten sind auf das Doppelte gestiegen. Die Lohnlasten liegen heute etwa auf Friedensstand. Die Kalkulation ist nach wie vor durch die Unsicherheit über die künftigen Lohn- und Arbeitszeitverhältnisse in Deutschland erschwert. So ist schon heute die deutsche Industrie am Rande ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit und ihrer Konkurrenzfähigkeit angekommen, in weitem Umfange sogar bereits konkurrenzunfähig geworden. Die Kapital- und Kreditnot ist trotz des das Zehn- bis Fünfzehnfache des Vorkriegsstandes betragenden Zinsfußes nicht zu meistern. Die fortschreitenden Betriebseinschränkungen, Betriebsstillegungen und Konkurse reden eine lebendige Sprache. In dieser Verfassung wird die deutsche Wirtschaft von den Reparationslasten getroffen. Die 2,5 Milliarden jährlicher Normalreparationsschuld stellen fast den zehnten Teil unseres Volkseinkommens dar. Die deutsche Industrie muß mit 5 Milliarden Goldmark Industrie-Obligationen 20% ihres gesamten Wertes verpfänden und davon jährlich 300 Millionen Goldmark an Zinsen und Amortisation zahlen. Diese 300 Millionen Goldmark stellen $^1/_5$ der gesamten, mit durchschnittlich 5 % aus einem Nominalvermögen der Industrie von 25 Milliarden Goldmark errechneten deutschen Industrierente überhaupt dar. Die Rechnung geht von der Vollbeschäftigung aller Betriebe aus, enthält also einen Nominalbetrag, von dem noch in keiner Weise sichergestellt ist, ob er in der vollen Höhe tatsächlich aufgebracht werden kann. Die Tatsache, daß heute kaum ein industrieller Betrieb viel mehr als sein Leben fristet, d. h. eine Rente kaum abwirft, muß hier mit der größten Sorge betrachtet werden. Kommt die Industrie mit der Verzinsung und Amortisierung ihrer Zwangsobligationen in Verzug, so droht in der einen oder anderen Form die Zwangsvollstreckung. Noch ist das Ergebnis der Verhandlungen des Unterausschusses für die Industrie-Obligationen in der Öffentlichkeit unbekannt, und man kann noch nicht absehen, inwieweit die Zwangsvollstreckung mit einer Gefahr der Überfremdung unserer Industrie verbunden ist. Zum mindesten muß befürchtet werden, daß dem Auslande auch hier ein weitgehender Einfluß auf die deutsche Konkurrenz in die Hand gespielt werden kann.

Neben diese schweren Lasten auf unsere Wirtschaft tritt dann noch der Schuldendienst für das von uns im Wege öffentlicher oder privater Kredite aufgenommene Auslandskapital. Müssen wir die in Aussicht gestellten 800 Millionen Goldmark öffentlichen Kredites mit rund 10 % verzinsen und amortisieren, so haben wir jährlich weitere 80 Millionen Goldmark aus dem Ertrag unserer Arbeit an das Ausland zu zahlen, ganz abgesehen von den Zinsen und den Krediten, die im Laufe

der Jahre die zusammenbrechenden Einzelbetriebe aus privater Hand im Auslande gesucht und gefunden haben.

Das Sachverständigengutachten ist auf die Vorkriegsleistung der deutschen Industrie aufgebaut und stellt der deutschen Leistungsfähigkeit für die Zukunft eine beachtlich optimistische Prognose. Wir sagen demgegenüber, daß wir nicht mehr so leistungsfähig sind wie vor dem Kriege, daß wir ganz anders wie früher vorbelastet sind und um unsere Existenz zu ringen haben, und daß schließlich keine Aussicht für die Zukunft besteht, wenn wir nicht auch mit längerer Arbeitszeit unsere Produktion steigern.

So haben wir in Deutschland die berechtigte Forderung nach Arbeitszeitverlängerung auf der einen und das Verlangen der Sozialdemokraten und freien Gewerkschaften nach Rückkehr zum Achtstundentag und Ratifikation des Washingtoner Abkommens auf der anderen Seite. Dazwischen steht die Gefahr neuer schwerer Wirtschaftskämpfe, wie sie vom „Vorwärts" wegen der Arbeitszeitfragen für den Herbst bereits angekündigt sind.

Zu dieser ernsten Belastung unserer Innenpolitik, die durch einen Volksentscheid über den Achtstundentag gewiß nicht vermindert werden würde, haben uns die mit der Agrarkrisis verbundenen Sorgen zu beschäftigen. Daß die Lage der Landwirtschaft heute sehr ernst ist, ist zuzugeben. Seit langem klafft die Preisschere mit dem landwirtschaftlichen Erzeugerpreis auf der einen und den von der Landwirtschaft zu zahlenden Produktionskosten auf der anderen Seite weiter auseinander, als dies jemals in der Agrargeschichte bekannt war. Wenn landwirtschaftliche Produkte heute mit einem über den Vorkriegsstand liegenden Preise in den Einzelhandel kommen, so hat der Landwirt, dessen Erzeugerpreis im Durchschnitt 90% der Vorkriegszeit ausmacht, davon keinen Vorteil. Der Gewinn bleibt im Zwischenhandel. Der Landwirtschaft fehlte das Geld für die Intensivierung der Landwirtschaft, die angesichts des Verlustes von annähernd 20% eines aus Überschußgebieten bestehenden Ackerlandes dringend notwendig wäre, um die Ernährung des deutschen Volkes unabhängig von der Einfuhr ausländischer Lebensmittel zu machen. Kann hier nicht Rat geschafft werden, so kommt zu der Industriekrisis der Zusammenbruch der Landwirtschaft. Hier wollen die von dem Grafen Kanitz vertretenen Agrarzollpläne der Reichsregierung helfen. Wie in der Arbeitszeitfrage, so scheinen auch hier die Sozialdemokraten und freien Gewerkschaften mit Blindheit geschlagen, denn anders kann nicht erklärt werden, daß sie den Versuch einer Agrarzollpolitik in der Öffentlichkeit sofort mit entrüsteten Rufen über neuen Brotwucher bekämpft haben. Wollen die Sozialdemokraten wie in der Industriekrisis so auch hier den endgültigen Beweis erbringen, daß sie nicht volkswirtschaftlich, sondern nur klassenkämpferisch denken können? In jedem Falle droht hier unserem innerpolitischen Frieden die schwerste Gefahr. Diese wird um so größer sein, wenn es nicht gelingt, durch Maßnahmen auf anderen Gebieten, wie z. B. durch die Herabsetzung der Umsatzsteuer und der Eisenbahnfrachten, die nötigen Ausgleiche für die Kosten der Lebenshaltung zu schaffen. Noch immer erscheint unser Lebenshaltungsindex wöchentlich. Noch immer steckt das deutsche Volk gefühlsmäßig zu sehr im Indexlohn. Jedes Schwanken des Index, den man zweckmäßigerweise jetzt doch wieder monatlich bekanntgeben sollte, richtet heillose Verwirrung in der Lohnpolitik an. Würdigt man die schwierige Lage der deutschen Industrie, so ergibt sich, daß ihr eine noch höhere Lohnlast schlechterdings nicht aufgebürdet werden kann. Die internationalen Sachverständigen waren in einem schweren Irrtum befangen, wenn sie glaubten, ein unter dem Versailler Diktat und der Schuldlüge niedergedrücktes Volk könne Reparationen ohne Druck auf seine Lebenshaltung zahlen. Dieser Druck ist unvermeidlich, er wird

auf einer Generation des deutschen Volkes lasten, in der gesamten Lebenshaltung wie in den Lohn- und Arbeitsbedingungen.

Ziehen wir aus diesen Betrachtungen die Bilanz, so ergibt sich: Genf und London zeigen die Linie, auf der das Ausland neben der aus Versailles kommenden politischen auch noch die wirtschaftliche Knebelung des deutschen Volkes erreichen will. Der Wirtschaftskrieg, den England nach jahrelangen Vorbereitungen im August 1914 gegen uns begonnen hat, findet in London jetzt seinen einstweiligen Abschluß. Vielleicht können wir unsere Sorgen in London noch vortragen. Vielleicht werden wir sogar nach London eingeladen. Vielleicht mutet man uns dort kein neues Diktat zu und läßt uns verhandeln. Vielleicht finden wir auch ein offenes Ohr und Berücksichtigung unserer Sorgen. Die Hoffnungen sind gering. Sie werden um so geringer sein, wenn das Ausland auch diesmal wieder ein uneiniges und durch innere Auseinandersetzung zerrissenes deutsches Volk sieht. Würden sich unsere Sozialdemokraten darauf besinnen, daß auch sie Deutsche sind, würden sie die Ursachen der gemeinsamen deutschen Not erkennen und die aus dieser Erkenntnis zwanglos fließende Einigung mit der deutschen Unternehmerschaft finden, dann könnte man vielleicht auf Besserung hoffen. Reißen dagegen die Sozialdemokraten durch Fortsetzung ihrer bisherigen Agitation wegen des Achtstundentages, der Lohnfragen und der Agrarzölle das deutsche Volk noch weiter auseinander, dann müßte gerade jetzt, in der Schicksalsstunde des deutschen Volkes, jede Hoffnung schwinden. Deutsche Uneinigkeit und deutscher Wiederaufstieg schließen sich gegenseitig aus.

Politische Rundschau

Die Amerikaner traten in London sofort bei der Eröffnung der Konferenz am 16. Juli auffällig zahlreich und stark in den Vordergrund. Selbst der amerikanische Staatssekretär für das Auswärtige weilt wider alle amerikanische Gewohnheit in der englischen Hauptstadt. Der Mann, der die amerikanischen Interessen in der A. E. G. „kontrolliert" und dem in deutschen Kreisen ein verständiges und freundliches Urteil nachgerühmt wird, Herr Young, entpuppte sich rasch als der Generalagent, der ähnlich wie der Holländer Zimmermann in Österreich die Interessen der Gläubiger der Völkerbundsanleihe vertritt, bei uns die Interessen der Gläubiger der 800 Millionen Goldmark-Anleihe wahrnehmen soll. Die Amerikaner wollten mit dem Abschluß des Geschäftes nicht mehr warten. Sie hatten es ungemein eilig. Die zunehmende Bewölkung des politischen Himmels über dem Stillen Ozean ebenso wie das dringliche Bedürfnis des amerikanischen Geldmarktes verlangen, daß die Verhandlungen über das Gutachten zum Abschluß gelangen. Die Amerikaner schätzten dabei die Widerstandskraft der Franzosen allem Anschein nach zu gering ein. Das führte in den ersten Tagen zu einem reichlich nachgiebigen Verhalten gegen die französischen Wünsche. Darauf folgte eine gewisse Selbstbesinnung. Man überlegte, daß damit das ohnehin fragliche Ergebnis des Gutachtens von vornherein abermals verknappt wurde, und suchte wieder Raum gegen die Franzosen zu gewinnen. Im Augenblicke, da dieser Bericht abgeschlossen werden muß, ist nicht abzusehen, wie das Ringen ausgeht, ob auch unter solchen Umständen der deutsche Außenminister in London unsere Sache zu vertreten haben wird.

Vorläufig wird Herrn Stresemann zugemutet, daß er in London einen Pakt unterschreibt, worin er anerkennt, daß nunmehr „Friede, Freundschaft und gutes Einvernehmen zwischen der deutschen und den verbündeten Regierungen besteht".

Mit dieser Unterschrift würde er sein Land auf die Ausführungsgesetze verpflichten, die das Sachverständigengutachten erfordert. Er hat mit anderen Worten die deutschen Eisenbahnen an die Geldgeber auszuliefern, das fremde Kapital zum Mitbesitze an allen deutschen industriellen Unternehmungen zuzulassen, an deren Mitbesitz diesem Kapital etwas gelegen ist, und zur Aufrichtung der internationalen Kreditherrschaft in Deutschland mitzuhelfen. Wir bekommen dafür voraussichtlich die berühmten 800 Millionen, nach denen unsere gesamte Wirtschaft in den letzten Wochen in ihren Tantalusqualen unaufhörlich schrie. Zugleich aber behält der Franzose das Ruhrgebiet militärisch in der Hand. Wann er es wirtschaftlich räumen, d. h. wie und wann er den Micumverträgen ein Ende bereiten wird, nicht einmal darüber hat er sich bisher erklärt. Der Entschädigungsausschuß bleibt die Stelle, an die Klagen über deutsche „Verfehlungen" zu bringen sind. Der angelsächsische Vorschlag, daß die Entscheidung dem Haager Schiedsgerichtshof zufallen solle, ist nicht durchgedrungen. Allerdings soll sich Amerika wieder in dem Entschädigungsausschuß vertreten lassen. Die Befürworter des Gutachtens machen hiervon viel Aufhebens. Mit welchem Grunde? Das Stimmenverhältnis im Ausschuß wird kaum noch davon berührt, weil sich Italien in der Entschädigungsfrage wieder wegen ihres Zusammenhanges mit der Frage der westmächtlichen Schulden an die Vereinigten Staaten vollkommen von Frankreich abhängig fühlt. Mussolini kann in seinem Lande der ihm feindlichen Gewalten, die der Mordanschlag auf den sozialistischen Abgeordneten hervorgelockt hat, nicht Herr werden. Er ist durch das Ringen ganz und gar in Anspruch genommen. Die Umbildung des Ministeriums, zu der er sich verstand, hat die Lage nicht entspannt. Es ist heute so ungewiß wie vor einem Monat, ob er sich je erholen wird. Von irgendeiner Beeinflussung der allgemeinen Politik durch ihn kann deshalb zurzeit nicht die Rede sein. Italien ist von Frankreich daraufhin sofort wieder außenpolitisch ins Schlepptau genommen worden. Frankreich verfügt also über drei Stimmen in dem Entschädigungsausschuß, denen selbst im Falle eines Hinzutritts der Vereinigten Staaten nur zwei Stimmen gegenüberstünden. Es steht dabei völlig dahin, ob diese zwei Stimmen wirklich gegen Frankreich abgegeben werden würden. Im Haag hätten richterliche Meinungen vielleicht durchdringen können; im Entschädigungsausschuß entscheiden politische Rücksichten über die Stimmenabgabe. Hierauf sollte in Deutschland viel mehr geachtet werden als auf das bloße Zählen der Stimmen.

Ebenso heftig wie der Sieg der französischen Auffassung in der Frage, ob Ausschuß oder Schiedsgerichtshof, trifft uns der Schlag, daß Frankreich Aussicht hat, auch in allen militärisch wichtigen Streitpunkten seinen Willen durchzusetzen. Nicht streitig war zwischen England und Frankreich die über das Versailler Friedensgebot hinausgehende Wiederaufnahme der Aufsicht über unser Heerwesen. Herr Stresemann sah sich bei ihr dem einigen Verlangen Macdonalds und Herriots gegenüber. Er versuchte anfangs noch, der grundsätzlichen Unterwerfung einige Vorbehalte anzuhängen. Damit scheint er indessen nicht einmal bis Paris vorgedrungen zu sein; der französische Botschafter nötigte ihn, die Note zu ändern, ehe sie noch von Berlin abgegangen war. Die Aufsicht über unser Heerwesen findet vom französischen Standpunkte aus seine natürliche Ergänzung darin, daß die Rheinbrücken und die linksrheinischen Eisenbahnen in den Händen der Franzosen bleiben. Das Gebot von Versailles läßt die Franzosen 15 Jahre dort. Die Frist währte ihnen niemals lange genug. Sie wollen nun durch die Abmachungen über die Bahnen erreichen, daß sie so lange am Rhein bleiben können, als das Gutachten in Kraft bleibt, also voraussichtlich zum mindesten 60 Jahre. Nach 60 Jahren glauben sie nichts mehr befürchten zu müssen, weil Deutschland nach so langer Entwaffnung weder mehr eine wehrhaft gesinnte noch eine kriegsgeübte Jungmannschaft haben wird. In den

Vorbesprechungen zwischen Macdonald und Herriot blieb ungeklärt die Frage, ob sich England auch noch ausdrücklich verpflichten soll, Frankreich zu Hilfe zu eilen, wenn ungeachtet aller Vorsichtsmaßnahmen in der nächsten Zeit Deutschland sich wieder regte und entweder gegen Polen oder die Tschechen oder am Rhein losschlüge. Die Frage scheint nur geringe Bedeutung zu haben. Aber in den Franzosen lebt immer noch die Angst vor uns. Sie wird noch in ihnen leben, wenn wir längst zum bloßen Gespenst geworden sind. Damit sie ohne böse Träume schlafen können, möchten sie auch noch das englische Bündnis haben. Die nächste Tagung des Völkerbundes in Genf soll es ihnen bescheren.

Haben die Franzosen nicht ausnehmend klug gehandelt, als sie letzthin am 11. Mai Herriot zum Siege verhalfen? Alle Welt, die deutschen Mittelparteien und Macdonald voran, haben seitdem gar keinen anderen Gedanken mehr, als alles zu tun, was vorher Poincaré verlangt hatte, nur damit Poincaré Herriot nicht wieder aus dem Sattel wirft. Glücklicherweise gibt es nirgendwo dankbare Politiker außer vielleicht bei uns. So können wir immerhin noch einige Vorteile für uns von der innerpolitischen Entwicklung der kommenden Monate in den beteiligten Ländern erwarten und brauchen nicht alle Hoffnung fahren zu lassen.

Wem das Warten zu langweilig wird, mag sich die Zeit mit der Beobachtung vertreiben, wie sich die Klügeren und Ehrlicheren unter den deutschen Zeitungsschreibern, etwa der „Odysseus" der „D. A. Z.", mit dem Ausgang von London abfinden und über ihn demnächst hinwegreden werden.

Unmittelbar bevor der „Große Verband" in London tagte, fand sich der Kleine Verband in Prag zusammen. Die Beratungen wurden im Verhältnis zu der letzten Zusammenkunft vor einem halben Jahre kaum bemerkt. Der Odysseus der „D. A. Z." triumphierte darüber mit der Begründung, daß der Kleine Verband so lange beachtet worden sei, wie die Weltlage noch nicht entspannt war und als in Frankreich noch der kriegerische Poincaré Meister war. Wie auf den Herrn, so habe man auch auf die Vasallen achten müssen. Das habe sich nunmehr von Grund aus geändert. Dabei wurden in Prag nicht nur wieder von Herrn Benesch die gewohnten hochfahrenden Töne gegen Deutschland angeschlagen, sondern es war auch ein Vertreter Rußlands zur Stelle. Der Russe wie der Tscheche erklärten nach außen hin, daß die Luft noch nicht rein genug sei, um eine Verständigung zwischen Rußland und dem Kleinen Verbande als möglich erscheinen zu lassen. Aber für den, der seit dem vorigen Jahre die angestrengten Bemühungen der tschechoslowakischen Regierung zum Brückenschlag zwischen den Westslawen und den Bolschewisten, sowie zwischen Frankreich und Rußland nicht aus dem Auge verloren hatte, war sowohl die Anwesenheit des Russen in Prag wie der Ton der Äußerungen hüben und drüben ein Zeichen, das nicht leicht genommen werden darf.

Die Russen trumpfen soeben damit auf, daß sie wieder eine Flotte auf der Ostsee hätten, und daß diese Flotte die stärkste der Ostsee sei. Sie haben gleichzeitig in weitem Entgegenkommen der japanischen Regierung einen Vertrag angeboten, der das russisch-chinesische Abkommen aufs wirksamste ergänzen würde. An der empfindlichsten Stelle, die ihre Macht in den letzten Monaten aufwies, in Turkestan, haben sie den Aufständischen eine reichlich bemessene Selbständigkeit für die grundsätzliche Wiederangliederung an Sowjetrußland zugesagt. Vor der Genueser Konferenz näherte sich Rußland sichtbar Frankreich, um dann freilich im Augenblick der Eröffnung der Konferenz mit der deutschen Karte zu stechen. Eine deutsche Karte gibt es zurzeit nicht. Es kommt nur noch die französische in Betracht. Trägt Frankreich dank der Schwäche Macdonalds und dem Geschäftseifer der Vereinigten Staaten in London einen erheblichen Erfolg davon, so muß er die Franzosen und die Russen ermutigen, die Hände ineinanderzuschlagen. Herriot hat aus seinem

guten Willen dazu von Anfang an kein Hehl gemacht. Benesch giert geradezu danach, dabei der Vermittler zu sein. Nun haben auch die Russen in Prag ihre Geneigtheit zu erkennen gegeben. Eine neue Genueser Konferenz steht in naher Sicht, obschon ihr Tagungsort noch nicht bestimmt ist. Die erste war ein großer Erfolg für die Russen. Lord Curzon hat im vorigen Jahre den ganzen ersten Abschnitt der Verhandlungen von Lausanne benutzen müssen, um ihn wieder wettzumachen. Es ist begreiflich, daß die Russen nach der raschen Ablösung Curzons durch Macdonald von der zweiten Auflage jener Konferenz neue Lorbeeren für sich erhoffen. Es scheint von ihnen auch richtig gehandelt, daß sie in diesem Augenblick zwar einerseits wieder den deutsch-russischen Zwischenfall wegen der russischen Handelsdelegation endlich bereinigen und sich dadurch die Möglichkeit verschaffen, auch wieder mit uns zusammen zu manövrieren, daß sie anderseits aber diesmal doch entschieden den Anschein erwecken, als wenn es ihnen ernst sei, sich mit Frankreich gegen die Angelsachsen zu verbinden. Sie sind in ihren Verhandlungen mit den Engländern in London, trotzdem die Verhandlungen immer weiter fortgeführt werden, schwerlich auch nur einen Schritt weiter gekommen. Es fehlte ihnen bisher an jedem politischen Rückhalt gegenüber den Engländern, nachdem sie einmal in Lausanne schlecht abgeschnitten hatten. Gehen sie auf eine künftige Weltkonferenz in freundschaftlicher Verknüpfung mit Frankreich und der Tschechoslowakei, sowie in guten Beziehungen mit Japan und China, so hätten sie in der Tat wieder Aussicht, sich dort zur Geltung zu bringen.

Das Bild, das der Balkan und Vorderasien gewährt, wird von Monat zu Monat unübersichtlicher und bewegter. In Griechenland konnte sich das nach dem Ausscheiden von Venizelos gebildete republikanische Ministerium nur ein Vierteljahr lang halten. Jugoslawien hat außenpolitische Zwischenfälle nach allen Seiten hin und gerät dabei innenpolitisch immer mehr in die Gewalt schroff nationalistischer Elemente, die der alte Pasitsch nicht mehr zu bändigen die Kraft hat. Die Türken tun so, als ob sie sich Mossuls wegen endgültig mit den Engländern nicht einigen könnten. Man wird aber auf der Hut sein müssen, ob es sich dabei nicht um ein Spiel auf offener Bühne handelt, während hinter den Kulissen um so eifriger an der Verständigung gearbeitet wird. Vielleicht ist es gut, gleichzeitig wie auf Mossul so auch auf Gibraltar zu achten. Es gibt allem Anschein nach ernsthafte politische Kreise in England, die das nur noch geringwertige Gibraltar gegen den ausbeutefähigen spanischen Besitz auf der gegenüberliegenden marokkanischen Küste austauschen und sich dort neben die Franzosen setzen wollen, wie England durch Bagdad und Mossul neben ihnen in Syrien sitzt.

Aber was gelten solche politischen Kreise in England noch? Auf die Genueser Konferenz drängte Lloyd George vor erst zweiundeinhalb Jahren in der selbstverständlichen Meinung, daß England dort die Führung haben werde. Kommt es zu einer neuen Konferenz, so scheint es heute wahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten auf ihr den Ton angeben werden. Ihre Fähigkeit zu außenpolitischer Betätigung hängt von dem Ausgang der Präsidentenwahl ab. Schon das Auftreten der Amerikaner in London ist sichtlich von der Rücksicht auf sie mitbestimmt.

Pertinacior.

Neue Bücher

Wilhelm von Scholz feierte im Juli seinen 50. Geburtstag. Wir dürfen hoffen, unseren Lesern in der nächsten Zeit ein Stück seines neuen Schaffens bringen zu können. Wir weisen schon heute mit ganz besonderer Wärme auf die „Gesammelten

Werke" von Wilhelm Scholz hin (Stuttgart, W. Haedecke.) Sie geben ein eindrucksvolles Bild von dem Wirken dieses seltenen Dichters und Menschen, der von seinen Anfängen an immer stärker und vertiefter nach einer sauberen Innerlichkeit gerungen und sie erreicht hat, wie sie für unsere Zeit eine ganz besondere Notwendigkeit darstellt.

Von den gesammelten Werken sind in geschickter Anordnung bisher erschienen: I. Teil, Gedichte, Bd. 1 Der Spiegel; Bd. 2 Die Balladen und Königsmärchen. II. Teil, Schauspiele, Bd. 1 Kleine Schauspiele; Bd. 2 Der Gast. Der Jude von Konstanz; Bd. 3 Meroë. Vertauschte Seelen. III. Teil, Erzählungen, Bd. 1 Die Unwirklichen; Bd. 2 Zwischenreich. IV. Teil, Vermischte Schriften, Bd. 1 Der Bodensee.

„Die Woche" (Berlin, A. Scherl) hat ein höchst interessantes, für die weitesten Kreise berechnetes Sonderheft „Tutanchamon" herausgegeben, das mit einem ausgezeichneten Bildmaterial in sachkundigen Aufsätzen die erregenden Funde erschöpfend schildert. Dieses Heft wird überall willkommen sein, denn es durchbricht für uns Abgeschlossene den Damm, der uns von Funden trennt, die der Menschheit gehören. Es liest sich angenehmer als die deutsche Übersetzung des englischen Buches von H. Carter und A. G. Mace „Tut-anch-Amon" (Leipzig, F. A. Brockhaus), das außer der sehr guten Einleitung von G. Steindorff in den Ausführungen von Carter, mit dem wir Deutsche noch eine Rechnung zu begleichen haben, ein seltsames Gemisch von Pseudowissenschaft, unkultureller Naivität, Ruhmredigkeit und technischen Kenntnissen enthält. Freilich ist das beigegebene Bildmaterial glänzend.

„Rhein und Ruhr" heißt ein Kampfalbum des „Kladderadatsch" (Berlin, A. Hofmann & Co.), das in der unnachahmlichen Eigenart des unerschrockenen Blattes und seiner Mitarbeiter den Abwehrkampf gegen das chauvinistische Frankreich in starker Übersicht zur Freude seiner Freunde zusammenfaßt.

D. R.

Nachtrag zu der Aufsatzreihe:

Die Russischen Archive und der Weltkrieg

Mit dem vorliegenden Heft der „Deutschen Rundschau" schließen diese Veröffentlichungen. Die Aufsätze haben im gesamten Ausland einen mächtigen Widerhall gefunden. Nach der ganz außerordentlichen Zahl von Zuschriften zu urteilen, welche die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau" erhielt, haben diese Abhandlungen dazu beigetragen, einer gerechteren und würdigeren Auffassung der Schuldfrage den Weg zu ebnen.

Bei der großen Zahl von offiziellen Schriftstücken, die übersetzt und geprüft werden mußten, war es unvermeidlich, daß sich einige Irrtümer, Übersetzungs- oder Abschriftsfehler eingeschlichen haben, die ich hiermit berichtige.

Aprilheft 1, S. 12, Abs. 4, Z. 1. Statt Isvolsky — muß es Raffalovitch heißen.

Juliheft 3, S. 8, Abs. 2, Zeile 6/7 — Gelingt es jedoch, den Konflikt mit Österreich zu einem bewaffneten Eingreifen Deutschlands auszubauen — soll heißen: Sollte der Konflikt mit Österreich ein bewaffnetes Eingreifen Deutschlands nach sich ziehen.

Abs. 4, Z. 6, statt: in einem solchen Kriege — im Falle eines Weltbrandes (au cas d'une conflagration générale)

S. 12, Abs. 3, Z. 2 — unter Umgehung des Außenministers — findet sich im Text nicht; sollte als Fußnote beigefügt werden.

Abs. 3, Z. 7, statt: eintretenden Weltkrieg vorzubereiten — soll heißen: den Krieg der durch die Balkanfrage ausbrechen kann.

S. 14, Abs. 1, Z. 1, statt: der großen Stunde — gegenwärtiger Stunde.

Augustheft 4, S. 1, Z. 4 von unten, statt: 29./11. April — 29. März/11. April.

S. 11 letzte Zeile: Das Datum 21. Juli muß ein Kopierfehler sein, da zu dieser Zeit Isvolsky in Petersburg war. Soll wahrscheinlich 12. Juli heißen.

Über die Zuverlässigkeit der Schriftstücke selbst kann nicht der geringste Zweifel bestehen, und alles, was bisher in dieser Hinsicht von der Sowjetregierung veröffentlicht wurde, ist auch von der Gegenseite als wahrheitsgetreu und einwandfrei anerkannt worden.

Diese Veröffentlichungen sind allen Beteiligten bekannt. Obwohl ich den bedeutendsten Zeitungen Englands, Amerikas, Frankreichs usw. Sonderdrucke dieser Aufsätze mit englischer resp. französischer Übersetzung der wichtigsten Stellen zusandte, hat sich bis jetzt keine einzige Stimme **dagegen** erhoben. Das ist in der Tat das Beste, was sie tun können: zu schweigen.

Von allen wichtigen Dokumenten, wie z. B. den Briefen Isvolskys vom 8./21. Juli 1913 und 17./30. Juli 1914 haben mir die Lichtbildfaksimiles der Urschriften in russischer Sprache vorgelegen. Sie stammen von einer der Sowjetregierung nahestehenden sehr bekannten Persönlichkeit in Moskau. Bei dem Briefe vom 17./30. Juli 1914 fehlt die Registernummer. Dies ist keine Seltenheit bei den Schriftstücken jener aufregenden Tage unmittelbar vor dem Kriegsausbruch, denn das Telegramm, welches am folgenden Tage (18./31. Juli) von der Gesandtschaft an Sazonow gerichtet wurde, ist gleichfalls ohne Nummer geblieben. Außerdem fehlt in der russischen Veröffentlichung: „Materialien für die Geschichte der Franco-Russischen Beziehungen 1910—14", eine Registernummer zwischen 212 und 214. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Bericht Isvolskys die Nummer 213 tragen sollte. Ich habe bereits in dem Aufsatz selbst bei Gelegenheit dieses Briefes die Bemerkung gemacht, daß ich den Ausdruck „dafür ist gesorgt" (le cas est prévu) für ganz ungeeignet halte, um daraus Poincaré und Isvolsky verdächtigende Folgerungen zu ziehen, wie dies sozialistische Zeitungen getan, was ich nochmals betonen möchte.

Bei dem außerordentlich beschränkten Raum einer Monatsschrift konnten natürlich nur die allerwichtigsten Absätze der Dokumente wiedergegeben werden, doch kann ich gewissenhaft versichern, daß keine Stellen weggelassen wurden, die den Gegner in ein günstigeres Licht setzen könnten oder den Wert der vorhergegangenen Sätze irgendwie ändern.

Der Verlag der „Deutschen Rundschau" beabsichtigt, eine erweiterte und vervollständigte Ausgabe dieser Aufsätze mit Einfügung neuer Dokumente binnen kurzem in Buchform herauszugeben, welche alsdann ein noch besseres und überzeugenderes Bild dieser ganzen für Deutschland so wichtigen Frage geben wird.

Konsul a. D. Dr. Charles L. **Hartmann**.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. **Charles L. Hartmann**, Berlin. — **Mosellanus**, Trier. — Siegfried **Krebs**, gefallen 1914 im Weltkriege. — Univ.-Prof. Dr. **Julius v. Negelein**, Erlangen. — Dr. Eduard **Bernstein** z. Z. Berlin-Grunewald. — Obering. **Titus Taeschner**, Stettin. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Johannes Reinke**, Preetz. — Dr. **Wilhelm Grotkopp**, Kiel. — General d. Inf. Dr. h. c. **Freiherr v. Freytag-Loringhoven**.

Für die Schriftleitung: **Werner Fiedler**, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: **Deutsche Rundschau G. m. b. H.**, Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Zwölfhundert Jahre Kloster Reichenau

Die Kunst des Klosters Reichenau

Im 9. und 10. Jahrhundert und der neuentdeckte karolingische Gemäldezyklus zu Goldbach bei Überlingen. Von Dr. *Karl Künstle.* Mit 4 Tafeln u. 30 Abbildungen im Text. 2. Ausgabe. G.-M. 20.—

Reichenau, das älteste Benediktinerkloster in deutschen Landen, war jahrhundertelang neben Fulda und St. Gallen eines der wichtigsten Zentren der Kultur und Bildung diesseits der Alpen. Aber was das Inselkloster von seinen Schwesterstiftungen unterscheidet, ist die Tatsache, die erst in den letzten Jahrzehnten klar zutage getreten ist, daß es eine ganz eigenartige Pflegestätte der christlichen Kunst war. Durch neuere Forschung hat sich nämlich ergeben, daß alle jene illustrierten Prachthandschriften, die in München, Bamberg, Trier und vielen anderen Bibliotheken als größte Kostbarkeiten verwahrt werden, Erzeugnisse der Reichenauer Malerschule sind, die von den Ottonen und Kaiser Heinrich II. für ihre Lieblingskirchen hier bestellt worden waren. Aber auch schon im 9. Jahrhundert besaß das Kloster Pirmins auf der Bodenseeinsel hervorragende Künstlermönche, die das Kloster St. Gallen mit Wandgemälden schmückten, von denen wir jedoch nur aus literarischen Quellen Nachricht haben. Als Erzeugnisse dieser Malerschule sind die Wandgemälde in der St. Georgskirche in Reichenau-Oberzell und in Goldbach bei Überlingen anzusehen, die erst in den letzten Jahrzehnten wieder aufgefunden wurden. Nirgends in Deutschland haben sich ferner ansehnliche Gotteshäuser von so hohem Alter in fast vollständiger Unversehrtheit erhalten, wie in der Münsterkirche zu Mittelzell, in der St. Georgskirche zu Oberzell und in St. Peter und Paul zu Unterzell. Alle diese Monumente werden von Künstle in übersichtlicher Darstellung und auch für weitere Kreise verständlich behandelt. Die Eigenart des Klosters, dessen zwölfhundertjähriges Jubiläum wir in diesen Tagen begehen, kommt so in würdiger Weise zum Ausdruck.

Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell und ihre Wandgemälde

Von Dr. *Karl Künstle* und Dr. *Konrad Beyerle.* Mit 2 Tafeln in Farbendruck, 1 Lichtdrucktafel und 20 Abbildungen im Text. G.-M. 20.—

Die Verfasser geben die Baugeschichte der jetzigen Pfarrkirche von Reichenau-Niederzell und legen die Bedeutung der in ihr entdeckten Wandgemälde dar.

VERLAG HERDER & CO., FREIBURG IM BREISGAU

Soeben (Ende Juli) neu:

Eberhard Gothein

Schriften zur

Kulturgeschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation

Band I: **Die Renaissance in Süditalien**
Gr. 8°. 304 Seiten. Preis: 8 GM, Ganzleinenbd. 11 GM

Band II: **Reformation u. Gegenreformation**
Gr. 8°. 298 Seiten. Preis: 9 GM, Ganzleinenbd. 12 GM

Gotheins, des eben gestorbenen großen Heidelberger Kulturhistorikers, fast unbekanntes, zuerst 1886 erschienenes Werk über Süditalien ist bewußt im Dienst am Werke Jakob Burckhardts geschrieben, der damals in dem jungen Schüler den Erben und Nachfolger begrüßte. Die politische Geschichtsschreibung Rankes erfährt hier eine moderne kulturhistorische Ergänzung durch besondere Wertung der ökonomischen und sozialen Triebkräfte. Der zweite Band schildert die politische und religiöse Volksbewegung vor der Reformation sowie Staat und Gesellschaft im Zeitalter der Gegenreformation in wundervoller Gedrängtheit und Einprägsamkeit und bildet so ein willkommenes Gegenstück zu Rankes Deutscher Geschichte im Zeitalter der Reformation

Aus dem Inhalt:

I. Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation: Die Partei der Reichsreform und das Volk / König Maximilian und das Volk / Die Kreuzwunder / Die politische Benutzung der Wunder / Das Jubiläum.

II. Staat und Gesellschaft im Zeitalter der Gegenreformation: Bibel und Tradition / Die Philosophie im Dienste der Theologie / Die Dogmatik und die Lehrstreitigkeiten / Die Mystik im Katholizismus der Gegenreformation / Die Askese in der Gegenreformation / Die Moralstreitigkeiten / Kunst und Literatur unter dem Einfluß der Gegenreformation / Die Entstehung einer unabhängigen Philosophie / Der Staat und die Staatswissenschaften.

III. Der christlich-soziale Staat der Jesuiten in Paraguay.

DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN

Deutscher Wettbewerb

Wir geben ein sehr gut ausgestattetes „Deutsches Jahr", Abreiß-Kalender der deutschen Nation 1925 heraus, das von deutschem Wesen in echtem Sinne getragen ist und dem deutschen Volke seine höhere Aufgabe in der Welt täglich vor Augen stellen soll. Nachdem große deutsche Geister und Künstler zu Worte kommen, **möchten wir auch das Volk selbst darin sprechen lassen und haben als besten Weg den eines Wettbewerbes befunden.**

Es ist **ein selbstverfaßter Spruch** einzusenden, der in irgend einer Weise auf Deutschland, sein Volk oder seine Zukunft eingestellt ist. Es muß kein gelehrter Satz, kein philosophisches Produkt sein, sondern je schlichter, einfacher und volkstümlicher der Spruch ist, desto besser. Darum bitten wir alle Kreise und Stände um Beteiligung. Jedermann soll seinen Spruch schreiben. Es bedeutet dies nicht nur eine Beteiligung an dem Wettbewerb, sondern **es wird sich das Ergebnis bei einer großen Beteiligung als eine Kundgebung der gesunden Kräfte im deutschen Volke darstellen.** Wir werden außerhalb des „Deutschen Jahrs" auch eine große Auswahl dieser Sprüche in einem besonderen Buche veröffentlichen als „Deutsche Gesinnung". Jeder Beteiligte erhält das „Deutsche Jahr" zugesandt.

1.	Preis	5000	Renten-Mark
2.	„	2000	„
3.	„	1000	„
4.	„	500	„
5.	„	400	„
6.	„	300	„
7.	„	250	„
8.	„	200	„
9.	„	200	„
10.	„	150	„

500 Preise à 20 Renten-Mark

510 Honorare = 20000 R.-Mk.

BEDINGUNGEN:

1. Aufgabe ist einen selbstverfaßten Spruch in oben beschriebener Art einzusenden. 2. Jeder Teilnehmer erhält „Das deutsche Jahr", Kalender der deutschen Nation 1925 und sendet gleichzeitig mit dem Spruche Mk. 2.— für denselben durch Postscheck (München 36181, F. & G. Rappl) oder in anderer Form an uns ein. 3. Die Einsendung muß genaue leserliche Adresse des Einsenders tragen. 4. Letzter Eingangstermin ist 10. August 1924. 5. Das Resultat wird spätestens 1. September unter notarieller Aufsicht festgestellt und wird an dieser Stelle veröffentlicht. 6. Die festgesetzten Honorare kommen bei einer Beteiligung von 50000 Bewerbern zur Verteilung. Bei einer Mehrbeteiligung erhöhen sich die Preise prozentual; bei geringerer Beteiligung werden sie in gleiche Weise gekürzt. „Das deutsche Jahr" erhält jeder Beteiligte in jedem Falle. Die Honorare werden nach Entscheidung des Preisrichter-Kollegiums verteilt. Die honorierten Aussprüche gehen mit Urheberrecht an unsere Firma über. 7. Das Preisrichter-Kollegium: Dr. v. Hauff, Dr. Müller, Julius M. Becker, Franz Rappl. 8. Die Bewertung durch das Preisrichter-Kollegium ist außerhalb des Rechtsweges und unangreifbar.

Mit der Einsendung der Aussprüche können auch die ortsansässigen Buchhandlungen betraut werden; denen in diesem Falle auch der Betrag für den Kalender gleichzeitig zu übergeben ist.

TAGEWERKVERLAG
DONAUWÖRTH-BERLIN

Geschäftssitz Donauwörth * Postscheckkonto München 36181 (F. & G. Rappl)

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

LV 28 T OCT 8

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

September 1924

Eugen Würzburger. Die Reparationsforderungen an Deutschland 225
Richard Bahr. Weltpolitik und politische Weltbetrachtung . . 235
Paul Gurk. Der Vogel Phönix. Erzählung 240
Herman George Scheffauer. Whitman in Whitmans Land . . 255
Eduard Reinacher. Lenele. Eine elsässische Kindergeschichte . 262
Manfred Laubert. Ungebetene Gäste aus dem Osten 1842/47 . 277
Wilhelm Frels. Die deutsche dramatische Produktion des letzten Jahrzehnts. (Eine Literaturstatistik) 283
L. M. Der elsässische Kulturkampf 307
Edouard Dujardin. Die französische Literatur der Gegenwart . 310
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. (Die Deutschen in der Sowjetunion) 316
Ein Berliner Kunstjahr 328
Zehn Jahre. Zum Gedenken des Großen Krieges 343
Politische Rundschau 346
Literarische Rundschau 350
Literarische Notizen 351

Deutsche Rundschau G.m.b.H., Berlin

Jahrgang 50, 12

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Für das Ausland 0,38 Dollar (nordamerikanischer Währung) zuzüglich Porto.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 35, **Potsdamer Str. 123,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1924 by Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Dem Heft liegt ein Prospekt der Firma **Ferdinand Schöningh, Paderborn** bei.

(Die darin angezeigte Prachtausgabe von Dreizehnlinden wurde auf Mk. 60,— ermäßigt.)

Beilage und Anzeigen empfehlen wir freundlicher Beachtung!

Deutsche Rundschau G. m. b. H.

An unsere Leser!

Der Verlag der „Deutschen Rundschau“ hat sich selbständig gemacht, um den gesamtdeutschen kulturellen und politischen Aufgaben der Zeitschrift mit gesteigerter Wirksamkeit nachkommen zu können.

Gerade im Hinblick auf die letzten vielbesprochenen Enthüllungen über die Kriegsschuldfrage schrieb uns ein maßgebender auslanddeutscher Verein:

„Wir betrachten die Werbearbeit für die »Deutsche Rundschau« als Dienst an der deutschen Sache!“

Dieses Urteil veranlaßt uns, alle unsere Leser und Freunde im In- und Ausland nachdrücklich zu bitten, uns durch **persönliche Werbung und Empfehlung** tatkräftig in unserer Arbeit an der gemeinsamen Sache zu unterstützen.

Wir wollen und können die stille tätige Mitarbeit des Lesers nicht entbehren und geben zur Ermunterung jedem, der fünf neue Jahresabonnenten für die „Deutsche Rundschau“ wirbt

ein Jahresabonnement gratis!

Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin.

Die Reparationsforderungen an Deutschland

von

Eugen Würzburger

Das an den Namen Dawes geknüpfte Sachverständigen-Gutachten über die Art, wie die finanziellen Forderungen aus dem Friedensvertrag von Deutschland geleistet werden sollen, scheint unserer Öffentlichkeit die ans Unmögliche grenzende Höhe dieser Forderungen erst zum Bewußtsein gebracht zu haben. So kommt es, daß die an dem Gutachten geübte Kritik vielfach nicht, wie es doch allein gerechtfertigt ist, fragt, ob die einmal festgesetzten Zahlungen auf die vorgeschlagene oder besser auf irgendwelche andere Weise zu leisten sind, sondern sich gegen die Höhe der verlangten Zahlungen wendet und somit an eine falsche Adresse gerichtet ist. Denn darüber hatten die Sachverständigen nicht zu entscheiden, und wenn auch ihre Vorschläge in bezug auf den endgültig zu zahlenden Gesamtbetrag nicht klar sehen lassen, so ist doch so viel sicher, daß er die ursprüngliche Festsetzung keinesfalls übersteigen wird, wenn auch zweifelhaft bleibt, ob er eine Herabsetzung zur Folge haben würde, insbesondere bezüglich der sog. zweiten Serie.

Nun hat die Bekanntmachung der 132 Milliarden Goldmark betragenden Gesamtforderung durch das Londoner Ultimatum vom Mai 1921 damals keinen besonderen Entrüstungssturm hervorgerufen und jedenfalls bei weitem nicht so viel Beachtung gefunden, wie jetzt das Gutachten über die Art ihrer Bezahlung. Die psychologische Erklärung für diese an sich befremdende Erscheinung liegt wohl darin, daß vorher noch viel höhere Summen genannt worden waren. Man erschrak daher über die 132 Milliarden nicht mehr allzusehr, glaubte wohl auch, daß durch die Realität der Verhältnisse gezwungen die Feinde schließlich selbst sie noch weiter herabsetzen würden; und endlich machte man sich vielleicht auf manchen Seiten auch kein klares Bild von der furchtbaren praktischen Bedeutung einer solchen Schröpfung für das Ganze und für alle Deutschen. Diese Erkenntnis erwachte erst durch das Bekanntwerden bestimmter Einzelheiten und ihrer Folgen.

Und doch hätte es im deutschen Interesse gelegen, wenn man der Frage der vertragsmäßigen Berechtigung jener Forderung von 132 Milliarden und den näheren Umständen, unter denen sie zustande gekommen war, mehr Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Wie angreifbar sie ist, soll im folgenden an einigen Tatsachen dargetan werden; sie sind in der Hauptsache der wichtigen amtlichen Aktenveröffentlichung „Die Kriegsschädenrechnungen der alliierten und assoziierten Mächte" entnommen, an der die Organe unserer Öffentlichkeit — man kann es ohne Übertreibung und muß es mit Bedauern feststellen — fast ohne Ausnahme achtlos vorübergegangen sind.

Die Feststellung der Summe ist bekanntlich nicht durch den Versailler Vertrag selbst erfolgt, sondern in dessen VIII. Teil, Art. 233, dem „Wiedergutmachungsausschuß" — das ist die wenig glückliche amtliche Verdeutschung des Wortes „Reparationskommission" — übertragen worden. Aus den ihm im Vertrag gegebenen Direktiven allgemeiner Natur für seine Tätigkeit hinsichtlich der Feststellung der Höhe der Zahlung einerseits und der Art ihrer Leistung andererseits besagen die ersteren, daß der Ausschuß „die Ansprüche prüft, der deutschen Regierung nach Billigkeit Gehör gewährt und ihr den Gesamtbetrag ihrer Verpflichtungen bekannt gibt". Er habe (§ 11 der Anlage II) „bei seinen Entscheidungen für gleichliegende Fälle einheitliche Gesichtspunkte und Regeln zugrunde zu legen", sei aber an keine Gesetzgebung gebunden, sondern solle sich nur „von der Gerechtigkeit, der Billigkeit und von Treu und Glauben" leiten lassen. Ansprüche konnten von den feindlichen Regierungen erhoben und Ersatz konnte demgemäß von Deutschland gefordert werden für Schäden, die unter einen von zehn Punkten fallen, die in Anlage I zum achten Vertragsteil genau umschrieben sind. Hier folgt eine abgekürzte Wiedergabe dieser zehn Bestimmungen, und daran anschließend einiges aus den daraufhin von den verschiedenen Staaten aufgestellten Rechnungen sowie darüber, inwieweit die Reparationskommission diesen Ansprüchen Folge gegeben hat. Es soll damit zur Prüfung der Frage angeregt werden, ob die Berechnung der Reparationsforderungen wirklich entsprechend obigen Vorschriften des Vertrages und in dem vorgeschriebenen „Geiste der Gerechtigkeit usw." erfolgt ist oder nicht. Ist es auch nicht möglich, an dieser Stelle eine erschöpfende historische Darstellung aller hierher gehörigen Vorgänge zu bringen — was ein Buch erfordern würde — so scheint der Versuch, zur Beschäftigung mit ihnen in Deutschland anzuregen, doch schon deswegen angezeigt, weil man auch bei uns auf manchen Seiten zu glauben scheint, die Erfüllung der an uns gestellten Reparationsforderungen sei uns durch die Pflicht der „Loyalität" auferlegt, wir seien nicht nur durch Gewalt, sondern auch moralisch gebunden; erst kürzlich soll ja ein an hervorragendem Platze stehender Politiker, Löbe, in Paris sich so geäußert haben.

Die zehn Punkte der Anlage I nennen als Gründe für Ersatzforderungen:

1. Die Schäden, die Zivilpersonen an Leib und Leben durch Kriegshandlungen oder die Folgen der Kriegsoperationen der beiden kriegführenden Gruppen zugefügt worden sind.

(Also erstreckt sich Deutschlands „moralische Verpflichtung" nicht nur auf die von seinem eigenen Heere und seiner Marine, sondern auch auf die von den uns verbündet gewesenen und die von den feindlichen angerichteten derartigen Schäden.)

2. Den zu 1. genannten „Schäden" werden „Grausamkeiten, Gewalttätigkeiten oder Mißhandlungen" gleichgestellt, einschließlich Schädigungen an Leben oder Gesundheit durch Gefangensetzung, Verschickung, Internierung, Abschiebung, Zwangsarbeit.

3. Die vorstehend genannten Fälle werden im allgemeinen auf „Verletzung von Gesundheit, Arbeitsfähigkeit oder Ehre" und in Punkt

4. auf „schlechte Behandlung von Kriegsgefangenen" erstreckt.

(Der Wortlaut läßt die Deutung zu, daß bei 2 im Falle der „Grausamkeiten usw." und bei 4 eine Schädigung an Leben oder Gesundheit nicht vorzuliegen brauchte.)

5. Für alle Pensionen an die militärischen Opfer des Krieges und ihre Hinterbliebenen sollte ihr kapitalisierter Wert in Anschlag kommen.

(Dem gewöhnlichen Menschenverstand scheint hier ein Widerspruch gegen den im Vertrag vorausgehenden Art. 232 vorzuliegen, laut welchem nur die der „Zivil-

bevölkerung" zugefügten Schäden zu ersetzen sind. Aber erstens wird diese Beschränkung durch den Nachsatz „sowie überhaupt alle Schäden, die in Anlage I definiert sind", sofort wieder aufgehoben.[1]) Weiter hat man in der „Repko" einfach erklärt, die Militärpersonen seien ja nach ihrer Entlassung aus dem Heere wieder Zivilpersonen! Nach den Mitteilungen von Keynes hätten amerikanische Sachverständige das Unlogische dieser Begründung lebhaft betont; Wilson aber habe die Diskussion mit den Worten abgeschnitten: „Logik hin, Logik her, die Pensionen werden eingerechnet."

6. Die von den feindlichen Regierungen ihren in Kriegsgefangenschaft befindlichen Militärpersonen und ihren Familien und

7. den Familien der Mobilisierten gewährten Unterstützungen.

(Für 5 und 7 sollten die Berechnungen auf Grund der französischen Tarife erfolgen.)

8. Die den Zivilpersonen durch Heranziehung zur Arbeit ohne angemessene Vergütung zugefügten Schäden.

(Die für Deutsche nicht ohne weiteres verständlichen Bestimmungen in Punkt 6, soweit er die Kriegsgefangenen selbst betrifft, und 8 sind auf die Erzählungen von den Leiden der Kriegsgefangenen in Deutschland und von den der Bevölkerung der von den Deutschen besetzten Gebiete auferlegten Zwangsarbeiten zurückzuführen, die während des Krieges einen so großen Raum in der feindlichen Presse einnahmen.)

9. Sachschäden, die durch Kriegshandlungen Deutschlands oder seiner Verbündeten den feindlichen Staaten und ihren Angehörigen entstanden oder die „unmittelbar aus den Feindseligkeiten oder irgendwelchen Kriegshandlungen erwachsen sind".

(Auch hier Aufhebung der im Vordersatz ausgesprochenen Beschränkung durch den Nachsatz, nach dem Ersatzforderungen an Deutschland auch für das durch die feindlichen Heere beschädigte Eigentum als zulässig erscheinen.)

10. Schäden, die der Zivilbevölkerung in Form von Auflagen, Geldstrafen oder ähnlichen Beitreibungen seitens Deutschlands oder seiner Verbündeten zugefügt sind.

(Die Bewohner der nunmehr besetzten Teile Deutschlands wissen von solchen Beitreibungen durch die Franzosen — im Frieden — zu erzählen.)

Die erste Aufgabe der „Repko" war, die einzelnen Staaten zur Meldung ihrer Schadenansprüche aufzufordern. Eine Aufforderung hierzu erließ sie erst am 8. Oktober 1920, nachdem der Friedensvertrag am 28. Juni 1819 unterzeichnet und am 10. Januar 1920 in Kraft getreten war. Die Antworten waren schon bis 1. November 1920 einzureichen; die Kürze der hierfür gesetzten Frist ist wohl durch die Erwägung zu erklären, daß die befragten Regierungen ja nicht unvorbereitet waren. Eine solche Erklärung ist aber nicht zulässig in bezug auf die gleichfalls sehr

[1]) In ganz ähnlicher Weise hat sich Frankreich eine dieser dem Vertrag überhaupt eigenen Zweideutigkeiten des Ausdrucks, wo im Nachsatz wieder aufgehoben wird, was der erste Satz besagt, später in für uns ebenso verhängnisvoller Weise zu Nutze gemacht. In Art. 18 der Anlage II zum 8. Teil ist für den Fall, „daß Deutschland vorsätzlich seinen Verpflichtungen nicht nachkommt", die Zulässigkeit „wirtschaftlicher und finanzieller Sperr- und Vergeltungsmaßregeln" ausgesprochen, aber nicht der Besetzung weiteren deutschen Gebiets. Die Anfügung und „sonstiger Maßnahmen, die die betreffenden Regierungen nach den Umständen für notwendig halten", betrachtete nun Frankreich als Aufhebung der unmittelbar vorausgehenden Umgrenzung der zulässigen Maßregeln und als rechtliche Grundlage für die Besetzung Düsseldorfs und dann der Ruhr, obwohl die Grenzen der Gebietsbesetzungen in anderen Teilen des Vertrages ebenfalls genau festgesetzt sind. Eine solche Auslegung, als könne jede Regierung nehmen, was sie will, läßt im Grunde alle übrigen Vertragsbestimmungen als überflüssig erscheinen. — Aber uns Deutsche verpflichtet die „Moral" zur gewissenhaften Erfüllung!

beschränkten Fristen, welche die Repko nachher Deutschland stellte, um eine Prüfung der Ansprüche vorzunehmen, die ihm ermöglichte „de se faire entendre", wozu ja der deutschen Regierung nach Art. 233 des Vertrages selbst und § 10 der Anlage zum VIII. Teil „l'équitable faculté" gewährt werden sollte.

Die Vorgeschichte dieser Vertragsbestimmung ist kurz folgende: Gegenüber der aus Clemenceau, Lloyd George, Orlando und Wilson bestehenden „Friedenskonferenz", welche die Urheberin des Vertrages und somit auch der Beauftragung der Repko mit der Festsetzung der Schadenansprüche ist, hatte Deutschland schon im Mai 1919 beantragt, daß es hierbei zugezogen werden solle; denn von der Repko, in der nur die feindlichen Mächte vertreten sind, war die nötige Objektivität in der Prüfung der Ansprüche nicht mit Sicherheit zu erwarten. Dieses Verlangen wurde von der Friedenskonferenz abgelehnt und in das Protokoll lediglich ein Satz aufgenommen, wonach Deutschland innerhalb vier Monaten nach Vertragsabschluß die Möglichkeit haben sollte, Vorschläge (betreffend die Bezifferung der Schäden) den feindlichen Regierungen „zur Prüfung" und „behufs Beschleunigung des Verfahrens" zu unterbreiten. Deutschland hat rechtzeitig solche Vorschläge „zur Prüfung" eingereicht. Die feindlichen Regierungen haben es offenbar bei der „Prüfung" bewenden lassen; denn bei der Aufstellung der Schädenbezifferungen ist den deutschen Vorschlägen keine Rechnung getragen, auch Deutschland gar keiner Antwort auf seine Vorschläge gewürdigt worden.

Nach Eingang der Forderungen der einzelnen feindlichen Regierungen bei der Repko — die am 1. November 1920 ablaufende Frist ist bis 15. Februar 1921 verlängert worden — wurden sie nach und nach, bis 20. Februar, der deutschen Kriegslastenkommission in Paris zugestellt.[2]) Es waren zum Teil ausführliche Denkschriften der Regierungen über ihre Forderungen zu den einzelnen zehn Punkten des Anhang I, teils gaben sie nur die geforderten Beträge ohne genügende oder überhaupt ohne Erläuterung an. Einige im Text angezogene Belegstücke sind nicht mit überreicht worden und auch später nicht zur Kenntnis der deutschen Regierung gelangt.

Da eine Erläuterung der vielen Dinge, in denen die Formulierung der zehn Punkte in Anlage II Zweifel über die Ausdehnung und die Berechnungsweise der zulässigen Schadenersatzforderungen offen ließ, von der Repko, als die R. die Regierungen um deren Bezifferung anging, nicht gegeben worden ist (obwohl sie dazu berechtigt gewesen wäre), so war die unausbleibliche Folge dieses Fehlens einer einheitlichen Direktive die, daß die einzelnen Staaten bei ihren Forderungen in fast allen wichtigen Beziehungen von ganz verschiedenen Anschauungen ausgingen. Der eine Staat stellte Forderungen für Dinge auf, die andere Staaten, obwohl sie ebensoviel oder ebensowenig Anlaß dazu hatten, gar nicht erwähnen, und wo komplizierte Berechnungsmethoden anzuwenden waren, geschah dies fast niemals von zwei Staaten in gleicher Weise. Die Erfüllung der der Repko obliegenden Verpflichtung, in gleichliegenden Fällen gleichmäßig vorzugehen, hätte nach Eingang der Forderungen eine vergleichende Durcharbeitung derselben vorausgesetzt, die offenbar gar nicht versucht worden ist. So war denn die Aufgabe der deutschen Regierung schon aus diesem Grunde eine außerordentlich umfangreiche und schwierige.

[2]) Es kamen in Betracht die Forderungen von 18 Regierungen und der europäischen Donaukommission. Jene waren: Belgien, Bolivia, Brasilien, Cuba, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Haiti, Italien, Japan, Liberia, Peru, Polen, Portugal, Rumänien, Serbokroatien, Siam, Tschechoslowakei. Die polnischen Ansprüche sind dann von der Repko auf Grund des deutschen Hinweises auf die staatsrechtliche Sachlage als dem Vertrage nach unzulässig zurückgewiesen worden. Gegenüber Staaten wie Haiti, Liberia usw. bleibt aber unsere „moralische" Schuld bestehen. — Keine Ansprüche haben gegenüber der Repko erhoben China, Ecuador, Guatemala, Hedschas, Honduras, Nicaragua, Panama, Uruguay.

Der Gesamtbetrag der vorgelegten Forderungen belief sich auf 185,8 Milliarden. Die Repko übersandte der deutschen Kriegslastenkommission in Paris Abdrücke der von den einzelnen Regierungen eingereichten Denkschriften usw. und setzte für die Stellung von grundsätzlichen und Auslegungsfragen und zur Erbittung von Auskünften Fristen von ein bis zwei Wochen; Endfrist war der 5. März 1921. Solche Rückäußerungen erfolgten von deutscher Seite in großer Zahl. Die deutschen Fragen sollten ebenfalls innerhalb 8 bis 15 Tagen beantwortet werden; als Endpunkt für den Eingang der Antworten war der 20. März festgesetzt. Einige der gegnerischen Regierungen haben aber die Erteilung der gewünschten Auskünfte abgelehnt, und zwar nach Ansicht der Repko „mit Recht", weil die Fragen ihnen nicht fristgemäß zugegangen waren. Tatsächlich war aber die Frist in vielen Fällen schon durch die Sendung nach und von Berlin in Anspruch genommen, ihre Einhaltung also unmöglich gewesen.

Schließlich konnte die deutsche Regierung etwaige Einwendungen gegen die Schadenberechnungen selbst in schriftlichen „Schlußmemoranden" geltend machen, die wieder in so kurzen Fristen — es waren wieder 8 bis 15 Tage, Endtermin 5. April — zu überreichen waren, daß einzelne zu beantwortende Schriftstücke erst unmittelbar vor Ablauf der Frist für ihre Beantwortung in Berlin eintrafen und nicht einmal Zeit zur Vervielfältigung blieb, die doch für die rasche Prüfung der Schriftstücke unentbehrlich war. Dabei mußten alle Schriftstücke an die Repko in französischer oder englischer Sprache überreicht werden; waren sie deutsch abgefaßt, so wurde die Übersetzungszeit in die Überreichungsfrist eingerechnet und letztere daher nach dem Belieben der Repko als überschritten erklärt. Die deutsche Regierung gab, um die von der Repko verlangte Beschleunigung zu erzielen, ihrer Kriegslastenkommission in Paris eine Anzahl von Sachverständigen bei. Diese hatten an den einzelnen Teilen der gegnerischen Forderungen bezüglich ihrer tatsächlichen Begründung und der angewandten Berechnungsarten Kritik zu üben, wobei ihnen infolge der genannten Umstände in der Regel nur drei Tage Zeit für die gesamten Forderungen eines Staates blieben. Die Repko erklärte sich bereit, diese Kritiken, nachdem sie ihr überreicht waren, „zur beschleunigten Erledigung" in persönlichen Zusammenkünften mit der Kriegslastenkommission und ihren Sachverständigen anzuhören und sich erläutern zu lassen, was dann in der Zeit bis 12. April geschah. Irgendwelche Stellungnahme der Repko zu den deutschen Gegenäußerungen erfolgte bei diesen Besprechungen nicht, abgesehen von gelegentlichen Zwischenbemerkungen einzelner ihrer Mitglieder. Beim Beginn erklärte der Vorsitzende, der Franzose Dubois, er sei schon mit dieser Zulassung der Deutschen zum mündlichen Bericht über die Absichten seiner Regierung hinausgegangen und von ihr deshalb getadelt worden. In Wirklichkeit bezweckten diese Zusammenkünfte offenbar nur eine Erleichterung für die Repko selbst, deren Mitglieder sich dadurch das Lesen der zahl- und umfangreichen Darlegungen der deutschen Sachverständigen ersparten. Es wäre ihnen andernfalls kaum möglich gewesen, sich in der verbleibenden Zeit ein Urteil zu bilden; denn die Repko gab schon am 28. April der Kriegslastenkommission ihre Entscheidung bekannt, wonach Deutschland 132 Milliarden Goldmark zahlen sollte, wie es nachher im Londoner Ultimatum der deutschen Regierung mitgeteilt wurde; dazu sollten noch die nach Art. 232 Abs. 3 des Vertrages an Belgien zu leistenden Zahlungen zur Tilgung der von ihm während des Krieges bei seinen Verbündeten gemachten Anleihen nebst 5 % Zinsen treten, sowie die etwa auf Grund nachträglicher Festsetzung anzuerkennenden Forderungen Polens, dessen Ansprüche ja zunächst abgelehnt wurden. Ferner erklärte die Repko, bereits diejenigen Abzüge von der zu leistenden Gesamtzahlung gemacht zu haben, die den nach Art. 238 verlangten Rücklieferungen entsprachen, so daß weitere Gutschriften für solche Rücklieferungen Deutschland nicht

gebührten. Wieviel von dem Nachlaß von insgesamt 53,8 Milliarden auf letzteren Posten entfällt und wieviel andererseits auf wirkliche Ermäßigungen der ursprünglichen Forderungen auf Grund der deutschen Gegendarlegungen, ist der deutschen Regierung niemals mitgeteilt worden.

Daß gewisse Ansprüche von der Repko herabgemindert oder gestrichen, in vereinzelten Fällen auch von den Vertretern der betreffenden Staaten infolge der Darlegungen der deutschen Sachverständigen fallen gelassen worden sind[8], scheint festzustehen. Wenn aber alle aus sachlichen Gründen und wegen der angewandten statistischen Erhebungs- und Berechnungsmethoden unhaltbaren Forderungen (unten folgt einiges Nähere hierzu) ausgeschieden worden wären, so würde eine Herabsetzung der Gesamtforderung auf einen Bruchteil der 132 Milliarden notwendig gewesen sein. Sonach ist in diesem Betrag eine Reihe von Forderungen mitenthalten, die jedes unparteiische Gericht als unbegründet, zum Teil als wucherisch abweisen müßte. Durch die Verweigerung jeder Auskunft über die von ihr vorgenommenen Abstriche an den ursprünglichen Forderungen hat es die Repko uns unmöglich gemacht, darüber klar zu werden, wofür wir die „Reparationen" eigentlich bezahlen; der Wortlaut des Vertrages hätte der Erteilung einer solchen Auskunft nicht entgegengestanden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch schon die nach dem Dawes-Plan zu leistenden Zahlungen — falls sie überhaupt den Abschluß der feindlichen Forderungen bedeuten — das nach den Grundsätzen der von der Repko vertragsmäßig zu übenden „Gerechtigkeit, Billigkeit usw." Zulässige weit überschreiten.

Im ganzen wandten sich die deutschen Einwände gegen Überforderungen:

1. durch Einstellung von Schäden, für die der Vertrag keine Ersatzpflicht Deutschlands begründet;
2. durch Einsetzung zu hoher Bewertung, oft auf Grund trügerischer statistischer Berechnungen;
3. durch wiederholte Einsetzung derselben Schäden.

Bei der letzten mündlichen Verhandlung vor der Repko am 12. April wurde von deutscher Seite betont, daß bei der Kürze der uns gelassenen Fristen und bei der Unvollständigkeit der uns zugänglich gemachten Unterlagen nur ein Bruchteil der wirklich vorhandenen Unstimmigkeiten und Übertreibungen nachgewiesen werden konnte, und daß man die Hoffnung hege, die Repko werde nicht nur eine sorgfältige Prüfung der erhobenen Einwände vornehmen, sondern auch auf Grund ihres uns nicht bekannten weiteren Materials noch eine große Zahl anderer Posten, in denen uns das Beweismaterial für unsere Zweifel vorenthalten worden war, nachträglich ausscheiden. In ihrer Schlußnote vom 22. April wiederholte die Kriegslastenkommission diese Erklärungen: da ihr eine erschöpfende Stellungnahme zu sämtlichen Schadenforderungen, wie sie im Interesse aller Teile gelegen hätte, nicht ermöglicht wurde, so sei die Vorschrift des Vertrages, Deutschland „billiges Gehör" zu gewähren, als nicht erfüllt zu erachten. Aber bereits durch die sehr lückenhaften Beurteilungen, die möglich waren, sei die materielle Zuverlässigkeit der Schadensrechnungen ernstlich erschüttert worden.

Es scheint nach Lage der Sache und durch die Kürze der bis zur endgültigen Festsetzung der Gesamtsumme verbliebenen Frist ausgeschlossen, daß die Repko den

[8]) Wenigstens bezüglich der italienischen Forderung für Übersterblichkeit der Zivilbevölkerung — siehe unten Seite 232/233 — machte der Vertreter Italiens eine Bemerkung, die so aufgefaßt werden konnte, als beabsichtige er, veranlaßt durch die Darlegungen eines der deutschen Sachverständigen, auf diese $5\frac{1}{3}$ Milliarden zu verzichten.

damals ausgesprochenen Erwartungen in bezug auf die Prüfung der deutschen Reklamationen, noch weniger hinsichtlich der Feststellung weiterer Unstimmigkeiten entsprochen hätte. Sonst würde sie wohl kaum den bezeichneten, für sie allerdings bequemen Weg der völligen Verschweigung des Ergebnisses ihrer Nachprüfung gewählt haben.[4]) Das hinderte sie aber nicht, sich selbst in einem Schreiben an die Kriegslastenkommission das Zeugnis auszustellen, sie sei „fast bis an die äußerste Grenze der menschlichen Kräfte" gegangen, um die Deutschen in weitgehendem Maße anzuhören, und es werde „niemand, weder von der einen noch von der anderen Seite, an dem endgültigen Urteil der Reparationskommission berechtigte Kritik üben können".

Nun beispielsweise, um dem Leser ein Urteil zu ermöglichen, einige Bemerkungen zu einzelnen von den zahlreichen Schadenansprüchen, und zwar zunächst zu denjenigen, die unter Punkt 1 bis 3 und 8 der Anlage II zum VIII. Vertragsteil fallen sollen. Hier wie bei den übrigen Punkten muß auf die eingangs erwähnte fünfbändige Aktenveröffentlichung zur eingehenderen Information verwiesen werden.

Bezüglich der Feststellung der Schäden zu Punkt 1 (durch Kriegshandlungen, wie Bombardements, Luftangriffe) ging aus den Denkschriften Englands, Belgiens und Frankreichs hervor, daß diese drei Staaten im Jahre 1919 durch öffentliche Bekanntmachungen ihre Staatsangehörigen zur Geltendmachung ihrer derartigen Ansprüche innerhalb bestimmter Fristen aufgefordert haben, die zur Zeit der Pariser Verhandlungen vom Frühjahr 1921 natürlich längst abgelaufen waren. Das weitere Verfahren war nun folgendes: In England wurde bei jeder Meldung von den örtlichen Dienststellen eine Untersuchung der Einzelangaben vorgenommen und von den Beteiligten die eidesstattliche Beglaubigung ihrer Aussagen verlangt, womit sie sich strafrechtlicher Verfolgung falscher Angaben aussetzten. Die Folge war, daß etwa die Hälfte der angemeldeten Entschädigungsforderungen von der britischen Regierung nicht anerkannt wurde. In Belgien und Frankreich hat man die Meldungen ähnlich wie in England veranlaßt. Aber das fernere Verfahren scheint ein ganz anderes gewesen zu sein. Belgien hat alle Anträge in seine Gesamtforderung aufgenommen, die Rückfragen Deutschlands über die Art der Prüfung der einzelnen Fälle und über die Zusammensetzung der Personen, für die Entschädigung beansprucht wurde, nach Geschlecht und Alter unbeantwortet gelassen und die Berechtigung ihrer Forderung für genügend erhärtet erklärt, „weil die Zahl der unbegründeten Ansprüche sich mit der der nachträglich eingehenden decken würde". Wie haltlos diese Vermutung war, ergibt sich einerseits aus der großen Zahl der in England abgewiesenen Ansprüche, andererseits aus dem Umstande, daß 15 Monate nach der Bekanntmachung nur wenige nachträgliche Meldungen zu erwarten sein konnten, zumal solche nur zulässig waren, wenn die Verspätung durch eine nicht vom Willen des Betroffenen abhängige Ursache erfolgt war. Frankreich bezeichnet, gleichfalls ohne Auskunft über die Art der Prüfung zu geben, die Zahl der zurückgewiesenen Gesuche für „sehr gering" und rechnet nicht nur alle gemeldeten Ansprüche (anscheinend einschließlich der zurückgewiesenen), sondern rundet auch noch ihre Zahl nach oben von 24 147 auf 30 000 ab mit der Begründung, die zu erwartenden verspäteten Meldungen würden jedenfalls die etwa als nichtzulässig abzuweisenden bedeutend übersteigen und daher eine Änderung der französischen Forderung, wenn überhaupt, nur im Sinne ihrer weiteren Erhöhung in Frage kommen. Natürlich gilt unter diesen

[4]) Es kann nicht festgestellt werden, ob die Repko überhaupt die Summe von 132 Milliarden durch Addierung der von ihr als zulässig anerkannten Ansprüche der einzelnen Staaten gewonnen oder nach Gutdünken festgesetzt hat. Denn für die Zwecke der Verteilung der deutschen Leistungen unter die einzelnen Staaten war ersteres nicht nötig, weil diese nach dem auf der Konferenz von Spa im Juli 1920 bereits angenommenen Schlüssel zu erfolgen hatte.

Umständen das oben zu der belgischen Berechnung Bemerkte in erhöhtem Maße gegenüber derjenigen Frankreichs.

Eine eigenartige Statistik hat Italien seiner dementsprechenden Forderung zugrunde gelegt. Von persönlichen Anmeldungen der Geschädigten hat man dort abgesehen und alles auf Grund von Zahlenermittelungen feststellen zu können geglaubt. Ausgehend von der vorgeblichen Tatsache (für die jeder Beweis fehlt), daß die Österreicher die aus den Orten in Venetien, die nach und nach Kriegsschauplatz wurden, evakuierten Einwohner in Gegenden verbrachten, in denen sie durch die Malaria Schaden an Leben und Gesundheit nehmen mußten, soweit nicht schon die ihnen auferlegten Entbehrungen solches zur Folge hatten, hat man nach dem Kriege durch eine statistische Erhebung bei den Gemeindevorständen der besetzt gewesenen Gebiete die Zahl der auf diese Weise um Gesundheit oder Leben Gekommenen ermittelt; ein wirklich erfahrener Statistiker ist an diesem Verfahren sicher in keiner Weise beteiligt gewesen, wie zur Ehre der anerkannten italienischen Statistiker angenommen sei. Man verlangte nämlich von den Gemeindevorständen die Aufstellung von Tabellen, aus denen die Bevölkerung und ihre Zusammensetzung nach Geschlecht und Alter einerseits vor, andererseits nach der österreichischen Besetzung ersichtlich werden sollte. Der Überschuß der ersteren über die letztere zur Zeit der Erhebung wurde als von den Österreichern um Leben oder Gesundheit gebracht angesehen. In der Statistik ist diese primitive Methode als „tabellarische Erhebung" bekannt und wegen ihrer unbegrenzten und gänzlich unkontrollierbaren Irrtumsmöglichkeit berüchtigt; man kann mit ihr jedes gewünschte Ergebnis erzielen. Nun hat ein großer Teil der Gemeinden, und zwar offenbar die bedeutenderen, da sie $^2/_3$ der Gesamteinwohnerzahl des von den Österreichern besetzt gewesenen Gebietes umfaßten, die Tabellen nicht eingesandt; vielleicht aus Ehrlichkeit, weil sie lieber gar nichts als Phantasiezahlen geben wollten. Man hat nun in geradezu naiver Weise die für das eine Drittel gegebenen Prozentualverhältnisse zur Bevölkerung auf das ganze Gebiet angewandt und so „festgestellt", daß fast die Hälfte der Evakuierten nicht zurückgekehrt war (das Datum der Erhebung, das für diesen Zweck sehr von Belang, verschweigt die italienische Denkschrift), also „vermutlich" durch österreichische Schuld Schaden an der Gesundheit erlitten hatte. Weiter „vermutet" Italien, daß von diesen $^3/_4$ gestorben sind, und es verlangt auf Grund dieser Angaben 2 Milliarden Lire von uns. Deutsche Rückfragen wegen der Art der Erhebung und auch wegen offenbarer Rechenfehler blieben unbeantwortet.

Aus den Vertragsbestimmungen heraus schlechterdings nicht zu rechtfertigen und nach der angewandten Methode nicht weniger eigenartig als die zuletzt genannte Forderung ist die gleichfalls von Italien — und sonst von keinem Staate — wegen der Mehrsterblichkeit der Zivilbevölkerung im und nach dem Kriege erhobene. Man hat dort den Einfall gehabt, die Zahl der Todesfälle an Tuberkulose und einigen anderen Krankheiten in dem als normal betrachteten Jahre 1913 mit derjenigen von 1915 und den folgenden Jahren zu vergleichen. Wie in allen Ländern Europas, auch den neutralen, war die Sterblichkeit in Italien in diesen Jahren größer, hauptsächlich infolge der Grippe, die in Teilen Deutschlands sie zeitweise verdoppelte. Das Mehr wurde für Italien auf über 100 000 berechnet und demgemäß der Betrag von $5^1/_2$ Milliarden Lire von Deutschland gefordert (40 000 Lire für jeden einzelnen Fall). Da die Einzelfälle individuell gar nicht bestimmbar waren und somit niemand da war, der einen Schadenanspruch erheben konnte, so besteht über die vertragliche Unzulässigkeit dieser Forderung, auch abgesehen von ihrer sachlichen Sinnlosigkeit, kein Zweifel. Die italienische Denkschrift rechnet in den obigen Betrag auch alle Kosten für Krankenverpflegung sowie für hygienische Vorbeugungsmaßregeln und stellt es als Beweis besonders maßvoller Gesinnung hin, daß sie nicht auch die

Mehrsterblichkeit an anderen als den ausgewählten Haupttodesursachen, sowie die durch die Zunahme von Todes- und Krankheitsfällen der Bevölkerung mittelbar erwachsenen wirtschaftlichen Schäden in Rechnung gestellt hat!

Was im übrigen die Schädigungen von Zivilpersonen durch „Grausamkeiten, Gewalttätigkeiten oder Mißhandlungen" betrifft, so erachtete die französische Denkschrift solche schon durch die Tatsache der Evakuierung oder der Einreihung in „Arbeiterbataillone" für gegeben, obwohl letztere vielfach auf eigenen Wunsch Arbeitsloser erfolgt, die Evakuierung als solche aber nicht einmal von Italien als Grund zu einer Entschädigungsforderung behandelt worden ist. Auf Grund einer angeblich von den Präfekten aufgestellten, in keiner Weise erläuterten Statistik wird 301 847 als Gesamtzahl der in den besetzt gewesenen Teilen Frankreichs durch Verschickung, Einreihung in Arbeiterbataillone oder sonstige „schlechte Behandlung" geschädigten Personen angegeben. Für jeden werden 2000 Fr. verlangt; dazu kommen die an anderer Stelle berechneten Forderungen für Sterbefälle. Auf die Arbeiterbataillone entfallen von jener Zahl 151 520, während nach den deutschen amtlichen Listen es nur etwa 19 000 waren. Auf die wegen dieser unerklärlichen Differenz erfolgte deutsche Rückfrage, was denn als „Einreihung in Arbeiterbataillone" angesehen worden sei, kam die Antwort, „das müsse die deutsche Regierung selbst am besten wissen". Ebenso unerklärt bleibt die Zahl von 114 000 durch „schlechte Behandlung" — außer den angeblich Verschickten oder zur Arbeit Gezwungenen — an ihrer Gesundheit oder Ehre Geschädigten; die französische Antwort auf die diesbezügliche deutsche Anfrage lautete, „die Zahl sei äußerst niedrig angesetzt und müßte eigentlich sämtliche $2^1/_2$ Millionen Bewohner des besetzt gewesenen Nordfrankreich umfassen, da alle, die das deutsche Joch so lange tragen mußten, dadurch gesundheitlich gelitten hätten". Daß die tatsächlich durch Kriegsvorkommnisse an ihrer Gesundheit geschädigten Einwohner, die Arbeiterbataillonen angehörten, auf deutsche Kosten verpflegt worden sind, wird übersehen und die Bezahlung ihrer Krankenbehandlung nochmals verlangt.

Ebenso wird nochmalige Bezahlung der Löhne für Arbeiter gefordert, obwohl diese nach den von dem französischen Nationalökonomen Dupin 1916 als normal bezeichneten Sätzen festgesetzt waren. Endlich ist es ein grober Verstoß gegen die Billigkeit, wenn die Berechnung der Pensionen für die angeblich Geschädigten und für die Hinterbliebenen der verstorbenen Zivilpersonen auf der Grundlage der — ebenfalls nur geschätzten — Altersverteilung der Militärpersonen erfolgt ist, obwohl jene sich anders zusammensetzen und niedrigere Pensionsbeträge bedingen. Die einzige zuverlässige Methode zur Berechnung der in vielen Gestalten in Frage kommenden Pensionsbezüge, nämlich die Auszählung nach dem wirklichen Alter der Geschädigten und der Hinterbliebenen, hat man anscheinend in keinem Falle und in keinem Staate angewandt, obgleich in den 20 Monaten bis zur Festsetzung der gesamten Reparationsforderung Zeit genug dafür geblieben wäre. Auch für Deutschland lag diese Statistik, soweit sie hier einen Zweck hatte, zur Zeit der Pariser Verhandlungen schon lange vor. Wie fragwürdig demgegenüber die französischen Schätzungen, die eine Forderung Frankreichs für Militärpensionen von 60 Milliarden Franken begründen sollten, erscheinen, dürfte aus Unstimmigkeiten wie die hervorgehen, daß dort zu den 1,4 Millionen von Kriegstoten 1,5 Millionen pensionsberechtigte Invaliden hinzukommen sollen, während sonst allenthalben die letztere Zahl unter der ersten bleibt; in Deutschland macht sie z. B. nur $^3/_4$ derselben aus. Ganz unglaublich ist ferner die geschätzte Zahl von 600 000 versorgungsberechtigten Aszendenten, auch die von 60 % Schwerbeschädigten unter den Invaliden, gegen 33 % im deutschen Heere. Eine deutsche Bemerkung zu letzterem Punkt wurde mit einer Bezugnahme auf — wieder in keiner Weise erläuterte — statistische Erhebungen

und mit der höhnenden Antwort erledigt, man würde, selbst wenn man dem deutschen Einwand Rechnung trüge, die Wirkung auf den geforderten Betrag dadurch wieder aufheben, daß man die — ebenfalls ohne zureichende statistische Grundlagen — angenommene voraussichtliche Lebensdauer der Leichtbeschädigten entsprechend höher ansetzen würde.

Eine dehnbare Bestimmung war auch die Gleichstellung der „compensations de même nature que les pensions" mit den Pensionen in Anlage I Punkt 5. Die französische Regierung legt sie so aus, als ob auch einmalige Beihilfen an Invaliden dazu gehörten, obwohl dann der folgende Text von Punkt 5, wonach der kapitalisierte Wert von Deutschland zu vergüten war, gar keinen Sinn gehabt hätte. Der weiter aus der französischen Rechnung sich ergebenden Einbeziehung der Pensionen für ihre schwarzen Soldaten und deren Hinterbliebene steht die Vertragsbestimmung entgegen, wonach nur französische Staatsangehörige — was die schwarzen Soldaten nicht waren — entschädigungsberechtigt sind. Auch die Forderungen für die noch ungeborenen Kinder der Kriegsinvaliden sind kein Scherz, sondern tatsächlich in den französischen Aufstellungen enthalten.

Die einzigen unter den unzähligen unberechtigten oder maßlos übertriebenen Reparationsforderungen, von denen die breitere Öffentlichkeit in Deutschland bis jetzt Kenntnis zu besitzen scheint, sind die für Gebäude- und sonstige Sachschäden. Nach einem von der Repko aufgestellten Grundsatz ist für zerstörte Gebäude der Herstellungswert zur Zeit der Wiederherstellung anzusetzen mit der Maßgabe, daß jedes Gebäude, wie alt und schadhaft es auch schon vorher gewesen sei, mit dem Wert eines neugebauten von gleicher Art anzurechnen sei. Als Wiederherstellungswert galt in der Regel das Vierfache der Vorkriegspreise. Der deutsche Einwand, die Besitzer verfallener Gebäude, die im Kriege zerstört wurden, erzielten auf diese Weise, statt Schadenersatz, durch den Vertrag nicht gerechtfertigte Gewinne, veranlaßte ein Repko-Mitglied zu dem Ausruf, die Besitzer dürften Gott danken, daß die Entscheidung über ihre Ansprüche nicht den Deutschen zustehe, sondern der Repko.

Der Wert des Mobiliars der zerstörten Gebäude und der in Fabriken, Läden usw. aufgespeicherten Waren wurde unter Anlehnung an die Versicherungswerte nach dem Friedensstande berechnet ohne Rücksicht darauf, daß vieles vorher in Sicherheit gebracht worden war. Die deutschen Schlußmemoranden wiesen an dem Beispiel zweier genau inventarisierter Gebäude den großen Unterschied zwischen dem wirklichen und dem von der Repko angesetzten Werte nach. Mit Bitterkeit werden die deutschen Besitzer von Grundstücken in den feindlichen Staaten, die ihr Eigentum zu Schleuderpreisen verkaufen lassen mußten, von den Summen gehört haben, die für wirklich oder angeblich zerstörtes französisches Eigentum uns abgefordert werden. Ganz nebenbei hat Frankreich seiner Rechnung schließlich noch 102 Mill. Fr. für „Anlegung der Inventarisierungsakten" und $49^1/_2$ Mill. für provisorische Elektrizitätsanlagen hinzugefügt; dabei war der Wert der neuen Anlagen bereits in der Hauptsumme enthalten.

Eine dem Betrage nach nicht besonders bedeutsame, aber für die Leichtfertigkeit der Berechnungen kennzeichnende Forderung ist die Frankreichs wegen des Ersatzes der in den besetzt gewesenen Gebieten angeblich abhanden gekommenen fremden Wertpapiere. Aus den nicht ganz klaren Mitteilungen der französischen Denkschrift über die Art der Ermittelung ihres Betrages ist wenigstens so viel zu entnehmen, daß man den Gesamtbestand an fremden Wertpapieren in Frankreich nach einer Statistik von Neymarck, die in den Veröffentlichungen des Internationalen Statistischen Instituts 1918 enthalten sei, verwendet haben will. Nun ist weder 1918 noch in den vorausgegangenen Jahren eine solche Statistik von Neymarck erschienen, wohl aber 1891; sie bezieht sich auf das Ende der 80 er Jahre. Die Vermutung liegt

nahe, daß ein Schreib- oder Druckfehler 1918 statt 1891 vorlag, der bewirkte, daß man eine Statistik aus älterer Zeit, wo der Bestand an fremden Wertpapieren unbedingt viel kleiner war, benutzt und daher einen zu hohen Prozentsatz abhanden gekommener Effekten errechnet und Deutschland belastet hat. Überdies hat man den auf solche Weise herausgerechneten Betrag von 100 Mill. wegen der Möglichkeit von Ungenauigkeiten einfach verdoppelt und dann noch 40 Mill. für den Besitzern entgangene Zinsen hinzugefügt, obwohl es sich meist um russische Papiere handelte, die im Kriege und nachher zinslos blieben. Auch die Tatsache, daß verloren gegangene Wertpapiere von deren Ausgabestellen ersetzt zu werden pflegen, wurde nicht berücksichtigt.

Nach Punkt 6 der Anlage I sind Unterstützungen zu ersetzen, welche die feindlichen Regierungen ihren kriegsgefangenen Militärpersonen gewährt haben. Die französische Regierung setzt sich über diesen klaren Wortlaut hinweg, indem sie 1¼ Milliarden Franken für die von privater Seite durch Vermittelung des Roten Kreuzes in Genf an die Kriegsgefangenen in Deutschland gesandten „Liebespakete" anrechnet und diesen Betrag unter Punkt 4 „schlechte Behandlung von Kriegsgefangenen" rubriziert, weil nachgewiesen sei (lies: in der feindlichen Presse behauptet wurde, trotz aller Gegenbeweise Neutraler), daß die in deutscher Kriegsgefangenschaft Befindlichen ohne die Liebespakete Hungers gestorben sein würden. —

Die angeführten Beispiele für den Geist des „vae victis!", der aus den Reparationsrechnungen spricht, und für die Art, wie sich die Repko der ihr demgegenüber erwachsenden Aufgabe entledigt — richtiger wohl: nicht entledigt — hat, ließen sich leicht beliebig vermehren. Die Römer jener Zeit dürften aber schwerlich es als ihre „von der Loyalität gebotene Pflicht zur Erfüllung" erachtet haben, das Gewicht des Brennus-Schwertes mitzubezahlen. Die Nachwelt würde andernfalls eine sehr geringe Meinung von ihrer politischen Intelligenz übernommen haben. — Wie wird sie über die unsrige urteilen?

Weltpolitik und politische Weltbetrachtung

von

Richard Bahr

Man spricht in dem Deutschland von heute nicht mehr gern von Weltpolitik. Allein das Wort schon geriet in weitem Umkreis in Mißkredit. Mit ihm verbindet sich breiten Schichten der Nation die Erinnerung an zwei Jahrzehnte geräuschvoller Geschäftigkeit, an deren Ende, auch wenn man mit guten Gründen den Krieg der vier Jahre nicht einbezieht, ein großes Nichts stand. In dem Zeitraum nach der Entlassung Bismarcks hatten die anderen Weltmächte ihre Imperien unermeßlich ausgedehnt und gefestigt, neue Reiche waren in den Kreis der Bevorzugten getreten. Wir aber, deklamierend und gelegentlich auch mit den Fäusten auf den Tisch trommelnd, erschütterten derweil die Luft und wenn man uns fragte (und diese Frage wurde, auf Konferenzen und diplomatischen Zusammenkünften, mitunter auf unser eigenes Betreiben, an uns gerichtet), was wir denn wollten, antworteten wir mit der schalen Phrase der Impotenz: wir wünschten allerwegen „die offene Tür aufrecht zu

erhalten". Tatsächlich hat die deutsche auswärtige Politik, so laut sie bisweilen sich gab und, nicht nur im Materiellen, so kostspielig sie sein konnte, kein eigentliches Programm gehabt. Das Errungene und Überkommene bewahren, ernsthafte Zusammenstöße vermeiden, vor Wagnissen und Verbindungen zurückscheuen, für die es in Bismarckliteratur und Akten an dem mutmachenden „Präzedenz" fehlte — darauf beschränkte sich in all den Jahren die Weisheit der amtlichen Staatslenker. Das Übrige waren Zufälle und Zufälligkeiten. Wobei es dann geschehen konnte, daß für kleine Gewinste, die man erraffte, weil sie just am Wege lagen, größere Nachteile eingetauscht wurden und neue Löcher sich auftaten, wenn man eben erst, durch Notenschreiben und Abbiegen höfischer Einflüsse, mühselig ein altes geschlossen hatte.

Das und noch manches andere hat in den durch Krieg und Revolution und die Zerstörungen des Friedens gegangenen Deutschen jene tiefe, mit Widerwillen gepaarte Müdigkeit aufkommen lassen, die schon bei der bloßen Vokabel „Weltpolitik" ärgerlich aufschrickt. Die ist für die Mehrzahl von ihnen, im Reich fast noch mehr als außerhalb der Grenzen von 1919, eine Angelegenheit geworden, an die man am liebsten vorderhand nicht wieder denkt. Gegen solche Kleinmütigkeit, das Verzagen an der Zukunft der Nation, hat der Gouverneur Heinrich Schnee sein tapferes Buch [1]) geschrieben, das von dem Kernsatz ausgeht: die deutsche Politik zwischen 1890 und 1914 ist, wenn schon sie gern sich so aufspielte, in Wirklichkeit von weltpolitischen Gedankengängen weit entfernt gewesen. Die Arbeit von Schnee ist ein ausgezeichnetes Kompendium geworden, die beste, freilich einstweilen auch die einzige, Einführung in den Gegenstand. Erschöpft hat sie ihn nicht, weil der, in theoretischer Abwandlung, überhaupt sich nicht erschöpfen läßt. Man kann kein Laienbrevier der Weltpolitik schreiben, nicht einmal, indem man sie wissenschaftlich unterlegt, eine Anleitung für Staatsmänner oder solche, die es werden wollen. Alle auswärtige Politik (die innere, Wilhelm Dilthey hat's einmal so formuliert, ist nur eine Funktion von ihr) entstammt der Sphäre des Willens. Ihre Keimzelle: der Lebensdrang der Nation. Dem aus Geschichte und lebendiger Gegenwart die Wege zu weisen, ihn wachzuhalten, wenn er zu erschlaffen droht, und zu zügeln, so er zum Überschwang neigt, wird die Aufgabe der Führung sein müssen. Der Theorie, die aufs allgemeine geht, sind auch in dem Belang feste Grenzen gezogen. Sie kann Anregungen streuen, mag versuchen, die Gedanken in eine bestimmte Richtung zu lenken, gelegentlich wohl auch über den Tag hinausreichende große Ziele zu zeigen. Mehr zu leisten ist sie, solange sie Theorie bleibt, nicht imstande.

Und also: was ist's um diese Weltpolitik, die wir im letzten Vierteljahrhundert des Kaiserreichs nicht eigentlich trieben und heute nicht mehr treiben wollen? Von Leopold von Ranke stammt die Definition: die Politik der Nationen sei „der Versuch, inmitten des Konflikts der Weltmächte, der idealen sowohl wie der realen, die man nicht beherrschen kann, das eigene Interesse zu wahren und zu fördern". Oswald Spengler hat, auf merkantilistischen Pfaden wandelnd, als ihr Ziel bezeichnet: „das Wachstum der eigenen Lebenseinheit auf Kosten der anderen." Und Schnee meint von dem Inhalt der Weltpolitik: der bestünde darin, „daß jede Nation bestrebt ist, ihren Macht- und Betätigungsbereich zu erweitern und sich einen möglichst großen Anteil an der Welt zu verschaffen und zu sichern". Vielleicht wird man kürzer und weniger mißverständlich sagen dürfen: Weltpolitik ist, dem Lebensdrang des Einzelnen vergleichbar, das natürliche Streben der Völker, sich durchzusetzen. Daher wird keine Deutung sie, ebensowenig wie das Leben selber, bis auf den letzten Rest zu erfassen vermögen. Und immer werden, je nach Lage der Dinge, ihre Inhalte

[1]) Dr. Heinrich Schnee, ehemaliger Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Weltpolitik vor, in und nach dem Krieg, Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

verschieden bleiben. Man kann Weltpolitik treiben von der Höhe einer überragenden, über Meere und Kontinente gebietenden Stellung. Man wird sie unter Umständen auch aus drückender Enge treiben müssen. In Holland entschied man sich, nachdem der Feuergeist Wilhelm von Oranien über den Kanal gezogen war, zu der bequemen Bedächtigkeit der Ratspensionäre. Schweden kehrte, nachdem Karl XII. gescheitert war, in die Stille seiner Wälder, zu Acker- und Bergbau und heimischem Gewerbefleiß zurück. Beide indes waren nicht eben volkreich. Den Holländern lebte zudem außerhalb der Landesgrenzen keine Kolonie in Europa, den an der Peripherie des Weltgeschehens belegenen Schweden nur eine bescheidene in den südlichen Gemarkungen Finnlands. Nicht einmal den Griechen, trotz manchen Anknüpfungen in Geschichte und volkspsychologischer Anlage, werden die Deutschen sich vergleichen lassen. Gewiß, man könnte sich vorstellen, daß, wie die Griechen nach dem Zusammenbruch ihrer Staatenwelt dem römischen Imperium jahrhundertelang Salonphilosophen und Sprachlehrer, Journalisten und Literaten, bildende Künstler und Varietéspieler lieferten, wir dereinst gezwungen sein könnten, die Welt mit den nämlichen Kategorien zu versorgen. Und mit dem deutschen Techniker, dem Handlungsreisenden, dem Kellner und dem Industriearbeiter dazu. Immerhin: die deutschen Staaten brachen einstweilen noch nicht zusammen. Wir regen uns und atmen im Licht. Noch siedeln uns rund 80 Millionen Volksgenossen im Herzen Europas. Zum Teil freilich in der Zerstreuung, über 18 Hoheitsgebiete verteilt. Aber gerade das mehrt vorläufig die Reibungsflächen, scheint die Möglichkeiten der Weltflucht auf lange hinaus der Nation zu verlegen. Wenn man durchaus will: ein schmerzliches Erbteil unserer Geschichte, die uns, Städte gründend und die Künste des Friedens (wennschon nicht sie allein) lehrend, in den Osten hinaustrieb. Dennoch: ein Erbe, dessen innere Bindungen nicht ohne weiteres abzustreifen sein werden. Die deutsche Frage aber — und das wird den Ausschlag zu geben haben — ward wieder, was sie, leider, auch in den Jahrhunderten vorher meist gewesen war: zum internationalen Problem. Schon um deswillen bleiben, auch mit den Zügen der Armut, der Sorge und der nicht verwundenen Schmach im Gesicht, die Deutschen in den Kreis der Weltpolitik gebannt.

* * *

An der Wiege deutscher Geschichte steht Weltpolitik. Indem die mittelalterlichen Kaiser die Heerhaufen der notdürftig geeinten deutschen Stämme über die Alpen führen, mit dem Papsttum und, später, auch mit den italienischen Kommunen und den aufkommenden territorialen Gewalten ringen, treiben sie Weltpolitik. Sie selber sind sich dessen kaum bewußt. Sie überschattet die Lehre Sankt Augustins von dem Gottesstaat auf Erden. Dem wähnen sie die Wege zu bereiten, wenn sie schrittweise für die Einheit des Abendlandes und den Zusammenhalt der Christenheit streiten. Ihr Mühen ist, selbst vom Standpunkt damaliger Erfahrung und Kenntnis, Stückwerk. Die bunte vielgestaltige Welt des Islam vermögen sie, trotz manchem Kreuzzug, kaum zu erfassen. Auf der iberischen Halbinsel bleiben Ritter und Klerisei in schwerem Daseinskampf auf sich allein gestellt. Auch England und Frankreich führen in örtlichen und zwischenstaatlichen Fehden zumeist ein Sonderleben. Vielleicht schädigen in dem schicksalhaften Glauben, das römische Universalreich fortsetzen zu müssen, die Kaiser auch die deutsche Zukunft, hindern so die Deutschen, den Weg zu Nation und Einheitsstaat zu finden, den, zu ihrem Glück, Franzosen und Engländer in jenen Jahrhunderten gehen. Und schließlich verrinnt das hochgemute Streben ihnen ins Leere, nachdem, in durchaus nicht immer idealer Konkurrenz, auch die Päpste die Universalherrschaft sich zum Ziel setzen und, über Siegen und Niederlagen, beide

sich verbluten. Einerlei: es ist, im Rahmen und mit den Mitteln ihrer Zeit, Weltpolitik gewesen. Kann sein, daß der Versuch zu früh, auf unzureichender Grundlage unternommen ward. Sicher, daß über ihm die Möglichkeiten der Staatwerdnung, des langsamen und organischen Ausreifens zu völkischer Geschlossenheit den Deutschen zerstört und vergiftet wurden. Dennoch: sie kommen nicht los von der Weltpolitik. Noch einmal haben zwei deutsche Kaiser, Maximilian und sein Enkel Karl V., wenngleich nicht bloß aus ihrer deutschen Stellung heraus und nicht nur auf deutsche Machtmittel gestützt, ganz große Politik getrieben. Dann ist der Zerfall vollendet, das Reich, auch schon vor dem Westfälischen Frieden, nur noch ein lockeres Gefüge oft in Fehde, immer in rivalisierender Eifersucht nebeneinanderlebender Kleinstaaten, unfähig, die Geschicke seiner Volkheit aus eigener Kraft und nach eigenen Interessen zu lenken. Indes bleibt sie selbst so noch in alle weltpolitischen Händel verstrickt. Der mittelalterlich-romantische Traum des abendländischen Einheitsreichs ist ausgeträumt. Über die Menschheit, die Renaissance, Reformation und Gegenreformation an sich erfuhr, hat die augustinische Geschichtsphilosophie kaum Gewalt mehr und die Pax Romana bedeutet ihr längst keine Verheißung. Ein Staatensystem hat sich ausgebildet, in dem, allen Universalismen abhold, bald der, bald jener nach der Vorherrschaft drängt und von den anderen gedämpft, zurückgehalten, bekriegt wird. Es sind die Kriege der Anderen, aber die Deutschen fechten sie mit, ist die Politik der Fremden, doch in einem Zwang, von dem es kein Entrinnen gibt, wird sie von den Deutschen mitgemacht. Nacheinander ringen Spanier, Franzosen, Engländer nach der Vorherrschaft im Staatensystem. Ein schmerzlich großer Teil ihrer Schlachten wird auf deutschem Boden geschlagen. Der Westfälische Friedenstraktat ist nicht nur den Deutschen für rund 150 Jahre die Kodifikation eines bejammernswerten Staats- und Verfassungsrechts, ist zugleich auch, wie Wolfgang Windelband hervorgehoben hat, die erste Verfassungsurkunde des Staatensystems. In einem anderen Sinn, als es gemeint war, bewahrheitet sich so Kingsleys Wort, daß die Geschichte Deutschlands die Grundwurzel für die Geschichte Europas bilde. Es ist das Schicksal und das Verhängnis der Deutschen, daß es bei allem weltpolitischen Geschehen für sie keine itio in partes gibt. Unfertig, ohne die Zeit und die Kraft zu gewinnen, zu Staat und Nation zu reifen, werden sie in die Machtkämpfe der längst zu geschlossenen Nationalstaaten gewordenen Nachbarn hineingerissen. Und müssen, indes ihre Fürsten einer feierlich verbrieften, doch im tiefsten Grunde ohnmächtigen Souveränität sich erfreuen, mitansehen, wie das Gebilde des Reiches immer weiter sich lockert und von seinem schlaffen Leib Stück auf Stück fremder Beutegier zum Opfer fällt. Der Siebenjährige Krieg bedeutet, so betrachtet, keine Ausnahme. Der nächste internationale Zusammenprall aber in den Revolutionskriegen — rechtschaffene Weltkriege, wie schon der Siebenjährige einer gewesen war — schaufelt diesem bald tausendjährigen Reich der Deutschen auch förmlich und offiziell das Grab.

Ist es, nach solcher Geschichte, eigentlich ein Wunder, wenn in dem neuen und kleineren, doch erheblich straffer gefügten Reich, das Otto von Bismarck auf den Trümmern des alten errichtet hatte, seine Nachfahren nicht recht wußten, wie man Weltpolitik zu treiben hat? Sie fühlten den Zwang zu ihr, wie, bewußt, oder unbewußt, die Geschlechterfolgen vor ihnen den gefühlt und ihm sich unterworfen hatten. Aber gleich ihnen wurden sie seine Opfer.

* * *

Wolfgang Windelband[2]) hat diesen Dornenweg, den im Zug der Großmächte, schon um seiner geographischen Lage willen, das deutsche Volk hat gehen müssen, vor ein paar Jahren aufzuzeigen versucht. Auch eine Einführung in die Weltpolitik, wennschon unter anderem Gesichtswinkel. Sauber und scharfsinnig, eine feine Gelehrtenarbeit, soweit es sich um die Darstellung außenpolitischen Geschehens in der Vergangenheit, etwa zwischen 1500 und 1800, handelt. Ein wenig unklar und zaghaft in den Urteilen (auch abgesehen von der betont kleindeutschen Geschichtsauffassung, die immer eine verwirrende Einseitigkeit bleibt), wo die Schilderung der Gegenwart sich nähert. Windelband bedeuten die letzten vier Jahrhunderte die Entwicklung vom kontinentalen zum Weltstaatensystem. Weltpolitik — er zitiert Friedrich Ratzel: „Nur das Meer kann wahre Weltmächte erziehen" — beginnt ihm erst mit dem Aufkommen der Seemächte, der Entstehung selbständiger Staatengebilde jenseits der großen Meere. Und erst im Zeitalter des Imperialismus, da auch der ferne Osten aus gewollter Abschließung erwacht, scheint sie ihm zu voller Blüte auszureifen. Die Auffassung, der man auch sonst gemeinhin zu begegnen pflegt, wird auf die Dauer sich schwerlich aufrechterhalten lassen. Sie haftet an rein äußerlichen Merkmalen und wird schon darum oberflächlich bleiben müssen. Der jeweils bekannte orbis terrarum ist für den philosophierenden, den politisch handelnden und den wirtschaftenden Menschen eben die Welt. Sicherlich, man kann wissen, daß auch anderswo Leute wohnen und trotzdem, aus kurzsichtiger Torheit, bisweilen aber auch aus weiser Beschränkung, eine auswärtige Politik mit engem Radius treiben. Jahrzehntelang ist, nach dem Wiener Kongreß, das der Kurs der europäischen Mächte gewesen und England hat aus solcher Beschränkung, die hier gewiß Beschränktheit war, unermeßlich profitiert. Aber es gehört nicht notwendig zum Wesen und zum Begriff der Weltpolitik, daß man auf eigenen Dreadnoughts die See befährt und die Ozeane, mehr oder weniger nervös, nach maritimen Stützpunkten absucht. Bismarck hat einmal gesagt: „Bis zum Jahre 1866 trieben wir preußische Politik, bis 1870 deutsch-europäische Politik, seitdem Weltpolitik." Und Bismarck hat recht gehabt.

Die Weltpolitik der geschlagenen, zerteilten und entwaffneten Deutschen wird vornehmlich aufmerksamste Weltbetrachtung zu sein haben. In d e m Verstande kann dem Geschlecht von heute nichts zu fern liegen: nicht einmal das indische Problem, die Beherrschung von 300 Millionen Inder durch eine Handvoll Europäer, oder die gärende Unrast, die nun schon seit bald einem Menschenalter das 400-Millionen-Volk der Chinesen durchzieht. Darüber hinaus werden wir danach trachten müssen, daß in dem neuen und erweiterten Staatensystem jenes Gleichgewicht sich durchsetze, von dem, da die Staatenwelt noch ihren alten Umfang besaß, Friedrich von Gentz, tiefer eindringend in das Wesen der Politik als alle Pressechefs vor ihm und nach ihm, geurteilt hat: es sei die Verfassung der europäischen Staaten, „vermöge deren keiner unter ihnen die Unabhängigkeit oder die wesentlichen Rechte eines anderen ohne wirksamen Widerstand von irgendeiner Seite und folglich ohne Gefahr für sich selbst beschädigen kann". Allem zuvor freilich werden die Deutschen, im Reich und außerhalb der bitteren Zufallsgrenzen von 1919, sich klarzumachen haben, daß alle deutsche Politik, wenn sie einen Sinn haben soll, hinfort nur großdeutsch sein kann. Aber dem Zwang, handelnd und nach Maßgabe seiner Kräfte sich darauf einrichtend, Anteil zu nehmen an dem Weltgeschehen, vermag, ohne sich aufzugeben, das deutsche Volk nicht zu entrinnen. Auch Geographie ist Schicksal.

[2]) Die auswärtige Politik der Großmächte in der Neuzeit (1494—1919). Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Vogel Phönix

Erzählung

von

Paul Gurk

Bruno Donisch saß bei herabsinkender Nacht in seiner Bibliothek und betrachtete sich im Spiegel.

Er hatte zwei Kerzen angezündet, die rosafarbenen Seidenschirme abgenommen und die Flammen so nahe an den Spiegel gerückt, daß ein gleichmäßiges, unpersönliches Licht auf einen mittleren Raum der Fläche fiel, die sein Gesicht wiedergab. So war das Abbild kühl und wesentlich. Der Spiegel beschönigte und verbarg nichts. Er sah sich wie im Spiegel des Gesetzes ....

Konnte man dieses Gesicht noch lieben? Durfte es noch geliebt werden?

Er fühlte fast die große, halb spöttische und durch einen Zwischenhauch doch verdeckte Glut des Blickes. Es war ein Blick, der weder mit irgendeinem Geschehen der Welt noch mit einem Menschen noch mit sich im tiefsten einverstanden war, ein Blick, der an allen Erkenntnissen genagt und sie zuletzt als glatte Knochen zurückgelassen hatte, ohne dadurch stolz, verbittert oder ungütig geworden zu sein. Nur die Gleichgültigkeit und dunkle Ruhe einer abgelaufenen Zeit lag darin.

Aber das Gesicht zeigte die Spuren vergangener Kämpfe, und Bruno Donisch forschte darin, ob noch die Möglichkeit von Leiden und Genüssen einer Zukunft zu fühlen wäre.

Sein Haar begann grau zu werden. An den Spitzen nur, oder in einzelnen Einsprengungen, schien das Alter, die Blutkälte, die Eisnadeln vorgetrieben zu haben.

War er noch jung? Schon alt?

Sprach der Mund nicht zusammen die Worte der Buße und des Genusses aus? Die der Forschung und der lächelnden Verachtung?

War es möglich, daß er noch jemals Worte der Neigung, der naturgemäßen Besinnungslosigkeit sprechen würde? — —

Er dachte an seine Freunde, und er wußte nicht, ob er sie oder ob sie ihn verlassen hatten.

„Verlassen? Nicht doch —" grübelte er, „sie haben sich entfernt, — oder hatte ich mich entfernt, — oder waren wir auseinandergegangen, als wir noch glaubten zusammenzugehen?"

„Sie hatten ein Weib genommen — und konnten nicht mehr kommen", dachte er zu sich. „Tritt ein Weib in das Verbündnis der Freundschaft oder des Verhältnisses, das freundschaftsähnlich genannt werden könnte, so scheidet der Freund aus, und aus Freund und Freund wird der Mann, das Weib, der Fremde. Der Fremde, dessen Bekanntsein peinlicher ist als das eines Fremden aus Ungekanntsein, da die Scham vor dem plötzlich und eigentlich grundlosen Verblassen des Gefühls peinigt. Und dann suchen sie Gründe, warum das Licht ihres Doppelgestirns erloschen ist, warum ihre Umlaufzeiten andere geworden sind . . . ."

„Es waren doch wohl nur zwei von den Dreien," sagte sich Bruno Donisch, „und — es waren doch nur Bekannte. Auch das nicht einmal: aufeinander zu bestimmten Stunden Eingestellte, die den besseren Anzug ihrer Seele angezogen hatten, um sich einzureden, daß sie eine Gesellschaft bilden!" —

Da war der Schachspieler.

Er wurde wesentlich nur Mensch, wenn er vor den Figuren saß und kombinierte. Dann wurde seine Stirn kantig, sein Mund von einem geheimen Lächeln gebogen, und er sprach nach einer Partie zärtliche Sätze, die wie Lösungen innerer Aufgaben klangen. — Und doch hatte ihn das Blut eines gedankenlosen Mädchens überwältigt — vielleicht deshalb! — Und er hatte die Partie aufgegeben . . . . Einmal schien es Bruno Donisch, als ob er für das Mädchen fürchte und ihrer nicht sicher sei. „Aber das ist wohl so," dachte Bruno Donisch, „daß die Liebe im Entstehen außer sich die Eifersucht setzt, Sucht gegen Sucht . . . ."

Dann war der Musiker verschollen, als ein schweigsames, helles Weib, das mit geschlossenen Augen zu gehen schien, langsam, mit Zuhören nur, die tiefen Launen seines Wesens gebändigt hatte . . . .

Der Betrachter seiner selbst erkannte jetzt, daß er von ihm auch nur der Stunden sich erinnere, in denen er seinen Phantasien am Flügel gelauscht hatte. Nur da waren sie sich Freunde — fühlte er in dieser Nacht; denn das Nichtauszusprechende hatte zwischen den Akkordfortschreitungen geklungen, als das geheimste, unhörbare Band des Klanges, als die Seele des Tons . . . .

Dann war der Musiker mit dem Mädchen gegangen.

Der dritte aber hatte ihn vor zwei Stunden verlassen. Jetzt schien es Bruno Donisch, daß dies sein einziger Freund gewesen sei; denn er hatte ihn nicht um eines fremden Weibes willen verlassen, sondern um seiner eigenen Geliebten willen. Beide waren zusammen von ihm gegangen — —

Konnte man dieses Gesicht noch lieben? Durfte es noch geliebt werden? — —

Warum hatten ihn beide verlassen? Und beide zusammen?

Ein Hauch wie fahle Genugtuung zog über sein Gesicht, als ihm der Gedanke kam, sie hätten sich — einzeln — nicht getraut, von ihm zu gehn.

Vielleicht war das gemeinsame Gefühl von Abhängigkeit das Bindende ge-

worden und hatte Neigung entstehen lassen. Also war es möglich, das Gebundene wegen der Stärke der Bindung zu verlieren? Aus Unfreiheit frei zu werden? —

Bruno Donisch stellte Elisabeths Gesicht neben sich in den Spiegel ....

Da war das blasse Gesicht mit dem schmalen, dunkelnden Mund, mit dem schwarzen Scheitel und den blauen Augen darunter, die runde Stirn mit den feinen Haarfalten, umrandet von einem Schattenhauch des Haares — —

Sie hatte ihn geliebt; — denn sie verlor nach und nach die eigenen Gedanken — — und klagte darüber ....

Über den Spiegel hinaus fast ging das Gedankenabbild des Dritten, seines jungen Freundes, der glaubte, Philosophie zu studieren, wenn er Systeme nachzeichnete und an der Hand kritischer Auslegungen systembefangener Dozenten Kritik zu üben vorgab an der Lehre von der Willensverneinung oder der Erbsünde als theologischen Ausdruck der durch die Generationenfolgen hindurchgetragenen Substanz der Urzelle ....

Bruno Donisch bog ein wenig verächtlich seine Lippen im Spiegel und sah in einem Augenblick des Erstarrens, daß auch Elisabeths Lippen die leise Biegung des Verachtens hatten.

Nachahmung? — Widerspruch ihrer Seele gegen ihn? — —

Und nun sprach sich der stürmende Dialog der letzten Stunden in ihm vor.

Mit der Befreiung eines Sturzes und in der Angst, daß die Kraft der Strömung verfallen könne, ehe alles gesagt war, was sie — seit langem vielleicht — zu sagen hatten, fielen die Sätze auf ihn herab. Sie übersprangen sich, rissen Steingeröll mit sich, hemmten sich und steigerten einander, so daß er auch jetzt noch das Gefühl des Schwimmens, eines leisen Schwindels hatte. — —

„Du vergewaltigst mich. Geistig. Das ist schlimmer ....“

„Du willst nichts von mir aufnehmen.“

„Ich kann nichts für dich sein, dich nicht erweitern, dich nicht steigern.“

„Ich rausche nur über dich hin und laufe an dir ab. Ich bin Wasser, du bist Fels. Aber ich kann dich nicht einmal zermürben. Ich zerstäube an dir. Ich zerbreche an dir.“

„Du siehst mich an wie einen Farbenbogen und freust dich, daß ich über dich hinspiele.“

„Du hast Höhlen in dir, in die ich nie hineinkomme!“

„Du bist unfruchtbar! Es blüht nichts auf dir, nichts in dir, was ich befruchtet habe!“

„Warum liebte ich dich? Warum konnten wir nie zusammenkommen, nur auseinanderkommen?“

„Meine Verzweiflung läßt mich Geist haben, auf daß du lächelst! Auf daß meine Sprünge dich ergötzen!“

„Die Qual meines Blutes ist dir spielender Wirbel auf deinem Stein!“

„Und wenn du halb lächelst, willst du sagen, daß alles, was ich dir entgegenschleudere, von dir geborgt ist? Habe ich nicht die Form meines Hasses selbst von dir? Bin Geist von deinem Geist?“

„Warum hast du mir mein Selbst genommen? Mich mir genommen, ohne daß du in mir gewohnt hättest, freiwillig?"

„Muß nicht Liebe Aufgeben sein, ein Austausch der Wohnungen des Herzens und Hirns, wenn sie Liebe sein soll?"

„Ist Liebe nicht sonst ein Hinopfern — Vergewaltigung?"

„Muß Liebe dann nicht Haß werden?" — —

Und Bruno Donisch hörte sich dazwischen sagen: „Was streitest du, Elisabeth? — Siehst du nicht, daß unser junger Philosoph dabei ist? Ist er geeignet, darüber zu philosophieren? Ist nicht Liebe — zumindest — Scham unter dreien, wenn sie Vergessenheit der Scham unter zweien sein darf?"

„Wir sind — unter zweien . . . ."

Und mit der Kraft der Verzweiflung hatte sie ihm die Blöcke ihres Grolls weiter entgegengeworfen.

„Muß ich dich nicht hassen, Bruno Donisch, du Mann mit dem geglätteten Namen, der alles abrollen läßt und nichts von seinem Innern verrät?"

„Muß ich dich nicht hassen, wenn ich mich selbst retten will? Wenn ich noch Kraft zu leben behalten will? Kraft für die Liebe?"

„Heute ist der letzte Tag vielleicht, an dem ich noch fliehen kann, an dem ich mich vor mir selbst noch flüchten darf, ehe ich ganz in den Grund deines Willens und deiner Willenlosigkeit gezogen werden kann, in den Abgrund, der mich einschlucken würde, ohne daß er dadurch geschlossen würde!"

„Und ich vermag nur darum zu fliehen, weil — wir zu zweien flüchten werden, Hand in Hand, zwei Schwache, die ihre Schwäche zusammenwerfen, um eine Stärke daraus zu schmieden!" — —

Und er hörte sich sagen:

„Du beutest mich aus, um von mir zu gehen. Ich leihe dir das Pferd für deinen Wagen — und seinen Wagen. Sprach er nicht zu mir als von dem Meister, der junge Freund mit den Denkfolgen der Alten? — Es scheint, als hätte ich euch reif gemacht, von mir abzufallen. Der Baum gibt seine Säfte, um die Früchte reif zu machen und sie abfallen lassen — zu müssen." — —

„Du lächelst wieder halb! Dein Lächeln treibt uns aus deinem Garten der Erkenntnis . . . ."

„Ich selbst wäre es dann. — Und du, Gerhard Kreuziger? — Wenn aber der Schüler ist wie sein Meister, ist er vollkommen. Lebe wohl, du Vollkommener!" — —

„Wir lieben uns — aus Flucht vor dir."

Und sie waren gegangen.

Er entsann sich jetzt, wie er sich kühl und leergedacht im Spiegel sah, daß er dem jungen Freunde nachrufen wollte. Er hatte ihn fragen wollen, ob er nicht andere Gedanken haben könne als Elisabeth. Ob es die Selbständigkeit seines Denkens bezeuge, wenn er die Gefühle eines Weibes durch Schweigen und Mitgehen bestätige. Ob er das seine Dankbarkeit nennen wolle! . . . .

Aber da war ihm sofort die Erkenntnis gekommen, daß es zu spät sei zu fragen.

Und die zweite Erkenntnis war herausgegangen aus der ersten: sie haben recht getan! — —

Bruno Donisch schien es, daß man dieses Gesicht nicht mehr lieben könne und — mehr noch — nicht mehr lieben dürfe. Denn es würde niemals ein Mädchen kommen, das jung sei und ihn doch zwingen könne, sich zu entäußern bis zur Knechtsgestalt. Da er sich nicht hingeben konnte, nur hinnehmen und wiedergeben mehr vielleicht dem Werte nach als dem Gefühl, mußte man ihm unterliegen bis zur widerwärtigen Unterwürfigkeit — oder ihm entfliehen.

„Gefühl entscheidet — nicht Wert", sprach er vor sich hin, und es war der Gedanke in ihm wie ein Wurm im Gehäuse, daß nun das Alter käme, schlimmer — das Altern . . . .

Aber hatte er sich je so hingeben können — an Menschen? — An Dinge vielleicht, nicht an Menschen. An Dinge . . . . Und damit, da sie die Nahrung seiner Seele bildeten, an sich. Denn Seelen kann keiner völlig verschlingen, weil sie vorher zu Dingen geworden sein müßten und ekeln würden. Der beste Teil, der unteilbare, entgleitet. Nur ein Austauschen, ein Gleichzeitigsein, ein Verlieren, um einander zu erhalten, ein Vertauschen der Vorzeichen: das kann Liebe genannt werden. So hätte er wohl Liebe erweckt, aber nie Liebe geben können, nur ein Hinüberneigen über eine fremde Grenze, ohne den Grund seines eigenen Wesens zu verlieren.

„Ist das nicht genug?" dachte Bruno Domisch vor sich hin. „Habe ich nicht vielen Mädchen und Freunden, gegeben, was ihnen keiner geben konnte?"

„Jugend zu Jugend. Unfertiges zu Unfertigem. Glück in Ergänzung, im Zusammenschmelzen! Das Werdende zum Werdenden! — Wehe dem Reifen! Reif sein ist welk sein! —

„Sie haben recht getan . . . ."

„Der Fertige soll lehren, aber nicht lieben . . . ."

„Wo aber ist eine, vor der ich unfertig bin? Unweise? Seliger Narrheit voll? Heiß aus den geheimen Reibungen der Seele und Sinne?"

Bruno Donisch erschien es so, — und er senkte den Spiegel und legte ihn auf den Tisch, — daß es seine letzte Schlacht gewesen wäre. Er hatte sie verloren. Nicht eigentlich das. Die Natur hatte gewonnen, die Logik, vor der alle Logik des Wissens versinkt und die die Liebe des Gehirns kraftlos und werbungskalt werden läßt.

Der Einsame nahm den Spiegel wieder zur Hand und beschaute ihn. Auch er hatte, wie alles, was er besaß, Kunst an den Rändern, war nicht bloß Faktum, reines Abbild der Nützlichkeit, sondern Symbol. Es kam ihm vor, als ob der Spiegel und sein Leben, als ob jedes Symbol erloschen sei und seinen Sinn verloren hätte, da die Möglichkeit des Eroberns und des Kampfes fortgefallen war!

Denn Bruno Donisch fühlte sich müde und leer. Hier war mehr als der Verlust eines Mädchens.

Er sah, daß die Nacht fortgeschritten war.

Die Uhr war stehen geblieben — wie als ein Zeichen, daß die Zeit erfüllet wäre. Daß die zeitlose Zeit gekommen sei, in der ein Tag ist wie tausend, jeder Schlag

des Herzens geheimer und unmeßbarer Dehnungen voll, jede Stunde zusammenschrumpfend wie die feste Haut eines Apfels in der Glut, — ein Altern in Sprüngen. —

Es konnte Mitternacht sein, die Wage des Tages, der Augenblick des Geburt-todes, gleich geeignet zum Verlöschen wie zum Anzünden der Fackel.

Im Kamin war noch Glut.

Ein Marmorfries lief um die Feuerstätte, aus dem Palast eines florentinischen Adelsgeschlechtes fortgetragen, vielleicht von ihm schon aus einer Villa in Bajä gerettet, vorher aus einer griechischen Pflanzstadt: — wer wußte um den Anfang?

Der gelbliche Marmor war halb angeraucht. Eros die Liebe hob die Fackel; Rauchstreifen zogen hinüber um die Beuge bis zu Eros Thanatos, der die Fackel senkte. In der Mitte aber, auf dem Feuerplatze, hüpfte die Glut.

Sie schien jetzt das einzig Lebendige im Zimmer, und sie schien zu verbrennen wie ein abgelaufener und Holz gewordener Kosmos, fortsprühende Erdenfunken, umleckt von sich windenden Flammenbändern und Glutwirbeln.

Bruno Donisch schaute leer hinein in das Spiel. Bilder der Vergangenheit, des abgelaufenen Kosmos seines Lebens, rollten sich flammend auf. Er sah in sie hinein, unbeteiligt fast, mit erloschenem Antlitz. Seine Jugend sprühte noch einmal auf in Gedankenträumen, ehe sie als Asche in den Brunnen der Tiefe sank.

Dann stand er auf und fing an, seinen Besitz auszubreiten. Das, was ihm bisher Freude und Genuß gegeben hatte, das, was er gesammelt hatte, um sich daran zu sammeln — oder zu zerstreuen, wie es die überlohende oder sinkende Phantasie zu fordern schien —, seine Mappen, seine Bilder, die Bücher und Handschriften, die Miniaturen und Erstdrucke. Er stellte die Herbarien des Wissens auf, aus denen er sein Ich gespeist hatte — mehr noch, die der Leib seiner Seele geworden waren, und er versuchte, jetzt, nach dem Abfall des äußeren Lebens, zu erkunden, ob sie noch den kühlen, köstlichen Rausch der Betrachtung ausströmen könnten. . . .

Er schlug eine Mappe auf und wandte ein Blatt um, das einst sein Entzücken gewesen war, eine flüchtige Federzeichnung des van Dyk, die ihm immer teurer und kostbarer erschien als alle gut angezogenen, parfümierten Staffeleibilder. Hier sah er das verzärtlichte Herz des Antonius in seiner unverbogenen, ursprünglichen Härte und Stärke, den Sprung des Genius in weitgreifenden, zusammenreißenden Zügen auf dem Raum einer Hand.

Bruno Donisch sah lange auf das Blatt. Die Federzüge waren gelblich geworden, mehr ein fahles Rotbraun, ein Ton von verdünntem Leichenblut. So schien es ihm. Etwas anderes, mehr — sagten die Linien nicht.

Er griff zu dem stärksten seiner Beschwörungen, zu Rembrandts Radierungen, zu den Trophäen eines zähen und kenntnisreichen Kunsteifers, zu den Blättern, von denen jedes nicht nur ein Wert als Werk war, sondern auch der Inhalt einer Stunde der kühlen, beherrschten Gier, eines Aufstöberns aus Winkeln und Trödelkellern, beendet durch einen Moment des Herzklopfens — wie die Besitzergreifung einer Geliebten.

Bruno Donisch betrachtete die große Auferweckung des Lazarus, jenen frühesten Druck, in dem der Meister mit der Feder Verbesserungen eingezeichnet hatte, ein Blatt, bei dessen Betrachtung ihm einst die Schächte des persönlichsten Schaffens sich öffneten, so daß er fast in die Haut des verwehten Meisters geschlüpft war.

Jetzt dachte er nur — wie widerwillig: die kleine Auferweckung ist größer und besser, verwunderte er sich ein wenig, daß er, auch jetzt noch, mit einem unausrottbaren tiefen Instinkt auf die verborgene Gegensätzlichkeit der Sprache fiel. Aber er fühlte nichts.

Die Luft um ihn schien alt und kalt zu sein, alle Spannung ausgeglichen. In diesem Raum, um ihn, von ihm aus, schlug kein Funkenbogen. . . .

Da griff er zu den Manuskripten, den Briefen Goethes, Kleists, den verbissenen, spitzen Altersepigrammen Grillparzers, den Bleistiftzeilen aus der Matratzengruft, den alten Blättern aus der Zeit Luthers, aus der der Mystiker. Wie Schatten aus seinem Blut tauchten gleichzeitig die Namen seiner Geliebten, der toten, in seinem Gedächtnis kaum noch eingesargten Mädchennamen auf; aber kein Klang rührte an sein ersterbendes Herz.

Martha — gewiß, sie war die häusliche, fast wie Katharina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien! Vielleicht hätte er sogar — später — bei ihr wohnen und sein Leben gemeinschaftlich mit ihr auf der E-Saite der Freundschaft abspielen können! —

Bruno Donisch ließ die Mundwinkel sinken. Auch der Spott war in dieser Nacht eine zu heiße Empfindung! —

Marianne — natürlich! Wenn er nur oft genug krank gewesen wäre — am liebsten gelähmt! Sie hätte gewiß Veilchenaugen und Sträuße mitgebracht, ihr Batisttuch zierlich in die Augenwinkel versenkt und mit zuckenden Lippen und abgründiger Trauer Schokolade gegessen — bis die Zeit der Heimsuchung erfüllt gewesen wäre!

Klara — die schwesterlichste der Seelen. . . . O — sie hätte ihm sogar den Revolver gegeben, falls er Ehre verloren hätte — und seine nachgelassenen Manuskripte gesammelt und behütet! —

Ada — die verheiratete Frau, die ihn nur zu lieben wünschte, um sich mit ihm klassisch zu erschießen, mit Rosen bedeckt, mit Näglein besteckt. . . . Wie konnte er nur leben wollen — damals! Bis sie endlich einen Gymnasiasten gefunden hatte, der um des lockenden Grauens willen, um der tränenumringten Augen seinen Anteil an dem Leben der Erde hinwarf. Beide hatten ihre Eitelkeit gekühlt; ihm aber war ein bittersüßes Kraut zugewachsen: Erkenntnis — der Menschen und seiner selbst. Jetzt aber, in dieser Nacht, kroch aus dem grauen Boden eine Blüte von fahlem Gelb — der Neid. Neid darauf, daß irgendein Lebendiger das Leben wegwerfen konnte um eines starken Gefühles willen, sei der tragende Grund dieses Gefühls noch so klein und lächerlich! — —

Weise bist du — züngelte die Blume — weise, weise — weise. . . . Darum liebt man dich nicht mehr. . . .

Bruno Donisch schlug die Blätter um und sah leer darauf hin. Striche, manch-

mal glashart, manchmal an- und abschwellend, manchmal übertretend, als ob ein Wasser seinen Steg unterwühle. . . . Ja, gewiß: Kaltnadel, Kupferstich, Ätzung. . . . Manchmal geht das ineinander über. Recht interessant — für den, der Interesse daran hat, das heißt, ein Interesse aufgewandt hat, um Interesse zu haben. . . .

Es kam ihm ein, daß er bisher vielleicht die Toten zu sehr zu ungunsten der Lebenden geliebt und bevorzugt hatte. Zwar: die Werke der Toten zeugen weiter die Seelen der Lebenden, werden wieder bewußt und wirksam in ihnen, ähnlich und mehr noch als das Kind den Leib der Toten weiter in die Zeit trägt. Aber da sie mühelos eintreten und wirken können, ohne die Reibungen und Peinlichkeiten des gegenwärtigen Lebens, ohne das Elende und Ungepflegte der Lebensform, in der sie zu ihrer Zeit leben mußten, so machen sie auch zu fein und empfindlich gegen die Notwendigkeit der eigenen Zeit. Und sie rächt sich, die lebendige Zeit, indem sie Empfindlichkeit und Unfähigkeit zu heißen Gefühlen — trotz allen Hautdunstes und aller Lüge und Gefährlichkeit — als Vergeltung gibt. — —

Weise — weise — weise . . . züngelte der Neid. — Darum auch liebt man dich nicht mehr. Und du, kannst du auch noch lieben? Zersprengte dich ein Gefühl von widerstandsloser Heftigkeit nicht? Darfst du noch fühlen? Wäre es nicht Sünde, nur noch Brände entfachen zu können, ohne imstande zu sein, sie zu löschen?

Weise sein heißt schwach sein. Größere Weisheit ist es, nicht weise sein zu wollen! — —

Bruno Donisch blickte in die spielenden Flammen. Ein Holzkloß brannte noch und zerfiel im Glühen; dann würde die Wärme des Raumes erloschen sein. . . .

Er blickte gedankenleer auf die Mappe, die seine eigenen Aufzeichnungen enthielt. . . .

„Mich dilekiert's, den Vorhang aufzuziehen", murmelte er vor sich hin. —

Da lagen sie, die Zeichnungen aus der Architektur, die Formelreihen der mathematischen Versuchslösungen — worin hätte Bruno Donisch nicht dilekiert? Mit Talent — aber ohne die Inbrunst, lieber etwas schlecht sagen zu müssen als gar nicht, weil die innere Besessenheit sich eine Stimme schreien mußte. Zuviel Geschmack nur — sagte er zu sich, kühl über sich selbst stehend.

Und dann sah er auf die Hefte, die sein wirklich Eigenes, sein Persönlichstes, wie er glaubte, enthielten, das, was er aus den höchsten Stunden gepreßt hatte, die Quintessenz seines Lebens: die Aphorismen, die kunstphilosophischen Betrachtungen und die Ausführungen reiner Weisheit. —

Aber seltsam: wie er sich die Überschriften und die Anfänge durchlas, hatte er auch hier nur das Empfinden eines Fremden, völlig Losgelösten. Das konnte irgendein anderer geschrieben haben; mehr noch: fast feindselig sahen ihn die Schriftzüge an, und es erschien ihm selbst seine Schrift als die eines unbekannten Verfassers, der sich einst durchaus bemüßigt gefühlt haben mußte, die Mit- und Nachwelt mit den Abscheidungen seines Geistes zu verseuchen und reines Papier seiner Unberührtheit zu berauben. — Auch das ist eine Sünde, die schlimmer sein kann als die andere, dachte Bruno Donisch.

Das Empfinden aber, das den Schaffenden über jede notwendig sich einstellende Entfernung von seinem Werke tröstet und ihn in eine gespannte und fast heilige Stimmung über das Abgelöste stellt, das des eigenen Lebens, wenn auch zuweilen gegen den Schöpfer — dies Empfinden kam ihm nicht. Er sah nur beschriebene Seiten mit anscheinend den Gesetzen der Logik gemäßen Satzaneinanderreihungen. Der Zug seiner Gedanken hatte eine Strecke Weges zurückgelegt; das war alles. Dann war Bruno Donisch wie ein fremder Reisender ausgestiegen.

Seine Gedanken waren nicht mehr seine Gedanken; aber es deuchte ihn, daß sie auch nicht die Gedanken irgendeines anderen Wesens sein konnten.

Wem nutzten sie nun? — Ihm? — Sicher nicht; denn er erkannte seine Kinder nicht mehr. Sie hatten ihm vielleicht einmal genutzt. Für jetzt und für morgen waren sie ihm tot.

Nutzten sie anderen? Wem dann? — Wo kamen sie? Wer konnte das sein? Nicht höchstens nur ein Mensch, der *seinen* Weg, die Bahn des Bruno Donisch, durchmessen müßte und die bestimmte Stelle seiner geistigen Flugbahn schnitte oder auf denselben Straßen wanderte!

War das jemals zu erwarten? Wiederholte sich die Natur? War es im Grunde nicht immer nur er selbst, der wieder einmal seine eigene Straße gehen mußte, das Wiederkäuen des Wiedergekehrten?

Es schien ihm in der durchsichtigen Beschaffung dieser Nacht, daß er das nicht hoffe und wünsche. Dann aber war auch das Festhalten seines Eigenen vergeblich gewesen.

Was könnte nun also — nach diesem — noch kommen? —

Nichts mehr — als das Ende.

Denn — wo alles zu Ende ist, muß das Ende kommen. Es ist wohl möglich — oftmals ist es deutlich geworden, daß ein Mensch lebt *nach* dem Ende. Aber dann ist es nicht das Leben, sondern ein Aufkochen alter, verdumpfter Säfte, der zweite und dritte Abguß — ohne Geist, ohne Eigenes.

Der Einsame dachte langsam, mit dem letzten Genießerischen, diesen Gedanken der Qual zu Ende. Auch wo das Ende ist, ist Vollendung. Ist es Leerwerdung auch: es ist doch Vollendung. Niemand kann aus der Haut seines Wesens sich entfliehen. — Was nachher käme, wäre Springen, Rennen oder Schleichen auf derselben Stelle.

Menschen sind geschaffen mit dem ewigen Minuszeichen auf der Stirn, wenn sie auch scheinbar alle Güter des Paradieses in ihre Scheuern sammeln konnten. Menschen sind geschaffen mit dem ewigen Pluszeichen auf der Stirn, wenn sie auch scheinbar als Vaganten, als Toren, denen alles entrinnt, durch die Länder der Möglichkeit sich betteln.

Gegeben ist alles. Der Denker hat nur das voraus, den Punkt auch an die richtige Stelle hinter den abgelaufenen Satz zu setzen. . . .

Bruno Donisch erhob sich.

Jetzt schliefen sie alle. Nur die Schlaflosen wachten noch und wünschten den Schlaf.

Er mußte von allem gehen. So wollte er das letzte tun. . . . Er wollte alles mitnehmen, damit kein anderer sich durch die Schätze seiner Seele bereichern könnte. Denn er vermochte es, auch jetzt noch, nicht zu ertragen, daß ihm die Dinge, die ihm gehört hatten, untreu sein und das Leben eines anderen — später — bilden helfen konnten. Und er ließ seine Sammlungen und seine eigenen Schriften in die letzte Glut des Kamins gleiten und sah zu, wie das Feuer sich gierig noch einmal an ihnen erwärmte und wach und blühend wurde. — So hatte er doch wenigstens dem Feuer eine Wohltat getan — und er lächelte spöttisch vor sich hin. . . .

Nun käme die letzte Aufgabe des Pensums.

„Faust halb, halb Wagner" — dachte Bruno Donisch. „Bin ich nun Faust gewesen oder Wagner? Gemischt Schöpfer und Nachschöpfer? Sucher und Nachsucher? Sammler und Wälzer? . . ."

„Zumindest aber geziemt es sich, den nun schon so oft vorgespielten Abgang nachzuspielen. Es gibt keine bessere und neuartige Form des Abschlusses; bleiben wir also beim alten. — Aber ich bin nicht Faust — und ich bin nicht Wagner. Etwas von jedem, viel von anderem Wesen. Und auch die letzte Nacht ist zwar die letzte — aber aus anderen Gründen. Immerhin: hier ist ein Saft, der eilig trunken macht. . . ."

Er nahm aus seinem Schreibtisch ein Bündel Briefe und Gedichtversuche — von früher her (seine Lippen kräuselten sich von einem Hauch nachsichtigen Hohnes), tat auch dieses Bündel in die Flammen. Hinten im Fach lag die Phiole.

Ein kunstvoll aus bunten Glasfäden gezogenes Glas war es, das in eine feinste Nadel auslief. Brach sie ab, so floß ein Tropfen durchsichtigster Helle, die in dem bunten Grunde lag wie Tau in einer Orchidee. . . . Ein Geschenk einer vergangenen Zeit.

Bruno Donisch hielt das Glas gegen die Augen. Es war nur noch die Spitze abzubrechen, der Tropfen einzusaugen — — dann kam das Schweigen. — —

Sein Herz schlug dunkel und schwer. Das Leben, das ungewollte, triebhaft ablaufende, der Puls der Regel, wehrte sich und schlug mit Hämmern an die Welt, um zu zeigen, daß es wach sei und nicht sterben wolle.

Nun stand er an der Grenze. Aber da er nicht wußte, wo er vorher gewesen war, konnte er nur annehmen, daß er nachher ebendort sein würde, also an einem Ort, von dem er nichts wissen konnte. „Wenn es nur da ist, wo ich vorher war, also nicht — nach meinem Fühlen in Zeit, nach meinem Denken in Zeit!" dachte er kalt. „Ob ich aus dem Kreis der Geburten geschleudert bin — ob nicht: es ist gleich. Ich bin schon jetzt hinaus. Was ich tun will, ist nur den Schlußstrich setzen hinter einem unbefriedigenden, mangelhaften Gedicht. Herz, was du schlägst, schlägst du für die gleichzuckenden Muskeln der Menschheit, nicht für mich, Bruno Donisch, den Mann mit dem geglätteten Namen! . . ."

Er schlug die Spitze ab und hob das Glasgespinst. Es entglitt ihm und fiel auf den Kamin.

In den zusammensinkenden Flammen zuckte es auf wie die letzte und boshafteste Freude eines Dämons. Farben schossen überwogend, Feuergeister, durcheinanderschillernd, hastig, in rasenden Tanzwirbeln .... Als sich Bruno Donisch hinabbog, wie um den kostbaren Saft noch aufzufangen, meinte er ein heimliches, triumphierendes Lachen zu hören, das Lachen des unfangbaren Lebens über den besiegten Feind, den vorher bestimmten, ausgerechneten Tod. —

Die Glocke eines fernen Turmes schlug in die leere, nach Klängen verdurstende Stille E i n s! — —

Bruno Donisch fühlte sich in einen Winkel fallen und ließ das Denken entrollen, einen nutzlosen Faden, der nicht mehr in Labyrinthe hinein und aus Labyrinthen hinausführen konnte. Sein Gedächtnis starb. Das Gefühl des Lebens schlief ein. Die Zeit hielt ihren Atem an. Die Nacht saß und sah mit einem Empfinden grausamer Neugier auf den Sohn, den sie noch nicht hatte mitnehmen können....

Wie alle im Tiefsten wissenden Menschen war er abergläubig. Geschehen, wo es eintrat, überwältigte ihn und machte ihn daran glauben. Das aus dem Schoß dunkelster Möglichkeiten jäh hervortretende Ereignis hatte recht, w e i l es eintrat und alle Zweifel durchschnitt. Ihm gegenübergestellt, fühlte er sich ratlos und geschlagen. Die Tat entschied — daß nichts geschehen durfte....

Eine Reihe von Stunden zog nun vorbei, in deren Gang er nicht eintrat. Er ließ sie abseits, mit geschlossenen Augen, an sich vorübergleiten und sah nicht hin, was dies Schattenspiel auf der Bühne wohl bringen mochte. Sein Sinn und sein Gefühl waren gleich gelähmt, und er saß in einem Tode, der noch nicht s e i n Tod war, weil er in einem leisen Sausen doch noch f ü h l t e, daß er tot und leer war. — —

Dann stieg die Dämmerung in sein Zimmer und schlug die Schattenvorhänge zurück, sah nach dem Feuer, das erloschen war, und nach dem hockenden Bündel, das erloschen zu sein schien.

Nach einer kurzen Weile hob ein Vogel an, die Nacht von sich abzusingen, tastend, eingeschlafen noch, dann freier und wacher.

Bruno Donisch hob die Augen.

Da er sich sah, aus eigenem Entschluß von allem gerissen, was bisher s e i n genannt werden konnte, Eigentum, das nur ihm eigentümlich war, erhob er sich, nahm seinen Hut und Mantel, schritt hinaus und schloß die Tür ab. — —

Die Treppen knarrten verächtlich, daß sie schon so früh eine immer unangenehme Arbeit zu vollbringen hatten, aus den Schlüssellöchern schnob der dampfende, wohlig gesättigte Atem der vielen pflichtgeladenen Schläfer, das behagliche Runseln ihrer Verdauungsträume und das langsam sich reckende Aufatmen der entlasteten Kleider. Noch ein, zwei Stunden, und die Menschheit ging an ihr Geschäft, dem verschlafenen Gaul gleich, der den Göpel einer Häckselmaschine im Kreise herumzieht....

Er stand auf der Straße.

Jetzt erst, in dem Anblick des grau verhangenen Morgens, kam ihm die Erkenntnis, der ganz klare, ohne Nebenempfindungen verwischte Gedanke, daß er alles verloren hatte und völlig leer auf einer Straße stand, die etwas anderes geworden war: die große Landstraße des Lebens.

Bisher war sie das Seil zu seinen Geschäften. Jedes Haus, jeder Laden war mit bestimmten Vorstellungen, mit bestimmten Lichtstimmungen und Stunden verknüpft und bekam Bedeutung und Wert durch diese Spinnwebfäden, deren Netz das tägliche Leben hieß. Nun aber dies Netz zerrissen war, flatterten alle Beziehungen von dannen. Würde er auch später Menschen treffen, Bekannte, so genannt, weil er zumeist genötigt war, ihnen zu bestimmten Minuten zu begegnen an dem Punkt, in dem ihre beiderseitigen Pflichten sich schnitten: sie würden ihm Fremde geworden sein. Waren sie es nicht im eigentlichen Sinne auch schon vorher? Aber erst jetzt wußte er darum. Und seine näheren Bekannten würden jetzt zu diesen zählen müssen, da auch sie nur ohne Beziehungen zu einem Leben sein konnten, das in dieser Nacht seinen Sinn und seine Bedeutung verloren hatte. Über seine Freunde aber hatte die Vergangenheit bereits verfügt. Sie hatten sich verfügt. — —

Bruno Donisch war sich nicht bewußt, daß er weiterging. Es ging weiter mit ihm. Die Füße hoben sich auf und fielen nieder, der Boden zwischen Steigen und Sinken wurde gemessen und zurückgelegt. Der Blick fiel auf andere Häuser und fremde, schlafende Fensterläden, auf Schilder mit Anpreisungen und öffentlichem Feilbieten von Namen und Sachen. Die Leute behaupteten alle etwas Gutes von sich und etwas Schlechtes von ihren Nächsten. Das nannte sich dann die Gesellschaft.

Auf der Straße war noch niemand. Es schien die Stunde zu sein, die der Nacht nicht mehr und dem Tag noch nicht zu eigen ist. Die Geschöpfe und die Tätigen der Nacht waren verschwunden, die Wesen des Tages noch nicht auf dem Wege, so daß diese eine Stunde ihm glich, Bruno Donisch, dem Einzigen, den der Tag verschmäht hatte und dem der Morgen nicht erwünscht war. So hatte er seinen eigenen, luftleeren Raum, seine eigene Hölle, die schlimmste vielleicht: die zugeschlossene, leblose Gleichgültigkeit.

Er fand sich plötzlich an den Gittern eines Kanals.

Früher — vor langer Zeit — in dem ersten Blühen seines Blutes — waren ihm die steil hochzüngelnden Bäume wie die grünen Fackeln der Liebe erschienen. Jetzt standen sie, vom Nebel zugedeckt und abgebunden, gleich grauen, eingetüteten Besen da.

Das Wasser spiegelte nicht und war nicht fröhlich aufgebrochen durch spielende Fische oder die hier abstoßenden Wirbel der Luft; es schlief noch und schien ein toter, erloschener Grund zu sein.

Bruno Donisch merkte, wie beim Hinüberlehnen etwas in der Tasche seines Mantels gegen das Gitter schlug. Er zog mechanisch den Schlüssel seines Zimmers heraus, betrachtete ihn und ließ ihn dann in das Wasser fallen. Es schrak hoch und fiel dann schnell in sich zusammen. Da die Phiole gefallen war, mußte der Schlüssel nachfolgen.

Nun war nichts mehr von seinem Früheren sein eigen. Selbst der Schritt war etwas Unpersönliches, etwas, was er mit jedem Tier und mit jedem lebenden Wesen, bis zum Wind und zur Welle, als Allereinfachstes und Allerletztes gemeinsam hatte. Bruno Donisch ging nicht mehr bewußt, mit einem Namen, sondern als Puls der Welt, der noch schlug, weil er zur Welt gehörte und sich ihrem Rhythmus nicht entziehen konnte.

In dem einspringenden Winkel eines Kellerganges, der zu einem Gemüseverkauf führte, saß eine junge Katze und schien auf den ersten Sonnenstrahl zu lauern. Zusammengekauert, eine graue Kugel, um die sich schwarze Bänder zogen, glich sie einem durcheinandergewirbelten Nebel.

Bruno Donisch blieb stehen und sah auf das Tier.

Der Atem ging leise, ein wenig hoben und senkten sich die Streifen. Es schien, sie war das einzige Leben in dem grauen Schlaf, der die Welt umfangen hielt und jeden Laut betörte. Arglos lag sie da, unbeschützt, fern von ihrem Herrn, unbekümmert um das Gestern und um das kommende Morgen. Zwischen dem vergessenen Gestern und dem ungekannten, ungewußten Morgen zu schlafen, war Glück des Tieres. Aber die Weisheit des Tieres, die eingeborene Form des Lebens, würde auch das Glück des Wachens aus sich herausspinnen, aus dem ewig kreisenden, gleichmäßigen Stoff des Blutes. Sie kannte die Stachelbegriffe Reue, Sünde, Versäumnis, Weisheit, Torheit, Werden und Sterben nicht. Weil das Tier alles vergaß, beging es nichts. Nur im Gedächtnis liegt Sünde. Aus dem Gedächtnis kommt die Schlaflosigkeit. Ewig gegenwärtig ist nur der Augenblick. Nur er ist Zeit. . . .

Der einsame Wanderer sah noch auf die schlafende Katze wie magnetisch angezogen von dem Puls des Lebens in der erstarrten Stunde. Leer stand er da, tot, ohne Wissen um Verlust und Gewinn des Lebens — und wartete auf das Erwachen des Tieres. —

Etwas durchzuckte ihn wie die Spur eines heißen Gedenkens: er wartete doch auf etwas!

Da schien die Katze sich zu rühren. Ein Sonnenstrahl war aufgewacht und schlich sich jetzt über ihr Fell. Zusammen kam das mit dem Zucken eines Gedankens in ihm: eine selksame Dreiheit des Geschehens!

Und nun sah er auf und wohnte dem Entschleiern des Tages bei. . . .

Er bemerkte jetzt, daß er dicht vor einer Erweiterung des Wasserlaufes stand. Ein See fast breitete sich aus.

Die grauen Tücher der Dämmerung sanken, und die rosig angeglühten Glieder des Tages stiegen aus den fallenden Gewändern. Im Spiegel des Gewässers aber löste sich noch verfließender die Enthüllung des Gottes auf in ein farbiges Kreisen und Schillern, ließ die Umrißlinien schwanken und sich zärtlich zerfasern. Oben und unten neigten sich einander zu, Bild und Gegenbild, geschieden — und verbunden doch — nur durch die dünne, uneigene Haut des Wasserspiegels, in dem sie sich trafen und an dem sie sich in Kuß und Umarmung entzündeten.

Der Morgenwind trieb die Lämmer des Tages aus ihren entlegenen Hürden

unter dem Horizont herauf und kreiste um sie herum wie ein eifriger Hund, daß keines verloren ginge! Ihre in der Kühle schauernden Vließe wurden fester, wolliger, ein Rauschen kam von den aufstehenden Wächtern, den Schwerterträgern der Pappeln — — der Tag schwang sich auf den Sichelwagen und ließ seine Klingen blitzen.

Der tote Mensch an den Eisenstäben fühlte bei diesem Anblick, der so alt ist wie die Welt und ihm in diesem Augenblick so neu war wie dem ersten Menschen, daß ein Aufrecken, ein Springen verschlossener Türen in ihm war. Es war ihm, als ob das Leben in ihm sich recke wie eine junge, eingeschlafene Katze, die dem Sonnenstrahl entgegenblinzelt und spielen will. . . .

Was ging in ihm vor?

Er suchte sich zu erinnern. Hatte er nicht in der letzten Nacht — oder war es vor Jahrhunderten? — am Schachte des Todes gestanden? War ihm nicht alles entglitten, was er *sein* genannt hatte? Jeder Besitz in jeder Form? Was hatte ihn gezwungen, noch herumzugehen und zu schauen? Und seltsam: er fühlte weder die Wunden noch selbst die Narben der Wunden, den Schmerz, der übrig bleibt auch vom verblaßtesten Leid!

Mit einem tiefen Erstaunen sah er um sich und ging weiter. Alles schien ihm neu zu sein, nie gesehen — und bot sich ihm dar als sei er ein Kind, dem die Dinge der Welt sich auf den Händen als Eindrücke entgegentragen und lachend um Aufnahme bitten!

Aus dem fernen Gesang der Vögel, der gleich einer tönenden Wolke im Morgen stand, klirrte plötzlich ein helleres Lied auf, als sei es ein jäh aufglänzender Blitz im dunkleren Grunde. Er blieb stehen, lauschte und sah.

Vor dem Fenster eines wundervoll ruhigen und behaglichen Philisteriums hing ein Holzbauer, an drei Seiten sorgfältig mit einem grauen Tuch abgedeckt und geschützt gegen die Kühle der Nacht und der Morgendämmerung. Und aufgerichtet auf der äußersten Sprosse saß ein Fink und sang.

Der Wanderer lauschte entzückt.

Es kam ihm gar nicht ein, daß er diesen Vorfall vor einem Tage noch nicht beachtet und ihn als eine banale Angelegenheit abgetan hätte. An jedem Morgen sitzen Zehntausende von Vögeln in Käfigen und singen. Was also erschütterte ihn jetzt so, daß er weinte, nicht die äußeren Tränen, die leicht kommen und deren man sich schämen sollte, sondern die tief rinnenden inneren Tränen, die heimlich und funkelnd steigenden Springbrunnen der Seele, die höchstes Glück und entsetzlichste Pein lösen und heiligen?

Was geschah mit ihm? In ihm?

Er fühlte es in einem aufleuchtenden Augenblick in sich als ursprüngliche Besitzerkenntnis, daß es Vögel gibt, die singen müssen, auch wenn sie gekerkert sind. Auch wenn sie von der Welt nichts sehen, müssen sie ihre innere Welt aussingen. Denn wer innerlich voll Gesang ist, kann nicht schweigen. Über allen aber ist der Vogel Phönix, der sich immer von neuem im Gesange verbrennen muß, um immer

neuer und leuchtender sich aus den Flammen herauszusingen und neu zu formen, immer der gleiche — und doch immer ein neuer — anderer! — —

Bruno Donisch dachte sich zuerst wieder mit seinem Namen und wußte, daß er so glücklich war, weil er alles verbrannt hatte! Allen Besitz, der Hemmung geworden war, alle alten Verhältnisse und Bindungen, die Stricke um das Fleisch seiner Seele zu werden drohten. Dankbar war er jetzt allen, die ihn verlassen hatten, weil das ihm half, sich zu sich selbst zurückzufinden. Weil er leer war, konnte der Gott in ihn wieder eintreten, der Vogel Phönix — die Persönlichkeit!

Er fühlte jetzt, daß er in dem Grund und Umfang seines Seins immer der gleiche bleiben würde. Er wird immer wieder bis zu einem Punkt des Leerwerdens, des Abfalls aller seiner Schätze und der Trennung von aller Liebe und Freundschaft kommen und mit einer Phiole der Todessehnsucht vor dem brennenden Kamin stehen. Jetzt erkannte er auch, daß er, ohne es zu wissen, schon mehr als eine letzte Nacht gehabt hatte. Aber immer wieder würde das Glas seinen Händen entgleiten, die sterbende Flamme wärmen. Immer wieder wird er sein Zimmer abschließen und den Schlüssel in einen Fluß werfen. Aber immer wieder auch wird er aus der Leere zum Gefühl des Morgens erwachen und von dem Gesang eines Vogels im Käfig zum Leben, zu neuer Wiederkehr gereizt werden.

Und doch, er, Bruno Donisch, immer wieder Bruno Donisch, wäre der gleiche, aber nicht derselbe; denn seine Persönlichkeit würde sich auf einer anderen Umdrehung der Spirale entzünden, die Leben heißt, im diesseitigen Leben schon. Andere Speise würde er haben, anderes würde er sammeln, anderes selbst zu schaffen versuchen, andere lieben, anderen Freund sein, um verlassen zu werden, an anderen Dingen einsam und schwer werden, wie es die Spiralen des umgebenden Lebens erheischten. Und immer wieder würde er über dem gleichen Punkt stehen — oder unter dem gleichen? — Wer kennt das Leben aus und kann es berechnen? Und da er sein Wesen, die ewige Wiederkehr des Gleichen im Ungleichen, schon in diesem Leben erkannt hatte, zum ersten Male bewußt, wurde er froh und lud lächelnd alle Geschehnisse ein, sich an seinen Tisch zu setzen, mit ihm zu speisen — oder von ihm zu speisen, wenn es sein sollte. . . .

Bruno Donisch wurde bewußter Wanderer und schritt singend der weisesten Form des Schicksals entgegen, die wir Zufall benennen. —

Whitman in Whitmans Land

von

Herman George Scheffauer

„Camerado! Dies ist kein Buch.
Wer dies berührt, rührt einen Menschen an."

So weit es sein eigenes Volk betrifft, zeigt das Geschick Walt Whitmans — ebenso wie das seines Landsmannes Poe — die Unberechenbarkeit und Unzuverlässigkeit literarischen Rufes. Es ist ein Beispiel mehr dafür, wie hohe, feurige Ideale oft durch die Ironie des Schicksals überwältigt werden, und wie eine gerechte und allweise Nachwelt den Dichter, der sich doch so herzlich und vertrauensvoll an sie wendet, in all seinen Hoffnungen oft bitter enttäuscht.

Walt Whitman, der große Sangesheld triumphierender Demokratie — wie stellt sich seine amerikanische Nachwelt zu ihm? Trägt sie ihn wie ein Licht in ihrem Herzen? Leben seine vollklönenden Strophen auf ihren Millionen von Lippen? Hat seine klingende Botschaft jene „kameradschaftliche Liebe", jenen heroischen Sinn für die Größe von Arbeit und Menschtum entzündet, wie sie sein Schlachtruf und seine Inspiration waren? Hat er heute unter den Massen, für die er schrieb, eine Zuhörerschaft, die der Tennysons und Longfellows in England und Amerika gleichkäme? Und sind Zeichen da von der Geburt jener wahrhaft amerikanischen Poesie, die er zu schaffen und nähren hoffte? Nein. Der Barde der Brüderlichkeit, der Prophet einer schlichten, goldenen, lebendigen Demokratie ist dem einfachen Mann seines Vaterlandes gänzlich unbekannt geblieben. Und für ihn, den Mann des Volkes, schuf er doch seine rauhen, leidenschaftlichen Gesänge!

Der Durchschnittsamerikaner hat vielleicht von Walt Whitman gehört, wie er von Julius Cäsar gehört haben mag, und ebensoweit entrückt wie die Bedeutung dieses Welteroberers ist ihm auch die seines Dichterlandsmannes. Das Schicksal wollte es, daß Whitmans Poesie kein Glaubensbekenntnis der Vielen wurde, sondern ein Kultus der Wenigen, eine Entschuldigung für die zartbesaiteten Entzückungen ästhetisierender Herren und literaturbeflissener Damen. Der schlichtgeartete Sänger ist Anlaß geworden zur Gründung einer Whitman-Gesellschaft mit einer imposanten Liste von Vizepräsidenten mit einem ebenso gewichtigen Essen bei ihrer Jahresversammlung. Hier und da liest die männliche und weibliche Jugend der Hochschulen und Seminare heimlich, mit dem fieberndem Interesse erwachenden Geschlechts „Ein Weib wartet meiner" („A woman waits for me"). Und gewiß gibt es allerlei unbegabte Schüler und Nacheiferer, welche die literarischen Formen, Laster und Manierlertheiten ihres Meisters ermüdend nachahmen. Aber über den kleinen unmittelbaren Kreis hinaus, der sich an seiner eigenen Begeisterung entzündet, begegnet alles, was der verstorbene Ernest Crosby oder Horace Traubel,

Whitmans vorzüglicher Biograph und getreuer, wenn auch unbedeutender Schüler, sagt, tauben Ohren, einer kalten Gleichgültigkeit, ja, einer gewissen Verärgerung wegen der schalen, eintönigen Wiederholung. Und doch ist Whitman vielen jungen deutschen Schriftstellern eine lebendige Kraft und ein Gegenstand lebhafter Erörterungen und hat in Frankreich eine bedeutsame Gefolgschaft, unter der Namen wie Léon Bazalgette, Francis Viélé-Griffin, Henri Guilbeaux und Gabriel Larrasin leuchten. In England schrieb Edward Carpenter, der bilderstürmende Eremit, seine machtvollsten Botschaften aus dem Feuer des Whitmanschen Genius heraus, erlag freilich auch wie alle Nachfolger dem gefährlichen Zauber Whitmanscher Formen.

In Amerika hat diese rauhe, dröhnende Dichtererscheinung mit all ihrer ursprünglichen Kraft, Unreife und schrankenlosen Gefühlswallung, mit ihrer hohen, eifervollen Gewalt in Leben, Lieben, Schaffen, ebenso wie mit ihrer gigantischen Gier nach Brüderlichkeit und nach der Größe der Republik — irgendwie hat sie in Amerika ihr Ziel verfehlt. Vielleicht ist die Nachwelt, die Whitman begreift und die er anspricht, noch ungeboren. Heute ist es Tatsache, daß seine Bedeutung von anderen Ländern, aber nicht von seinem eigenen erkannt und anerkannt wird. Dies schließt übrigens nicht aus, daß er in Amerika gelesen wird. Bis zu einem gewissen Grade erleidet er schon das Schicksal der Klassiker und wird nicht als moderner Humanist mit einer Botschaft an die Gegenwart genommen, sondern als Teil einer schon festgelegten Literatur des Gestern studiert.

Seine Vernachlässigung durch die heutige Generation hat mehr als einen triftigen Grund. Der stärkste ist der, daß die Demokratie, die Whitman verherrlicht, nicht mehr besteht. Der Amerikanismus von heute hat ein anderes Gesicht und eine andere Stimme als der, den er so glorreich übertreibend sah. Seine Ideale sind andere. Seine treibenden Kräfte sind so, wie sie selbst Whitmans prophetische Seele nur dunkel vorhersehen konnte. Freilich war selbst zu seiner Zeit die schöne ideale Gemeinschaft von „geliebten Kameraden", von gesunder, lieblicher Mann- und Weibheit, von einfachen Sitten und idyllischer Arbeit mehr Vision als Wirklichkeit. Aber der Seher und Poet erkannte in dem Chaos der jungen kräftigen Nation die Saat und Verheißung nationaler Größe. Er suchte ein neues Streben zu wecken, neue Maßstäbe, neue Menschheitswerte zu schaffen, ein Programm für die Entwicklung des Gemeinwohls zu entwerfen.

Noch voll von dem Lärm und Sturm des Bürgerkrieges, in dem er wie ein gütiger, brüderlicher Pfleger gehandelt hatte, sah Whitman mit glühender Seele, wie die Sache der Union siegreich hervortauchte aus den blutüberschwemmten Staaten. Der Adler der Demokratie erhob sich phönixgleich aus der eigenen Asche und schien sich vor der Welt zu rechtfertigen. In der Scheinverbrüderung der Soldaten und der Abwesenheit aller Klassenunterschiede bei diesen Patrioten im Gliede entdeckte er Ansätze zu einer festverknüpfenden, altruistischen Liebe, die alle amerikanischen Herzen und Hände verbinden sollte. Das Trampfen und Stürmen der Armeen übertrug sich in seine Verse. Seine unbändigen Perioden fegen daher mit wilden Hussas. Seine langen, unebenen Zeilen und abgerissenen Sätze sind wie ganze oder Teilkolonnen, die beim Lärm von Trommeln und Trompeten vorwärts jagen. Die hohe Begeisterung, die Glut der Leidenschaft, das allzeit Draufgängerische der singenden, dithyrambischen Formen, der laute, heroische Ton von zwingender Gewalt, der flutende Rhythmus sind Whitmans Größe, die alle Nachahmung zuschanden werden läßt.

Anregung und majestätischen Stoff gaben ihm die großen Ereignisse der Zeit, die Begeisterung und der neue Glaube an die Republik, die durch den Sieg der nördlichen Staaten in die Herzen der Menschen eingezogen waren, der edle, demütige, menschenfreundliche Charakter Lincolns, die Anerkennung des afrikanischen Neger-

sklaven als freien Mannes und möglichen Bruders, die Vision eines mächtigen Reiches, das sich immer weiter gen West dehnte. Unbesiegbar, erhaben, unermeßlich machte er „these States", hoffnungsvoll und herrlich seine Männer und Frauen. Sein poetischer Republikanismus atmete den Geist der Schlichtheit eines Brutus oder Cincinnatus. Seine Männlichkeit war frei und fröhlich und ungeniert-adamitisch. Seine Mädchen warm, seine Mütter stattlich und würdevoll. Und diese Rasse voller herrschender Gestalten lebte in einem Traumland von spartanischer Einfachheit, athenischer Kultur und arkadischer Natürlichkeit. Die Massen entzückten und nahmen ihn gefangen. In ihnen sah er wunderbares Material für die erhabene Größe des Landes. Die Städte bedeuteten ihm göttliche Festungen des Lebens, der Freiheit, der Macht, des Reichtums. Er liebte leidenschaftlich das Pflaster, die Läden, Fabriken und Steinfassaden von New York. Von seinem seltsam provinziellen Standpunkt aus waren Europa und seine altersgrauen Königreiche ein vollkommener Fehlschlag, und die einzige Hoffnung für die Menschheit lag in der jugendlichen Kraft der Vereinigten Staaten. Die Dampfschiffe im New Yorker Hafen oder auf dem Mississippi, die Lokomotiven, die die endlosen Prärien durchquerten — diese sichtbaren Zeichen von Macht und Wachstum erfüllten ihn mit überschwänglichen Träumen, die sich in ungestümen Sängen Luft machten. Müde aller Einschränkungen, Formen, Überlieferungen, brach er in diesen Sängen alle gewohnten Bande von Rhythmus und Gedankengang und schuf für sich selbst die freie, lockere, schwungvolle Zeile, die ihm Raum gab für das Spiel seiner rückhaltlosen Gefühle und turmhohen Begeisterungen.

Eine Stimme wie Whitmans aber mußte Amerika höchst unangenehm aufschrecken und gröblich beleidigen zu jener Zeit, da das Land noch eine intellektuelle Provinz von Europa war, und der neuzeitliche Gedanke noch wie ein Einwanderer vor den Toren harrte, als die amerikanische Zivilisation durchtränkt war mit jenem besonderen Philistertum, das seitdem in England „mittelviktorianisch" getauft worden ist, und als einheimische Dichter in den Vereinigten Staaten noch kaum gehört wurden. Whitman wurde als halbwahnsinnig betrachtet, als entweder göttlich oder teuflisch besessen. Die Kritiker griffen ihn heftig an und machten sich über sein „barbarisches Gekläff" lustig. Die Zeitungen und Zeitschriften öffneten ihm nur selten ihre Spalten. So war er gezwungen, sein eigener Verleger und Buchhändler zu werden. Aber sein überlebensgroßer Optimismus und sein festgewurzelter Glaube an seine Mitbürger, die wirkliche Nation und die ideale Republik wappneten ihn gegen alle Angriffe von außen und gegen inneren Zweifel.

Er fuhr fort, seine riesigen Quadersteine triumphierender Gesänge aufzutürmen. Er war trunken von seinem Gegenstand. Seine verzückten blauen Augen wurden groß von innerem Licht. Sein Haar und Bart flogen im Winde, seine an Arbeit gewöhnten Hände streckten sich dem Vagabunden wie der Dirne entgegen:

„Solange die Sonne euch nicht ausschließt, schließe auch ich euch nicht aus."

Er war der verkörperte Geist eines neuen goldenen Zeitalters, ein Prophet, der eine neue Verkündigung von heroischer und kräftiger Gemeinschaft brachte. Nackt und freudig stolz auf seine Nacktheit, erklärte er laut seine dionysische Verwandtschaft mit der Erde, war beglückt vom Sonnenlicht, von Meer und Erdenweite und frischen Lüften. Er tat sich viel zugute auf seinen gesunden Appetit und seine starke Sinnlichkeit, betrachtete jeden Mann als Kameraden und jede Frau als Weib für sich. Er wurde sorgloser Vater von sechs Kindern, jedes, wie man sagt, von einer anderen und unbekannten Mutter. Irgendwelche Zurückhaltung oder Einschränkung haßte er, ebenso muffige Gelehrsamkeit, das eng eingeschlossene Leben derer, die in Häusern wohnten, und die mühseligen Instinkte der Zivilisation. Er selbst wurde in seinem unbändigen Leben von poetischem Anarchismus und Gefühlsüberschwang be-

herrscht. Aber der Glaube an Demokratie und ihre Institutionen zur Erneuerung der Menschheit war der Schlüssel und Eckstein seines Werkes. Heute würde ein allumfassender Sozialismus sein Ziel und seine Botschaft sein. Sein Sozialismus aber war wesentlich menschlich, gemeinschaftlich, persönlich, voll Tapferkeit und Daseinsfreude und hatte wenig gemein mit der trockenen, unfruchtbaren Form, die in Amerika fast ganz materialistisch wirtschaftlich geworden ist.

Er verkündete eine Nation lebensvoller, unabhängiger Menschen. Er bejahte; bejahte immer. Er sah, daß die Fülle des schier grenzenlosen Materials der Republik und die unzähligen, allen offenen Möglichkeiten den fröhlichen Söhnen und Töchtern des Landes genügten, um ihr Leben reich und ihren Tod leicht zu machen.

„Ich verkündige einen Mann oder eine Frau — vielleicht bist Du es.
Ich verkündige Myriaden von Jünglingen, die schön sind und riesengroß und gewappnet ist wie die Natur.
Ich verkündige ein Leben, das kühn und geistig ist, reich und voll leidenschaftlicher Kraft.
Ich verkündige ein Ende, eine leichte freudige Verwandlung.
Ich verkündige Myriaden von Jünglingen, die schon sind und riesengroß und unverdorbenen Blutes.
Ich verkündige eine Rasse von wundervollen, ungezähmten alten Männern."

Doch die, die Whitman hätte an sich ziehen mögen durch seine leidenschaftliche Liebe und ausbrechende Freude, sahen scheel auf diesen Heiden, blieben ungerührt von seiner Stimme und Kraft und wandten sich von ihm, abgestoßen von seinem Übermaß und seinem phallischen Freimut, der kein Erröten kannte. Ihre Schulen hatten sie daran gewöhnt, andere Dichter zu erwarten und Poesie in anderen Formen zu finden. Er war der Expressionist seiner Zeit, aber kein bloßer „Explosionist" wie mancher rasende Narr von heute.

Longfellow, Emerson, Lowell und die übrigen gesetzten Schriftsteller Neu-Englands betrachteten ihn mit Bestürzung, erkannten wohl allmählich seinen Genius an, konnten aber das stille Mißbehagen des Puritaners nicht überwinden. Dies machte sich besonders fühlbar in Emersons Fall Whitmans „Kinder Adams" gegenüber, obwohl der Seher von Concord hinreichend auftaute, um ein- oder zweimal dem stürmischen Walt großes Lob zu spenden.

Die Energien Amerikas hatten sich zu Whitmans Zeit noch nicht so ausschließlich in Handel, Finanz, Industrie und Monopolwirtschaft ergossen wie heute. Der Weltimperialismus Amerikas war noch nicht geboren. Korruption gab es freilich massenhaft, sowohl in Geschäft wie in Politik, und Whitman wußte das wohl. Aber die unermeßlichen Mittel des Landes hatten noch keine so skrupellose Tyrannei des Kapitals hervorgebracht, und die Millionen waren noch nicht so völlig versklavt in Mammonismus und wirtschaftlicher Unterdrückung. Der Bürgerkrieg und Lincolns Märtyrerschaft hatten wenigstens manchen Impuls zu gewissen Idealen gegeben und wirklichen Patriotismus und die Wiederbelebung eines großzügigen Republikanismus von Washingtons Art hervorgerufen. Eben die Massen, die von diesem Geiste ergriffen waren und sich aus gutem angelsächsischem, keltischem oder teutonischem Blut zusammensetzten, suchte Whitman anzufeuern.

Er verherrlichte nicht nur eine neue Zivilisation und ein Volk, das weit entfernt war von allem, was nach seiner Auffassung aus dem alten feudalen herabgekommenen Europa stammte und greisenhaft war, sondern eine noch vor der Geburt stehende neue Menschenrasse. Diese Menschenrasse verkündigte und pries seine Dichtung in allen Einzelheiten, in ihrer sozialen Zusammensetzung, ihren physischen Eigenschaften, ihrer natürlichen Umgebung, ihrer Einigkeit und Bedeutung. Aber

sein beständiger Schrei nach „kameradschaftlicher Liebe" klang hohl und unglaubwürdig in einem Land, das noch an den Folgen eines Bruderkrieges litt und belastet war mit dem schweren Problem der Millionen befreiter schwarzer Brüder. Dennoch zog gerade sein lauter Ruf und dabei seine großartige Wortmalerei eine gewisse gebildete Zuhörerschaft von Boston in seine Vorlesungen. Immer — auch damals schon — waren es die Gebildeten, niemals die einfachen Volkskreise, die sich um ihn sammelten. Zu seiner Zeit war die eigentliche Masse der Demokratie, das „gemeine Volk", eng religiös, eng in ihrer politischen Parteigängerschaft, eng in intellektuellen Dingen. Whitmans Leidenschaft aber klang nach Fanatismus, und seine Stoffe waren weder mit Christlichkeit noch mit Sentimentalität verbrämt. Seine Dichtung war wesentlich für Freigeister, und weder zu seiner noch heutiger Zeit können sich viele seiner Landsleute einer solchen heldischen, großzügigen Freiheit rühmen, wie sie Whitman nicht bloß sang, sondern auch tatsächlich lebte.

Wenn früher die amerikanische Bevölkerung durch ihre Abkunft von Engländern, Deutschen, Holländern und Iren, die sich verhältnismäßig leicht verschmolzen, eine gewisse Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit zeigte, so wurden jetzt diese ursprünglichen weitverteilten Elemente der Nation überwältigt und erdrückt von Slawen und Romanen, sowie Juden, die in den Vereinigten Staaten zahlreicher vertreten sind als in irgendeinem Land der Welt. Was aber kann Whitman diesen Millionen von andersrassigen wesensfremden italienischen, ungarischen, griechischen Bauern, russischen Judenflüchtlingen und ungezählten anderen Einwanderern aus Ost- und Südeuropa sein, Whitman mit seinem hohen Idealismus, der diese ärmlichen Typen niemals zu seiner eigenen Klasse von Menschentum zählen konnte, sondern auf sie herabsehen mußte? Seine Forderung von noblesse oblige als nationales Motto kann die nicht ansprechen, die aus Armut und Unterdrückung flohen und in eine neue Knechtschaft, die des Dollars, gerieten, ebensowenig wie die Industriearistokraten, die auf dieser Knechtschaft der neu eingewanderten Massen ihren unermeßlichen Reichtum aufbauten. Wenn man dazu nimmt, daß die Plutokratie Amerikas und selbst die gutgestellte Einwohnerschaft alten Schlages erwiesenermaßen keinen oder geringen Nachwuchs hat, was den Neueingewanderten einen noch mächtigeren Einfluß gibt, so erkennt man deutlich einen der Gründe von Whitmans geringer Beliebtheit in seinem Lande. Seit seinen Tagen hat sich aus dem wirren brodelnden Wettlauf der Rassen keine neue Literatur heraus entwickelt, abgesehen von dem neuen, für Europa schon verblichenen Naturalismus der Nachkriegszeit und der verheerenden Wirkung der vers libres. Die angeerbte und angenommene Sprache, das Englische, befindet sich in einem Zustand der Auflösung und Verwandlung unter dem Einfluß fremder Idiome. Schließlich wird Whitmans Sprache trotz ihres rassigen Yankee-Englisch und ihrer Gallizismen mehr der Sprache Shakespeares als der Sprache des künftigen Amerikaners gleichen. Möglicherweise wird sich aus dem jetzigen Prozeß eine amerikanische Sprache formen, die nur noch in ihrer Grundlage englisch ist.

Und gerade auf diesen einen Punkt, auf eine Volkssprache und ein lebendiges nationales Schrifttum in dieser Volkssprache baute Whitman seine höchsten und sichersten Hoffnungen. Wieder und wieder erklärt er die Notwendigkeit einer Volksliteratur und fordert von den Dichtern, die geistigen Führer ihres Volkes zu sein.

„Für mich," schreibt er, „kommt zuerst eine fast unbeschreiblich hehre Gestalt — das Volk mit seinen verschiedenen typischen Formen und Haltungen —, dann der göttliche Spiegel, die Literatur." In einem kraftvollen Artikel über amerikanische Literatur (North American Review) heißt es:

„Denn es sind vielleicht nicht nur die freien Schulen und Zeitungen, auch nicht

die Eisenbahnen und Fabriken, nicht alles Eisen, alle Baumwolle, aller Weizen, alles Schweinefleisch, Petroleum, Gold oder Silber, nicht der Überfluß von hundert und Hunderten von Millionen, nicht das vierzehnte oder fünfzehnte ‚Amendment' (Zusatz zur Verfassung), nicht die letzte Volkszählung, was diese Republik hoch oder am höchsten zu bringen vermag auf der Stufenleiter der Weltgeschichte. Etwas anderes ist unerläßlich. All das Aufgezählte ist erhaben, aber es gibt Erhabeneres.'

Er warnte beständig vor der Wiederherstellung von alten Sitten und Gesetzen, vor geistiger Sklaverei und Nachahmerei und vor der tötenden ästhetischen Unfruchtbarkeit des Neu-England-Gewissens:

„Was die Vereinigten Staaten jetzt am nötigsten brauchen, sind Patriotismus, Nationalität, Ensemble oder deren Ideen und die skrupellose Durchdringung damit. Nicht das bloße Geschrei davon und Großtun damit, sondern die wirklichen Gefühlstatsachen, der Eifer, der beständig befruchtende Geist an der Quelle dieser Ideen. Und auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, möchte ich immer wiederholen, daß eine große, erfindungsreiche amerikanische Literatur niemals bloß gut und moralisch in der konventionellen Art sein kann. Puritanismus und was daraus hervorgeht, muß stets mit Achtung von mir erwähnt werden. Dann muß ich sagen, daß der puritanische Standpunkt für diese unendlich ausgedehnten und verschiedenartigen Staaten eng, verstopfend und unphilosophisch ist."

Dann erklärt er, in seiner eigenartigen, der Carlyles ähnlichen, reichen Prosa, die so wenig bekannt ist, was er im einzelnen damit meint, ruft seine Zeit auf zur Tat, schildert, was ein wirklich amerikanisches Schrifttum umfassen und wiedergeben sollte. Er fluchte wohl den schwachen Eintagserzeugnissen der damaligen Schriftsteller, jener Nachahmer der überfeinerten Einfuhr von auswärts, die ihre eigenen ungeheueren Möglichkeiten vernachlässigten und sich verschwendeten in der mühseligen Ausmalung blutloser Liebeshändel. Aber sein Ruf nach ungeheuren, weltmeerhaften Dichtern, nach einer großen Nation, nach magnetischen Sängern, die die Menschen zur Tat aufrüttelten, sie auf Höhen führten, ihnen modernes Denken und Wissen nahebrächten — sein Ruf würde heute ebenso verhallen wie dazumal. Andere Hindernisse als zu seiner Zeit, aber ebenso feindliche für Menschen wie ihn, würden dem Milton unter Amerikas Dichtern entgegenstehen, wie sie anderen auch heute begegnen, die eine geistige und künstlerische Hörerschaft in der Republik suchen. Whitman würde sich tatsächlich alle dem gegenüber sehen, was er in dunkleren Augenblicken vorhersah, wenn selbst sein hochfliegender Geist von Zweifeln bedrückt wurde.

„Und doch sehe ich mich der Tatsache gegenüber, daß die Staaten Mangel haben an machtvollen eigenen Philosophen, Rednern, Sängern, als Sammelpunkten in Zeiten der Gefahr und Gegenmittel gegen Zerstörung und Zersetzung. Geschichte ist lang, lang, lang. Mögen wir die Tatsache drehen und wenden wie wir wollen, so bleibt das Zukunftsproblem Amerikas in gewissen Hinsichten so dunkel wie es weitläufig ist. Stolz, Konkurrenz, Zersplitterung, bösartige Eigenwilligkeit und Zügellosigkeit ohne Beispiel brüten jetzt schon über uns. Ungeheuer und unlenkbar — wer soll Behemoth halten? Wer den Leviathan zäunen? Mögen wir noch so sehr mit unserem Fortschritt prunken — seitwärts und vor uns auf dem Wege steigen riesengroße Unsicherheit und schrecklich düstere Aussichten auf. Es ist nutzlos, das zu verneinen. Die Demokratie läßt die dicksten, häßlichsten, tödlichsten Pflanzen und Früchte üppig wachsen — bringt schlimmere und immer schlimmere Eindringlinge mit sich —, braucht neuere, größere, stärkere, kühnere Ausgleiche und Triebkräfte."

Whitman sah trotz seiner angeborenen heroischen Hoffnungsfreudigkeit, daß ein gewisser Verfall die jüngere Generation der Republik zu zeichnen begann, die Merk-

male der modernen Demokratie, die in Amerika ein freieres Spiel hatten als anderswo in der Welt. Auf die Krankheit der „Modernität" legte er seinen Finger, welche die Opfer eines Zeitalters der Maschinen und des Mammons heimsuchten, auf alle die Übel, die aus dem besinnungslosen Materialismus und der Vernachlässigung geistiger und ästhetischer Werte hervorgingen. Hier folgen seine vernichtenden Anklagen, die heute noch zehnfach begründeter sind als damals:

„Wenn wir einmal unsere Augen vor der Pracht und Größe des allgemeinen, oberflächlichen Eindrucks verschließen und zu dem hindurchdringen, was allein von wirklicher Wichtigkeit ist — Persönlichkeit —, wenn wir hier genau nachforschen, müssen wir uns fragen: Haben wir hier wirklich Männer, die den Namen verdienen? Haben wir Athleten? Haben wir vollkommene Frauen, die der überfließenden materiellen Üppigkeit entsprechen? Haben wir allgemein gute Manieren? Generationen schöner Jugend und majestätischen Alters? Haben wir eine Kunst, die unserer Freiheit und eines reichen Volkes würdig wäre? Haben wir eine hohe sittliche und religiöse Kultur, die einzige Rechtfertigung einer reich entwickelten materiellen Zivilisation? Bekennen wir es, daß einem scharfen und strengen Blick, der die Menschheit unter ein sittliches Mikroskop nimmt, diese unsere Stärke als eine Art dürrer und flacher Sahara erscheint, überfüllt mit erbärmlichen Grotesken, Mißgestalten, Phantomen, spielerischen Fratzen, minderwertigen Narren. Bekennen wir es, daß überall in Läden, Straßen, Kirchen, Theatern, Schnapslokalen, öffentlichen Ämtern Ordinärheit und Leichtfertigkeit, gemeine Übervorteilung und Treulosigkeit vorherrschen, daß überall die Jugend unbedeutend, frech, läppisch, frühreif ist, daß überall eine abnorme Unzucht zu finden ist, ungesunde Gestalten, Männer und Frauen mit schlechter Hautfarbe, angemalt, ausgestopft, gefärbt, mit falschen Haaren auffrisiert, verdorbenes Blut in den Adern, unfähig zu gesunder Mutterschaft, mit völlig verflachtem Schönheitssinn, so ohne jegliche gute Manieren, wie man es wohl nirgends sonstwo in der Welt sehen kann."

Es ist bedeutsam, daß die Hauptnote seiner ungeheuren Anklage der Mangel an Persönlichkeit ist. Mit einigen Ausnahmen — wie etwa der verblichene Roosevelt oder wie die scheinbare, rein finanzielle Größe eines Rockefellers, Astors, Morgans usw. — sucht man in Amerika vergeblich nach beherrschenden Gestalten auf den Gebieten der Staatskunst, Literatur und Kunst. Die Megalomanie eines Wilsons verpuffte in üblem Geruch. Der amerikanische Journalismus läßt im Gegensatz zu dem englischen völlig die klaren Persönlichkeiten vermissen. Persönlichkeit ist eine Macht, vor der sich die Zeitungen der Republik fürchten, weil sie wissen, daß die Bevölkerung keine Versuche individuellen Ausdrucks duldet. Es ist gerade das allgemeine, eifersüchtige Einstehen für das Recht der Individualität, das für den Mangel an Individualität in besonders hervortretenden Beispielen verantwortlich ist, ebenso wie es die instinktive Abneigung der demokratischen Massen gegen den erklärt, der kraft seiner Persönlichkeit eine geistige Führerschaft beansprucht. Das brennende Verlangen nach Unabhängigkeit versklavt sich schließlich selbst.

Walt Whitman war ein Prophet, der — wie so viele seines Zeichens — warnte und berief, lange vordem die Zeit reif war. Er war ein Dichter, dessen Werte für Amerika in unbestimmter Zukunft liegen. Es ist zweifellos gut, daß selbst in kleinen Kreisen sein Einfluß gepflegt und für die vielen bereit gehalten wird, wenn je sein Ideal von Demokratie sich aus den eruptiven und korrupten Götzendiensten, Mischformen und Narrheiten dieses Zeitabschnittes herausentwickeln sollte. Furchtlos, erhoben von machtvoller Überzeugung und unerschütterlichem Glauben schritt er dahin durch die drohenden Unwetter, welche die Republik gefährdeten. Er war der Sänger der Männlichkeit, der Demokratie, der poeta laureatus der Arbeit. Die Stimme, die in den „Grashalmen" (Leaves of Grass) lebt, wird niemals verstummen. Das

ungeheure innere Feuer wird trotz all seinem Ruß und seiner Schlacken brennen, bis mit veränderten Verhältnissen die rechte Zeit gekommen ist, in der dieser heroische Barde ein Feuerzeichen sein wird, an der die Menschheit sich manche Fackeln anzünden kann.

Lenele

Eine elsässische Kindergeschichte

von

Eduard Reinacher

Es war eine Nacht, die mit Schwere auf den Leibern der Schlafenden lag. Die Luft war wie laues Wasser zu atmen. Lenchen hatte heiß, es drückte etwas überall an sie, aber sie wußte nicht, was. Sie machte die Augen auf und bald wieder zu. Eine Weile war Ruhe. Dann knackte ein Fenster oder ein Ding, das beim Fenster war. Lenchen wußte im Schlaf, daß das Fenster offenstand. Es konnte jemand hereinkommen; es war jemand im Zimmer. Mach die Augen auf, Lenchen! Sie sah ohne das, was es war. Ein schwarzer Mensch war es, lange Tücher hatte er an, Flügel hatte er. Wie ein langsamer Vogel strich er durch das Zimmer. Da schlug er stark mit den Flügeln, so daß die äußersten Federn zusammenschlugen: so gab es einen klaren Schein in der Kammer. Der Flügelmensch schwebte hinaus, sein Schein blieb da. Aber das weiße Licht wurde langsam grau, die Wände lachten nicht mehr davon. Die Schatten der Möbel sandten Pfoten aus hier und dort entlang. Da ging die Tür auf, wer es nicht sah, der konnt' es nicht hören, und Kathlen schlich herein, die erste Magd, käsweiß, ihre schwarzen Zähne standen zwischen den Lefzen heraus. Sie drehte das Gesicht nicht gegen Lenchen, nur die blinzigen Augen so leß halberherum, und machte einen Mund, als ob sie Essig schlucke. Da kicherte ein Gespenst, das irgendwo am Boden versteckt war, und schob der Schleicherin einen Schemel vor die Füße, so daß sie stolperte und hinschlug; gleich aber fuhr sie wieder auf, wiewohl mit abgebrochenen Armen, als eine Schlange. Sie konnte durch die Luft schlängeln. An der Wand drehte sie sich hinauf, unter der Decke glitschte sie hin, ringelte sich zusammen, schnellte den bösen Kopf herab, Lenchen am Hals zu packen. Da floß die Luft vor Grauen überall her wie ein schwarzer See, es wurde ganz und gar dunkle Nacht, und Lenchen war, als nicht mehr vorhanden.

Als aber der Morgen bald kommen wollte, als es flaumig wurde in der Ebene da und dort, und als die Strohdächer im Dorfe anders rochen, denn eine Stunde vorher, als es auch schon frühkalt war, da fingen die Vögel an zu schreien; davon kam Lenchen wieder zu sich. Zuerst gilfte nur ein einziger Vogel, er mußte an der Ecke sein zwischen dem Garten und dem Zuckererbsenfeld. Er gilfte sehr schrill, aber so leis, daß man ihn fast nicht hören konnte, nur Lenchen hörte ihn gleich und horchte ihm zu. Es ging aber kein Dutzend Male, daß er so machte, gilf, gilf, gilf, so fing auch schon ein anderer an von derselben Art, und pfiff ebenso leis und süß, spitz wie er selber, gilf, gilf. Dann fingen zwei auf einmal an, dann sieben, dann zwanzig

miteinander. Alle miteinander gilften sie, es war anzuhören, wie eine Silberpappel anzuschauen ist, wenn die kleinen Silberblätter alle zittern.

Es legten sich aber andere Vögel darein, die im Feld weiter draußen erwachten, die gilften auch, aber stärker und lauter und nicht so süß und so dünn, aber lustiger, und die einen machten kürzere Töne, wie wenn man den Pappelbaum mit roten Blumen bewirft, und die anderen machten breitere und brünstigere Töne, wie wenn die spitzigen, farbigen Wolken über den Himmel fahren. Die schrien zuerst, daß man merken konnte: nun sind es die einen, nun sind es die andern; dann aber stimmten sie zusammen und taten alle auf einmal aus ihren Brüstlein heraus, was drinnen war, da gab es einen einzigen wilden Schwall, worin das leise Gegilf der näheren Vöglein fast unterging.

Lenchen machte die Augen ein wenig auf: da ging der Tag schon gegen die Helle, fast war schon das Farbige vor dem Fenster zu sehen, nicht mehr lange konnte das Sonnlicht mit Aufgehen warten. Und dringlicher schrien die Vögel im Feld, und auch die an der Ecke erhoben ein wilderes Gegilf und stachen heraus mit eiligen Pfiffen. Und wie der Lärm wuchs, so wurde es anders, andere Stimmen kamen dazu und hinein, aber es war ein Lärmen. Hast du einen großen Krug an den Brunnen gestellt, wenn es hoher Sommer ist, daß die Quelle nur noch so rinnselt und fast keinen Strahl mehr geben will, daß man meint, nun höre sie etwa bald auf zu laufen und wolle nur noch tröpfeln? Aber noch hat sie einen Strahl, noch schießt es, wenn auch nur dünn, doch gleichmäßig in den kniehohen Krug hinein, noch grüspelt es, plätterlet, brummelt, rohrt. Zuerst hat es geklingelt, als sich das Untere füllte. Nun brummelt es in der bauchigen Mitte; aber immer schneller scheint das Wässerlein zu laufen, eifriger füllt sich der Krug, als söffe er saugend, schon klöpfelt, orgelt, gluckst es in seiner engen Kehle, als quetschte er's unter dem Henkel heraus. Nun macht es ganz schnell in einzelnen Schlägen dug, dug, nun rieselt es über. Aber ich rühre die Hände nicht. Ich nehme den Krug nicht vom Brunnen fort, ich mag nichts tun als horchen. Immerfort örgeln Quelle und Krug miteinander, wie es beim Vollaufen gewesen sei mit dem ersten Aufklopfen, dem langsamen Kluttern, dem bauchigen Rohren, dem heftigen Gluckseln, dem sprengigen Übergeplätscher: alles machen sie, eins dem andern nach und zusammen.

Rohrende Vögel gaben das Rohrsame ihrer Kehlen in den Morgenschall, eifrig die Hellen mit reiner Warteklage, eifrig die Bräunlicheren, sanft und sehr gewaltig der Chor der Dunkelschmachtenden. Diesen gegen setzten sich die Flöten, die ihre Lichtliebe mit ausgezogenen Tönen über sich spielten. Da ließen die Rohrer ihren Lärm etwas sinken, als wären sie's zufrieden, daß die Flöter eine Zeitlang ihr Ding mit in Einem durchhielten. Aber nicht lange flutete das Geflöt über allen, als wäre es um einen einzigen, überklaren Klang zu tun, da meldeten sich die Schnarrer an, daß sie auch ein Wort zu sagen hätten. Mit breiten Pinseln fuhren sie in das Geflöt hinein. Wie hell, wie rein, wie gleichfließend die Flöten pfiffen: so oft eine Krähe den Schnabel auftat, ging es durch, wie durch einen weißen Mädchenarm eine rote Schramme. Und es wurden mehr der Schnarrer, sogar ein paar Frösche mischten sich darein, und weniger der Flötenden, von denen ein Müder und etliche Verdrossene abfielen. Da kamen die Gilfer und Rohrer ihren Verwandten zu Hilfe, die Sumser und Sauser rührten sich wie das weite Gras im Wind, die Geiger strichen weißglühende Spritzer hinein, alles was klein war, erhob seine Stimme, alles was klar schrie, erging sich in Chören gegen die breiten Schnarrer. So überschrien sie einander, und obwohl die Krähen auch unermüdlich waren, so kam doch ihr Krah nun als aus viel größerer Weite; und die Kleinen waren da, mit der Fülle der kleinen, holdschnittigen Töne süß und vorhanden nah. Lenchen faltete die Hände zusammen. Jetzt flog aber ein Vogel auf und erhob sich über die anderen, denn er

hatte das Seine sonderlich zu sagen. Der machte eine Erstellung von wölkigem Grillen, aufsprießendem Gilfen, ährenwankendem Gegeig, von Wildgeflöte und Pappelgekrächz und tiefem, farbigem allerhand Früchtefall. Dies tat er einmal, da hörte man ihn nur gar leis vor den andern. Und er fing wieder an, da schwiegen die Schnarrer. Und wieder, da wurde die Menge der Geiger und Flöter still, und die Breite der Sumser wogte nur leis unter ihm. Höher stieg er, lauter schrie er, mehr der sprießigen Strahlen knüllte er in sein Gedicht. Alle hörten ihn. Hier und da gilfte eines. Hier und da rohrte und orgelte eines, und krächzte das andere über ihm. Aber die Erde und die Sonne hörte nur ihn. Alles schwieg. Endlich wurde er selber, der Türmleinaufrichter, stille. Und nun, und nun, was ist? Da hatte ein Zwitscherer den Mut und fing mit gekettelten Gängen wieder an. Er setzte hoch an und hielt lang aus, bis er unten tief herauskam, dann hielt er an und nahm Atem und konnte sich's nicht verhalten zu glucken zwischen dem Atemnehmen und setzte wieder an. Gleich bekam er Antwort, ein Bruder sang dasselbe Lied wie er, aber schneller, fast noch einmal so schnell. Da sangen sie's einander zu Wette. Schon aber setzten sich die Zirper mit zierlichen Kringelkänzen zwischenhinein, und die Schmettergilfer zogen die zarten Fäden ihres Getöns in luftigen Maschen über die Wiesen, es war, als ob sie der Erdenmutter Brüsseler Spitzen an den Leib singen wollten. Darüber tänzelten wackelschwänzlige Klänge, weich wie die reifen Pfirschen, durchsichtig wie Glas, spitz wie stählerne Nadeln, süß wie Beerenwein, alles in einem zuckeligen Hin- und Hertanz. Von diesen Tänzern blieben zwei stehen, als die andern rückwärts traten, und hoben miteinander an Frage und Antwort. Einmal, zweimal, siebenmal, immer dieselbe Frage fragte der eine. Und einmal, zweimal und siebenmal immer dieselbe Antwort antwortete der andere. Zum achtenmal aber, wenn er zuvor gefragt hatte so hell wie zwei Sterne, fragte der Frager so helle wie drei nahe Kerzen, die beim Fenster brennen. Ihm antwortete der Antworter so hell wie das Tageslicht — die erste Frage, die erste Antwort, aber sehr vielmal heller. Und viel heller, so hell, wie die Sonne einem See in den flachen Spiegel blickt, fragte der Frager. Des rüstete sich der Antworter zur Antwort in Helligkeit — wer weiß wie —, und blies auf die Bälglein, und die Menge aller Gilfer, Summser, der Rohrer, Flöter und Schmetterer schrie ihm die Antwort vor, wie er schreien sollte, aber er hielt sich still und schrie nicht, und die andern schwiegen auch. Denn die Sängerin erhob ihre Stimme.

Nun schweige, Frage! Denn du bist als durch goldenes Wasser gezogen in einem verklärten Sang. Nun schweige, Antwort, denn deine Herrlichkeit ist aufgegangen in wundem Fraggesang. Leid hat Seligkraft! Schweige, o Saitengetön, vor der Orgel! Schweige, Harmonische, vor aller Glocken Pracht! Schweigt vor der Macht der Gewitter, ihr Glocken, und ihr Gewitter vor den Stürmen der Wüsten und des Meeres! Schweigt, o schweigt alle vor der Macht der Sonnentragung, vor einer sanften, sausenden Macht! Ihr seid alle umfaßt, überfaßt! Ihr seid alle klar-gestrichen von einer frauenhaften Hand.

Auch die Lauschenden tönten mit ihrem Gelausch; aber die Sängerin hörte nicht darauf. Sie hörte kein Ding, sie hörte keine Seele, sie hörte die eigene Stimme nicht. Niemand sah sie, niemand vermutete ihren Stand. Niemand wußte, wie ihr Schnabel beschaffen war, ihre Kehle, ihre Brust, ihrer Augen Art. Die Sängerin sing hoch in der Höhe an in der Schar des kommenden Lichtes, wissend vom Licht stieg sie jauchzend, stufenweise hinab in die Dunkelheit. Sie stieg leitergehend wieder hinauf, höher, denn sie vorher gewesen war, und stürzte pfeilgerade wieder hinab, tiefer denn sie vorher gefallen war. Sie rührte die Wasser der Tiefe um, das Gold und Silber, die schlummernden Steine, die hauchenden Flüssigkeiten. Sie schlug an ein Herztor nach dem andern und ging hinein; sie ging durch die verborgenen Kammern und

sagte was drunten lag. Sie erlöste die Tiere der Tiefe. Sie erlöste die Farben des Sees und des Himmels, weinrotes Wasser, dunkles Uferwasser über dem Tang und die grüne, winkende Breite erlöste die Bäume, daß sie grün schwankten, erlöste die Weizenfelder, daß sie golden wallten, schwer, langsam, erlöste die Matten und das Gras und den Fingerhut am Walde, dazu den Staub an der Straße. Die Sängerin erlöste zur Freiheit, was sie gebunden hatte. Und was vor ihr in Staunen verstummt war, erlöste sie wieder in starkem Klang. Alle Vögel fielen zu ihrem Gesang ein mit aller Macht. Keiner schwieg mehr, keiner wartete des andern, keiner dachte an Frage und Antwort, an Wettlauf, Tanz, Sturz, Spitzenweben, Türmleinrichten, daß sie nur schrien! Daß sie sich nur schreien ließen, überhin, überhin, heraus mit allem Gekling und mit aller Stimme! Die Seele schwirrte.

Lenchen hielt fest die Augen zu — spürte sie doch das Licht. Auf stieg es, wie auch die Vögel schrien, die Sängerin es hinauf mit hochhaltender Gewalt. Wild, wild! Geschrei und Licht! Da spitzt es sich tief in dich, weckend doch mählich deine Sinne! Lenchen drückte die Augen zu. Nicht seh ich dich an, du beglücktest mich denn noch wilder. Da weitete sich das Vogelgeschrei, Stimme jagte Stimme, Geklicker, Geglitzer, kein Ohr faßt den Kitzel, es drängt sich in dich, entzündet dich! Du bist selber Licht, mein Seelending! Ach der Beglückung! Dränge ab dein Dunkel! Erspringe! Lenchen sah über sich hin und über ihre Hitze. Nichts als ihr Leintuch hatte sie über sich. Sie sah ihre Brüste, ihren Leib bis zu den Füßen hinab, sah die Arme und Hände nachbarlich zu den Seiten hängen. Sie sah sich und liebte das Licht, wußte nicht, warum sie glücklich war, und schmiegte sich enge hin. Dankbarkeit hatte sie wie ein brennendes Öfelchen in sich. Sie spürte es in den bräunlichen Augen schwimmen. Da pochte Kathlen an die Tür. — „Ja" rief sie, stand auf, ging ans Fenster zu dem Vögelsingen, ging an ihr Tischchen und wusch sich.

Zum Morgenessen waren an diesem Tage alle zu Tisch. Der Bauer Andres Weinhold saß oben am Tisch vor der Schublade, die Bäurin Katherine saß neben ihm an ihrem Platz, die drei Söhne saßen auf der Fensterseite an ihren Plätzen, die zwei Töchter saßen auf der Stubenseite neben der Mutter an ihren Plätzen. Währenddem, daß die Töchter miteinander das Tischgebet heruntertackten wie zwei Uhren, von denen keine nachgeht, kamen die zwei Knechte und Kathlen auch herein. Als es „Amen" war, saßen alle, bis auf Lenchen. Die kam noch mit dem zweiten Milchhafen herein, den sie mit zwei Händen tragen mußte, machte die Tür mit dem Ellbogen hinter sich zu und setzte den Hafen auf den Tisch und saß auch hin, ganz unten. Die Bäurin schaute Kathlen an, daß sie Lenchen einschenken sollte. Brot lag schon vor der Tasse, und Zucker warf die jüngste Tochter Elis hinein. Lenchen brockte ihr Brot und drückte es mit dem Löffel hinein, daß das Braune darüber zusammenkam, und aß. Sie hielt den Ellbogen an ihren Seiten und hob den Löffel nicht gar zu schnell, und den Hals hielt sie gerade. Darum wurde sie von der Kathlen von unten angesehen, denn diese lag mit breiten Ellbogen und hatte den Mund fest an der Tasse und schmatzte, so schnell man schmatzen kann, und die rötlichen Augen stachen ihr seitwärts gegen Lenchens Tasse. Als Lenchen ihr Stückchen Brot gegessen hatte, schnitt sie sich noch ein kleines von dem Laib, der unten am Tisch lag. Dabei sahen ihr Kathlen und die Töchter zu, und auch zwei von den Söhnen; da merkte sie, daß niemand am Tisch bis jetzt gesprochen hatte, und wurde ein wenig rot, aber nicht sehr. Und als sie gebrockt hatte und den Löffel wieder hob, sagte die jüngere Tochter Elis: „Das Vieh frißt auch, bis es satt ist, aber dann hat es genug und stiehlt nicht noch dazu." Die Mej machte einen schiefen Mund dazu und meinte, es gebe halt Menschele, die schlauer seien als das Vieh. Das war noch nicht ausgesagt, da spitzte die Kathlen hinter ihrer Tasse hervor: früher hätte man solch ein Lumpenmensch aufgehängt oder auf das Galee geschickt; daß man sie frei herumlaufen lasse, wie

wenn gar nichts wäre, sei eine neue Erfindung. Jetzt hob die Bäurin den Kopf und sah streng herüber, und der Bauer brummte etwas. Die Söhne und die Knechte murmelten untereinander, die Töchter tuschelten. Die Kathlen aber schmatzte und schluckte so schnell, als ob's ihr genommen werden sollte. Und Lenchen saß wie auf einer verlassenen Insel und brachte den Löffel vom Mund zur Tasse und wieder zum Mund, und aß langsam, ganz langsam.

Auf einmal hatte sie die knochigen Hände der Kathlen im Genick. „Bist du's gewesen, oder nicht? Willst du's eingestehn, oder nicht?" Tückisch riß die Alte zurück, daß der Stuhl fiel und Lenchen mit, und jetzt hockte sie auf ihr, mit allen zehn Krallen ihr am Halse und zeterte: „Gestehst du's ein, Diebsmensch, Hundsvettel, drecketer Dieb!" Die Töchter sprangen auf und schrien, die Bäurin stemmte die Arme in die Seiten, der Bauer stand auf, trat hinzu, brüllte auf die Kathlen ein, meinte aber Lenchen. Die Burschen glotzten in ihre Tassen. Lenchen machte sich von der alten Hexe frei, stand auf, stellte ihren Stuhl auf die Füße, wischte sich ab. Die Kathlen mußte von ihr zurück, die Bäurin bedeutete sie. Lenchen setzte sich wieder hin. Da hieß es von der Bäurin her: „Du brauchst dich nicht mehr zu setzen. Du hast den Strumpf mit den dreihundert Mark gestohlen. Geh und hol ihn, wo du ihn hingemacht hast. Bring ihn aber schnell, denn der Gendarm ist da." Und es pochte an die Tür, der Gendarm kam herein. Er hatte den Säbel an und ein Eisengekettel in der Hand. Der Bauer und die Bäurin sagten ihm guten Tag. Dann sahen alle Lenchen an. Die setzte sich wieder hin und legte die Hände auf dem Schoß zusammen. Kathlen fing wieder an zu zetern, und die Mägde auch. Aber der Bauer bedeutete alle hinauszugehen, wenn sie gegessen hätten. Als sie fort waren, tranken der Bauer und der Gendarm einen Schnaps, und die Bäurin brachte noch einen Teller mit Speck herein. Der Gendarm aß und trank, und während dem Kauen sah er Lenchen mit dem Polizeiblick an und rappelte mit seinem Gekettel, aber Lenchen kümmerte sich nicht um ihn, denn er ekelte sie an, und es hieß, er wäre Korbmacher gewesen, vorehb er zu den Soldaten gekommen. Indessen mischte sich der Bauer drein. „Gewesen bist du's! Es stiehlt sonst keins im Haus. Gibst du's her oder nicht?" „Ich weiß gar nicht, was ihr wollt!" „Unser Geld wollen wir, das du aus dem Schrank gestohlen hast", schrie jetzt die Bäurin und schrie und klagte und schimpfte, drohte und bat eine Viertelstunde lang. Dann sagte der Bauer: „Geh hinaus jetzt, du siehst ja, daß sie dich doch nur auslacht. Die muß sonstwo hin, daß sie zahm wird." Und zum Gendarmen: „Nehmt sie eben mit." Und zur Seite: „Ich sag's dir zum letztenmal, gestehe ein! Du bist nichts, und hast nichts und läufst gern herum wie ein Pfoh. Du bist's ja doch gewesen." Da schaute ihn Lenchen groß an und zuckte mit den Achseln und verachtete ihn. Er zuckte auch mit den Achseln, sagte zur Frau, sie solle auf das Menschlein achtgeben, und ging mit dem Menschenfänger hinaus, ihm den Kasten im Hausgang zu zeigen, in dem das Geld gelegen hätte. Auch in das Schlafstübchen Leneles gingen sie und zogen die Schubladen auf und warfen das Bett durcheinander, und auch den alten Schrank, der nur noch als altgeerbt da oben stand, mit farbigen Blumen angemalt war, zu dem Lenchen doch gar keinen Schlüssel hatte, machten sie auf, ob sie's etwa darin verborgen hätte. Es war aber nichts darin als altes Geschirr, Tassen mit Ohrenhenkeln und zwei Brautflaschen mit zinnernen Pfropfen, vom Urgroßvater und der Urgroßmutter eine, und von dem allen fehlte nichts. Da sagten sie: „Das Menschlein ist schon durchtrieben, aber dafür sieht sie auch aus, wie wenn sie kein Wässerchen trüben könnte; die Sorte sind alle so. Aber es wird ihr noch anders kommen auf der Galee." Also gingen sie wieder die Stiege hinab, und der Gendarm sagte gar nichts und machte Lenele sein Gekettel an die Hand, und der Bauer wartete, ob sie vor Angst etwas sagen würde. Aber was wollte sie sagen?

Sie weinte und hätte doch lieber nicht geweint, wußte selber nicht, wo sie am liebsten gewesen wäre. Die Bäurin kam noch einmal herein, ehe der Gendarm sie fortführte; grell sah sie Lenele an, die Lefzen preßte sie so aufeinander, daß man nichts Rotes mehr davon sah, und war am ganzen Mund voll Falten. Lenele sah es nicht einmal. Gerade als sie zur Türe hinausging auf die Straße, konnte sie das Weinen anhalten; und das war gut für ihr Schämen, denn die Kathlen hatte viel Weiber und Kinder zusammengezetert, die warteten jetzt, und die Kathlen schrie es herum, so laut es ihr aus dem blechernen Halse wollte, daß Lenele eine Diebin wäre. Nun zeigten die Mütter sie ihren Kindern, daß sie ins Raspelhaus geführt würde. Und der Knecht brachte dem Gendarmen das Roß, und der setzte sich mit seinen ledernen Hosen darauf, und Lenele mußte mit ihm laufen, und die Buben und Mädchen liefen nach und machten lange Nasen und warfen mit Entendreck und sangen den Spottreim bis an das Spritzenhaus. Darin mußte Lenele warten, bis sie in die Stadt in das große Gefängnis kam.

Dahin wurde sie am Nachmittag in einem Wagen gebracht. Ein Mann, der einen grauen Kittel anhatte und eine graue Mütze mit einer Kokarde auf, hütete sie. Sie schaute nicht auf, bis der Wagen hielt und der Wächter sie aufstehn hieß. Da fand sie sich auf einem eingepflasterten Hof, rings herum standen Häuser mit platten Wänden und vergitterten Fenstern, und die einen Häuser hatten gelb-, und die andern hatten graugestrichene Wände, und alle Dächer waren altersgrau. Da und dort aber standen Bäume, einer mitten im Hofe, eine Eiche, und die andere näher bei den Häusern. Lenele konnte sich's nicht recht besehen, da hieß es schon, sie sollte machen, daß sie hineinkäme. Sie wurde eine Stiege hinaufgeführt, die mündete in eine Halle, die oben Fenster hatte, und ringsum waren nichts als zugeschlossene Türen, drei Stockwerke übereinander, und eiserne Treppen führten hinauf zu den eisernen Galerien. Lenele wurde in den zweiten Stock hinaufgeführt, und mußte in eine Zelle hinein. Da stand ein dreckiger Krug, den mußte sie am Hahnen neben der Treppe füllen, dann sperrte man sie ein. Sie hörte, was der Mann zu ihr sagte, der sie führte, und machte, was er sie hieß, aber obwohl sie ihn noch mit den Augen ansah, bekam sie doch kein Bild von ihm in ihren Geist hinein, was er für ein Aussehen hätte und was er für einer wäre. Die Zelle hatte zwei schmale Wände, eine mit der Tür und eine mit dem hohen, kleinen Fenster, das von geripptem Glas gemacht war, damit die Gefangenen den Himmel nicht sehen könnten. Und zwei lange Wände, da hing auf der einen Seite ein Kästchen, Lenele hatte aber nichts dreinzutun, und daneben war die Pritsche. Auf der anderen Seite stand ein Tisch, dessen Platte war verkratzt und vernagt, und lag ein Testamentlein und stand eine Waschschüssel darauf, und dabei stand ein Stuhl und in der Ecke ein schmieriger Eimer. Lenchen setzte sich, starrte die Wand an; darauf war nichts als gerade Tünche, worin die Gefangenen mit Bleistift und Nägeln allerlei Bilder und Sprüche eingegraben hatten. Einen konnte Lenchen lesen; er hieß: „Hier ist das Himmelreich", und es war ein Galgen dazu gezeichnet. Lenchen sah davon fort ans Fenster, wollte den Himmel sehen; da merkte sie das geriffelte Glas, daß sogar ihre Blicke angekettelt und eingesperrt waren, und wurde von großem Weinen ergriffen.

Als die Tränen nicht mehr liefen, legte sie den Kopf auf die Hände, auf den Tisch. Nun rieselte langsam, in grauer Kettelung und Verkettelung, der Strom von ihrem Leben hinauf und hinunter, Zeit geheißen; alles vergessen, das heißt nichts merken als die Zeit an Herzschlägen gemessen. Die Tür ging auf, es wurde etwas hingestellt und gerufen; sie hob den Kopf nicht. Später noch einmal ging die Tür auf, der Wärter nahm das Hereingestellte, brummte: „Dir kommt der Appetit auch noch bei uns" und knallte die Tür wieder zu und schmiß den Schlüssel im Schloß herum und warf die Riegel vor. Danach kam er noch einmal und schmiß zwei wollene

Decken hinein und sagte, in zehn Minuten wolle er sie nicht mehr auffitzen sehen, sonst könnte es Nüsse regnen. Also machte sie sich das Bett auf der Pritsche, und weil sie müde war, schlief sie noch lange vor Dunkelheit.

Sie erwachte wohl eine Stunde vor Sonnenaufgang. Langsam kam sie zu sich und begriff und erinnerte sich, wo sie war. Sie grübelte, wie lange sie im Gefängnis würde bleiben müssen, was man zuletzt mit ihr anfangen würde. Im Innersten aber war sie zu dieser Viertelstunde von allen äußeren Dingen gar nicht angerührt, es war nichts in ihr als ein großes Genügen, nachdem das Lärmen und das Geschwätz vorüber und hinaus war, das sie Ruhe und Stille hatte und mit sich allein dasaß. Es kamen allerlei Gefühle zu ihr von allerlei Dingen; sie sah die Dinge nicht — mochten es nun Felder, Wiesen, Wolken, Sterne, die Sonne, die Bäume im Obstgarten sein —, nichts sah sie, nur eine Liebe spürte sie, welche sie anbetraf, großen Wassern gleich sie umwallend, mit großem Brummen in sie hineinredend wie eine reichgesetzte Musik, spitzig in ihre Weichheit hineingereckt wie ein goldener Finger. Es war wie das Fliegen, es war wie das Schwimmen, als wie ein Ding in sich selber beglichen ist — lächelnd schmolz sie, legte die Hände an ihre Brüste und gab die Welt rund zu sich in sich. Und hatte die Seele ihrer Mutter in sich. Wie ein Feuerlein brannte die Mutterseele, wallte sacht auf und verteilte sich durch den ganzen Leib. Falte die Hände zusammen! Laß gehen, laß machen! Daß ich dich nur habe. Denn du bist da! Du schaust zu meinem Fenster herein und siehst mich an und weißt, daß ich sauber bin!

Aber es ging mit Schmerzen durch sie, als ein Fragen: „Was werden sie ihr vorgelogen haben?" Und ein wilder Zorn, daß die anderen zu der Mutter gehen konnten in ihr Witfrauenhäuslein, wo sie wohnte, und konnten zu ihr reden und lügen, was sie wollten, und Lenele war gefangen, konnte keiner Lügenhaut an den Hals, konnte nichts machen — ach! Und wie sollte es gehen, daß die Mutter nicht glaubte, daß Lenele ein Dieb wäre? Wenn es doch alle zu ihr sagen würden und würden sagen, es wäre sicher so, es wäre bewiesen, und am Ende gar, sie hätte es selbst eingestanden! Jetzt zitterte und wogte sie wieder ganz vor Zorn, wie ein gefangenes, starkes Tier ging sie zwischen Tür und Fenster hin und her, kaum enthielt sie sich, etwas zu zerschlagen und zu zertreten. Dann saß sie hin und dachte, wie die Mutter weinen müßte, und weinte auch.

Sie weinte, bis aufgeschlossen wurde und der Wärter sie kommen hieß. Er führte sie hinab in den ersten Stock in ein Zimmer, das nicht zum Abriegeln war, da saß beim Fenster ein junger Kerl vor einer Schreibmaschine, und ein anderer, der älter war und ein studiertes Gesicht hatte, saß an einem schwarzen Tisch, vor dem stand ein leerer Stuhl, worauf er Lenele sitzen hieß. Er las ihren Namen und ihre Geburtszeit und den Ort vor und fragte, ob sie die wäre. Sie sagte ja. Dann fing er von dem Gelde zu reden an, daß sie gestohlen haben sollte, und tat auch so, als wenn er's für sicher hielte, aber Lenele wurde nicht zornig darüber, denn es war ein stilleres Wesen an ihm, wozu sie Vertrauen faßte, und meinte, er glaubte es selber nicht, daß sie eine Diebin wäre, und gab ihm mit Lächeln Antwort auf seine verfänglichen Fragen. Und er fragte sie sehr viel und kreuz und quer und vielmal dasselbe, aber sie gab ihm gerne Antwort und hätte sich noch lange gern von ihm fragen lassen, weil er kein grobes Wort sagte und kein freches, sondern nur ordentliche. Was sie sagte, sprach er dem Jungen am Fenster vor, und der schrieb es mit seiner Maschine auf. Als sie wegen des Geldes alles beredet hatten, brachte der Studierte auf einmal zwei wollene Strumpfbeinlinge aus der Schublade hervor, von brauner Wolle, und fragte, ob Lenele denn von denen auch nichts wüßte. Es sagte, doch. Er sah sie an. Er hatte eine schlanke Nase. Der Spitzenknorpel daran war fein vom übrigen abgesetzt; er sah sie an, sein Nasenspitzchen hob und senkte

sich leicht. Lenchen hatte auch eine solches Spitzchen, obwohl ihre Nase anders gebogen war als seine, nämlich stärker nach außen; auch sie nüsterte schnell und leiß. Er wollte sie zwingen, etwas zu sagen, ohne daß er fragte; aber sie wartete. „Woher haben sie die Strümpfe?" „Sie sind fortgeworfen gewesen, im Waschkücheneck. Die Kathlen hat gesagt, ich kann sie nehmen." Auch das wurde aufgeschrieben, und dann mußte Lenchen ihren Namen unter das Aufgeschriebene setzen. Der Studierte sagte ihr Grüß Gott, ehe sie der Wärter wieder fortführte, und sie ihm auch. Eine Stunde später wurde sie noch einmal zu ihm gerufen. Jetzt sagte er ihr, er wüßte nicht, warum man sie festgenommen hätte. Der Gendarm hätte bei ihrer Mutter durchgesucht und nichts gefunden, und wenn es also nicht so wäre und sie es nicht selber angeben wollte, so könnte niemand sie gut verklagen, daß sie das Geld genommen hätte, zumal da ja der Schrank allen im Wege gestanden hätte und nicht verschlossen gewesen wäre. Lenchen nickte. Wegen der beiden Strümpfe aber, sagte er, sei das Verfahren noch nicht zu Ende, denn im Bericht des Gendarmen stünde, daß sie dieselben entwendet hätte. Ob sie nichts mehr dazu sagen wollte? — Nein. — Gut denn, so würde sie nun vorläufig entlassen. Ob ein Zug heute noch dahin führe, wo sie wohnte, ja, um viertel nach Neun. Ob er ihr das Reisegeld geben sollte? Ja. Sie bekam es und unterschrieb, daß sie es bekommen hätte. Dann machte ihr der Studierte die Tür sogar selber auf, und der Wärter ließ sie ganz hinaus.

Schön war es zu fahren, heimen zu. Die Sonne lag auf den Bergen am Untergehen. Sie machte alles rot. Wo man übers weite, freie Feld sah, lag roter Schein darüber, er spritzte an einzelnen Büschen und aufgeschossenem Kraut zur Höhe und etwas davon lag in den Gräben und in dem Schatten der gebrochenen Scholle. Wo es durch Wald ging, schienen die Stämme zu brennen, und das Genädel und das Geblätter flimmerte. Und drüben lief weit ein Hase fort: es war ein feuriges Tier. Dann aber sank die Sonne ganz nieder, es war nicht viel mehr zu sehen von den Wolken am Himmel, die groß und rot gebrannt hatten; im Felde wurde es bläulich, und wo eine nasse Senkung war, stieg der Dunst an den kurzen Weiden auf. Die Luft blieb gut warm, man konnte das Fenster offen lassen, und nur das Licht wurde kühl, matt und matter. Lenchen verwunderte sich halb, warum sie keine Angst hätte und nicht traurig wäre. Sie machte die Augen zu, spürte den Herzschlag der Mutter bei sich.

Die jungen Dörfler standen am Bahnhof herum, gaffenshalb, als der Zug ankam. Die kleineren Buben hingen am Geländer der Sperre, die Mädchen standen in Haufen beieinander, die Burschen auch. Es stiegen sieben Leute aus, einer der Lehrer, vor dem zogen die Buben die Mützen ab, ein Viehhändler im langen Leinenmantel, ein paar Frauen, zuletzt Lenele. Als Lenele dem Schaffner an der Sperre ihre Karte gab und Guten Abend bot, sagte er: „Schon wieder da, Mamsell?" Darüber gab es ein Gelächter bei den Burschen und Mädchen. Viele starrten sie geradezu an. Da richtete sie sich auf und ging stracks durch und begrüßte keins ihrer Kamerädchen. Und die anderen fingen erst an, über sie zu reden, als sie vorüber war. Sie ging die Straße hinauf, am Hause des Pfarrers durch, von dem die Fürsorgejungfer gesagt hatte, daß er Lenele auch für eine Diebin hielt, ging am Hause des Bauern vorüber — sie hätte vorher in eine Gasse einbiegen können, um nach dem Häuschen der Mutter zu kommen, aber sie tat es nicht. Lieber wollte sie den weiteren Weg gehen und zeigen, daß sie sich vor keinem scheute. — Die Mutter war daheim. Sie hatte keine Lampe brennen, aber sie saß noch auf, keine Tür war verschlossen. „Bist du's, Lenele?" „Ja." „Was hast du getan?" Lenele sagte darauf keine Antwort. Sie schüttelte nur den Kopf, aber nicht stark — genug, daß die Mutter es in der Dunkelheit sah. Da verstanden sie einander.

Nach ein paar Tagen kam Kathlen, sagte, der Bauer schickte sie, und Lenchen

sollte sich nicht auf dem Hofe zeigen, ehe sie's eingestanden hätte. Die Mutter sagte, sie hätte Lenele ohnehin nicht mehr geschickt. Was sie denn mit ihr vorhätte, fragte Kathlen, ob sie etwa bald wieder ins Gefängnis müßte? Die Mutter sagte, einstweilen helfe ihr Lenele im Hause, das übrige würde man sehen — und machte der Kathlen die Tür auf. Die ging nicht gern so schnell hinaus. Auf der Schwelle drehte sie den Hals noch einmal herum und frömmelte: „Ihr habt etwas versehen an dem Kinde! Ihr habt es zu hochmütig erzogen!" Die Mutter bedeutete Lenele, die Türe zuzumachen.

Am Sonntag predigte der Pfarrer in der neugemalten Kirche über Lenchen, obwohl er ihren Namen nicht nannte. Er sagte auch, in der katholischen Kirche wäre ein gleichsam heidnischer Unfug, die Ohrenbeichte, von der uns Luther befreite, jedoch nicht in der Meinung, daß dem Sünder oder der Sünderin, wenn sie das Herz dazu triebe, die Wohltat des Geständnisses vor ihrem geistlichen Hirten versagt sein sollte; auch er, der Pfarrer Kriecher, wäre jederzeit dafür zu haben, einem verirrten Schäflein in Jesu Namen Gehör zu verleihen. Am Ende wurde noch für eine junge, bisher verstockte Sünderin der Gemeinde (so sagte der Pfarrer), statt mit dem Namen („Lenele Mangold") gebetet, und alle sahen Lenchen und ihre Mutter grell an, als sie aus der Kirche gingen. . . . Um diese Zeit bekam Lenele einen kleinen Husten, der wochenlang anhielt.

Eines Tages brachte der Bote einen Brief vom Gericht: sie sollte am nächsten Donnerstag vor dem Gericht erscheinen, sie wäre wegen Diebstahls von Kleidungsstücken angeklagt. Die Mutter fragte, was das wäre; Lenchen sagte, es müßte der beiden Beinlinge wegen sein, die sie damals aus dem Waschkücheneck genommen und zuletzt in ihre Schublade getan, weil Kathlen gesagt, sie wären weggeworfen, und sie möchte sie nehmen. Sie hätte sie wollen aufziehen und andere damit anstricken. Und jetzt sagte Kathlen, sie wüßte nichts davon. Die Mutter seufzte, sagte aber nichts als es wäre jetzt Zeit zum Melken. Auf den Abend brachte die Mutter es über sich, zum Bauern zu gehen, um die Sache zu bereden; aber sie wurde von der Magd abgefertigt: Die Herrschaft hätte keine Zeit, sie könnten auch sowieso nichts mehr machen, beim Gericht ginge alles von selber. Lenele sollte eben das gestohlene Geld herausgeben, das wäre für alle am besten.

Am Donnerstag morgen fuhren sie miteinander in die Stadt, die Mutter und Lenele; der Bauer und Kathlen waren auch im Zuge. Es regnete in der Stadt. Sie mußten ein paarmal fragen und gingen ein paarmal falsch, denn das Gericht lag in einem Teile der Stadt, den die Mutter von ihrer Magdzeit nicht kannte, ihre Herrschaft hatte am anderen Ende, am hohen Staden in einem breiten, alten Hause gewohnt. Endlich fanden sie das Haus und den Saal, wie er auf der Ladung bezeichnet war. Da, wo sie eintraten, waren Bänke aufgestellt, der Bauer und Kathlen saßen schon da. Vor den Bänken war ein Gitter mit einem Türlein, das hütete ein Mann in einem langen, schwarzen Hemd, mit weißen Lappen am Hals, wie ein Pfarrer. Der Mann hatte einen langen, rötlichen Schnurrbart, dazu ein mageres Gesicht und war der Gerichtsvollzieher. Er hatte etwas Sonderbares an der Stirne nämlich kreuz und quer einige erhabene, blaßrote Streifen wie Narben, woraus scheinbar manchmal etwas Flüssiges kam, denn er hatte immer eine Stirn, als wäre sie naß. Der zischte etwas, man sollte aufstehen, als vorn im Saale die Tür aufging und der Gerichtshof hereinkam. Voran trat aber der Amtsrichter, Dr. Bauchart genannt, ein beleibter Mann, der rosige Wangen hatte, und seine Nase war oben schächlich, unten aber breiter und auch rosig, jedoch nicht vom Weintrinken, sondern durch die entwickelte Natur des Mannes; er setzte sich auf den Armstuhl vorn in der Mitte und winkte, da einige von den Zuschauern noch standen, sie möchten sich vor ihm aus niederlassen. Dies taten auch zwei Herren, die vom Gericht waren und

doch keine schwarzen Hemden anhatten, nämlich die Schöffen Stumpf (der sonst Kaminfegermeister war) und Mödel, Professor und Doktor, sonst Lehrer der Mathematik am Gymnasium, und letzterer setzte sich zur Rechten des Richters, ersterer aber zur Linken. Der Amtsanwalt hatte seinen Pult am Fenster stehen; darauf legte er seine Mappe und setzte sich. Er hieß Vorzahn, hatte einen Buckel, sah klug und krank aus, man schätzte ihn für einen Schwindsüchtigen. Jedoch hatte er milde Augen bei seinem scharfen Mund und mochte also weder ganz böse argwöhnisch, noch ganz vertrauensfreudig sein. Ihm gegenüber aber saß der Gerichtsschreiber Grosnetz, ein gesteifter, rundköpfiger Mann, der voll halblanger, weißer Haare war wie ein Igel, weil er sich eben seit ein paar Wochen den Bart stehen ließ. Daneben hatte er einen rötlichen Blick, einen dicken Hals und lange Hände zu seiner Schreiberei. Der Richter sagte, die Sitzung wäre jetzt eröffnet, und rief den ersten Angeklagten auf. Derselbe wurde mit fünf Mark gepeinigt, weil er Zeitungen aus der vorigen Woche für neue verkauft hatte. Eine Bäuerin hatte Wasser in die Milch getan, und der Schutzmann beschwor, daß er's durch das Stallfenster gesehen (sie ihrerseits sagte aber, es wäre ein bißchen Wasser vom Schwenken vorher im Kessel geblieben, aber nicht viel, und nachher hätte sie keins mehr drangegossen). Zwei Metzger standen vor Gericht, weil sie einer den anderen gescholten und geschlagen hatten; die Narben von den Schlägen sah man, wer aber schuld war und angefangen hatte, war nicht herauszubringen, also mußte jeder für sein Teil zahlen.

Endlich wurde Lenele aufgerufen, dazu der Bauer und Kathlen. Der Richter fragte Lenele um den Namen und was dazu gehört, dann sagte er ihr die Anklage wegen der zwei wollenen Beinlinge. Sie sagte, was sie dem Studierten im Gefängnis gesagt. Dann ließ man sie sitzen. Jetzt mußte Kathlen (indes man den Bauer in einem Zimmer daneben warten hieß) schwören, daß sie die Wahrheit sagen wollte. Sie schwur und sagte, sie hätte Lenele die Beinlinge nicht gegeben. Dann riefen sie den Bauer, der brauchte nur zu sagen, ob die Strümpfe (der Richter hatte sie auf dem Pult liegen) von ihm wären oder nicht. Er sagte ja, und das Menschel hätte ihm auch das Geld gestohlen und er wollte es wieder haben. Der Richter glänzte mit dem Gesicht und sagte, das wäre eine andere Sache, die noch untersucht werden müßte. Dann verklagte der Anwalt Lenchen und sagte, durch die Geldsache wäre ihre Sinnesart ohnehin in ein zweideutiges Licht gestellt, und wenn es auch wahr sein sollte, daß sie das Geld nicht genommen, so hätte sie doch selber zugegeben, die Beinlinge genommen zu haben, und daß sie diese Tat durch das angebliche Geheiß der Kathlen zu beschönigen suchte, bewiese doch nur, wie sehr sie sich ihres Unrechtes bewußt gewesen. Freilich hätten die Beinlinge keinen großen Wert, ein Tag Gefängnis wäre genug der Strafe. Der Richter fragte Lenele, was sie dazu zu sagen hätte. Sie sagte: „Ich habe nichts gestohlen. Helft mir, weil Ihr der Richter seid!" Dazu lachte er ein wenig, so daß das schwächere, obere Teil seiner Nase zwischen den Augendecklein versank, und flüsterte mit den Schöffen. Dann hieß er Lenele vor sich stehen und redete mit ihr nicht unfreundlich: Sie sollte doch vernünftig sein, sie wüßte doch die Wahrheit, und manche, der so etwas zum ersten Male geschehen und die es reumütig zugegeben, wäre besser davon gekommen als es im Urteil geheißen. Lenele sagte, es gebe genug Hallunken auf der Welt, wer keiner sei, brauche auch keinen aus sich zu machen. Jetzt zuckte der Richter die Achsel und las das Urteil vor, daß sie einen Tag Gefängnis bekommen sollte.

Als sie heimkamen, hatte Lenchen Fieber, die Mutter hieß sie gleich ins Bett gehen und ließ sie die Woche hindurch nicht heraus und bis an den anderen Mittwoch. Dann kam wieder ein Brief, daß die Mangold am Freitag mittag ins Gefängnis kommen sollte. Die Mutter wollte nicht haben, daß sie ginge, sie sagte, Lenele wäre sicher noch krank, aber Lenele stand am selben Nachmittag schon auf. Und als wäre

es eine Hochzeit oder sonst etwas Schönes oder Glückseliges, so hitzig wehrte sie sich darum, daß sie am anderen Tage das Gefängnis nicht versäumen wollte. Und setzte es durch, wie auch die Mutter weinte und bat.

Sie hatte eine Ungeduld im Leibe. Fast zu langsam fuhr ihr der Zug. Von alledem, was am fahrenden Fenster vorüberflog, Bäume, Hecken, Wolken, Ebene, und von der festen Bergweite sah sie nichts. Sie brannte danach, daß die Ungerechtigkeit an ihr vollzogen würde, daß es ganz und gar wahr würde, die ungerechte Gewalt und der unbarmherzige Haß gegen sie. Noch war die Gerte nur gegen sie erhoben. Sie wollte aber geschlagen sein, mitten in das Gesicht. Warum und wozu? Ihr Blut sang es ihrem Geist vor nach dem Takt der Eisenräder, welche sie tragend von Schienenteil zu Schienenteil zielentgegenrasten. „Und dann, ja und dann, und dann, dann, dann, dann. Alles wird eins sein. Alles wird eins sein. Die süße Rache, die rechte Rache, die süße Rache, Gerechtigkeit. Sterben, aber in Rache!" Sie hatte die Hand am Busentüchlein. Heiß hatte sie — ihre Hände waren weiß und sahen weich aus von Wachs: das kam vom Fieberschweiß.

Im Gefängnis war so wenig Platz, daß man sie mit einer anderen zusammensperren mußte. Das war eine schöne Frau, stand fein und aufrecht da, als Lenele hineingeführt wurde, gab Lenele die Hand und bot ihr den Guten Tag, hatte angesilberte Haare, graue Augen, klaren Blickes, ein Gesicht von Gedanken, von Güte, von Kampf gezeichnet. Lenele ließ den Kopf hängen, dankte leise für den Gruß, drückte sich in die Ecke, redete nichts weiter und zeigte, daß sie nicht gern reden mochte. Da nahm die Frau ihren Platz wieder ein und las in dem Buche weiter, das sie vorhin auf den Tisch gelegt hatte; und ihr Geist war bei dem Buche, ihre Seele aber bei Lenele: darum blitzten ihre Augen, aber ihre Lippen lächelten. Lenele brütete den ganzen Mittag über ihre Rache. Gewiß schien es ihr, daß sie Rache nehmen würde. Am Bauer, an Kathlen, am Pfarrer. Sie dachte nach, wie man's machen müßte, ein Haus anzuzünden, so daß es ganz verbrännte. Und wie man den Prediger auf der Kanzel oder am Altar einen Schimpf antun könnte, der immer an ihm bliebe? Daß er vom Amte müßte, vom Brot und von der Ehre, daß er ins Elend ziehen müßte? Wie man den Leuten im Dorfe allen ein Weh antun könnte, das nimmer heilte? Und war es besser, diese Woche noch oder die nächste das Nötige zu tun, oder besser zu warten, in die Welt zu gehen, reich und mächtig zu werden, und dann . . .? Ach, ein Engel zu sein, ein flammend Schwert zu haben, eine Posaune, den blöden Schuften ihre Gemeinheit eiskalt ins Herz zu schreien, daß sie verzucken müßten, vor käsiger Angst! Helene gegen die Schar der anderen tretend am Weltgericht!

So wachte sie, so träumte sie bei der Nacht. Sie ging aus dem Hause der Mutter, aber nicht wo sonst stand es, sondern an einem Wiesenhange. Sie ging einen Weg hinauf, kam an ein holzgedecktes Haus, da spielten Zünglein wie Flammen zu den Fensterscheiben heraus, es war aber der Wiederschein der Sonne. Feurig sah sie die Flämmlein spielen, sie hielt die Hände unter, da regneten sie ihr in die Hand, sie barg sie an ihr Mieder; und weiter ging sie, nun einen wagrechten Weg am Wiesenhange hin, überall blühten weiße Blumen, Margeriten und Tischleinblumen, vor allem im hohen Grase. Sie wollte brechen, aber sie durfte nicht. Aber ein Kirschbaum stand nicht weit, eine schlanke Leiter daran, von glänzendem Holze, neu aus der Werkstatt mit schönen, buchenen Sprossen: da, hieß es durch eine Stimme hinter ihr, sollte sie aufsteigen und brechen. Und schwarz und rot leuchteten die herzig großen Kirschen! Schon rührte sie die Leiter fest an, mit beiden kräftigen Armen prüfend: sie stand fest, sie lag fest an den Zweigen überm inneren Geäste, nicht zu schief noch zu steil. Und wie eine Katze schlüpfte Lenele hinauf, rasch und leise, verdächtig und flink in

einem. Je höher sie stieg, desto herrlicher wurde der Kirschbaum, fast nur noch Früchte, fast keine Blätter mehr, Traube neben Traube, schwarze neben roten büschelweise, rote über schwarze und drunter noch rote nur so in langen Reihen. Wie dufteten sie, wie waren sie von goldenen Bienen beschwärmt, wie lachten die Früchtlein! Und da sie brach und da sie in den Mund nahm — wuchsen die satten Früchte nicht im Gaumen? Und hatten sie nicht andere Kerne als Kirschen sonst, weiche, die mit herbem Wohlgeschmack wie gebranntes Wasser die Gurgel hinunterliefen in den Leib? Mit beiden Händen brach Lenele und schmeckte das Glück des Sommers Frucht um Frucht und lachte, auf ihrem Scheitel brannte die Sonne. Und etwas schnurrte daneben vorbei — essend sah sie auf, ihre Wangen waren von einem Hauch berührt. Ein Schwarm Stare schien es zu sein — flockig-braun flatterte es schon weit; aber nein! Es schwenkte, kam näher. Nicht bräunliche Stare, rötliche Vogelflammen waren es, zappelten zungengestalt, zogen gegen Himmel in freiem Bogen über die See — was war das doch für ein gleißiger See? Voller Wellen, aber mittendurch ein hellgrüner Streifen — oder war er rot? Aber jenseits des Sees! Über einem Hause am Eichenhügel — hat! ein dunkelglasziegelrotes Haus! „Fallt ein! Fallt ein! 's ist des Bauern Haus!" schrie Lenele, klatschte in die Hände, frei stand sie auf der obersten Sprosse der Leiter: „Fallt ein, fallt ein!" Sie klatschte mit beiden Händen, darum stand sie frei fest in der Luft, als ob sie mit Flügeln geschlagen hätte! Hoch kreisten die Flammenvögel. Fallt ein, fallt ein! Da schossen sie nieder, man hörte es rauschen bis überm breiten See, in des Bauern Dachstock und Scheuer, eines dem anderen nach, wie ein armbreiter Schlangenblitz. Schon schlug der Rauch heraus, dunkel mit hellen Kämmen, schon wurden die Kämme durchsichtig, nun rötlich, schon summte es surrend wie Orgelsturm, schon schossen zum weiten Himmel auf zwei rote Flammenzungen, münsterturmhoch, breit, dick, glutigzehrend aus der Zerstörung unter ihren Füßen. Und weiter zuckte die Flamme das Dorf hinab — man hörte Schreien! Lenele hörte, wie Kathlen und der Pfarrer einander zur Wette schrien. Man sah nicht den Pfarrer, man sah nicht Kathlen, aus dem Pfuhl der verzehrenden Flamme schrien sie, gellten wie Hyänen, bettelten wie hungrige Hunde, schrien, schrien und gingen in Schmerzen hin! Da fiel ein Tropfen von Leneles Herzspitze in ihren Leib hinunter, übermenschlich süß brannte es in ihr, sie lachte, sie jauchzte, sie stieß die blanke Leiter mit den Füßen fort unter sich, in süßem Rachejubel schmolz sie hin! Nichts blieb von ihr als wehende Flügel! Auf dem Geschrei der brennenden Schurken flieg' ich hin! Eine dunkle Höhle ragt auf mit breitem Maul! Fliegt der kühlen Höhle entgegen, lockt Widerhall aus ihr! Da flüstert eines von hinten, bange. Erschrocken gehen die flackernden Augen beide auf: „Was denn, Mutter?"

Es war früh. Die Mitgefangene saß schon am Tisch und schrieb. Sie kehrte sich um, als Lenele lispelte: „Bleib nur noch liegen, gutes Kind. Es ist noch nicht Zeit, daß du aufstehen mußt. Ruhe wenigstens, wenn du schon hier sein mußt!" Lenele legte sich zurück. Die Frau sah noch her — schnell lächelte Lenele. Da lächelte die andere auch, stand auf, setzte sich auf die Pritsche zu Lenele, nahm ihre Hand und fühlte den Blutschlag und fragte: „Bist du für lange hier? Man hätte dich gesund machen sollen, ehe man dich hierher schickte. Warum bist du denn hier?" Lenele erzählte. Sie war aber noch nicht fertig, da schrie der Wärter an der Tür und sagte der Frau Schimpfworte, weil sie auf dem Pritschenrand saß. Und es wäre Zeit zum Aufstehen. Als sie später Zeit zum Reden hatten, sagte Lenele, der Wärter wäre ein Sauhund, daß er eine Frau so schimpfte. Die Mitgefangene lächelte dazu und sagte, die Knechte könnten nicht gut anders sein als die Herren. Denen hätte sie ihre Schlechtigkeiten auch gezeigt und darum wäre sie von den herrenbezahlten Richtern den Knechten übergeben, damit sie bei diesen womöglich

schlecht würde. Lenele sagte, sie würde den Wärter hinmachen, wenn sie könnte. Da sah die andere auf mit ihren hellen freien Augen und sagte: „Verzeih ihm, so machst du ihn hin!" Wie das, fragte Lenchen. „So: ich habe von meinem Vater das überkommen, daß ich ihnen alles verzeihen kann, was sie mir antun, und nicht andere. Denn mein Vater hat mir gezeigt, daß ich selber an ihrer Bosheit schuldig bin; denn wenn ich so gut wäre, wie ich sollte, so könnte es nicht anders sein, als daß ich Macht genug hätte und sie auch gut wären aus mir. Alles, was sie mir antun, das ist so gut, als hätte ich's ihnen selber getan. Und was ich ihnen vergebe, das vergebe ich mir selber." „Dann soll ich noch ein schlechtes Gewissen haben für das, wie sie mich verlogen haben?" „Du würdest sehen, daß mit diesem schlechten Gewissen besser zu leben ist als mit einem rechnerischen, keifenden Gewissen, das sich gut heißt. Wer sich schuldig nennt und verzeiht, der wird leben wie auf einem anderen Stern. Der wird wissen, daß sie ihm alles Unrecht antun dürfen, und können seine Güte zu ihnen doch nicht schwächer machen, denn sie besteht nach Recht. Der wird wissen, daß er den Himmel unverdient nimmt und hat, wenn eines ihm nicht Unrecht antut und ihn nicht verstößt. Die Verzeihung macht den Menschen wie ein Meer, das kein Ende hat." „Ich kann ihnen nichts verzeihen." „Zum Leben bedarfst du aber der Verzeihung, nicht zum Sterben. Bist du nicht ein stolzes, schönes, starkes, junges Ding? Wenn du das Buch der Verzeihung in dir aufmachen würdest, dann würdest du über dich steigen und über sie und vollendet stark sein. Und wenn du fünfzig Jahre gelebt hättest in der Übung des Verzeihens: Was wird es in fünfzig Jahren vor dir ausmachen, ob du heute im Gefängnis gewesen bist oder nicht — und warum oder warum nicht?" „So sollte ich alles mit mir machen lassen!" „Nein, du sollst um dein Recht kämpfen, aber du sollst verzeihen." Lenchen schüttelte den Kopf. Die Frau sprach: „Wir werden einander vielleicht wieder sehen und mehr miteinander reden." Lenchen sagte, ja, das wollte sie gerne, denn sie hatte diese Frau schon lieb. Und nach einer Weile fragte sie ungewiß, ob es recht wäre, so zu fragen, warum die Frau denn im Gefängnis wäre. Die lächelte: „Weil ich ein anderes Recht habe als die anderen und weil ich ihnen gesagt habe, daß ihr Recht ein böses Unrecht sei und sie sich davon abwenden sollen: deshalb haben sie mich hierher gesetzt. Nun machen wir die Probe, welches Recht besser sei . . . aber damit quäle du dich nicht!" Also schwiegen sie miteinander ein helles, freundliches, liebereiches Schweigen, bis der Schließer kam und sagte, Lenele könnte jetzt gehen. Da gaben sie einander die Hände und nahmen Abschied voneinander. . . .

Lenchen wunderte sich, wie es dunstig wäre in der Stadt, als sie an den Bahnhof ging; aber auch im Zuge war alles voll dichten Dunstes; greifbar drückte es ihr an die Augen. Auch inwendig, im Kopfe drückte es sie, und vom Nacken her bog es ihr den Kopf vorn hinüber. Und als sie durchs Dorf ging, ins Haus der Mutter, so rasch sie konnte heim, da legte es sich ihr sogar vor die Schenkel; schwer hatte sie zu schreiten, als ob sie durchs Wasser watete. Und jeder Fuß wurde schwerer und schwerer für sich. Als ob sie suchen müßte bei schwarzer Nacht, so fand sie im halben Nachmittag die Tür der Mutter. Die erschrak sehr, als sie Lenele sah. „Wie siehst du aber aus im Gesicht! Was ist aber mit dir?" — Und weinend, als Lenele auf dem Stuhl des Vaters zusammenfiel: „Was haben sie mit dir gemacht?" Und indem sie ihr die Hände auf die Wangen legte, und die Fieberhitze prüfend in einem: „Kind, Kind, Kind!" Lenele merkte nicht mehr, daß die Mutter weinte, sie bewegte den Kopf in sanften Bogen herüber und hinüber, sie hörte eine untönige, schwere herzmütige Musik. Die Mutter mußte ihr das Leibchen aufmachen, mußte das Halstuch, das Leibchen, den Rock und alles von ihr ziehen, wie von einem Kinde: kaum daß sie umgetragen, geführt und gestützt, die Schritte bis an das Bett machte

Ehe sie ganz niederlag, hob sie den Kopf noch einmal, sie öffnete die Augen und sagte mit schwerer Zunge: „Jetzt habe ich's gemacht." Dann lag sie, stöhnte manchmal, gab auf keine Frage mehr Antwort. Die Mutter brachte es fertig, ihr eine ganz kleine Tasse Essigwasser einzuschütten; dann lief die Mutter zum Arzt. Der kam in der Nacht und untersuchte Lenchen, sagte nicht viel und verschrieb ihr etwas und ging; am übernächsten Tage wollte er wiederkommen. Lenele lag die Nacht durch und den anderen Tag wie von allem Trieb verlassen. Sie glühte, das war alles. Wenn sie nicht angerührt wurde, regte sie sich nicht; wenn ihr die Mutter ein wenig Essen nicht eingelöffelt hätte, als es ein Ei und ein kleines Maß war, und eingeschüttet, als es eine kleine Brühe war: von sich aus hätte sie nichts verlangt. Am zweiten Morgen kam der Arzt. Er fragte, betrachtete, prüfte, schrieb etwas Neues auf und sagte, jetzt würde dieser Zustand bald gebrochen sein, und ging.

Die Mutter aber blieb am Bette. Sie sah die Blässe, spürte die Hitze, zitterte, wie die junge Kraft neben ihr verzehrt wurde als ein Licht. Sie hörte die Stimme des Doktors nachtönen — keine trostreiche, offene Stimme, sondern eine verdeckte, und sah wieder auf ihr Kind im Bett! Sie nahm das Tuch, fuhr über die nun ein wenig feuchte Stirne, strich die Haare rechts und links von den Schläfen zurück. Lenele machte nicht einmal die Augen dazu auf. Die Mutter dachte einen Augenblick, als sie von Lenchens Stirn über Lenchens Mund hin nach Lenchens Hände sah, an ihren toten Mann, Lenchens Vater. Dann dachte sie nichts Besonderes mehr und blieb aber wach und sah vor sich hin. In ihrem Gesicht sank alles nieder, wie wenn alte Vorhänge irgendwo niedersinken. Die Haut an den Augen sank müde nieder und gramvoll die Winkel des Mundes; sie rührte den Fuß ein wenig — den linken —, hob ihn, die Spitze davon beschrieb einen anmutskleinen Schwung — aber die schwarzen Härlein am müden Munde wußten nichts davon, und das leidenvolle Haupt nicht. Es war ein Sinken, ein Augenrichten ohne Ziel — ein Sinken, und als es zum Grunde kam und die Seele davon wußte, war es eine fürchterliche Angst um das Kind. Herb wie ein Rauch von faulenden Ahornblättern kam es die Mutterseele an, ein Gedanke, daß das Mädchen am Ende sterben würde. Sie nagte an der Unterlippe, stellte den Fuß auf den Schemel, nahm Leneles Hand zu Händen — es war ein Planen in ihr. Endlich stand sie auf, nahm das Tuch um sich, ging auf die Straße. Sie ging zum Hause des Pfarrers. Der empfing sie in seiner Gartenlaube, wo er schrieb. Sie sagte ihm, wie es mit Lenchen stand, und daß sie möchte, das Kind nähme das Abendmahl: ob das sie stärken würde, Der Pfarrer fragte, ob Lenele ihr Vergehen jetzt eingestehen wollte. Nein, sagte die Mutter, das wollte sie nicht und das könnte sie auch nicht, denn sie wäre unschuldig. Dann, sagte der Pfarrer, wäre es wohl besser, man wartete mit dem Abendmahl noch. Wenn aber Not käme, sollte man ihn zu jeder Zeit rufen. Sonst würde er in den nächsten Tagen kommen, um mit dem Kinde zu reden. —

In der Nacht rief Lenchen nach der Mutter. Die kam schnell, das Nachtlicht brannte die ganze Zeit. Was Lenchen wollte? Nichts. Sie lächelte nur, hob den Kopf ein wenig, hob ein wenig die Hände. Sie wollte die Mutter küssen. Die bog sich zu ihr mit reinen, warmen Tränen, erbarmungsreich, laut wie ein singbar Lied weinte sie. „Weil du es geglaubt hast, weil du mich nicht verlassen hast, flüsterte Lenchen und küßte und küßte den Mund, der voll Falten und dennoch als jung, warm und frisch war; o starke Mutter! Lenchen wollte Kissen in den Rücken haben, noch mehr Kissen; ja, sie konnte sitzen und essen . . . was? „Einen Bissen Brot. Hast du ein Glas Wein?" Die Mutter brachte den Laib, schnitt Brot auf die Decke des Bettes und brachte das kleine Trinkkrüglein mit rötlichem Kellerwein. Lenele brach das Stückchen Brot mitten durch und gab es der Mutter: „Iß, daß ich essen kann!" Und gab ihr das Krüglein zuerst, da sie's ihr an den Mund heben wollte:

„Trinke, damit ich trinken kann!“ So teilten sie Brot und Wein zusammen. Danach schlief Lenele ein; es war aber schon gegen Morgen, und die Vögel fingen zu schreien an. Da wurde ihr Körper leicht, wie er nie gewesen war, und ihre Glieder wurden stark, wie sie nie gewesen waren, und ihre Seele wurde stark. Sie erhob sich über das Haus, die Felder, die Berge. Sie schaute ringsum und war sehr stark. Sie sah die Tiere und die Menschen. Und die Tiere schrien den Morgen an und bedurften ihrer nicht. Aber die Menschen bedurften ihrer. Bleiche Gesichter hatten sie alle, bleiche Hände, spitze Knochen im Gesicht und überall, ausgemergelte Hälse, verkümmerte Ohren. Die einen lagen in den Häusern, aber sie ruhten nicht. Die anderen standen an den Straßen und Wegen herum, aber sie wußten nicht, wohin gehen. Die letzten standen am Werk, aber über ihre Backen liefen Tränen. Die allerletzten nur saßen auf den hohen Bergen rundum, hatten goldene Stühle, waren als Eltern zu Lenele und sahen sie gewährend an. Die Mutter aber saß im gepolsterten Stuhl und schlief; und sie sah im Schlafe, was geschah. Lenele hatte einen großen Korb am Arm, schwer von Weizenbroten. Die teilte sie aus, jedem Menschen gab sie ein gutes Brot. Und als sie den Korb ausgegeben hatte bis auf das letzte Brot, kamen Kathlen und der Bauer zu ihr. Denen brach sie's und gab ihnen jedem die Hälfte vom letzten Brot.

Am frühesten Morgen gab es Feuerlärm im Dorfe. Lenele hörte nichts davon. Sie hörte die Morgenvögel so stimmenreich und lieblich und trostmütig miteinander singen wie an jenem Morgen, ehe das Unheil gekommen war. Es brannte aber beim Bauer Andres Weinhold, und es war ein großes Feuer, daß man es von entfernten Orten aus sehen konnte, und vom Hause und den Stallungen blieb nichts stehen. Man sagte aber, der Bauer hätte während des Brandes keine Hand gerührt, sondern stumm und reglos auf der Straße gestanden und zugesehen, wie sein Gut sich verzehrte. Desto mehr hätten die Bäurin und Kathlen gejammert, diese aber noch mehr als jene.

Eines Tages kam die Pfarrmagd: der Herr würde heute kommen. Ob die Frau gehört hätte, was mit der Kathlen vorgegangen? Nein, sagte die Mutter. Daß man sie bei Nacht ertappt, wie sie im Schutte des abgebrannten Hauses gewühlt, und man sie mit einem Klumpen Silbers, den sie ausgegraben, abgefaßt hätte, und sie schon gestanden, daß dies das Gut gewesen, welches Lenele gestohlen haben sollte, und daß sie, Kathlen, selbst die Diebin gewesen? Dazu sagte die Mutter nur, ihr wäre es lieber gewesen, wenn überhaupt nicht gestohlen worden wäre.

Als der Pfarrer am Nachmittage kam und mit großer Freundlichkeit nach Lenele fragte, beschied ihn die Mutter, daß er das Kind jetzt nicht sehen könnte. Dies sagte sie mit einer so sonderbaren, stillen Stimme wie jemand, der das Unabwendbare gefaßt ausspricht. Darüber erschrak der Pfarrer sehr; lächelnd schüttelte sie aber den Kopf, als sie seinen Gedanken sah, und sagte, wie's eine Geige sagt mit beseligtem, klarem Weinen: „Nein, sie ist nicht tot. Sie schläft nur.“ So gab sie dem Manne die Hand.

Ungebetene Gäste aus dem Osten 1842/47[1]

Ein geschichtlicher Beitrag zur Frage der Osteinwanderung

von

Manfred Laubert

Die heute als schwere gesundheitliche, moralische, politische und wirtschaftliche Gefährdung empfundene Überschwemmung Deutschlands mit Einwanderern aus dem Osten[2]) ist bekanntlich nicht eine Erscheinung der Jetztzeit allein, sondern hat wiederholt die öffentliche Meinung und die Behörden lebhaft beschäftigt. Bei der Kurzsichtigkeit der ersteren hat diese meistens gegen letztere Stellung genommen. Die durch Bismarck veranlaßte Alvenslebensche Konvention vom 8. Februar 1863, die Rußland Preußens Unterstützung bei Unterdrückung des polnischen Aufstandes sicherte, führte im Landtag zu heftigen Zusammenstößen. Ebenso kam es infolge der vom Reichskanzler verfügten Ausweisung von 30 000 nicht in Preußen beheimateten Polen während des Winters 1885/86 zu erregten Szenen im Reichstag, obwohl davon nur die in den Grenzprovinzen sich aufhaltenden Eindringlinge betroffen wurden und die etwa 70 000 in Mittel- und Norddeutschland wohnhaften Slaven unbehelligt blieben.[3]) Trotzdem nahm in dieser rein preußischen Angelegenheit das Parlament am 26. Januar eine Resolution Windthorsts an, die solche Wegweisungen für ungerechtfertigt und unvereinbar mit den Interessen der Reichsangehörigen erklärte.

Aber das Problem hat auch bereits eine für die Gegenwart lehrreiche Rolle gespielt, als die 12jährige preußisch-russische Kartellkonvention wegen gegenseitiger Auslieferung von Deserteurs und Verbrecher vom 17./29. März 1830 ablief. Die außerordentliche, wenngleich nach Art. 3 rechtlich einwandfreie Härte, mit der diesseitige Untertanen bei ihren Grenzhandelsgeschäften von den jenseitigen Behörden angefaßt wurden, insbesondere die Verurteilung eines Landwehrmannes Griga wegen Zolldefraudation zu 13 603 Silberrubeln Geldstrafe, an deren Stelle bei seinem Unvermögen trotz Verwendung einer „höchsten Person" beim Zaren lebenslängliche Verschickung nach Sibirien trat, hatte das Publikum tief empört und Petitionen der

[1]) Nach den Akten der Staatsarchive zu Berlin und Posen.

[2]) Es ist bezeichnend, daß Deutschland heut an wichtigen Übergängen wie Frauſtadt Beamte stationiert, die bei ihrer gänzlichen Unkenntnis des Polnischen sich von den Ankömmlingen deren Pässe übersetzen lassen müssen.

[3]) Vgl. für beide Ereignisse Hans Wendt: Bismarck und die polnische Frage. Halle a. S., 1922. S. 29ff. u. 56f. Wendt betont, daß Bismarck das Problem einer slavischen Überflutung lediglich im allerengsten Rahmen einer rein östlichen Frage sah, während ihm dessen gewaltige Bedeutung für den gesamten geographischen Raum der Monarchie damals wie auch später nicht aufgegangen ist.

Landtage von Preußen, Posen und Schlesien gegen die Fortdauer des Abkommens hervorgerufen. Auch die Regierung konnte sich dem Eindruck nicht verschließen, daß Rußland den Hauptvorteil aus dem Abkommen zog und Preußen den Nachbar nur selten in Anspruch zu nehmen brauchte. Man war deshalb geneigt, die von dem russischen Gesandten in Berlin, Baron Peter v. Meyendorff, mündlich angeregte Vertragsverlängerung von angemessenen Zugeständnissen im Handels- und Verkehrswesen abhängig zu machen. Um die Russen hierfür zu gewinnen, wurde zunächst die stillschweigende Fortdauer des status quo über die gesetzliche Frist hinaus beschlossen. Als Friedrich Wilhelm IV. im Sommer 1842 zu St. Petersburg seinem Schwager einige Erleichterungen im Grenzhandels- und Schiffahrtsverkehr abgerungen hatte, befahl er in hochherziger Dankbarkeit hieran noch über den September hinaus festzuhalten (Kabinettsorder an das Staatsministerium vom 17. Aug.). Aber schon eine vertrauliche Eröffnung des Ministers des Innern, Grafen Arnim, an die Oberpräsidenten machte es nach den Äußerungen der russischen Regierung „zweifelhaft und selbst unwahrscheinlich", daß sich diese noch ferner nach dem Abkommen richten werde. Die Weisung des Königs sollte aber davon nicht berührt und mit Unterlassung aller eigenen Requisitionen denen der Gegenpartei genügt, bei Auslieferung von Waffen und Pferden Fahnenflüchtiger größte Willfährigkeit gezeigt und in dringenden Fällen Befehl aus Berlin eingeholt werden. In der Tat stellte sich bald heraus, daß die polnischen Grenzorgane keine bisher der Auslieferung unterliegenden Personen ohne vorherige schriftliche Auseinandersetzung mehr annehmen durften. Den Zollämtern war durch Ukas mitgeteilt, daß die Konvention für „völlig abgelaufen und kraftlos erachtet werden" müsse (Bericht des Adelnauer Landrats vom 5. Oktober). Erst jetzt gestattete Friedrich Wilhelm, daß unter offizieller Benachrichtigung Rußlands Preußen ebenfalls den Vertrag als erloschen ansehe (Kabinettsorder an Arnim, den Kriegsminister v. Boyen und den Minister des Auswärtigen v. Bülow vom 23. Dezember).

Nun setzte sofort ein starker Zustrom aus Kongreßpolen ein, der sich, weil Westpreußen und Oberschlesien damals noch nicht als polnische Gebiete erschlossen waren, vorwiegend in das Großherzogtum Posen und hier wieder in einige Grenzbezirke ergoß. Politische Führer, die sich der russischen Zensur und Polizei entziehen wollten, machten sich die Gastfreundschaft des großmütigen Königs zunutze. Die Masse stellten indessen Leute, die der Einreihung in die Armee und damit der Verschickung in zentralrussische Garnisonen zu entrinnen wünschten. Ein starkes Kontingent lieferten dabei die Juden, da die ihnen bisher gegen Zahlung eines Rekrutengeldes von 400 000 Floren (à 50 Pf.) jährlich gewährte Befreiung vom Heeresdienst beseitigt und nur, um die Staatskasse vor Verlusten zu bewahren, einzelnen Loskaufung auf ein Jahr gegen Entrichtung von 1000 Gulden gestattet werden sollte. Schon unter Paul I. ausgehoben, dann seit Suworows Schweizer Feldzug befreit, in den späteren Kriegen gegen Napoleon wieder eingestellt, bildeten sie neuerdings einen Hauptersatz für die Flotte im Schwarzen Meer und wurden aus politischen Gründen als Kanonenfutter im Kaukasus verwendet. Dieses Schicksal wollte man ihnen nun auch in Polen bereiten (Bericht des Schrodaer Landrats vom 8. Januar 1843).

In Preußen sah man den Dingen zunächst sehr ruhig entgegen. Der Posener Oberpräsident v. Beurmann wollte das von Rußland beliebte Verfahren abwarten, um die vielleicht nicht unabsichtlich von jenseitigen Beamten herbeigeführten Reibungen desto sicherer vermeiden zu können. Zur Bewältigung des Judranges wurden allerdings in Pillau, Graudenz, Cosel und Posen Arbeiterkompagnien gebildet, wo die Leute gleich den 1831 übergetretenen polnischen Soldaten unter militärische Disziplin treten und den Kriegsgesetzen unterliegen sollten. Der

König wünschte die Einreihung aller wirklichen Fahnenflüchtigen in diese Formationen (Kabinettsorder an Boyen, den Justizminister v. Mühler und Arnim vom 8. Dezember). Aber sonst mußte zur Schonung der Staatskassen dieses Auskunftsmittel auf dringende Fälle beschränkt bleiben, also auf Kriminalverbrecher, stark verdächtige oder politisch anrüchige oder herumvagabondierende Männer. Bei harmlosen, arbeitsfähigen Eindringlingen durften die Behörden dagegen keine Mühe zur Beschaffung eines Unterkommens scheuen. Als weiterer Ausweg blieb noch die Verweisung in das Arbeitshaus zu Kosten. Frauen und Kinder sollten möglichst ohne Dazwischenkunft der jenseitigen Grenzbeamten zurückgeschoben werden. Im allgemeinen hielt Arnim eine polizeiliche Beobachtung für hinlänglich und wünschte bloß die Entfernung aus den Grenzbezirken bei der Gefahr politischer Verwickelungen. Da im Gegensatz zu Schlesien in Posen Leutemangel herrschte und die jungen Rekruten aus Furcht vor einem Rücktransport sich durch Fleiß und Ordnung auszeichneten, begrüßte er die neue Art der Sachsengängerei als ganz erfreulich. Juden aber waren, „wo dies irgend mit der Erwartung einigen Erfolges geschehen kann", ohne vorherige Anfrage bei den polnischen Behörden zurückzuweisen und, wenn dies nicht durchführbar, „ohne weiteres" zu den Festungskompagnien abzuschieben (an Beurmann, 8. Februar 1843). Ihre Scheu vor körperlicher Anstrengung ließ diese Einrichtung „als ein besonders wirksames Mittel erscheinen, sie an häufigen Übertritten zu verhindern". Boyen wollte zwar diesen Ausweg auf Arbeitsfähige im militärpflichtigen Alter beschränken, da in Preußen Israeliten ohne Staatsbürgerrecht nicht zum Heeresdienst verpflichtet waren, doch Arnim wünschte diese Klausel nicht ruchbar werden zu lassen, um nicht der Einwanderung älterer und jüngerer Jahrgänge Tor und Tür zu öffnen. Hingegen sollte den allgemeinen Bestimmungen als Abschreckungsmittel weiteste Verbreitung gegeben werden.

In der Tat suchten sich infolge der ergriffenen Vorsichtsmaßregeln die meisten Flüchtlinge selbst ein Unterkommen und wesentliche Nachteile traten zunächst nicht zutage. Die Posener Regierung hob im Mai 1843 hervor, daß keine Belästigung des Publikums und Belastung der öffentlichen Kassen stattfände, obwohl damals der Pleschener Kreis 309, der Krotoschiner 139 Fremde beherbergte. Die Bromberger erwähnte erst im Juli häufige Vergehen an fremdem Eigentum mit nachheriger Flucht der Schuldigen. Übergetreten waren nach den erforderten Nachweisen der Landräte im ersten Quartal 552 Menschen (davon 478 in den Grenzkreisen, 25 in der Hauptstadt, 49 anderwärts untergebracht), bis zum 1. April 1843 1313, wovon aber nur noch 840 in der Provinz weilten. Unter ihnen befanden sich 211 Juden unter 20 und 8 über 32 Jahre, die indessen bis auf 26 wieder abgewandert waren. Ihre geringe Zahl in den Arbeitsabteilungen machte es freilich unsicher, ob die Landräte in diesem Punkte die Weisungen des Oberpräsidenten gehörig befolgt hatten. Beurmann erachtete die geltenden Bestimmungen jedoch für zulänglich.

Bis zum 1. Juli wurden 2389 Überläufer gezählt (Regierungsbezirk Bromberg 719), davon noch anwesend 1752 (702), und bis zum 29. September, also nach Verlauf eines Jahres, 3143, wovon 2593 im Lande verblieben und 159 in Arbeiterkompagnien hatten abgeschoben werden müssen. Vorübergehend waren dorthin gekommen aus Posen 211 (180 zurücktransportiert), aus Preußen 116 und aus Schlesien 20 Zuzügler.

Am ungünstigsten urteilte über die eingeschlagene Praxis der Posener Polizeidirektor Frhr. v. Minutoli. Er befürchtete eine Zunahme des Vagabondentums. Die Verdächtigkeit legitimationslos anlangender Individuen war schwer zu beurteilen. Im Winter fand schon die heimische Bevölkerung nur mit Mühe Beschäftigung. Nach seinem Geschäftsbericht an den Minister für November vermißte er Richtlinien über Rechte und Pflichten der Gäste, die Befugnis der Gemeinden zu

ihrer Ausweisung, die Verbindlichkeit zur Erhaltung Arbeitsunfähiger. Die zwangsweise Beschäftigten konnten nach ihrer später unvermeidlichen Freilassung doch gefährliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft werden. Und selbst „die Polen, welche sich früher so entschieden für die Aufhebung der Konvention ausgesprochen hatten, sind zwar noch jetzt der Meinung, daß durch die gegenwärtige Lage der Sache vielen ihrer Landsleute geholfen sei, daß selbst die zu Arbeitsabteilungen oder gar zu doppelter Militärdienstzeit überwiesenen Überläufer sich immer noch glücklich schätzen im Vergleich zu der ihnen im Königreich Polen widerfahrenen Behandlung, sowie daß diese ihre Landsleute für den Fall eines Krieges mit Rußland die vorzüglichsten und tapfersten Truppen abgeben würden, aber sie teilen doch die Besorgnis, daß eine Menge von Gesindel gleichzeitig herüberkommen und die Sicherheit hierselbst gefährden und nachteilig auf die Moralität der hiesigen Einwohner wirken würde'. Im April 1843 wiederholte Polizeirat Bauer in Minutolis Vertretung die Klage über Erschwerung der sicherheitspolizeilichen Aufgaben, zumal sich preußische Missetäter oft als Überläufer ausgaben. Er regte darum die zwangsweise Zuteilung aller nicht durch ein Attest des nächsten Zollamtes legitimierten Leute an Arbeiterformationen an. Arnim stimmte aber Beurmanns Randbemerkung zu, daß diese Maßregel nicht viel helfen und nur die Einstellungen sehr vermehren würde. Er gab auf beide Berichte den lakonischen Bescheid, daß, solange kein bestimmter Schaden hervorträte, mit den bestehenden Anordnungen auszukommen sei.

Im Geschäftsbericht vom 31. Dezember ging dann der humane, von den Alttestamentariern als ihr Beschützer aufrichtig geliebte Polizeidirektor auf die Frage der Israeliten ein: „Die lästigsten der Überläufer sind ohne Zweifel die Juden, welche infolge des neuen Konskriptionsgesetzes in ganzen Scharen bei Tag und Nacht, selbst in plombierten Kisten herübergefahren und in Säcken herübergetragen werden." Die Posener Glaubensgenossen hatten sich ihrer wenigstens für den Augenblick teilnahmsvoll angenommen durch Sorge für passendes Unterkommen und Bildung eines Hilfsvereins, dem Minutoli aber die Genehmigung versagt hatte, weil er keine dauernde Erfüllung seiner Aufgabe verbürgte, die nach seinem Einschlafen den Behörden zufallen mußte. Einer Abstoßung in Festungskompagnien stand oft das kindliche Alter der Flüchtlinge entgegen, da in Polen Juden mit 12 Jahren ausgehoben, bis zum 18. in Militärkolonien erzogen und dann in die Armee gesteckt wurden. Die fehlenden Ausweispapiere blieben aber das schlimmste Übel, denn in dem Bestreben, die Ankömmlinge los zu werden, stellte ihnen jede Behörde bereitwillig Pässe aus, so daß besonders bei den nirgends gern gesehenen Juden ein ewiges Hin- und Herschieben beginnen mußte, bis alle diese Leute in Posen gelandet waren.

Auch jetzt hielt Arnim die ergriffenen Vorsichtsmaßregeln für ausreichend, wenn nicht die Korporationen gegen ihr eigenes Interesse die Aufnahme fremder Genossen erleichterten. Er wiederholte aber bei Boyen den Antrag auf Einreihung in Arbeiterkompagnien, über das militärpflichtige Alter hinaus, da deren Bildung nicht mit den Gesetzen über die Dienstpflicht zusammenhing, sondern eine überwiegend aus landespolizeilichen und politischen Gründen notwendige, außergewöhnliche Anordnung darstellte. Bei Boyens Gewissenhaftigkeit und Beurmanns beruhigender Auskunft ließ man indessen die Verschärfung der bisherigen Praxis abermals auf sich beruhen. Erst am 28. Oktober 1843 erging eine neue Anfrage, ob nun Veranlassung zu einem härteren Vorgehen eingetreten sei. Wieder antwortete der Oberpräsident verneinend, wenn er sich auch wieder gegen jede Milderung erklärte. Von den bisher angekommenen 350 Juden hatte man 30 in Arbeiterabteilungen untergebracht und die anderen hatten bis auf 10 die Provinz bereits geräumt. Den Antrag der Eingestellten, sie gleich ihren christlichen Schicksalsgenossen bei guter Führung und nachgewiesener Unterkommensmöglichkeit zu entlassen, hatte Beurmann verworfen.

weil bei dem bekannten Zusammenhalt der Judenschaft dadurch die ganze Maßnahme illusorisch geworden wäre (an Arnim, 18. November). Eine Verminderung des Andranges erhoffte er von einem Ukas, der den Juden das Wohnen in einer 50 Werst breiten Grenzzone untersagte.

Einen Nachteil brachte dann übrigens der Pleschener Landrat zur Sprache. In seinem Kreis war für Tagelöhner und ländliches Gesinde damals keine ausreichende Arbeitsgelegenheit mehr vorhanden, da die Eindringlinge sich um geringeren Lohn, oft nur gegen Kost und Kleidung, vermieteten. 279 Einheimische waren deshalb bereits gezwungen worden, sich ihr Brot in Polen zu suchen, wo nach Abzug vieler Arbeiter die Löhne gestiegen waren. Der Übertritt in das Land der Knute blieb aber höchst ungemütlich. Menschen, die bei Ermunterung dortiger Untertanen zur Abwanderung betroffen wurden, verschickte man kurzerhand nach Sibirien, weshalb im Posenschen von allen Kanzeln davor gewarnt werden sollte. Mehrfach waren auch ohne Ausweis betroffene Personen einfach deportiert worden, ein Kantonist sogar nach fünfjährigem Aufenthalt. Erst auf diplomatische Einmischung gab Fürst Paskiewitsch dem Generalkonsul v. Niederstetter in Warschau und Meyendorff dem Minister v. Bülow die Versicherung, daß dies in Zukunft nicht mehr geschehen werde. Es sollten diesem Los nur Leute unterliegen, bei denen Ort und Land ihrer Geburt nicht ausfindig zu machen war, denn „la déportation est, dans ce cas, le seul moyen, de débarasser le pays de gens sans aveu, et de leur fournir des moyens d'existences honnêtes". War die Heimat zu ermitteln, so sollten sie ihr wieder zugeführt werden. Nun erteilte Arnim den Oberpräsidenten die Weisung, solche Subjekte abzunehmen, zumal auch die jenseitigen Behörden in der Regel von Preußen zurückgesandte Subjekte wieder unter ihre Obhut nahmen (30. Dezember).

Dieses humanere Verfahren verstärkte jedoch sofort das Oszillieren der Grenzbevölkerung. Am lästigsten empfand Minutoli jetzt die von der Unterstützung ihrer Landsleute lebenden Müßiggänger, die durch ihre Klagen Teilnahme und Unzufriedenheit zu erwecken versuchten. Darunter befanden sich sogar nach den Aussagen zuverlässiger Polen Personen, die wirklich politisch verdächtig waren, im Königreich Geheimverbindungen angehört hatten und nun Aufregung in der Provinz stifteten. Sie riefen Maßregeln hervor, die viele Ansässige kompromittierten und Mißtrauen weckten, „das die Regierung so wenig als nur möglich äußern will"! Unbedenklich genehmigte Beurmann darauf den Vorschlag, sich ausreichend bemittelter Gäste dieser Kategorie durch Zwangspässe nach Frankreich zu entledigen (an Minutoli 18. Dezember).

1844 wurde dann endlich allgemein die Gefährlichkeit des bestehenden Zustandes erkannt. Der Oberpräsident ordnete unter Aufhebung aller früheren Bestimmungen durch Runderlaß an die Landräte vom 16. Juni an, daß künftig keine Überläufer mehr in der Provinz aufgenommen werden durften, sondern sofort mit Bedeckung über die Grenze zurückzuschicken waren. Am 30. gab Arnim die gleiche Anweisung den Präsidenten von Preußen und Schlesien. Gerechtfertigt war dieser Schritt durch den Abschluß einer neuen zwölfjährigen Kartellkonvention (8./20. Mai 1844), wonach 1. alle aus dem aktiven Heeresdienst desertierten Individuen ohne weiteres, 2. alle jetzt oder in Zukunft zum Militärdienst verpflichteten Personen auf Requisition, 3. alle Kriminalverbrecher wechselseitig ausgeliefert werden sollten. Damit war der frühere Zustand in der Hauptsache erneuert. Zur Verhütung der von Minutoli befürchteten heimlichen Aufnahme durch Landesinsassen erachteten Beurmann wie Arnim die fremdenpolizeilichen Vorschriften ohne besondere Verschärfung für hinlänglich.

Bereits durch Kabinettsorder vom 25. Januar 1844 an Boyen, den Finanzminister von Bodelschwingh und Arnim hatte der König aber auch bereits gebilligt,

daß zur Unterbringung von Individuen höheren Standes, die nicht bloß aus Furcht vor dem Militärdienst, sondern mutmaßlich auch aus politischen Motiven übergetreten waren, in Magdeburg und Stettin besondere Abteilungen gebildet würden. Zur Beschäftigung mit eigenen Arbeiten bei den Einwohnern der Grenzprovinzen und zum Verkehr mit solchen durften derartige Männer nur zugelassen werden, wenn die Lokalpolizei dies für unbedenklich erachtete. Boyen ersuchte darauf das Generalkommando des V. Armeekorps, den Zivilbehörden auf Verlangen die zurzeit der Posener Kommandantur überwiesenen Leute der gedachten Art auszuliefern und evtl. Bedeckungsmannschaften zu stellen. Allmählich wurde nun zur Verhaftung von 40 Überläufern höheren Standes geschritten und im Juli-August ihr Abschub nach Magdeburg in großen Postwagen vollzogen. Bei dem letzten Transport entzog sich einer der Beteiligten, der bekannte polnische Lyriker Roman Zmorski, seinem Schicksal in Ottorowo bei Samter durch die Flucht und wurde steckbrieflich verfolgt.

Wie bedenklich in politischer Hinsicht der Zustrom war, zeigt ein Verzeichnis der 1844 auf freiem Fuß befindlichen 20 Flüchtlinge, deren Entfernung wünschenswert erschien. Es waren Leute, die als Teilnehmer am Aufstand von 1830, wegen des Besitzes verbotener Bücher, wegen der Einsammlung von Denkmalsbeiträgen für den erschossenen Patrioten Konarski u. dgl. oft zunächst unter falschem Namen sich eingeschlichen und auffallenderweise meistens gerade bei den wohlhabendsten und von der Regierung am meisten umschmeichelten Mitgliedern der polnischen Aristokratie als angebliche Schreiber, Hauslehrer, Ökonomen usw. Unterschlupf gefunden hatten, wie bei Gustav v. Potworowski-Gola, Graf Skórzewski-Prochnowo (der ehemalige Junker im Regiment Preobraschensk A. v. Boguslawski), Graf Matthias Mielzynski, Graf Sokolnicki u. a. m.

Zu den Gästen aus dem Osten traten damals vielfach solche aus dem Westen, so daß zu Jahresbeginn ein gemeinsames scharfes Vorgehen nötig gewesen war. Über dessen Wirkung meldeten Beurmann und Regierungsvizepräsident Graf Itzenplitz am 3. Februar: Die jetzt hier polizeiliche Aufmerksamkeit erheischenden Leute sind die angeblichen Militär-, eigentlich aber politischen Flüchtlinge, meist gebildeten Standes, aus Polen. Das Einschreiten gegen sie hat auch bei einem großen Teil der hiesigen Polen Beifall gefunden, aber wir befürchten, daß die jetzt angeordnete Ausweisung aller mit besonderer Erlaubnis aus Frankreich hergekommenen Emigranten eine entgegengesetzte Stimmung bei solchen Einsassen hervorrufen wird, die sonst der Regierung zugetan sind. Diese Erwartung war nach dem Bericht vom 7. Mai „vollkommen gerechtfertigt worden", weshalb es die Referenten mit Freude begrüßten, daß neuerdings wieder schonendere Verfügungen erlassen waren. Manche Emigranten blickten jedoch mit Sorge auf die bevorstehende Reise des russischen Hofes nach Berlin.

Nach Entdeckung der ersten kommunistischen Umtriebe im Herbst 1845 wünschte Minutoli alle Überläufer, wenn nicht aus ganz Preußen, doch wenigstens vorläufig aus Posen zu entfernen. Der Minister des Inneren hielt aber eine bestimmte Begrenzung der Maßregel für notwendig und Beurmann fand die Frage noch gar nicht spruchreif, da erst die Untersuchungen ergeben mußten, inwieweit polnische Eindringlinge an den Bewegungen beteiligt gewesen waren. Eine Entfernung aller Fremden erachtete er für schlechterdings unausführbar. Der Anregung wurde daher keine Folge gegeben (an das Ministerium des Inneren 12. Dezember auf Verfügung vom 8. Dezember). Bei einer Beratung der Lage in Bromberg am 20./1. Januar 1846 zwischen den Präsidenten der durch die Aufstandsversuche berührten Bezirke in Gegenwart von Arnims Nachfolger Bodelschwingh erklärte Beurmann mit allseitiger Zustimmung, daß man die dem Arbeiterstand zugehörenden Überläufer, in Posen etwa 3000, unbehelligt lassen und nur die seit Erneuerung der Konvention

eingetroffenen und die den höheren Ständen zuzurechnenden, rund 150, fortjagen sollte.

Als im Frühjahr 1847 die Auflösung der Posener Arbeiterkompagnie vor sich ging, wurden etwa 220 Überläufer, darunter wieder viele Juden, einfach entlassen (Schreiben der Kommandantur an das Oberpräsidium 10. März).

Inzwischen hatte jedoch die Entdeckung des großen Aufstandsplanes vom Februar 1846 vor aller Augen enthüllt, wie schädlich die von Preußen gewährte Gastfreundschaft gewirkt hatte. Unter den 254 Angeklagten des Moabiter Prozesses waren mindestens 20 Polen aus dem Königreich, die ihren Aufenthalt also zu landesverräterischen Bestrebungen mißbraucht hatten. Ebenso erfreute sich die Insurrektion von 1848 im Posenschen vielfacher Unterstützung und häufigen Zuzugs aus dem Nachbarland.

Die wahre Schwere der mit dem Einströmen der fremden Elemente verbundenen Gefahren ist offenkundig von den meisten Behörden damals nicht durchschaut worden. Die geübte Nachsicht war ganz und gar nicht am Platze. Trotzdem zeigen die obigen Ausführungen doch bereits unwiderleglich, daß mit der Öffnung der Grenze eine Reihe von Mißständen verknüpft war, die heute in weit höherem Maße sich fühlbar machen. Darüber hinaus erweist der geschilderte Vorgang, daß man vor 80 Jahren immerhin energischer als in der Gegenwart verfuhr. Es wäre zu wünschen, daß heute Deutschland sich wieder zu den einstigen Methoden bekennen und durch rücksichtslose Ausweisung oder Einstellung unbequemer Leute in Arbeitsformationen sich gegen eine Zersetzung seines Volkskörpers schützen würde.

Die deutsche dramatische Produktion des letzten Jahrzehnts

Eine Literaturstatistik

von

Wilhelm Frels

Ein Gebiet, das von jeher der Tummelplatz ganz besonders ungeheurer und unkontrollierbarer Zahlen war, ist das deutsche Drama. Die Behauptung, daß im Durchschnitt auf jeden Deutschen, die Unmündigen eingerechnet, zum mindesten ein Dramenmanuskript entfällt, ist dank steter Wiederholung durch schwergeprüfte Lektoren und im Konkurrenzkampf erdrückte Dichter allgemach ein Axiom geworden. Schon die Überzeugung, daß das Festhalten an diesem Glaubenssatz den Leidtragenden einen gewissen Trost bereitet, hält mich ab, an ihm zu rütteln. Die Ansichten jedoch, die über die Zahl der gedruckten und aufgeführten Dramen, ihren durchschnittlichen Wert oder Unwert, über das Verhältnis der verschiedenen dramatischen Gattungen zueinander und die Häufigkeit der behandelten Stoffe gelegentlich geäußert werden und einander meist widerstreiten, veranlaßten mich, in eine nüchtern sachliche Betrachtung des vorhandenen Materials einzutreten. Daß dieses Material

wenigstens zum Teil gesammelt dalag und der Bearbeitung harrte, bot einen zweiten nicht geringen Anreiz. Die Deutsche Bücherei in Leipzig, die das deutsche Schrifttum lückenlos vom 1. Januar 1913 an sammelt, birgt in ihren Mauern auch die gesamte dramatische Produktion des letzten Jahrzehnts. Schließlich: schon Schiller beklagte bei Verteilung der Erde den unzureichenden wirtschaftlichen Sinn des Dichters. Auch heute hat dieser Sinn, trotz schöner Ansätze einzelner, noch nicht die wünschenswerte Höhe erreicht. Soll der Betrieb rationeller gestaltet, die primitive individualistische Wirtschaftsweise durch eine veredelte Gemeinwirtschaft ersetzt werden, so müssen zuvor die Rohstoffquellen betrachtet, Umfang der Produktion und Bedürfnis zahlenmäßig festgelegt werden. Ein volkswirtschaftlicher Zweck empfiehlt meine Arbeit dem erwerbstüchtigen Mitteleuropäer. Dem Dramatiker, der richtig zu lesen versteht, werden in ihr geographisch einwandfrei die Gegenden beschrieben, wo erfolgverheißende Quellen springen und unerschöpfter Boden der Bearbeitung harrt. Warum den Pegasus in die Wüste treiben, wenn bessere Weiden ihn fett machen können? Es ist nicht zu bezweifeln: mit goldenen Äpfeln wird der Hungerfreie die treue Sorge seines Besitzers lohnen.

Zahl, Bezeichnung, Art der Dramen.

1. Erstdrucke.

Die Gesamtsumme der deutschen Dramen, die im letzten Jahrzehnt durch Druck der Menschheit zugänglich gemacht und in der Deutschen Bücherei aufbewahrt sind, enttäuscht. Die Jahre 1913—1922 brachten einen Ertrag von 2139 gedruckten Dramen. Nicht mitgezählt wurden allerdings die ausschließlich oder hauptsächlich für die Dilettantenbühne bestimmten Stücke. Prozentual verteilt sich die Zahl von 2139 auf die einzelnen Jahre:

1913 = 17 %	1918 = 8 %
1914 = 13 %	1919 = 12 %
1915 = 4 %	1920 = 11 %
1916 = 6 %	1921 = 12 %
1917 = 6 %	1922 = 11 %

Die Papiernot spielte bei der Frage der Drucklegung eine weit geringere Rolle, als man anzunehmen geneigt ist; die dramatische Produktion erreichte nicht in den Jahren 1917 und 1918, der Zeit der Papierrationierung, sondern in den Anfangsjahren des Krieges ihren tiefsten Stand. Zumal der dramatische Selbstverlag verschwindet 1915 fast ganz. Die männlichen Produzenten sind meist eingezogen, die weiblichen mit der Fabrikation von Kriegsgedichten oder Strümpfen beschäftigt. Das Kriegsende, die neue Zensurfreiheit und die Lockungen des anfänglich glänzend gehenden Theatergeschäftes fördern plötzlich derartig viel neues dramatisches Gut an den Tag, daß auf das Jahr 1919 vorübergehend sogar ein Abschwellen der Flut folgt. 1922 muß als das erste Jahr des beginnenden Abstiegs angesehen werden.

Ihren Untertiteln nach verteilen sich die 2139 Erstdrucke auf die hauptsächlichsten dramatischen Gattungen:

Schauspiel	465
Drama, dramatische Dichtung, Gedicht	311
Lustspiel	187
Tragödie, Trauerspiel	180
Spiel	166
Komödie	132

Volksstück, Volksdrama	84
Schwank	81
Bild	63
Szenen	37
Stück (Dialekt-, Weihnachts-, Winter-, Nacht-, Kriegs-, Tendenzstück usw.)	36
Mysterium	31
Märchen, Märchenstück	20
Legende	20
Posse	19
Tragikomödie	15

Zwei Werke stellen sich als „dramatischer Roman", eines als „dramatische Novellen" vor. Nicht uninteressant sind die Vorreden, in denen die Notwendigkeit dieser Mischform begründet wird. Neben dem Künstler (Lion Feuchtwanger: Thomas Wendt) erhebt in ihnen der Dilettant (Zornhoff) seine Stimme. Ohne theoretische Begründung gelangt übrigens Müller-Eberhard zu der gleichen Mischform („Lillys Liebe. Aus unsern Tagen." Die Bühnenausgabe führt den Untertitel: Stilkomödie in 3 Akten. Die beiden Ausgaben unterscheiden sich nur durch das Titelblatt). An den Bildungen „Ein Renaissanceakt, 3 Revolutionsakte, ein Prosa-Tell", die das Titelblatt dreier anderer Dramen zieren, würde der selige Wustmann gewiß seine Freude gehabt und sie in das Kapitel „Chinakrieg, Sedantag" eingereiht haben. Ob übrigens der deutsche Dichter Ludwig Ganghofer bei ihm mit dem Gallizismus „Theater in Versen" bestanden hätte? Lob gebührt dem vorsichtigen Mann, der uns sein Werk als „poetisches Schauspiel" vorstellt.

Eine ansehnliche Zahl von Werken gibt durch nichts zu erkennen, daß sie zur dramatischen Literatur gehören. Nur das Objekt selbst oder zufälliges Wissen belehrt über ihre Zugehörigkeit. Ganz ohne Untertitel treten 57 Dramen auf — eine größere Gruppe bilden unter ihnen die Dichtungen von August Stramm —, 26 haben einen Untertitel, der jedoch so allgemein oder so irreführend gehalten ist, daß aus ihm Rückschlüsse nicht zu ziehen sind. Einige derartige Untertitel seien hier genannt: ein Gedicht, ein deutscher Heidegesang, ein deutsches Heldenlied, eine Begebenheit, ein Leben, ein Stückchen Leben, ein Menschenuntergang, eine Nacht und ein Epilog, 7 Situationen, ein Tedeum, ein Weltfriedenstraum. Der Ausdruck „Epiphanie" dürfte bei den Lesern des Pulverschen Werkes „Christus im Olymp" ein Greifen nach dem Fremdwörterbuch heraufbeschwören. Die Angabe des Schauplatzes im Titel ist ungewöhnlich, kann aber Bezeichnungen von nicht geringer Pathetik erzeugen, wie „Odhins Tochter. Ein Spiel am Meer bei sinkender Sonne". Man kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß hier der Dichtergenius einen kräftigen Schluck aus dem kastalischen Quell nimmt.

Von den aufgeführten Gruppen ist das Spiel besonders reich gegliedert. Da gibt es Festspiele, Weihespiele, Heimatspiele, vaterländische, ernste, heitere, Spiel- und Tanz-, Fastnachts-, Scherz-, Traum-, Ritter- und Dialektspiele, ein feldgraues, lyrisches, romantisches, groteskes, burleskes, mythisches, fabulistisches, geistiges, allegorisch-symbolisches und ein Seelenspiel. Ein westöstliches Licht- und Schattenspiel steht neben einem Fang-ein-Mann-Spiel; deutschen Blutes hohe Spiele wandeln würdig daher, um von einem fröhlichen ehelichen Kampfspiel abgelöst zu werden. Auch das Bild weist mancherlei Bildarten auf; erdrückend zahlreich sind die Lebens-, Zeit- und Kriegsbilder. Eine geographische Orientierung kennt das Lustspiel, den Sachsen wird ein sächsisches, den Österreichern ein Wiener Lustspiel geboten. Im Trauerspiele finden auch die Rassen und Konfessionen Berücksichtigung, neben ver-

schiedenen deutschen steht eine christliche und eine jüdische Tragödie. Die Komödie zieht alle Register des Gefühls, sie ist ernsthaft, satirisch, sentimental und ausgelassen lustig, sie heftet sich an die Sohlen jedes Standes, an die des Pfarrers, Kapellmeisters und Detektivs ebenso wie an die des Akademikers und Kaufmanns, sie ist politisch und alltäglich, utopisch und historisch, altmodisch und revolutionär, kurz alles, was man will. Nur allzu geistreich darf sie nicht sein wollen. Was nützt beim Triumph der Liebe von Bernhard Rehse der Untertitel „Komödie eines Lustspiels in 1 Vorspiel, 2 Akten und 1 Zwischenspiel"? Er veranlaßt den Leser vor allem zum Kopfschütteln. Und nichts anderes wird auch Siegfried Mauermann ernten, der seinem „Diogenes auf der Redoute" den Zusatz beifügt: „Trotz aller historischen Unwahrheiten und Anachronismen ein Lustspiel." So fühlt man Absicht und man wird verstimmt!

Gegenüber der ernsten Muse tritt die heitere durchaus zurück. Von den 2139 Erstdrucken entfallen auf ihr Teil nur rund 450. Während des Krieges und in der Nachkriegszeit hat sie dauernd an Boden verloren. Von der Produktion des Jahres 1921 entfallen nur 9 % auf ihr Teil, 1922 dagegen 20 %.

Von den 2139 Dramen erklären etwa 60 auf dem Titelblatte, daß sie in mehr oder minderem Maße bereits vorhandene Dichtungen als Vorlagen benutzt haben. Wallaces Ben Hur wird zweimal als Vorbild angegeben. Bismarcks Gedanken und Erinnerungen haben sich zweimal eine Dramatisierung gefallen lassen müssen. Aristophanes' Stücke haben wieder und wieder zur Umgestaltung gereizt. Braunfels „Vögel", Lion Feuchtwangers „Friede" und der „Weiberstaat" des Pankrazius Pfauenblau legen hiervon Zeugnis ab. Menander, Terenz und Cato major werden als Anreger dreier anderer Stücke genannt. Hans Sachs wird erneuter Unsterblichkeit zugeführt. Dickens „Christmas carol" feiert in einer Märchenkomödie, Roseggers „Höllbart", Kellers „Landvogt von Greifensee" und Marie von Ebner-Eschenbachs „Resel" in einem Volksstück, Anzengrubers „Sternsteinhof" in einem Bauerndrama, Flauberts „Salambo" und Pierre Lotis „Aphrodite" in dramatischen Dichtungen, E. T. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels" in einem Legendenspiel Auferstehung. Fritz Reuters Konrektor Aepinus („Dorchläuchting") ist zur Hauptfigur eines Lustspiels geworden. Felix Dahn findet nicht die wohlverdiente Ruhe; sein Roman „Gelimer" ist zu einer Tragödie umgestaltet worden. Tegnérs Frithjof wurde mit saurem Schweiß zu 4 Akten „in den Versmaßen der Urschrift" verarbeitet. Am schwersten hat das von Adolf von Schack übertragene Heldenlied „Suhrab" von Firdusi zu leiden, das von Ruhammer wenig freundlich in die Zwangsjacke zweier Akte mit philosophischem Auftakt, Prolog und Epilog hineingepreßt worden ist. Hans Engler schreibt Körners Toni unter weitgehendem Verzicht auf eigene Gedanken in ein patriotisches Schauspiel „Das Franktireurdorf" um, gibt aber immerhin auf dem Titelblatt die freie Benutzung von Stellen aus „Toni" zu. Falls sein Vorgehen Schule macht, dürfen wir auf ein Wiederaufleben der klassischen Kunst in unerhörtestem Umfange hoffen.

Einer etwaigen Anregung, eine Statistik der Werke zu führen, welche in der Vorrede, unter dem Personenverzeichnis oder auf der Rückseite des Titelblattes die Herkunft ihres Stoffes vermerken, stehe ich kühl gegenüber. Auch der Statistiker ist ein Mensch. Gering ist die Zahl dieser Werke keinesfalls. Wie viele endlich von schwiegen mit fremdem Kalbe pflügen, kann nur eine eingehende Lektüre der Dramen erweisen, und auch diese kaum mit Sicherheit. Es gibt zweifellos Stoffe und Motive, deren Behandlung zu bestimmten Zeiten derart in der Luft liegt, von einer Übernahme von da oder dorther oder von einem Plagiat auch bei großer Ähnlichkeit der Gestaltung nicht immer geredet werden kann.

2. Uraufführungen.

Es bereitete einige Schwierigkeiten, über die Zahl und Art der deutschen Uraufführungen hinreichend sichere Angaben zu gewinnen. Der „Deutsche Bühnenspielplan" (Berlin: Oesterheld & Co.) verzeichnet lediglich die ihm von den einzelnen Bühnen gemeldeten Aufführungen und ist daher weder vollständig noch zuverlässig. Das berichtigte Material des Bühnenspielplans wurde von mir ergänzt durch die Mitteilungen des Deutschen Bühnenjahrbuches, der Deutschen Bühne und einiger anderer Zeitschriften über stattgehabte Uraufführungen. Singspiele, Neubelebungen älterer Dramen, szenische Prologe u. ä. wurden grundsätzlich ausgeschaltet. Auch die von mir ermittelten Zahlen dürften hinter der Wirklichkeit noch um einige hundert zurückbleiben.

In den Jahren 1913 bis 1922 fanden insgesamt 3284 Uraufführungen deutscher Werke statt. Ihre Verteilung auf die einzelnen Jahre weist infolge der Kriegszeit starke Ungleichmäßigkeiten auf:

1913: 420	1915: 264	1917: 282	1919: 376	1921: 341
1914: 377	1916: 288	1918: 315	1920: 378	1922: 243

Während die Kurve der gedruckten Dramen 1915 steil abfällt, um dann bis 1921 langsam aber stetig wieder bis zum Stande von 1914 emporzusteigen, ist hier der Abstieg gelinder und bereits 1919 die Ziffer von 1914 wieder erreicht. Während 1920 die Kurve noch um eine Kleinigkeit steigt, sinkt sie 1921 erneut, um 1922 ins Bodenlose zu fallen.

Auf die dramatischen Hauptgattungen entfallen von den Uraufführungen

	Trauerspiel	Schauspiel	Lustspiel	Schwank	Volksstück	Märchen	Unbekannt
1913	73	122	102	68	16	33	6
1914	45	124	96	43	43	23	3
1915	16	96	68	40	14	20	1
1916	32	85	59	50	26	31	5
1917	30	77	81	42	18	28	6
1918	39	109	65	43	20	36	4
1919	55	128	87	39	16	41	10
1920	65	136	92	43	9	26	8
1921	65	100	71	41	17	41	6
1922	67	55	68	17	7	19	10

Das Theater steht zu der heiteren Muse in innigeren Beziehungen als der Verlagsbuchhandel; war das Verhältnis zwischen den ernsten und heiteren Stücken bei den gedruckten Dramen 4 : 1, so ist es hier fast 1 : 1. Während die Vor- und Nachkriegszeit der kurzgeschürzten Thalia ungünstig gesinnt sind, stellen die Kriegsjahre 1915 bis 1917 sie neben oder sogar über Melpomene. Die hohe Zahl der Volksstücke 1914 ist eine unerfreuliche Kriegsfolge, gehören ihr doch die als Volksstück auffrisierten Kriegsrevuen von 1914 an. Die Märchen zerfallen in die üblichen Weihnachts- und Ostermärchen für Kinder, deren Ziffer sich ziemlich unverändert zwischen 15 und 25 hält, und die Mysterien- und Legendenspiele. Letztere befinden sich in noch aufsteigender Konjunktur. Dem Trauerspiel wohnt trotz aller Verfolgungen ein unverwüstliches Leben inne, auch seine Kurve scheint wieder steigen zu wollen. Etwas flau notiert neuerdings das Lustspiel. Der deutsche Schwank litt 1922 stark unter der französischen Konkurrenz.

Der Konsum an Uraufführungen ist in den einzelnen Städten und Gegenden verschieden. Während in den Städten unter 100 000 Einwohnern des öfteren un-

erwartet hohe Verbrauchsziffern erzielt werden, zeigt sich der Großstädter im großen und ganzen weniger aufnahmefähig. Einen Vergleichsmaßstab erhält man, indem man die Einwohnerzahl der Städte durch die Zahl der Uraufführungen dividiert. Den Rekord schlagen Meiningen und Eisenach mit je einer Uraufführung auf 1000 und 1050 Einwohner. Ihnen folgen Weimar, Kottbus, Koburg, Gera und Naumburg. An 10. Stelle steht als erste Großstadt München (3300), an 17. und 18. Hamburg (4100) und Berlin (4450). Sehr wenig Uraufführungen weisen die rasch groß gewordenen Industriegroßstädte des Westens auf. Den stärksten Konsum unter den deutschen Staatsgebieten haben die Hansestädte. Am geringsten ist die Nachfrage in Württemberg.

Die höchste Ziffer der Uraufführungen erreicht begreiflicherweise Berlin mit 466, Wien folgt mit 287, Hamburg mit 226, München mit 179, Leipzig mit 123. Österreich und Böhmen sind mit insgesamt 409 Uraufführungen, die Schweiz mit 53 vertreten.

Das Thalia-Theater in Hamburg verhalf während der Berichtsjahre 92 Stücken ans Licht der Welt und marschiert mit dieser Zahl an der Spitze sämtlicher deutscher Theater. Das Deutsche Volkstheater in Wien, verbunden mit den Kammerspielen, bringt es auf 64 Uraufführungen. Das Battenberg-Theater in Leipzig, das Luisen-Theater und das Rose-Theater in Berlin lassen mit schöner Regelmäßigkeit die Romanprodukte der Courths-Mahler und Genossinnen, von männlichen Kräften ins Dramatische gewandt, über die tränendurchfeuchteten Bretter gehen und ernten hierfür den Lohn der drei folgenden Plätze. 43 Uraufführungen erreichen das Münchener und Frankfurter Schauspielhaus und das Frankfurter Neue Theater, 39 die Neue Wiener Bühne und das Dresdner Schauspielhaus, 36 das Eisenacher Stadttheater, 31 das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg und 33 das Deutsche Theater in Hannover. Die Mehrzahl der staatlichen Theater hält sich in einer guten Mittellage zwischen 8 und 18 Uraufführungen. Die Ablegung des Hofcharakters scheint auf die Regsamkeit dieser Theater äußerst erfreulich gewirkt zu haben, beginnt doch die Zahl der Uraufführungen bei manchen nach 1918 geradezu verblüffend in die Höhe zu schnellen.

3. Theaterstücke und Lesedramen.

Von den 2139 gedruckten Dramen blieben 1400 unaufgeführt, von den 3284 aufgeführten 2550 Manuskript. Die Frage, weshalb 1400 Dramen zwar einen Verleger, aber keine Bühne fanden, ist für den Aufrichtigen, der oft unhöflich erscheint, leichter und rascher zu beantworten als die, warum 2550 Werke nicht den Weg von der Bühne zum Verleger gewandelt sind. Der Verfasser, welcher nach der Aufführung voll Scham sein Opus ergreift, es im wilden Walde zerstreut und so für ewig dem Verleger entzieht, dürfte eine Seltenheit sein. Bei Autoren, die geschäftsmäßig Stücke liefern, besteht im allgemeinen wenig Neigung zum Druck ihrer Werke. Bisweilen dürfte dies Phänomen der Einsicht entspringen, daß die Stücke — milde gesagt — mehr theatralische als literarische Qualitäten haben. In der Hauptsache sind jedoch weniger edle Gründe maßgebend: vorurteilsfreie Würdigung der schriftstellernden Konkurrenz und ihrer geringen Scheu vor geistigem Eigentum anderer, Sorge um den Absatz des gleichnamigen Romanfabrikates, der dringende Wunsch, die Spuren etwa begangenen Raubes nicht allzu nachweisbar festzulegen, vor allem aber die Abneigung des Geschäftsmannes gegen unrentable Geldausgaben. Denn nur die bedeutende oder verblüffende Dichtung, der berühmte oder der berüchtigte Autorname hat Anrecht auf kostenlosen oder gar gewinnbringenden Druck. Etwa ein Fünftel der Lesedramen hat die Gewißheit ihres Fortlebens in den Magazinen der Bibliotheken mit außerordentlichen Geldopfern ihrer Erzeuger erkaufen müssen. Die

andere Verlagsfirmen von der Beliebtheit, so leben etwa ein Dutzend, dem Kundigen wohl bekannt, von dem schlechten Deutsch und dem guten Glauben ihrer Autoren.

Blättert man die Titel der Manuskript gebliebenen Dramen durch, so fällt alsbald die Häufigkeit doppelter oder gar dreifacher Verfasserschaft auf. Firmen von dem Umfange und der geschäftlichen Bedeutung, wie sie uns auf dem Gebiete der Operettenindustrie begegnen, sind allerdings selten. Die Produktion hält gewisse Grenzen inne, der Umsatz ist bescheidener. Als besonders seriös gilt offensichtlich die Firma Neal und Ferner (auch Neal u. Kahn, Neal u. Scherklin, Max Neal und ähnlich). Ihr wurde von den Bühnen in 9 Jahren ein Kredit von 19 Uraufführungen eingeräumt. Die Konzernbildung befindet sich im besten Fortschreiten. Der Konzern um Alexander Engel weist 35 Uraufführungen, der um Kurt Kraatz 22 auf. Beide pflegen vorzüglich den Schwank. Größte Firma am Platze für das sogenannte feinere Lustspiel dürfte derzeit Rudolf Presber und Leo Walter Stein mit Nebenfirmen sein. Auf dem Gebiet des Rührstückes exzellieren Thilo Schmidt und Hilmar sowie der Schriftstellereibesitzer Ernst Ritterfeld, der sein dichterisches Herzblut fast nur für das Berliner Luisen-Theater verspritzt. Anerkannt werden muß die Geschicklichkeit der meisten Dramenindustriellen in der Auswahl der Titel, die der Psychologie ihres Publikums aufs beste angepaßt sind. Wer sieht bei Überschriften wie „Der jungen Seele bittres Weh", „Mag auch die Liebe weinen", „Wenn edle Herzen bluten", „Die wahre Liebe opfert sich", „Loulou, kleine süße Loulou" vor seinem geistigen Auge nicht das typische klein- oder auch großbürgerliche weibliche Publikum, das während dreier Stunden angenehm in ranziger Sentimentalität dahinstirbt? Und wer bei den Titeln der Kriegsrevüen 1914/15 nicht das dazugehörige männliche Parkett mit dickem Bauch und geschwollener Brieftasche, ehrfurchts- und geschmacklos, heimatdienstberechtigt! Über die kaum noch zweideutige Titelgebung einer gewissen Sorte von Stücken zu reden, wäre Zeitverschwendung.

Aus der Welt des geschäftlichen Seins geleiten uns die Lesedramen in die des unerfreulichen Scheins; kunstfremder Mache dort steht die künstlerische Ohnmacht hier gegenüber. Das Urteil scheint hart, trifft aber auf die Mehrzahl der Lesedramen zu. Bei vielen genügt eine Stichprobe, um festzustellen, wes Geistes Kind sie sind. Verdächtig sind von vornherein alle Dramen, die den Aufdruck Selbstverlag tragen oder gegenüber dem Titel das Bildnis des Verfassers bringen. Ein Schauspieler könnte Nutzen daraus ziehen, wie hier Genie durch Heldenposen, Stirnrunzeln und Kalbsäuglein vorgetäuscht wird. Besonders nachhaltig wirkte auf mich das Bild des „neuen deutschen Dante", auf Plüschsessel vor italienischer Landschaft sitzend. Neugierigen sei verraten, daß er weiblichen Geschlechtes und Produzent eines „Faustus redivivus" ist.

Welchem der Lesedramen die Palme des Dilettantismus für 1913/22 gebührt, ist bei der großen Zahl ernsthafter Anwärter schwer zu sagen. Unter dem halben Dutzend Werken, die ein zweifelloses Anrecht auf den ersten Platz besitzen, sind es besonders zwei, die mir bei der Lektüre lieb und wert wurden: „Die Sphinx", eine Tragödie in 3 Akten von Dr. Helmuth Katz, und Emkas „wissenschaftliches" Schauspiel in 3 Akten „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich". Zur Ehre der deutschen Universitäten nehme ich an, daß der Doktor des Herrn Katz fingiert ist oder einer ausländischen Hochschule entstammt. Das Deutsch des Herrn Katz läßt viel zu wünschen übrig. Während die „Sphinx" in erster Linie durch ihren Reichtum an Handlung fesselt, besticht Emka durch die inhaltliche Gediegenheit seines Schauspiels. Von dem Inhalt sei nur verraten, daß ein unerhört tugendhafter Oberleutnant, der stets ein Wandbild (!) der Geliebten griffbereit bei sich führt, durchaus ein Mädchen heiraten will, weil sie arm und schwindsüchtig ist. Zu Ende des zweiten Aktes er-

blindet sie des weiteren noch. Wer das Benehmen der wahrhaft guten Gesellschaft, Leutnantsunterhaltungen vor 1914 und guten Briefstiel kennen lernen will, lese dieses Buch. Gerührt und erschüttert wird er sich gleich mir die Schlußworte des Dramas zu eigen machen und zu Emka sprechen: „Ich werde Sie nicht vergessen."

4. Gesamtheit der Produktion.

Meine Statistik ergibt für eineinhalb Jahre Vorkriegszeit etwa 1080, für viereinhalb Jahre Kriegszeit etwa 1780 und für vier Jahre Nachkriegszeit 1887 veröffentlichte Dramen. Die Gesamtsumme von 4778 Werken übertrifft die lyrische Produktion der zehn Jahre um annähernd ein Viertel, vermag sich aber mit der an Romanen und Novellen nicht zu messen. Ein Vergleich mit den Ziffern früherer Epochen, der vielleicht die Art der geistigen Gesamtentwicklung nicht übel beleuchten würde, ist leider aus Mangel an Material unmöglich.

Geschichte der Quantität und Qualität der lyrischen, epischen oder dramatischen Gesamtproduktion bleibt stets mehr oder minder Geschichte des Dilettantismus; der Platz der Literaturstatistik wird daher passend ein Schubfach der Kulturgeschichte sein. Trotzdem sollte auch die Literaturgeschichte sich ein wenig liebevoll ihrer annehmen. Die Charakteristiken literarischer Epochen sind bisweilen allzusehr nur Ideengeschichte, Stimmungsmalerei, Aussichtsturmübersichten. Aus der Geschichte der Gesamtproduktion erwächst der Literaturgeschichte die Zahl, welche dürre Gedanken auswaktiert, aus ihr der Maßstab, an dem die dichterische Bedeutung der Zeit sichtbar gemessen werden kann. Was der Dichterdurchschnitt produziert, sollte ebensowenig völlig übergangen werden, wie das, was die Masse des Volkes mit Begeisterung liest oder sieht.

Stoffe und einzelne Motive.

5. Der unermittelte Rest.

Nur die Überschrift, nicht die Besprechung des letzten Postens an erster Stelle widerspricht dem bestehenden Gebrauche. Die in den folgenden Kapiteln genannten Ziffern werden richtiger gewürdigt werden, wenn man weiß, daß bei rund 950 der aufgeführten Dramen weder Stoff noch Motiv festzustellen war.

Die Bestimmung des Stoffes war bei den gedruckten Dramen oft durch einen Blick auf das Personenverzeichnis und die Angabe des Schauplatzes möglich. Daß mir die Lektüre zahlreicher Dramen dadurch erspart wurde, habe ich nicht unangenehm empfunden. Bei den aufgeführten Dramen erfolgte die Verteilung auf Grund erläuternder Untertitel, persönlicher Kenntnis oder von Besprechungen in Zeitschriften und Zeitungen. Hat ein Autor seinem Drama einen unrichtigen Untertitel gegeben oder es irreführend benannt, so lehne ich die Verantwortung ab, daß sein Werk in einer falschen Gruppe verzeichnet und gezählt wurde. Daß eine Sonderung nach Motiven statt nach Stoffen vielleicht noch fruchtbarer gewesen wäre, wird nicht geleugnet. Ein Versuch, diesen Gedanken auszuführen, stieß jedoch auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Es gibt eben Dramen, bei denen schlechterdings von Motiven, welche die Handlung tragen, nicht geredet werden kann. Wo es erwünscht oder lohnend schien, habe ich mich selbstverständlich auch um die Feststellung der Motive bemüht.

6. Vorgeschichtliche Zeit und klassisches Altertum.

Die Zahl der historischen Dramen und der Kostümstücke ist beträchtlich. Fernste und ferne Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind vertreten. Der Dichtergenius

hat Richard Wesers in Zeiten zurückgeführt, die dem Forscher verschlossen sind. Sein Drama „Die eiserne Krone" spielt vor dem Untergang der Atlantis um 80 000 v. Chr. Wesers' Zeugnis erweist, daß die Menschen von damals sich weder im Gehaben noch Gedanken von den heutigen wesentlich unterschieden haben. Die Kleidung war vorägyptisch, aber nicht steif, sondern leicht und fließend, die Damen gingen fußfrei, geschlitzt und stark dekolletiert. Die Luftschiffe führten in jenen Zeiten die Bezeichnung „Drilschiff". Die Etymologie dieses Wortes vermochte ich bisher nicht zu erschließen. Vorsichtiger in seinen Angaben über den untergegangenen Erdteil Atlantis verhält sich Thomas Westerich in „Hammar, das Atlantismysterium". Nach ihm waren die Bewohner jenes Reiches, „insbesondere die Herrscher — Priesterkönige — in der Erkenntnis der Lebensmächte sehr weit vorgeschritten. Die Trachten sollen urägyptisch-urarisch in zwangloser Stilverbundenheit gehalten sein, ohne Betonung großer Fremdartigkeit". Da die Atlantis nach Wesers bald nach 80 000 versank, wird auch Westerichs Stück sehr weit zurückdatiert werden müssen.

Die Jahre 79 000 bis etwa 5000 v. Chr. blieben 1913—1922 dramatisch scheinbar ungenutzt. Genauere Angaben über das altägyptische Sagenspiel Emil Arndts „Isis und Osiris" fehlen mir, doch rücke ich es getrost in das 5. oder 4. Jahrtausend v. Chr. Die beiden weiteren altägyptischen Dramen, „Der Sohn der Sonne" von Gisela von Berger und „Das Bild des Ramses" von Franz Dubsky, dürften jüngeren Datums sein. Neben der ägyptischen Großmacht ist die assyrische mit zwei Dramen „Semiramis", einem Sardanapal und einem Belsazar angemessen, die persische mit einem Kambysis etwas kläglich vertreten. Letzterer kann jedoch noch die aus der Cyropädie bekannte Sage von Arbaces und Panthea in der Greinerschen Ausgestaltung zugute geschrieben werden. Alt-Indien zwischen dem Ende der mystisch-vedischen und dem Beginn der geschichtlich brahmanischen Zeit dient Franks „Opfernacht" zum Hintergrund.

Die griechisch-römische Geschichte liefert Hintergrund und Stoff für 74, die altklassische Sage für 57 Dramen. Von den altbekannten und beliebten Dramenhelden fehlen nicht viele. Vertreten sind Polykrates, Themistokles, Demosthenes, Herostrat, Phidias, Perikles, Sokrates, Catilina, Marius, Tiberius, Agrippina, Messalina, Nero, Lucullus, Elagabal und der Prophet Alexander von Abonoteichos. Marcus Porcius Cato erscheint selbst und entsendet auch seine Eheliebste, die Porcia. Auf Doppelbehandlung bringen es Periander, Antinous und der zurzeit etwas übelberüchtigte Spartakus. Alexander der Große, Diogenes, Alkibiades und Julius Cäsar fanden je drei Ausdeuter ihres Schicksals. Ob zumal Diogenes und Cäsar sehr mit ihnen zufrieden sein werden, bleibt dahingestellt. Es ist für einen ernst gerichteten Philosophen wie Diogenes nicht angenehm, auf der heutigen Bühne fortgesetzt von minderwertigen Wesen weiblichen Geschlechts in Verlegenheit gesetzt zu werden. Ebenso dürfte es Cäsar peinlich empfinden, fast nur noch mit Shawschen Augen angesehen zu werden. Hermann der Cherusker hat in sechs Stücken entweder Varus zu besiegen oder zu sterben, des öfteren auch beides. Thusnelda akkompagniert ihm des öfteren. Leonidas und Hannibal fehlen befremdlicherweise in der Heldenhalle, die Vestalin, die liebt, aber selbstverständlich nicht.

Der Stoff vom Untergang Karthagos, seit dem Versailler Vertrag uns Deutschen traurig naheliegend, ist seit 1918 nur von Avenarius neu gestaltet worden. Das christenverfolgende kaiserliche Rom hält sich nach wie vor in der Gunst vor allem katholischer Dichter, das untergehende Rom scheint zurzeit im Kurse zu steigen.

Den homerischen Gedichten verdankt ein Kranz von 16 Werken Motiv und Stimmung. Zwei Homeriden-Märchenspiele reihen sich ihnen an: „Achilleia", d. i. der magdliche Achill, und „Niemand", die Geschichte von den Liebeserlebnissen des listenreichen Odysseus nach dem Tode seiner wackeren Hausfrau. Die Sage von

Ödipus und seinen Töchtern ließ vier Dramen entstehen (Degen: Das Schicksal, Prellwitz: Ödipus, Hasenclever: Antigone, Chamberlain: Tod der Antigone). Phaedon, Herakles, Europa und Alkestis betreten erneut je zwei- oder dreimal die Bühne. Kleists Penthesilea erhält in der zur Liebe bekehrten Amazonenfürstin Ungers („Die Kentaurin") ein immerhin achtenswertes Gegenstück. Das ins Altertum versetzte amüsante Reimspiel „Die treuen Frauen von Cythere" könnte ebensowohl im Märchenlande spielen. Rittners Cumenes („Tragödie des Eumenis") enthüllt sich vor uns als der verhinderte Dichter Balduin Bählamm des Altertums.

Eine kleine Geschichtsrepetition auf 163 Seiten verspricht uns Karl Freiherr v. Freiberg in „4000 Jahre bergauf". Ich empfehle jedoch, ihm nicht allzu blindlings zu folgen. Schon der Rechenfehler, der ihm bei Abfassung seines Titels unterlaufen ist, muß bedenklich stimmen. Der erste Auftritt seiner Märchenszenen spielt nicht allzuweit vor 760 v. Chr., der letzte in der Gegenwart. Selbst bei großzügiger Rechenweise ergeben sich nicht mehr als 3000 Jahre.

7. Vom Mittelalter bis zur Neuzeit.

Verfielen plötzlich sämtliche Darstellungen des Mittelalters samt Quellen der Vernichtung, so wird man aus den deutschen Dramen ein gutes Stück Geschichte wiederherstellen können. Mit byzantinischer Geschichte beschäftigen sich 2, mit den Germanenreichen der Völkerwanderung und den Karolingern 22, mit den deutschen Kaisern und Königen bis 1500 n. Chr. 26, mit Ereignissen aus der Geschichte einzelner deutscher Länder und Landesteile 39, mit englischer, französischer, italienischer und portugiesischer Geschichte 16 Dramen. Die auf Grund ihres Inhalts entstehende neue Geschichte würde folgende Höhepunkte kennen: Untergang des Ostgotenreiches, Alboin und Rosamunde, Kaiser Karl, Zank und Streit unter König Konrad I. in Deutschland, Otto der Große in Italien und Otto III., der erste Kreuzzug, Heinrich III. und IV., Kampf zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen, Heinrichs des VII. Weltkaiserpläne und Friedrichs II. Weltreich, Konradins Ende, Kaiser Rudolf von Habsburg, Ludwigs des Bayern und Friedrichs von Österreich Rivalität und Edelmut. Als bedeutendste Personen des Mittelalters anzusehen wären die Langobardenkönigin Rosamunde und Heinrich der Löwe, da ihnen 5 und 3 Dramen gewidmet sind. Frankreich würde in der neuen Weltgeschichte durch Wilhelm den Eroberer, Robert den Teufel, Ludwig XIII. und Johanna von Orleans, England durch König Edgar (um 969) nebst Familie, Richard III., den Königsgünstling Ethelwold und den Thronprätendenten Warbeck etwas dürftig vertreten sein. Die Jahre 1913, 1920 und 1922 bringen je einmal die sizilianische Vesper auf die Bühne, 1914 wandelt Marino Falieri, 1916 Inez de Castro, die portugiesische Agnes Bernauer, nach längerer Pause über die Bretter. 13 Dramen sorgen für eine gründliche Information in der Schweizer Geschichte, 4 erzählen uns von der Blüte und dem Verfall des Deutschritterordens. Anregend und interessant dürfte die neue Geschichte schon werden, poetische Gerechtigkeit würde in ihr herrschen. Nur eines gibt zu Bedenken Anlaß: die Helden sterben allzu gleichförmig den Tod in großer Pose. Ich fürchte, sie sprechen in dieser Situation auch allzuoft dasselbe.

Das Ritterschauspiel gedeiht heute nicht mehr wie einst. In 7 Jahren gab es nur 13 neue Stücke dieser Gattung. Einige von ihnen locken allerdings außerordentlich durch den Titel. Wen überläuft nicht ein angenehmes Gruseln, wenn ihm die Lektüre des „Femgrafen", der „Hackefey von Burgau", des „Zauberschlosses auf Reschenstein" oder gar der „Klirrenden Ketten", Ritterdrama in 5 Akten, in Aussicht gestellt wird?

Für Kostümstücke ist seit Jacob Burckhardt das Italien der Renaissance äußerst beliebt geworden. An drei Dutzend von Renaissancedramen können auch hier aufgezählt werden.

Im Jahrhundert der Entdeckungen und der Reformation spielen 97 Werke. Auf Luthers Person entfallen davon allein 23 (8 erschienen 1917), auf die Wiedertäufer 3, auf Savonarola, Huß und Hutten je 2, Michael Servetus und Zwingli je eins. Die Bauernaufstände von 1525 und Ende des 16. Jahrhunderts zeitigten 14 Volksstücke und Tragödien. Der verschwundene König Sebastian von Portugal und Karl V. sind zweimal zum Helden, Karls Geliebte Barbara Blomberg von ungeschickter Dilettantenhand einmal zur Heldin eines Dramas gemacht. Die immer noch umstrittene Person des großen Shakespeare ersteht in 4 Spielen leibhaftig vor uns. Das häufige Auftreten Herzog Ulrichs von Württemberg (3 Dramen) in der Literatur dürfte mit der großen Verbreitung des Hauffschen Romans Lichtenstein in Verbindung stehen.

Das 17. und 18. Jahrhundert boten in der Berichtszeit dem dramatischen Pegasus mannigfache Weide; insgesamt entsprossen ihnen 141 Stück. Den Dreißigjährigen Krieg haben 9, das friderizianische Preußen 12, das Frankreich vor der großen Revolution 18 Dramen als Hintergrund. Der Große Kurfürst wird in 3 Stücken gefeiert, das Schicksal Struensees fand 3 neue Erklärer. Die Persönlichkeit Friedrichs des Großen bildet den Mittelpunkt von 10 Dichtungen (Böttticher, Engelhardt, Eulenberg, Glödner, Goltz, Hermann, Ludwig, Presber und Stein, Schmidt, Wentzel), sein Freund Katte von 2 (Burte, Ernst). Etwa die Hälfte der Friedrichdramen behandelt den Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Sohn. Velasquez, Goya, Pestalozzi, Händel, Friedemann Bach und Christiane betreten je einmal, der junge Schiller, die Frau Rat Goethe, Beethoven und Sebastian Bach je zweimal, Mozart dreimal und Goethe fünfmal das Podium. Auch dem Dichterling Heinrich Harries, der laut Vorrede als Schöpfer des „Heil dir im Siegerkranz" zu gelten hat, ist von Andersen ein Denkmal gesetzt worden. Wäre es doch bei dem Literaturnachweis und den geschichtlichen Bemerkungen des Anhangs verblieben! Casanova, dessen Person an Beliebtheit in letzter Zeit außerordentlich zugenommen, bringt es auf etwa die gleiche Stückzahl wie Goethe.

Die Hundertjahrfeier der Völkerschlacht von Leipzig entfesselte eine Flut von Fest- und Schauspielen. Insgesamt sind es 112 Stücke, die die Napoleonische Fremdherrschaft und den Freiheitskampf schildern. Das Volk steht fortgesetzt auf, seltener bricht in den Titeln der Sturm los. Gegen diese Ziffer verblaßt die Zahl der Napoleondramen (12) und der Dramen aus der Zeit von Preußens Niedergang (4) vollständig. 1848 setzt nur noch die Federn von 5, Napoleon III., 1866 und 1870/71 die von 10 Dichtern in Bewegung. Bismarckdramen zähle ich außer den 2 in Kapitel I genannten 5. Von literarischen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts sind dramatisch verwertet Charlotte Stieglitz, Elise Lensing, Hölderlin, Grabbe, die Günderode, Lenau, Heine, Oscar Wilde und Gottfried Keller. 2 Kleistdramen (Sebrecht, Irmgard Ecke) wurden 1920 gedruckt, eins 1916 aufgeführt (Ernst Prossinag). In der Biedermeierzeit spielen etwa 30 Werke. Seit Entthronung der Wittelsbacher fiel Ludwig II. in der Öffentlichkeit bereits zweimal dichterischen Angriffen zum Opfer.

8. Weltkrieg und Revolution.

Die zeitgeschichtlichen Dramen gruppieren sich um die beiden Pole Weltkrieg und Revolution. Zustände und Kultur unmittelbar vor dem Kriege wollen etwa 30 Werke schildern. Die deutsche Ostmarkenfrage hat Anlaß zu 5 Dichtungen ge-

geben. 258 Dramen geben Ereignisse und Auswirkungen des Weltkrieges wieder. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Stücken deutscher Autoren spielt in Ostpreußen und im Elsaß, während die Österreicher sich gern Polen zum Schauplatz der Handlung erwählen. Das Etappen- und Schützengrabenstück entsteht. Das traurige Dreigestirn Schlachtfeld, Lazarett und Kriegsgefangenenlager bricht die Herrschaft des Salons und Familienwohnzimmers auf der Bühne. Die Hamster und Schieber werden zu bedeutenden dramatischen Persönlichkeiten. Nachdenklich ist, daß die einzigen Personen des Weltkrieges, deren Namen auf dem Titelblatt deutscher Dramen prangen, Nikita und Tisza sind. 76 Werke behandeln die Nachkriegszeit. Oberschlesien und das besetzte Gebiet treten an die Stelle von Ostpreußen und des Elsaß. Die Mehrzahl der Werke sucht die Geschehnisse der Revolution festzuhalten, auszudeuten oder innerlich zu überwinden.

Interessanter als Schauplatz und Stoff ist der Geist, aus dem heraus die Dramen entstanden sind. Daß die Vorkriegsstücke der letzten 4 Jahre meist Staat und Gesellschaft von 1913 als verrottet und untergangsreif hinstellen, will nicht allzuviel besagen (nachträglich ist bekanntlich leicht prophezeien), bedenklicher ist, daß diese Ansicht bereits in einigen Komödien von 1913 und 1914 lebt.

In unserem Zusammenhange interessieren naturgemäß am meisten die beiden Stücke der Vorkriegszeit mit politischem Hintergrund. Erschreckend geradezu ist der Mangel an Augenmaß, den die „Tragödie mit komischem Einschlag" „Der Balkankrieg" offenbart. In der Versammlung der streitenden Balkanvölker und der Großmächte ertönt plötzlich die Stimme des deutschen Kaisers, „die wie ein gewaltiger Donner vom Himmel kommt", und löst kategorisch in 5 entsetzlichen Versen sämtliche Probleme der Konferenz. „Alle sind noch wie angedonnert. Niemand wagt zu sprechen. Karol gibt die Feder den Balkangenossen und diese unterschreiben, während lautlose allgemeine Stille [!] herrscht." Wie merkwürdig malt sich doch die Welt in dem Köpfchen des anonymen Verfassers! Aus intuitiver Erkenntnis der wirklichen politischen Lage heraus erwuchs das Tedeum „Krieg" von Karl Hauptmann. Wie dereinst die Juden mit Staunen und Erschrecken die Weissagungen ihrer Propheten sich erfüllen sahen, so beugt sich der Leser von heute vor dem dichterischen Prophetismus dieses Dramas. Das Stück beginnt mit einer Konferenz der Raubtier-Großmächte im Schlosse des Ministers, dem der Krieg vor allem „frevelhafteste Geldverschwendung" ist. Der „europäische Rechenmeister" vermag nicht mehr durch Abwägen der gegenseitigen Vorteile den Frieden unter dem rivalisierenden Raubtiergelichter zu erhalten. Der gepanzerte Erzengel erschlägt ihn mit seinem Schwert, alle Lichter im Schlosse verlöschen. Der Weltkrieg bricht aus, Macht kämpft gegen Macht, Mensch gegen Mensch, Bruder gegen Bruder. Der Staatsphantast, der durch Ströme von Blut das Kommen eines neuen besseren Reiches erzwingen will, wird zum Abgott der Menschen. Am Schlusse ist nichts mehr als Trümmer und Krüppel, Raubgier und Ohnmacht auf der Erde. Der Friede zieht ein, weil niemand mehr ist, der morden kann. Die erste Regung der Menschlichkeit keimt wieder auf in der verkierten Welt beim Anblick der jungen Mutter mit ihrem Kind, die durch den erwachenden Frühling zum Tempel geht.

In den übrigen Bühnenwerken ist von Politik allenfalls nebenbei die Rede. Von Ausländern trifft vorzugsweise die Französin oder der Franzose auf. Von irgendeinem traditionellen Haß gegen das französische Volk ist nichts zu spüren, selbst nicht in den Stücken, welche die unmenschlichen Einrichtungen der Fremdenlegion und die unsaubere Art ihrer Rekrutierung geißeln.

Die Masse der eigentlichen Kriegsstücke fällt in die Jahre 1914 und 1915. Ihre Gesinnung ist von bemerkenswerter Gleichförmigkeit, wahrhaft oder gemacht patrio-

tisch. Das Ereignis des Krieges lebt in ihnen noch völlig unverarbeitet, alles Eigenleben erdrückend. Von meiner Durchsicht her habe ich jedenfalls kein Stück in Erinnerung, das hierin eine Ausnahme machte. Erst 1916 mit dem Abflauen der Wirksamkeit des Stoffes macht sich Neigung zur Kritik bemerkbar. Eine leise Ernüchterung beginnt aus den Titeln zu sprechen. Überschriften wie „Britischer Nebel", „Nun aber wollen wir sie dreschen", „Denn wir fahren gegen Engelland" werden abgelöst durch „Die Wacht am Stammtisch", „K. V.", „Der Heereslieferant". Von 1917 an läßt sich die dramatische Produktion in drei große Gruppen sondern, die alsbald getrennte Wege gehen. Die Stücke, die weiterhin die Straße der offiziellen Politik und Gesinnung wandeln, werden mehr und mehr zu reinen Tendenzwerken, Propagandastücken für das Durchhalten oder für die Zeichnung von Kriegsanleihe. („Dennoch durch", „Der Miesmacher und sein Sohn", „Bärmchen zeichnet Kriegsanleihe".) Sie setzen sich fort in den Dramen, welche die Dolchstoßlegende vertreten oder die die Schuld an Deutschlands Zusammenbruch lediglich auf die Weltfremdheit des deutschen Michels und die unsagbare Bosheit seiner Feinde schieben. Die zweite Gruppe entpolitisiert den Stoff mehr oder minder, der Krieg wird Hintergrund, die Uniform Kostüm. Vor allem das Problem der Kriegsehe, die psychischen Wirkungen, welche die lange Abwesenheit des Mannes auf die daheimgebliebene Frau ausübt, reizen zur Darstellung. Die dritte Gruppe ist die der Anklage gegen den Krieg, den Staat, die Gesellschaft und die Moral der Zeit. Als bedeutsamstes Stück dieser Gruppe aus der Kriegszeit sehe ich neben Ernst Tollers „Wandlung" und Herbert Kranz' Drama aus der Zeit „Freiheit" Hans Francks Drama „Freie Knechte" an, in dem eine Mutter einen rasenden Kampf wider den Alp Staat um den letzten ihr verbliebenen Sohn kämpft. Die Mutter unterliegt in diesem Kampfe, das tiefe Ethos des Vaters rückt noch einmal vor unserem Gefühl die Welt in ihr altes Geleis. Da die Zensur die Aufführung von Stücken nicht zuließ, in denen an Einrichtungen des Heeres oder an der Führung des Krieges abfällige Kritik geübt wurde, bringt die Nachkriegszeit eine um so größere Zahl derartiger Werke. Manchem von ihnen hätte man zur Warnung für die Regierenden bereits Veröffentlichung vor Kriegsende gewünscht, wie z. B. dem Drama aus dem Kriegsleben vor dem Zusammenbruch „Halali" von Otto Kretzschmar (1921), der politischen Komödie von Fritz Halbach „Der deutsche Michel" (1919) oder Hermann Poperts vaterländischem Traum „Wenn —" (1922). Mit den Augen eines unentwegten U. S. P. D.-Mannes lernt man den Weltkrieg sehen in Hallups „Internationale". Vor allem die Mehrheitssozialdemokratie kommt darin recht übel fort. Leider scheinen auch die Musen als nicht genügend klassenbewußt bei der Geburt des Werkes aus dem Zimmer entfernt worden zu sein.

Die Revolutionsdramen lassen sich in zwei große Gruppen sondern. Die eine verzichtet auf jede Auseinandersetzung mit dem Gedanken der Revolution, nimmt die neuen Zustände als gegeben hin und schlägt aus ihnen nach Möglichkeit dramatisches Kapital. Die Verschiebung der Macht- und Besitzverhältnisse bietet den Komödienschreibern unerhörte Anregungen, die bedauerlicherweise auf recht steinigen Boden fallen. Die Welt der neuen Reichen, die ebenso schlecht mit Messer und Gabel wie mit Goethe und Schiller umzugehen wissen, wird mit Sanftmut verhöhnt. Buchbinder Schwalbe als Freistaatspräsident und Parteimann Badikow als Kultusminister lächeln uns freundlich von der Bühne aus zu. Fürstlichkeiten a. D. gelten schon als völlig sakrosankt. Nur das politische Chamäleon, Genosse Fichte, der dreimal in kürzester Frist seine Gesinnung wechselt, reizt das zahme Geschlecht der Lustspieldichter zur Hergabe eines Tröpfchens Galle.

Hans Frankes Drama „Opfer", das, 1917 und 1918 geschrieben, dem siegreich beendeten Kriege einen Volksaufstand folgen läßt, predigt das Evangelium der miß-

achteten Menschenliebe. Ihr Verkünder wird in einer kurzen Szene des ersten Aktes dem Verfechter des Klassenkampfes gegenübergestellt:

„Der junge Mensch: Befreiung der Masse, die in Tiefe leidet, deren Blut der Krieg trank. Gegen die wüten, die uns schamlos betrogen und uns in dies schauervolle Abenteuer gestürzt.

Sebald: Warum wollen Sie wüten, wo es gilt, den Haß zu begraben? Wir sind die Sieger, an uns ist es — zum erstenmal in der Geschichte — als Sieger von Liebe zu reden, die Gewehre zu zerschlagen und groß zu denken! Nicht wir allein; die ganze Welt muß zur Selbsterlösung kommen. . . . Glauben Sie, daß Ihre Aktion Wert haben wird? Sehen Sie nicht, wie alles dann stürzen wird, und eigenes Volk sich selbst zerfleischt. So wollen Sie eine Zukunft bauen?

Der junge Mensch: Die Geschichte lehrt, daß es nie anders gewesen.

Sebald: Die Geschichte versinkt, wenn der Stern des neuen Bundes erblüht. Die Seele soll aufgedeckt werden und Menschliches sich als Tand erweisen.

Der junge Mensch: Gegen wen wenden Sie sich?

Sebald: Gegen mich selbst — und das zu tun, rufe ich allen zu."

Nicht nur in diesem Stück, auch in zahlreichen anderen Kriegsdramen lebt der Gedanke der Läuterung des eigenen Ichs, der Befreiung der Menschheit von der Herrschaft des Machtgedankens. Er herrscht unbestritten in den Revolutionsdramen der zweiten Gruppe, die zu dem Ereignis des Novemberumsturzes innerlich Stellung nehmen. Auch die Formulierung weist in ihnen eine merkwürdige Übereinstimmung auf. Mensch, nichts als Mensch sein, klingt es durch Axel Lübbes „Ultima ratio hominum", Ernst Tollers „Masse Mensch", Fritz von Unruhs „Platz", Rubiners „Gewaltlosen", Hasenclevers „Entscheidung" und Haidvogels „Wiedergeburt in Kain". Lilienfein läßt Vater und Sohn am Schluß der „Überlebenden" erkennen: „Fassen wir einander bei den Händen. Anders kann die Welt nicht genesen. Nicht mit Gewalt, nicht von heute auf morgen. Die Menschheit fängt beim Menschen an." „Die Welt erlöst sich nicht an den Siegern. Die Welt erlöst sich an den Opfern." Mit diesen Worten geht Schwarzschilds idealistischer Revolutionär („Der Sumpf") am Ende des letzten Aktes dem Tode entgegen.

Die Bände zeitgeschichtlichen Charakters aus der „Sammlung revolutionärer Bühnenwerke" des Malik-Verlages sehen mit Ausnahme von Erich Mühsams Arbeiterdrama „Judas" die November-Revolution und alles Nachfolgende ausschließlich unter dem Gesichtswinkel kommunistischer Weltanschauung. Der Wunsch, Propaganda für die Partei zu treiben, erstickt bedauerlicherweise jeden Ansatz dichterischer Vertiefung im Keim. Die tiefste Tiefe politischer Satire erreicht Tavers Hanswurstiade „Freie Bahn dem Tüchtigen". Vorderhand hat auch der äußerste Rechtsradikalismus auf dramatischem Gebiet ihr nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen.

Der Ausländer spielt in den Werken der Nachkriegszeit kaum eine Rolle; nur Deutschland und der innere Mensch, nicht Europa und die hohe Politik interessieren den Dramatiker. Aber eine Wandlung scheint sich anzukündigen. Ein furchtbarer Groll erwuchs in den besetzten Gebieten. Die ersten Sturmvögel fliegen bereits durch die dramatische Dichtung. Die Regierenden des alten Deutschland wollten die Warnung nicht hören, die aus der zeitgeschichtlichen Dichtung emporklang. Die fremden Herren der Welt werden zu hören noch weniger bereit sein. Sie sind „Sieger, wie es Tyrannen ersehnen". Könnte doch endlich das Wort aus dem Manifest in Frankes „Opfer" wahr werden: „Sieger im Geiste nur werden künftig noch atmen!"

9. Sage und Märchen.

Nächst der Geschichte ist es die Sagen- und Märchenwelt, die als Stofflspenderin in die Augen fällt. Ihre Klientel ist freilich weit bescheidener als die der Historie. Gegenüber rund 1200 Dramen dort werden hier nur 430, oder einschließlich der phantastischen Stücke, die Wirklichkeit und Unwirklichkeit miteinander mischen, also etwa den Rang von Märchen der Gegenwart einnehmen, rund 500 gezählt. Wie in der Geschichte, so gibt es vor allem in der Sage bestimmte Stoffe, die wieder und wieder zu dramatischer Behandlung reizen. Die Schar derer, die sich berufen fühlen, den Goetheschen „Faust" umzudichten, zu ergänzen oder zu verbessern, erhält z. B. dauernd Zuwachs. Auf ihr Teil entfallen von den 6 Bearbeitern der Faustsage wiederum 4. Sowohl Carl Peter Torbach wie Hanna Stahn sind angeblich unmittelbar vom Geiste Goethes inspiriert worden. Vermutlich werden beide im dichterischen oder medialen Dämmerungszustande den Geist Johann Ballhorns für den Goethes angesehen haben. Holderried („Alles oder nichts") stellt ein gesundheitsschädliches Frikassee aus Faustsage und Ibsens Brand her, während Winderlichs Luther-Faustus-Drama Faust nur im Titel führt und sich bei näherem Zusehen als trost- und würzloses Erzeugnis obligater Lutherbegeisterung entpuppt. Kurt Gerlach hat den immerhin originellen Gedanken, einen Faust für Kinder zu schreiben. Ernsthafter Betrachtung wert ist von den 6 Stücken nur Avenarius' Faust, der unmittelbar an den ersten Teil Goethes anknüpft.

Der Sagenkreis des Nibelungenliedes zeugte 6 Dramen, darunter eine Parodie, der um Dietrich von Bern 4 Dramen. Wieland der Schmied scheint im Zenith seiner dramatischen Beliebtheit zu stehen. 7 Dramatiker nahmen sich in den neun Jahren seiner an. Fahrenkrog schuf die grausige Sage zu einem Turnier zweier Weiber um den germanischen Künstlermann, Arnold Schneider zu einem rührseligen Familiendrama um. Zeitgeschichte 1917 und den alten Stoff sucht Frehsen miteinander zu verkoppeln. Die 6 Tristan-Sänger wenden ihr Interesse vor allem der zweiten Geliebten und Gattin Isolde Weißhand und der tragischen Gestalt König Markes zu. An weiteren oft behandelten Stoffen seien genannt: Griseldis (3), Armer Heinrich (2), Merlin (5), Ahasver (3), Godiva (4), Päpstin Johanna oder Jutta (2), Eulenspiegel (3), Don Juan (5). Frithjoff ist dem süßen Dichterwahne viermal zum Opfer gefallen.

Die Märchendramen entnehmen etwa zur Hälfte ihren Stoff den deutschen Märchen. In ihrem Reiche scheint es noch keine Moden zu geben: es sind die alten lieben Bekannten aus der Kinderzeit, die uns beim Durchblättern der Titel grüßen. Frau Holle und Dornröschen bringen es auf je 7, Hänsel und Gretel sowie das Schlaraffenland auf je 4, die Bremer Stadtmusikanten, Schneeweißchen und Rosenrot, der Froschkönig, die sieben Raben, Schneewittchen, das tapfere Schneiderlein und das Märchen vom Gevatter Tod auf je 3 Dramatisierungen, Rübezahl sogar auf 8. Tausend und eine Nacht stand bei etwa einem Dutzend von Märchenstücken Gevatter. Daß wenigstens im Ameisenstaat der Fleißige belohnt und der Faule bestraft wird, erfahren wir zu unserer Freude aus Karl Wagenfelds niederdeutscher Komödie „Dat Gaap-Pulver". Das indische Märchen von Nal und Damayanti feiert als Märchenmysterium seine Auferstehung.

Für die selbsterfundenen Märchenstücke bedeuten Hampelmann und Kasperle wichtige Persönlichkeiten, Struwelpeter und Daumenlutscher grüßen von der Bühne herab. Die Spezies der moralischen Weihnachtsstücke fristet trotz aller erzieherischen Mißerfolge immer noch ein bescheidenes Dasein („Prinzessin Eigensinn", „Bekehrung — Bescherung", „Wahrheitsmund und Lügenfrech", „Bestrafter Hochmut"). Der Krieg erzeugte die Spottgeburt aus Kriegsstück und Kindermärchen, das Kriegsweihnachtsmärchen.

Die phantastischen Dramen spielen „überall und immer wieder", „irgendwann einmal", „wann ihr wollt, in einer deutschen Stadt", „in einer früheren Zeit", „heute, Schauplatz die Welt", „in Idealien und immer oder direkt in Utopia". Mit Vorliebe bewegen sich die Helden der phantastischen Stücke wie die der Märchen in den höchsten Kreisen oder sind gar selbst Fürsten oder Könige. Durchweg sind sie vom besten Willen beseelt, ihre Völker zu beglücken, erleiden jedoch meist Schiffbruch. Der Thron ist nach dichterischer Erkenntnis wenig geeignet, den inneren Menschen harmonisch auszubilden. Karl Hauptmanns abtrünniger Zar verläßt im Zenith seines Ruhmes den Thron, um Gott in der Verborgenheit zu suchen und die Bestie in sich zu ertöten. Hinter manchem der Stücke steht der Weltkrieg als großer Anreger. Die Tragödie des deutschen Volkes wird von Neurath auf antik-christlichem, von Weismantel auf byzantinisch-mittelalterlichem Hintergrunde gestaltet. Die beiden Seelen in des Menschen Brust werden zu körperlichen Gegenspielern in Werfels „Spiegelmensch" und Moritz Schäfers „Drei Sekunden".

Schmidt-Noerrs lyrisch-dramatisches Gedicht „Ecce homo" erinnert in seiner Dreiteilung des Schauplatzes an mittelalterliche Spiele. An Stelle der Welt ist es freilich das Haus, in dessen Rahmen Menschheitsschicksal lebendig wird. Im Dachgeschoß wohnt der idealistische Professor Kopf, im Mittelstock die elegische Frau Herz und zu ebener Ede der robuste Materialist Herr Bauch. Jedem sind die passenden Kinder beigesellt. Kopfs Kinder sind Imago und Eitelfritz, Frau Herzens Kinder Gretchen, das „Gemütchen", und Konrad, der Wille zur Tat. Herr Bauch ist gerechterweise mit einem Sohne Wonnebold und einer Tochter Hekuba Triebchen gestraft. Es geht, wie es gehen muß: Kopf bringt seine hochfliegenden Ideen den Menschen der Gasse und muß sie verkommen sehen. Doch der Tod verjagt am Ende die niederen Geister und läßt den Vertreter der Geistigkeit in Verklärung sterben.

Einen nicht alltäglichen Stoff hat sich zweifellos Max Ebell für sein Seelenspiel „Zwei Akte des Torquato Tasso" ausgesucht. Die Handlung spielt in einer Loge des Deutschen Theaters in Berlin während einer Tasso-Aufführung. Auftreten ein Herr und eine Dame, die Seele und das Blut des Herrn und die der Dame. Während die Menschen als Popanze auf den Logenstühlen sitzen, unterhalten sich die beiderseitigen Seelen oder Sinne. Bedarf es wirklich so grausamer Mittel, die seelische Wirkung zweier Tassoakte zum Ausdruck zu bringen?

10. Bibel und Legende.

Die Bibel mußte in den neun Jahren wiederum Stoff zu 115 Dramen liefern. Es sind vor allem die uns von Jugend auf vertrauten Geschichten des Alten Testaments, die, in dramatische Szenen umgesetzt oder psychologisch ausgedeutet, bisweilen auch vertieft wurden. Behandelt wird das Schicksal von Adam und Eva achtmal, Simson und Delila fünfmal, Kain und Abel fünfmal, Abraham und Hagar viermal usw.

Unter allen dramatischen Persönlichkeiten gebührt dem König David (15 Dramen) neben dem Reformator Luther die Palme der Beliebtheit. Dabei dürfte Luther die Höchstzahl von 23 Dramen nur infolge der 400jährigen Reformationsfeier erreicht haben, während sein Rivale ohne Hilfe von Jubiläen den Gipfel des Parnasses erklomm. Vor allem ist es leider der moralisch höchst anrüchige Erwerb seines Weibes Batseba, der dem alttestamentlichen Könige Freunde in der deutschen Schriftstellerwelt schafft. 9 der 15 Dramen widmen sich fast ausschließlich dieser Angelegenheit, 2 weitere schildern seine Liebe zu Abigail und zu Abisag von Sunem. Salomo bringt es immerhin noch zu 12 Stücken.

Das Neue Testament vermag den 77 alttestamentlichen Stücken mit 38 nicht die Wage zu halten. 15 von den 38 Stücken entfallen auf Weihnachts- und Oster-

spiele. Die Person Christi steht im Mittelpunkt von 6, Judas von 7, der verlorene Sohn von 3 Stücken. Peukert fordert in einem lesenswerten Aufsatz über die Darstellungsmöglichkeit der Tragik Christi von dem Dichter „ungeheure dramatische Potenz" und tiefinneren Glauben. „Zweierlei Möglichkeiten existieren bis heute, das Leben des Nazareners bühnenwirksam darzustellen: die symbolische Technik und die Regietechnik als Bearbeitung der Bibel. Wir scheuen uns nicht, festzustellen, daß sie beide versagt haben." (Flöte 4, S. 260.) Die Christusdichtungen der Jahre 1913—1922 sind durchweg recht farblos; einen Ansatz zu tragischer Erfassung der Figur des Nazareners fand ich nur bei Heise. Dem einen oder anderen der Dichter kann vielleicht der Glaube, keinem aber die „ungeheure dramatische Potenz" bescheinigt werden.

20 Stücke entnehmen ihren Stoff der Legende oder dem Klosterleben. Den Himmel haben sich 8, die Hölle 3 Dramen als Hauptschauplatz ausgesucht. Wer allerdings aus ihnen neue Aufschlüsse über künftige Aufenthaltsmöglichkeiten erhalten möchte, wird enttäuscht. Kein Dante fand sich, den Weg durch Himmel und Hölle neu zu gehen, die dichterische Phantasie trottelt durchweg den gewohnten Pfad, malt Engel ohne Seele, mehr langweilig denn höllenmäßig wirkende Teufel und glaubt mit einem nichts als brummigen und gutmütigen Pförtner Petrus den Gipfel der Charakterisierungskunst erreicht zu haben. Ergötzlich wirkt wenigstens das Totengericht in Oskar A. H. Schmitz' burlesken Akt „Wie Pannychis, die Hetäre, in den Himmel kam". Das einzige Stück, das einen Aufschwung in höhere gedankliche Regionen versucht, die Allegorie „Aus Himmels Höhen", ist leider eher geeignet, bei dem Leser Heulen und Zähneklappern als himmlische Freude (wie beabsichtigt) zu wecken.

11. Aus dem Leben der Gegenwart.

Mehr als die Hälfte der veröffentlichten Stücke spielen in einer geschichtslosen oder nur nebenbei geschichtlichen Gegenwart. Ihr Schauplatz ist das Zimmer, der Saal, die Straße, das Feld. Die Einrichtung, auch der freien Natur, ist durchweg gut bürgerlich. Einzig die Milieudramen unterbrechen die allgemeine Eintönigkeit angenehm. Sie sind von mir in folgendes rohes Schema gepreßt:

Dorf, Landleben	112
Atelier, Theater, Konzertsaal, Kino	112
Fabrik, Geschäft, Kontor	67
Gerichtssaal, Gefängnis, Verbrechertum	65
Freudenhaus, Lebewelt	48
Kaserne, Offizierskasino	41
Amtsstuben, Parlament	40
Arbeiterhaushalt, Arbeiterleben	39
Sanatorium, Kranken- und Irrenhaus	36
Rennbahn, Flugzeug, Sport	33
Universität, Wissenschaft	31
Hof, Adel, kleine Residenz	30
Schule und Pensionat, Jugendbewegung	30
Kleinstadt	27
Pfarrhaus, Kirche	26
Jüdisches Leben, Judentum	12
Wald, Jäger, Wilderer	8
Spiritismus, spiritistische Zirkel	7
Seemannsleben, Leuchtturm u. a.	5

Die genannten Ziffern dürften durchweg hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, da bei etwa 400—500 Stücken Schauplatz und Milieu nicht einwandfrei zu ermitteln waren.

Der Prozentsatz der außerhalb des deutschen Sprachgebiets spielenden Stücke ist sehr gering. Paris, New York, Italien werden bevorzugt, doch stellen auch entlegene Gegenden, wie das fernste Afrika (Ledochowska: Prinzessin von Uganda), der Kaukasus (Dramen von Woldemar von Uxkull) und die Waldkarpathen (Steinbach, Huzulenliebe), ihr Stück. Ettlinger führt uns im Luftschiff sogar auf die Insel Gigitulpa der Menschenfresser in der Südsee.

Daß Hunger und Liebe die Haupttriebfedern des menschlichen Daseins sind, wird scheinbar von den heutigen Dramatikern nicht mehr geglaubt. Nur die Liebe wird von ihnen als Großmacht anerkannt. Die Zahl der sozialen Dramen ist auffällig gering. Dagegen beschäftigt sich etwa ein Drittel der Gegenwartsdramen fast ausschließlich mit Angelegenheiten des Liebes- und Ehelebens. Etwa ein Sechstel widmet seine volle Kraft der Schilderung von Familienkonflikten. Von dem verbleibenden Rest entfällt ein beträchtlicher Teil auf die Berufsdramen.

Die Liebes- und Ehedramen bringen kaum neue Motive. Heute wie einst ist die Verlobung nach Beseitigung trennender Standesunterschiede oder nicht gerade notwendiger Mißverständnisse das Endziel der braven Lustspiele. Die unmoralischen Komödien halten vor allem an dem bewährten dreieckigen Verhältnis fest. Die Liebesmöglichkeiten fast jeden Alters werden liebevoll betrachtet, weder die Sechzehn- noch die Sechzigjährigen werden verschont. Wedekinds Lulu hat fortzeugend viele verführerische Teufelinnen geboren. Die Mär vom Storch scheint gründlich zerstört zu sein; sogar Ganghofer treibt ein freventliches Spiel mit der Aufgeklärtheit und den Depeschen eines Kommerzienrattöchterleins. Nur gute alte Damen, wie das Tante Plönchen, leben noch in Unklarheit über die Herkunft des Nachwuchses und geraten dadurch in erhebliche Unannehmlichkeiten. Trotz aller halboffiziellen Legitimierung gilt das uneheliche Kind auf der Bühne immer noch als Fleck auf der Ehre. Die Tragödie des verführten und verlassenen Mädchens erhielt einige weitere Bearbeiter. Der frühere Fehltritt drängt sich verschiedentlich zerstörend in das Eheleben der Frau. Gegenüber den zahlreichen Verherrlichungen der Kokotte, von denen Max Brods Hetärengespräch auch vom ethischen Standpunkt aus ernste Beachtung verdient, wirkt die Naivität der Helden in Langens „Kuß", die einen Kuß als sittliche Bindung betrachten, äußerst unzeitgemäß. Das Enoch-Arden-Motiv wird neuzeitlich umgebogen: dreimal entfliehen Mann Nr. 1 und Mann Nr. 2 in schöner Eintracht dem gefürchteten Hausdrachen. Monna Vanna fand mehrere Nachfolgerinnen, wenn diese auch durchweg in der Hauptszene über etwas mehr Kleidungsstücke verfügen als nur einen Mantel, Francillon eine Nachahmerin. Die Tat der Gräfin von Orlamünde wird durch eine moderne Witwe zum zweiten Male begangen, Gott sei Dank nur im Traum. Der Geldheirat steht eine beklagenswert große Zahl deutscher Dramatiker mit Wohlwollen gegenüber. Zu den tiefsten seelischen Problemen der Ehe suchen nur wenige Dichter hinabzusteigen. Ihre Fragen reißen die Abgründe auf, über die die Menschheit auf leichtem Bretterboden tagtäglich hinwegstolpert. Die innere Einsamkeit auch des liebenden und geliebten Menschen im Angesicht der letzten Dinge bildet den Grundton mehr als eines Werkes. Das Motiv der Blutschande entfesselt die Handlung eines Stückes von Stücklen. Der unsaubere Weg der Geliebten vom Vater zum Sohn wie umgekehrt vom Sohn zum Vater wird in zwei Komödien beschrieben.

Mit den letzten beiden Stücken wird der Übergang zum Familiengemälde vollzogen. Je nach Neigung des Dichters weisen diese entweder mehr die Farben eines Benedix oder eines Strindberg auf, Naturwahrheit ist selten. Bei den Gemälden

freundlicher Art begnügt sich meist ein Mitglied der Familie, ohne den nötigen Familiensinn zu sein, während die auf Strindberg abgestimmten Stücke mehr unter Persönlichkeiten zu leiden haben, deren Begabung für vermeintliches oder wirkliches Familienleben anormal groß ausfiel. Dem Vater steht die Wahl zwischen zwei nicht sonderlich anmutenden Typen frei. Im ernsten Drama heftet sich gern der Ruf des Haustyrannen an seine Sohlen, im heiteren Genre hat er — je heiterer das Genre, desto sicherer — als Pantoffelheld die Zuschauer zu ergötzen. Die Mutter hat, sofern sie nicht in die Hände eines unbedingten Strindberganhängers fällt, ein angenehmeres Dasein. Mißratene Kinder werden meist dem Vater, seltener der Mutter auf das Schuldkonto geschrieben. Avanciert die Mutter zur Schwiegermutter, so läuft sie alsbald Gefahr, mit der Schwiegertochter in ernste, mit dem Schwiegersohn in burleske Konflikte zu geraten. Die Schwankdichter des letzten Jahrzehntes lieben es, nicht nur dem Schwiegersohn, sondern auch der Schwiegermutter eine etwas dunkle Vergangenheit anzudichten. Der gegen den Vater rebellierende Sohn pflegt, was er an Jahren zu wenig hat, an Erotik zu viel zu besitzen, mehr Oswald Alwing als Karl Moor zu sein. Die Tochter findet wenig Interessenten, und auch diese meist erst dann, wenn sie sich rüstet, verloren zu gehen. Merkwürdigerweise begegnen die Onkel auf der Bühne durchweg vielem, die Tanten geringem Wohlwollen, gemeinsam ist beiden, daß sie selten völlig ernst genommen werden. Lauckners „Christa die Tante" verdient geradezu den Ehrentitel eines weißen Raben. Onkel, Tanten wie auch Verwandte noch ferneren Grades sind vorzugsweise dazu bestimmt, unerwartet auf Besuch zu kommen oder Testamente mit unerhört verzwickten Klauseln abzufassen. Diese geben wiederum ihrerseits unerhört zahlreichen Stücken Daseinsmöglichkeit und einen erträglichen ersten Akt.

Über die Zahl der Berufsdramen gibt die nachfolgende Aufstellung völlig unverbindlich Auskunft:

Arzt	16	Hebamme	3
Beamter	21	Jäger	3
Bergmann	6	Journalist	5
Chauffeur	2	Kaufmann	21
Detektiv	8	Künstler	98
Dienstbote	11	Lehrer	13
Flieger	8	Politiker	10
Geistliche	17	Seemann	4
Gelehrte	8	Soldat	34

Will man die Landstreicherei als Beruf anerkennen, so wäre noch diese mit 2 bis 3 Dramen in die Liste einzureihen. Auch der gewerbsmäßige Hochstapler und Verbrecher wird in etlichen Bühnenstücken gewürdigt. Der Künstler steht begreiflicherweise dem Herzen des Dramatikers am nächsten, doch wird in edler Bescheidenheit dem Schauspieler und Maler der Vorrang vor dem Dichter gelassen. Reges Interesse wendet die Schwankindustrie neuerdings dem Beruf der Barfuß- und Nackttänzerin zu.

In den Künstlerdramen ist es vor allem der Gegensatz zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen Wollen und Können, der die Handlung entfesselt. Bei den Militärstücken ruft der Zusammenstoß von Kastengeist und Menschentum, Disziplin und Menschlichkeit den dramatischen Konflikt hervor. Dreiviertel der Militärstücke entstammen, nebenbei bemerkt, der Vorkriegszeit. Die Pfarrerdramen hören allgemach auf, offene Türen einzurennen, nur etwa 3 Stücke lassen noch den freigeistigen Edelpfarrer gegen orthodoxe Glaubenswut streiten. Bescheidenere Motive werden erwählt, reine Standesfragen wie das Zölibat, Lösbarkeit der Klostergelübde, die Gefahren

weltlicher Betätigungen, wie z. B. der Schweinezüchterei für Landgeistliche, treten in den Vordergrund. Die Sage vom geistlichen Hochmut wird Lügen gestraft durch Blunks „Hilligen Hannes", der trotz Sehnsucht nach einer Brotstelle die angebotene Pfarre ausschlägt, da er sich zur Verwaltung des Amtes noch nicht reif fühlt. Mit den materiellen Sorgen des Ärztestandes und ihren unerfreulichen Folgen beschäftigen sich etwa ein Vierteldutzend Komödien und ein Schauspiel. Es steht zu befürchten, daß die Kurzsichtigkeit unserer Sozialpolitiker die Zahl beträchtlich in die Höhe schnellen und die Komödie in eine Tragödie erschütterndster Art wandeln wird. Im Daseinskampf dürften in Zukunft nur noch Persönlichkeiten gewinnen wie Schönherrs Professor Hoffer, Dr. Blaustein (Narrenspiel des Lebens; Der Kampf) oder gar Ludwig Rohmanns streberischer Sanitätsrat (Die klingende Schelle), die der idealen Forderung ihres Berufes apathisch, ablehnend oder verständnislos gegenüberstehen. Den Arzt als Helfer der Seele schildert Paul Ilgs Drama „Der Führer" und Ilgensteins Lustspiel „Quisisana". Als Antipode ärztlicher Kunst wirkt in Wiegands „Simulanten" der würdige Dr. Josua Khaki, der gesunde Faulpelze zu Sozialrentnern emporzüchtet. In den Schuldramen wird ein eifriger Kampf gegen verstaubte Erziehungsweisen und Erzieher geführt. Verteidiger findet der bestehende Zustand nicht; er scheint demnach doch etwas mangelhaft zu sein. Im einzelnen wird die Schädlichkeit der geistlichen Schulinspektion und der Bildungswert der Haeckellektüre nachgewiesen, die Erziehungsschule statt der Lernschule, sowie die Eindeutschung der Gymnasien gefordert und die Berechtigung maßvoller Primanererotik nicht verkannt. Bedeutenden Gelehrten wird von den Dramatikern mit Vorliebe Rang und Würde eines Professors der Medizin verliehen. Der Philologe genießt weniger Wertschätzung. Die fatalen Rollen pflegen den Hütern der theologischen Wissenschaft zuzufallen. Professoren der Rechtswissenschaft spielten in den von mir gelesenen Stücken nur unbeachtliche Nebenrollen. Kaum ein Stand entsendet nächst den Schauspielern so viel Vertreter auf die Bühne wie der Journalismus. Seinen Angehörigen fällt vorzugsweise die schöne Rolle der Episodenfigur zu, selten gelingt es ihnen, ein ganzes Stück für sich zu erobern. Der getretene dramatische Wurm krümmt und rächt sich hier.

Eine Gruppe für sich bilden die Aufklärungs- und Werbedramen, die den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten, die Todesstrafe, das Verbot der Abtreibung, die Einführung des Esperanto usw. auf ihre Fahne geschrieben haben. Die Absicht, sofern sie rein ist, verdient durchweg mehr Anerkennung als die Ausführung. Zu denken gibt, daß das berüchtigte Jahr der Aufklärungsfilme auch die Mehrzahl der Aufklärungsstücke gezeugt hat. Falls Hasenclevers nächtliche Szene „Das unendliche Gespräch", in der dem Verfasser und Werfel je ein Deklamationsthema zugeteilt ist, als Werbeschrift für die Werke des Dichters gedacht sein sollte, muß sie als Versuch mit untauglichem Mittel angesehen werden.

12. Zukunftsmusik.

Die zukünftige mögliche oder erhoffte Gestaltung der Welt wird uns in 5 Dramen vorgeführt. Karl Gengnagel (Der Junker von Roon) versetzt uns in das Jahr 1930. Die Welt mag schlechter oder besser werden, den holden Zustand kindlicher Torheit, welchen Gengnagel ihr als nächste Entwicklungsstufe in Aussicht stellt, wird sie niemals erreichen. Hoffentlich werden auch niemals ihre politischen Führer in derart schlimmem Deutsch sprechen wie Gengnagel. Hans Wentzels „Weibliche Gefahr", die Geschichte eines Frauenstaates aus dem Jahre 2000, bietet dem nach historischem Detail Verlangenden so gut wie nichts. Willy Achterbergs „Weltgericht" ist dagegen

eine erwünschte Auskunftsquelle. Der Prolog schildert mit Schwung die Zustände, die 2020 n. Chr. eingerissen sind.

„Da packte der Leichtsinn mit Begierde die Sucht
Am Vergnügen und weltlichen Tand,
Diese ringend und spielend die Welt überwand.
Nichts war ihnen heilig, bar jeder Scham
Rissen die Männer das Weib in den Arm,
Gott ward gelästert, die Moral sie war tot [!],
Genußsucht und Leben war heilig Gebot!
Was kümmert der Arme mit seinem Geschrei
Den Haufen der Prasser? Was ist dabei?"

Der Engel des Gerichts findet jedoch etwas dabei und erscheint im 4. Akt „auf einem Postulat sitzend. Kugelhorizont. Daraus herabhängend die Wage des Gerichts." Interpretierende Philologen mache ich bereits heute darauf aufmerksam, daß richtiger statt „auf einem" „auf seinem Postulat sitzend" gelesen werden dürfte. Der Ausdruck Postulat ist offenbar die ebenso neuartige wie feinfühlige Zukunftsbezeichnung eines gewissen Körperteils.

Eduard von Hellens dramatische Utopie „Hyazinth" schildert eine Welt, bevölkert nicht von Millionen, sondern von Milliarden von Menschen. Die Erde ist zu einer einzigen riesengroßen Stadt geworden, in der sich ein Haus an das andere reiht. Auf den Dächern der Häuser grünen die Saaten, welche die Nahrung schaffen. Das Kind kommt sofort nach seiner Geburt in ein Kinderheim und verbleibt bis zu seinem 20. Jahre in den Händen des Staates. Familien oder Familienleben gibt es nicht mehr, wie überhaupt das Gefühlsleben der Menschen eine gewisse Verkümmerung zeigt. In sich zu schauen hat der Mensch verlernt. Während das Stück spielt, beschließt gerade die Menschheit des Jahres 12 980, die Erde tiefer auszuschachten und die Meere zu überbrücken, um Raum und Nahrung für neue Millionen Menschen zu gewinnen. In vielen Einzelheiten erinnert das Werk an die Romane eines Kurt Laßwitz, Jules Verne u. a. Die Aufführung würde ein interessantes und verdienstliches Experiment sein.

Der Inhalt von R. V. Kühnes Lustspiel „Die Jugendpille. Ein Bild aus der Zukunft" blieb mir unbekannt. Die Befragung eines Besuchers des Kurtheaters Friedrichroda, wo Juli 1913 die Uraufführung stattfand, glückte bisher nicht.

Der Widerhall.

13. Erfolgreiche Dichter.

Die Absicht des Kapitels nötigt mich zu dem Versuche, erfolgreiche Dichter und reichwerdende Dramenindustrielle zu scheiden. Da ein objektiv arbeitendes Meßinstrument, das den Wert jedes Stückes einwandfrei feststellt, leider noch nicht erfunden ist, erfolgt die Sonderung dem Geiste des Aufsatzes gemäß nach folgenden Gesichtspunkten:

Wessen uraufgeführte Dramen wenigstens zu einem Viertel von anderen oder von den Produzenten selbst für wert befunden wurden, gedruckt und in den Buchhandel gegeben zu werden, hat Anrecht auf den Dichternamen.

Schriftsteller, die mehr oder minder gewohnheitsmäßig zu Kompagniegeschäften neigen, kommen grundsätzlich für die Liste der erfolgreichen Dichter nicht in Betracht.

Voraussetzung für die Aufnahme in die Liste ist eine Minimalzahl von 4 uraufgeführten Dramen.

Man wird gestehen müssen, daß mildere Bedingungen kaum denkbar sind. Wer von den Ausgeschlossenen sich trotzdem gekränkt fühlt, möge bedenken, daß es zum Wesen aller Statistik gehört, dem Durchschnitt, nicht aber dem einzelnen gerecht zu werden. Auch liegen der Statistik alle Kränkungsabsichten meilenfern, sie stellt niemand zuliebe oder zuleide Tatsachen fest. Kann dem Betroffenen eine ehrenvolle Erwähnung in Kapitel 3 Trost gewähren, so bin ich jederzeit gern bereit, hierüber mit ihm zu verhandeln.

Die Anordnung der Liste ist alphabetisch, die beigefügte Zahl bedeutet die Zahl der uraufgeführten, die geklammerte die Zahl der im Buchhandel befindlichen Dramen.

Hermann Bahr 9 (5), Gerdt v. Bassewitz 4 (3), Julius Maria Becker 4 (2), Hermann v. Boetticher 6 (4), Hermann Boßdorf 4 (4), Max Brod 4 (2), Alfred Brust 5 (4), Waldfried Burggraf 5 (2), Hermann Burte 7 (6), Franz Csokor 4 (3), Dietzenschmidt 5 (3), Max Dreyer 5 (2), Franz Dülberg 5 (4), Paul Ernst 7 (7), Hermann Essig 5 (3), Herbert Eulenberg 18 (6), Lion Feuchtwanger 4 (4), Hans Franck 5 (4), Bruno Frank 6 (4), Ludwig Fulda 9 (7), Ludwig Ganghofer 4 (2), Emil August Glogau 5 (2), Kurt Götz 6 (3), Frido Grelle 5 (2), Max Halbe 4 (4), Walter Harlan 4 (3), Walter Hasenclever 7 (7), Gerhart Hauptmann 7 (7), Karl Hauptmann 12 (7), Otto Hinnerk 4 (2), Georg Hirschfeld 4 (3), Rudolf Holzer 4 (2), Heinrich Ilgenstein 4 (2), Hans Johst 5 (5), Max Jungnickel 7 (4), Georg Kaiser 21 (16), Waldemar Kanter 4 (1), Klabund 4 (1), Eberhard König 6 (4), Franz Kranewitter 6 (2), Rolf Lauckner 6 (6), Leo Lenz 5 (1), Karl Leyst 5 (4), Heinrich Lilienfein 6 (5), Heinrich Mann 4 (3), Walter von Molo 7 (6), Hans Müller 7 (5), Adolf Paul 4 (1), Thaddäus Rittner 8 (7), Karl Rößler 6 (3), Karl Röttger 7 (2), Paul Schirmer 5 (2), Wilhelm Schmidtbonn 5 (3), Karl Schönherr 8 (7), Wilhelm von Scholz 4 (3), Paul Friedrich Schröder 7 (4), Friedrich Sebrecht 10 (6), Sil-Vara 4 (4), Wilhelm Speyer 5 (5), Karl Sternheim 13 (9), Eduard Stucken 4 (4), Wilhelm Stücklen 7 (3), Hermann Sudermann 7 (6), Georg Terramare 4 (1), Ludwig Thoma 7 (6), Hellmuth Unger 10 (7), Fritz von Unruh 4 (4), Robert Walter 9 (4), Frank Wedekind 6 (5), Anton Wildgans 4 (4), Ernst von Wolzogen 5 (3), Alexander Zinn 6 (3), Paul Zoder 4 (2), Hans Fritz von Zwehl 4 (4), Arnold Zweig 4 (4).

Der Preis der Fruchtbarkeit gebührt Georg Kaiser (21), ihm in der Zahl der Uraufführungen am nächsten kommen Herbert Eulenberg (18) und Karl Sternheim (13). Die Zahl zehn überschreiten oder erreichen noch Karl Hauptmann (12), Friedrich Sebrecht (10) und Hellmuth Unger (10). Mancher Dichterruhm scheint vorzüglich lokal, mancher regional begrenzt zu sein. Paul Friedrich Schröders 7 Uraufführungen domizilieren sämtlich in Eisenach, Frido Grelles 5 Uraufführungen in Zwickau. Robert Walter und Kurt Götz bevorzugen Nord-, Jungnickel Mittel-, Röttger West-, Burte Süddeutschland. Thoma wurzelt in München, Kranewitter teilt seine Liebe zwischen Innsbruck und München, Thaddäus Rittner, Karl Schönherr und Hans Müller wachsen von Wien aus nach Deutschland herein.

Manche wirkliche Dichter werden vergeblich in der Liste gesucht werden, da sie die gestellten Bedingungen mit nur 3 oder 2 Uraufführungen nicht erfüllen. Unter den 75 angeführten Namen dürften andererseits einige sein, die kaum in den kleingedruckten Teil, geschweige denn in den fortlaufenden Text der Literaturgeschichte kommen werden.

Bei Aufstellung der obigen Liste erwies es sich von neuem, von wie wenigen Theatern die statistisch, also sehr weitherzig, umgrenzte deutsche dramatische Kunst getragen wird. Die Führung lag 1913 bis 1922 nicht so sehr in den Händen der Berliner Theater wie in denen der großen Hamburger und Frankfurter Bühnen. Auch der Name des Düsseldorfer Schauspielhauses begegnet häufig. Neben vereinzelten Privatbühnen sind es vor allem die Landestheater und wenige größere

Stadttheater, die zu literarischen Wagnissen bereit sind. Verschwänden von den rund 300 Schauspielbühnen, die das Deutsche Bühnenjahrbuch aufzählt, 250 von der Bildfläche, so würde die Bilanz der Uraufführungen zwar quantitativ dadurch verschlechtert, qualitativ aber nur verbessert werden.

14. Erfolgreiche Stücke.

Dem Namen des Bühnenschriftstellers Klang zu verleihen, steht allenfalls in der Macht der Theaterleiter, dauernde finanzielle Freuden bereitet dem Dramatiker nur die Gunst des Publikums. Nach welchen Gesetzen vollzieht sich die Auswahl dieser doppelt Beglückten? Material zur Beantwortung dieser Schriftsteller und Kulturhistoriker gleicherweise interessierenden Frage dürfte die im folgenden versuchte Zusammenstellung der erfolgreichsten zeitgenössischen Stücke liefern. Als Grundlage diente die Rubrik „Annahme" in der Deutschen Bühne, deren fraglose, mit den Jahren zunehmenden Lücken leider nicht aus anderen Quellen ergänzt werden konnten. Ich gebe ohne weiteres zu, daß Annahme noch nicht schlechthin Aufführung heißt und daß eine Statistik der erfolgten Aufführungen sicherer und richtiger wäre. Voraussetzung für ihre Aufstellung wäre jedoch das Wiedererscheinen des Registers zum Deutschen Bühnenspielplan, das leider 1912 zum letzten Male herausgegeben wurde. Dem Titel angefügt ist jeweils das Jahr der Uraufführung.

1913. Schönthan-Presber: „Retter in der Not." Lustspiel. 1912. Schätzler-Perasini: „Sündenböcke." Schwank. 1912. Schnitzler: „Professor Bernhardi." Komödie. 1912. Auernheimer: „Paar nach der Mode." Lustspiel. 1913.

1914. Hermann: „Jettchen Gebert." Komödie. 1913. Wiegand u. Scharrelmann: „Die heilige Not." Schauspiel. 1914. Neal u. Ferner: „Müde Theodor." Schwank. 1913. Ilgenstein: „Kammerspiel." Lustspiel. 1912. Müller-Schlosser: „Schneider Wibbel." Komödie. 1913. Sturm: „Ungetreue Eckart." Schwank. 1913. Hirschfeld: „Verflixte Liebe." Komödie. 1914. Engel: „Heitere Residenz." Lustspiel. 1912. Arnold u. Bach: „Spanische Fliege." Schwank. 1913. Schmidt, Lothar: „Venus mit Papagei." Komödie. 1912.

1915. Friedmann-Fredrich: „Logierbesuch." Schwank. 1915. Schönherr: „Weibsteufel." Drama. 1915. Hermann: „Jettchen Gebert." Komödie. 1913. Reimann u. Schwartz: „Glücksmädel." Volksstück. 1915. Schnitzler: „Komödie der Worte." 3 Einakter. 1915. Wiegand u. Scharrelmann: „Die heilige Not." Schauspiel. 1914. Neidhart: „Liebesinsel." Lustspiel. 1915. Burg u. Taufstein: „Herrschaftlicher Diener gesucht." Schwank. 1915. Saßmann: „Retter." Tragikomödie. 1915. Ritter u. Impekoven: „Diener lassen bitten." Schwank. 1915.

1916. Friedmann u. Kottow: „Onkel Bernhard." Lustspiel. 1915. Müller: „Könige." Schauspiel. 1916. Feld: „Freier Dienst." Schauspiel. 1916. Sloboda: „Am Teetisch." Komödie. 1915. Presber u. Stein: „Selige Exzellenz." Lustspiel. 1915. Schanzer u. Welisch: „Der 7. Tag." Lustspiel. 1916. Friedmann u. Fredrich: „Logierbesuch." Schwank. 1915. Reinert: „Rätselhafte Frau." Lustspiel. 1915. Reimann u. Schwartz: „Glücksmädel." Volksstück. 1915. Hermann: „Jettchen Gebert." Komödie. 1913. Forster-Larringa: „Floh im Panzerhaus." Schicksalsgroteske. 1915. Neidhart: „Liebesinsel." Lustspiel. 1914. Hermann: „Henriette Jacoby." Schauspiel. 1915. Wiegand: „Cajus der Leibfuchs." Lustspiel. 1916.

1917. Fulda: Verlorene Tochter." Lustspiel. 1916. Müller: „Könige." Schauspiel. 1916. Sturm: „Wie fetzle ich meinen Mann." Schwank. 1917. Rößler:

„Die beiden Seehunde." Lustspiel. 1916. Stein u. Landesmann: „Im Bahnwärterhaus." Schauspiel. 1917. Stärk u. Eisler: „Causa Kaiser." 2 heitere Akte. 1917. Arnold u. Bach: „Bessere Hälfte." Schwank. 1917. Wildgans: „Armut." Tragödie. 1915.

1918. Sturm u. Färber: „Extemporale." Lustspiel. 1917. Wiegand: „Tante aus Sparta." Lustspiel. 1917. Müller: „Schöpfer." Schauspiel. 1918. Walzer u. Hauptmann: „Goldschmieds Töchterlein." Volksstück. 1917. Overweg u. Ritschl: „Schriftmacher." Komödie. 1918. Arnold u. Bach: „Bessere Hälfte." Schwank. 1917. Becke: „Bachstelzchen." Volksstück. 1917. Fulda: „Verlorene Tochter." Lustspiel. 1916.

1919. Götz: „Nachtbeleuchtung." Groteske. 1918. Walzer u. Hauptmann: „Goldschmieds Töchterlein." Volksstück. 1917. Schönherr: „Weibsteufel." Drama. 1915. Asbeck: „Meine kleine bescheidene Frau." Schwank. 1918. Müller: „Schöpfer." Schwank. 1918.

1920. Schönherr: „Kindertragödie." Tragödie. 1919. Götz: „Menagerie." Vier Übungen. 1920. Reimann u. Schwartz: „Willis Frau." Familienstück. 1919. Sudermann: „Raschhoffs." Drama. 1919. Walzer u. Hauptmann: „Goldschmieds Töchterlein." Volksstück. 1917. Harlan: „Nürnbergisch Ei." Tragödie. 1914. Sudermann: „Glück im Winkel." Schauspiel. 1896. Götz: „Nachtbeleuchtung." Groteske. 1918.

1921. Götz: „Menagerie." 4 Übungen. 1920. Dietzenschmidt: „St. Jakobsfahrt." Legende. 1921. Thoma: „Moral." Komödie. 1909. Blum u. Grünwald: „Sperrsechserl." Wiener St. 1920.

1922. Das Material ist allzu lückenhaft, so daß auf eine Nennung von Stücken verzichtet.

Mit Kriegsbeginn folgte der Hausse nichtdeutscher Stücke eine Baisse. Während 1913 an der Spitze der meistbegehrten Stücke Dregely: „Der gutsitzende Frack" und Nathansen: „Hinter Mauern" marschierten und Tolstois „Lebender Leichnam" an vierter Stelle stand, erlebten 1914 bis 1920 nur vereinzelte Stücke von Dichtern neutraler Länder Hochkonjunktur. In erster Linie sind hier zu nennen Gabriele Zapolskas „Warschauer Zitadelle" (1917 und 1918), Hostrups „Hausdame" (1917 bis 1920) und Rossems „Femina" (1919 bis 1920). 1921 erlebten 38, 1922 55 Übersetzungen Uraufführungen in Deutschland.

Offenbart sich in der vorstehenden Liste der Durchschnittsgeschmack des schauspielbesuchenden deutschen Publikums, so liefert das Verzeichnis der Jubiläumsaufführungen einen nicht uninteressanten Beitrag zur Großstadtkunst und -kultur. Die nachstehenden Angaben müssen allerdings mangels ausreichender Unterlagen wiederum als unvollständig bezeichnet werden. Vor allem die Aufführungsziffern dürften durchweg hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Haller u. Wolff: „Immer feste druff." Uraufführung 1914. 1917: 900 Serienaufführungen.
Arnold u. Bach: „Spanische Fliege." Uraufführung 1913. 1914: 650.
Bernauer u. Schanzer: „Extrablätter." Uraufführung 1914. 1915: 600.
Hermann: „Jettchen Gebert." Uraufführung 1913. 1916: 425.
Franke: „Hamster-Rieke aus dem Trampgang." Uraufführung 1917. 1918: 400.
Franke: „Kartoffelkönig von Ochsenwärder." Uraufführung 1916. 1917: 350.
Presber u. Stein: „Selige Exzellenz." Uraufführung 1915. 1916: 300.
Bernauer u. Schanzer: „Wenn zwei Hochzeit machen." Uraufführung 1915. 1916: 275.

100 und mehr Serienaufführungen erreichen insgesamt 43 Werke, unter denen sich 5 ernste Dramen befinden. Schönherrs „Weibsteufel" und Schnitzlers „Professor Bernhardi" stehen mit 225 Aufführungen glänzend da. Je tiefer die Zahl der Serienaufführungen nach unten sinkt, desto besser werden die Aussichten der tragischen Muse. Von 117 Stücken mit Serien von 75 bis 25 Aufführungen entfallen bereits 40 auf ihr Konto. Ihre Mannschaft ist allerdings nur zum kleinsten Teil geeignet, Freunden wahrer Kunst Freude zu bereiten, besteht sie doch zu bald 50 % aus der Produktion der Courths-Mahler und stammverwandter Seelen.

Etwa 200 Werken unter 3284 Uraufführungen war der erhoffte große oder doch wenigstens ein ansehnlicher Erfolg beschieden.

Der elsässische Kulturkampf

Man schreibt uns aus Straßburg:

Der Kulturkampf, der im Elsaß entbrannt ist, hat verschiedene Seiten. Er gleicht der Pandorabüchse, die unter den mancherlei Gaben, die sie ausschüttet, auch die hochpolitische „elsaß-lothringische Frage als internationale Frage" birgt.

Das war vorauszusehen und wurde vorausgesehen. Es ist heute kein Geheimnis mehr, was mehrere Wochen vor den Wahlen ein damaliger Abgeordneter des Elsaß in einer Versammlung aussprach: Falls im Elsaß die Trennungsfrage aufgerührt wird, gibt es wieder eine elsässische Frage in internationaler Beziehung. Es ist offenbar, daß jener Prophet die Stimmung im katholischen Lager kennen mußte. Zwar war man unter den Anhängern des „Bloc national" vielfach guter Hoffnung, die ja auch durch den Umstand nachträglich beleuchtet wird, daß tatsächlich in ganz Frankreich mehr Stimmen für den Bloc als für die Gesamtheit der Linksparteien abgegeben wurden. Das Tragische liegt darin, daß ein sinnloses Wahlgesetz der Minderheit trotzdem mehr Mandate zubilligte, als der Bloc erhalten konnte. Der Optimismus der Bloc-Anhänger wurde also bitter getäuscht. Dazu kam ein zufälliges Moment: Herr Herriot, der neue Premier, konnte nichts Eiligeres tun, als in seiner Programmerklärung vor der neuen Kammer die für Elsaß-Lothringen entscheidende Frage der Trennung von Kirche und Staat in den Vordergrund zu stellen: Was im voraus angekündigt und von der klerikalen Minderheit befürchtet wurde, trat mit überraschender Schnelligkeit und in alle Voraussicht überbietender Weise ein: Elsaß-Lothringen soll die Trennung von Kirche und Staat, soll die Laienschule erhalten.

Bevor wir den dadurch geschaffenen Zustand näher schildern, ist es wohl nötig, einige Feststellungen zu machen, soweit sie, von der französischen Politik aus gesehen, für Elsaß-Lothringen wichtig sind.

1. Wie kam Poincaré zur Schonung der religiösen Gefühle?

2. Warum konnte Herriot auf die elsässischen Katholiken so wenig Rücksicht nehmen?

Daß Poincaré nichts weniger und nichts mehr beabsichtigte als die Annexion des Landes — die für ihn eine „nationale Ehrensache" war —, haben uns die Berichte Isvolskys (vgl. Juniheft der „Deutschen Rundschau") klärlich bewiesen.

Als das Ungeheure Ereignis geworden war, konnte Poincaré im Besitz des Landes immer nur wieder mahnen: Rühret nicht daran! Macht den Knaben Absalom nicht nachträglich noch abspenstig!

Poincaré fiel, und Millerand sank dahin. Man muß die andauernden, sich von Tag zu Tag übersteigernden Begeisterungsekstasen der linksgerichteten Blätter, vom „Quotidien" bis zur „Humanité", überblickt haben, um zu begreifen, wie erbittert die Gegnerschaft von Rechts und Links nachgerade geworden war. Über dieser Gegnerschaft vergaß man völlig die Rückwirkung auf Elsaß-Lothringen.

Herriot war im Elsaß bislang ein Homo novus. Er hat sich an der Revanchepolitik von vor dem Kriege sichtlich nicht beteiligt. Er war „friedlich gestimmt" wie „die öffentliche Meinung in Frankreich". Überglücklich, den Bloc gestürzt zu haben, beginnt er seine ministerielle Tätigkeit mit einem Prinzipienbekenntnis, in dem die Rücksicht auf die „wiedergefundenen Brüder" keinen Platz hat. Lassen wir hierzu Emile Buré im „Eclair" sprechen:

„Ich habe der Kammersitzung am Donnerstag, den 19. Juni, abends beigewohnt. Noch nie hatte ich solch ein parlamentarisches Schauspiel erlebt .... Herriot bewies gegenüber den bewegten Protesten der Abgeordneten der wiedergewonnenen Provinzen eine solche nationale Instinktlosigkeit, daß er selbst seine Freunde in Verlegenheit brachte ...."

Dieser völlige Umschwung der Regierungspolitik schuf in Elsaß-Lothringen mit einem Schlag die Situation, die wir eingangs dieses Artikels prognostiziert haben. Die elsässische Frage war als internationales Problem aufgerollt.

Das hätte nicht so zu kommen brauchen, wenn die klerikale Partei — anstatt sich von Anfang an in Sicherheit zu wiegen — in Hinblick auf die jetzt geschaffene Situation rechtzeitig sich eingerichtet hätte. Als in einer Fraktionssitzung des elsaß-lothringischen Zentrums im Sommer 1918 die Frage auftauchte, ob man mit Rücksicht auf die kirchliche Gesetzgebung den „vor den Toren stehenden" Franzosen für den Fall der Eroberung Bedingungen stellen sollte, erscholl der Ruf: Keine Bedingungen! Man war seiner Sache sicher und traute den berüchtigten Thanner Versprechungen des Generals Joffre mehr als einem Königswort. Ähnliche spätere Kundgebungen der Regierung Poincaré — auch wenn sie vor internationaler Hörerschaft im Straßburger Rathause abgegeben wurden — haben höchstens moralische, keine rechtliche Bedeutung. Die klerikalen Proteste verklingen ungehört in der Luft.

Ratlos steht der Straßburger Bischof den neuen Verhältnissen gegenüber. Er ist völlig unvorbereitet. Anstatt sich in unfruchtbaren Protesten zu ergehen, hätte er organisieren, vorbereiten sollen. Die Einrichtung von Seminarien zur Ausbildung künftiger Lehrkräfte in eigenen, von der Kirche zu begründenden Schulen hätte seine erste Sorge sein müssen. Der Straßburger Schulrektor ist ein Freund Herriots! — Statt dessen muß sich der Oberhirte in seiner Protestpose durch elsässische Kleriker noch verstärken lassen. „Nous ne pouvons admettre", schreibt ihm der patriotische Rektor Rey von Wingenheim im Namen der dortigen Kantonspriester, „que la France commette ce forfait devant lequel l'Allemagne a reculé. (Ein Lob Deutschlands aus solchem Munde!) Ce serait une honte à la face de tous les peuples... Ce n'est pas ainsi qu'on arrive à faire aimer la France ... Allez jusqu'au bout de vos droits et de vos devoirs. Donnez-nous vos instructions! Parlez! Votre clergé vous suivra!"

Parlez! Die Worte kommen hier zu spät.

* * *

Man darf angesichts der Proteste, die in den letzten Wochen die elsässische Presse beschäftigen, angesichts der Versammlungen landauf, landab keine unüberlegten Schlüsse ziehen. Man muß zunächst eins festhalten: die Stimmung des katholischen Volkes ist nicht die seiner bisherigen Führer. In den Kundgebungen der Herren Députés, insbesondere des vielmögenden Herrn Walter, und in den Artikeln der französisch geschriebenen Presse, in den Auslassungen patriotisch-klerikaler Vereine schwingt ein „nationaler" Ton bei allem kirchenpolitischen Bramarbasieren kräftig mit. Ich bin in der Lage festzustellen, daß man in jenen Kreisen sogar den verwegenen Plan ventiliert, den elsaß-lothringischen Kulturkampf auf ganz Frankreich auszudehnen. Schon druckt die „Voix d'Alsace" in ihrer Nummer vom 28. Juni eine bretonische Sympathiekundgebung für die elsässischen Glaubenskämpfer ab. Noch scheint man in diesen Kreisen auf die Blocpartei und ihre Spitzen zählen zu dürfen.

Ganz andere Grundgefühle werden in dem elsässischen Volk, soweit es nicht überorganisiert ist, laut. Unter dem Titel „Der Protest in Hagenau" lesen wir im „Elsässer" vom 27. Juni den erfreulich-frischen Beschluß:

„Die Versammlung fordert (an die Adresse der elsässischen Abgeordneten), daß die Zeit der Komplimente, der höflichen Phrasen, der falschen Rücksichtnahme endgültig vorbei sei. Da die erdrückende Mehrheit der zu uns gekommenen Mitbürger aus Innerfrankreich selbst für die Internationale gestimmt hat, steht es ihnen nicht zu, uns Lektionen über Patriotismus zu erteilen und diejenigen, welche Frankreich, sogar wenn nötig in scharfer Form, an seine offiziellen Engagements erinnern, als Boches abzutun und des Mangels an Patriotismus zu bezichtigen.

Die Versammlung fordert, daß die wesentlichen Punkte des alten, klaren Parteiprogramms wieder schärfer herausgearbeitet und nicht mehr von einer durch dick und dünn gehenden Regierungspolitik überwuchert werden."

Die Resolution bildet im Elsaß Gesprächsthema. Es ist ein „neu Lied", das da angestimmt wird. Und die Fassung läßt trotz oder gerade wegen ihrer reservierten Diktion tiefgehende Schlüsse zu. Das „Plebiszit" von 1918 dürfte überholt sein.

Die Gefahr aber, die damit an den Horizont gebannt wird, scheint denen bewußt geworden zu sein, die bei ihr am meisten zu riskieren haben. Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß hinter den Kulissen Bestrebungen im Gange sind, ausgehend von gewissen Bourgeoiskreisen, Herrn Herriot über die kirchlichen Verhältnisse im Lande aufzuklären und zwischen den beiden Standpunkten zu vermitteln. Diese Machtprobe der — großenteils protestantischen — Bourgeoisie bleibt abzuwarten. Obenhin gesehen, ist dieser Standpunkt ziemlich aussichtslos. Für den gläubig-katholischen Standpunkt ist ein Kompromiß ein Unding. Die patriotisch-katholischen Vereine genügen ihrem Vaterlandsgefühl dadurch, daß sie eine kirchliche Erneuerung für ganz Frankreich wünschen und folgeweise an einen Kompromiß mit den „Sektierern" nicht denken. Eines solchen Anspruchs kann sich die protestantische Bourgeoisie nicht vermessen. Sie steht auch — schon hört man „katholische" Klagen — der Trennung grundsätzlich nicht so feindselig und absolut abweisend gegenüber wie die sozial gleichstehenden katholischen Kreise. Das beruht nicht etwa darauf, daß die Herren Eccard u. Cie. französischer seien als die Herren (und Damen) de Wendel u. Cie., sondern, wie in einem früheren Artikel berührt, auf abweichenden kirchlichen Prinzipien. Für die Protestanten ist die Trennung eine rein kirchenpolitische, keine Glaubensfrage. Mit der Bourgeoisie gleichzustellen sind die bisherigen katholischen Führer, die nunmehr zwischen zwei Stühle rücken: schließen sie sich der katholischen Aristokratie an, so werden sie dort schwerlich „kommandieren" können; wollen sie die Führung mit dem aufgeregten katholischen Volke weiter behalten, so werden sie

dessen demagogischen Instinkten gerecht werden und die „höflichen Phrasen", die „falsche Rücksichtnahme" endgültig aufgeben müssen. Die klerikalen Abgeordneten sind demnach in einer bösen Zwickmühle. Schon wurde gelegentlich im stillen die Forderung laut, man müsse den bisherigen Führern die Gefolgschaft weigern, man müsse andere wählen.

Wie dem auch sei, die Dinge sind im Fluß. Möge das erwachende elsässische Volksbewußtsein — dem bei den internationalen Parteien, soweit sie elsässisch sind, ein nationaler Gegner nicht erwachsen kann — sich zum endgültigen Sieg aufraffen, und die elsässische Frage einer eigenständigen, internationalen Lösung entgegenführen!

L. M.

Die französische Literatur der Gegenwart

Die Dichtkunst

Vorbemerkung: Wir haben Herrn Edouard Dujardin gebeten, in regelmäßigen Abständen über die künstlerischen und geistigen Strömungen in Frankreich zu berichten, um unsern Lesern ein zutreffendes Bild zu vermitteln, wie in der ganzen Welt so auch in Frankreich geistiges Leben am Werke ist, das vielleicht in späterer Zeit dazu führen kann, gegen die für die ganze Welt unheilvollen Folgen einer wahnsinnigen und engstirnigen Politik ein Gegengewicht zu schaffen und den Weg zu einem produktiven Austausch über Menschheitsfragen freizumachen. Für diese Aufgabe erscheint als französischer Mitarbeiter niemand geeigneter, als Edouard Dujardin. Ein Mann, der sowohl durch sein Urteil wie seine mannhafte, aufrechte Gesinnung ausgezeichnet ist. Dujardin, einer der Führer der französischen Symbolisten von 1886, gründete schon als Dreiundzwanzigjähriger die Zeitschrift „Revue Wagnérienne", im Jahre 1886 die „Revue Indépendante". Von seinen bedeutenden poetischen, dramatischen und kritischen Werken erwähnen wir: Pour la Vierge du roc ardent, le Chevalier du Passe. Légende d'Antonia, l'Initiation au péché et à l'amour, De Stéphane Mallarmé au prophète Ezéchiel, Epoux d'Heur-le-port, le Mystère du dieu mort et ressuscité.

Dujardin, einer der wenigen französischen Schriftsteller, die während des Krieges nicht nur gegen die Schrecken des Krieges, sondern auch gegen die Lügen zu protestieren wagte, von denen die öffentliche Meinung Frankreichs vergiftet ist, und gegen das Unrecht und die Schmähungen, welche die große Presse täglich gegen Deutschland schleuderte, gründete im Jahre 1917 die „Cahiers Idéalistes". Eine Zeitschrift, in der sich edle und freie Geister zu gemeinsamem Kampfe vereinigten. Seine Artikel über den Krieg, die in Gedichtform gehalten waren, erschienen unter dem Titel „Mari Magno".

In Deutschland wurden der Mut und die vornehme Gesinnung Dujardins hauptsächlich dadurch bekannt, daß er in dem Prozeß, den der Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte", Herr Professor Coßmann, gegen Fechenbach führte, ein Urteil von hohem Wahrheitsmut und unbestechlicher Sachlichkeit abgab. Die Schriftleitung.

Mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, das gebildete deutsche Publikum mit den jüngst in Frankreich erschienenen Büchern bekannt zu machen, habe ich die Absicht, mich nur mit den Werken zu beschäftigen, die sich aus dem literarischen Getriebe weit genug hervorheben, um die bezeichnendsten Richtungen des Zeitabschnittes darzustellen.

Die schriftstellerische Produktion in Frankreich ist bedeutend, wie ja auch in Deutschland; merkwürdigerweise bedeutender als vor dem Kriege. Nie wurde in Paris so viel gelesen, nie wurden so viel Bücher gekauft wie heute. Unter diesen Erzeugnissen ist natürlich viel Abfall. Zuerst gilt es — in Prosa oder Poesie

die Werke auszuschließen, die, zur Befriedigung des Geschmackes des großen Publikums bestimmt, oft nur Mißachtung verdienen. Ebenso ist die sehr große Anzahl von Büchern auszuschalten, die, ohne gerade verachtet werden zu müssen, keinerlei Ursprünglichkeit, ja nicht einmal Streben nach einer solchen verraten, die eins das andere ablösen und sich gegenseitig nachahmen und gewöhnlich, vom Standpunkte einer literarischen Entwicklung gewertet, um 30 bis 40 Jahre gegen alles Belangreiche zurückstehen. Selbst wenn ein vorübergehender Erfolg ihnen Wert zu verleihen scheint, sind es nicht diese Werke, die es verdienen, von einem gebildeten Publikum beachtet zu werden. Das kommt allein denen zu, in welchen sich der Wille zum Denken und zur Kunst verrät.

Wenn ich heute zuerst von den Dichtern spreche, so geschieht das nicht ohne Absicht. Die literarische Bewegung kommt in Frankreich seit 40 Jahren vornehmlich auf dem Gebiet der Poesie zum Ausdruck. Ich will damit sagen, daß der große Drang, der die neuzeitliche französische Literatur kennzeichnet, sich in hervorragender Weise in poetischer Form ausprägt. Gewiß hat es in dieser Periode sehr wertvolle Prosawerke gegeben, die ganz Neues brachten, aber die Prosa verdankt der Poesie (wie ich das später ausführen werde) die bezeichnendsten Eigentümlichkeiten ihrer Entwicklung. Eine der bedeutendsten Bewegungen in der Geschichte der französischen Literatur ist die symbolistische von 1886. Obwohl noch einige Überlebende der symbolistischen Schule übrig sind (zu denen ich mich mit Stolz rechne), gehört der Symbolismus heute der Vergangenheit an, und die Dichtkunst hat sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts weiter entwickelt: ich will damit nur sagen, daß die symbolistische Bewegung auf die Poesie und die ganze Literatur entscheidenden Einfluß ausgeübt und der ganzen folgenden Entwicklung den Weg gewiesen hat, in dem sie dem französischen Gedanken die Wiedergeburt brachte, die zu seiner Erneuerung notwendig war.

Was sah man 1886 in Wirklichkeit?

Die Romantik Victor Hugos, Alfred de Mussets, Lamartines in vollem Verfall; die Schüler übertrieben nur noch die schweren Fehler und vernachlässigten die wirklichen Vorzüge und kamen schließlich, ungeachtet der Begabung ihrer Führer, Leconte de Lisle und Théodore de Banville, zu einer jeden Lebens baren Poesie. Neben ihnen findet man einige Verfechter des alten Klassizismus, aber so mittelmäßige, daß keiner hervorgehoben zu werden verdient. Mitten in dieser Strömung erschienen in vollem Gegensatz zu ihrer Geistesrichtung die Begründer der neuen Bewegung: zuerst Baudelaire, der glorreiche Stammvater, dann die drei großen Dichter, die ihre Führer werden sollten: Stéphane Mallarmé, Paul Verlaine und der junge Arthur Rimbaud. In den Jahren 1885, 1886 und 1887 beginnt eine ganze Anzahl junger Leute unter dem Banner dieser Meister ihre Laufbahn und vereinigt sich zu einigen Vortrupp-Zeitschriften, von denen die „Revue Wagnérienne", „La Vogue", „La Revue Indépendante" die bedeutendsten waren.

Ich habe hier keinen Raum, um die Gesamtheit der Charaktere dieser großen Bewegung mit der nötigen Ausführlichkeit zu schildern. Ich will sie nur in ihren wesentlichen Zügen zusammenfassen.

Die klassische Kunst, die in Frankreich während des 17., 18. und am Anfange des 20. Jahrhunderts geherrscht hatte, war eine höchst rationalistische Kunst: darunter verstehe ich eine den Regeln der reinen Vernunft, der Logik unterworfene, eine intellektualistische Kunst. Ohne es zu wissen, hatte Boileau die Formel für sie gefunden, als er sagte:

Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable.

Nach Boileau hat das Wahre nur unter der Bedingung in der Kunst Platz, daß es wahrscheinlich gemacht, d. h. den Gesetzen der Logik angepaßt, also rationalisiert wird.

Weit entfernt, an dem Joch der Vernunft zu rütteln, hatte die Romantik ihr Gebiet noch vergrößert; sie hatte eine Pforte zur Natur aufgemacht; sie hatte dem Menschen die Natur an die Seite gestellt; sie gab die Zergliederung des Menschenherzens, worin die großen Klassiker sich gefallen hatten, auf, und verfiel in Äußerlichkeit: lokale Färbung, illustrierte Erzählungen, geschichtliche Ungereimtheiten, große Naturschauspiele waren während dreiviertel des Jahrhunderts die bevorzugten Stoffe der französischen Poesie.

Die erste Neuerung des Symbolismus war die Rückkehr zum Innenleben, und diese Form war kategorisch, unbedingt. Es ist nur noch von der Seele die Rede; die jungen Dichter von 1886 haben nur noch für sie Interesse. Schon das war von Bedeutung; aber unendlich viel wichtiger war die Art, wie die Symbolisten den Weg zur Seele auffaßten und die Seele als solche begriffen. Ganz allmählich, wirklich nur ganz allmählich — denn das trat nicht mit einem Schlage zutage — machte man sich daran, die Seele zu suchen, nicht wie es die klassische Kunst getan hatte, im Bereich des Bewußtseins, sondern bis in die bisher unerforschten Tiefen des Unbewußten hinein. „Es gereicht dem Symbolismus zur Ehre," sagt Robert de Souza sehr treffend, „die Poesie zu ihren bewegenden Kräften zurückgeführt, sie so nahe wie möglich ihrem im Unterbewußtsein liegenden, geheimnisvollen Ursprung nahe gebracht zu haben." Auf einen Schlag waren die Altäre der Göttin Vernunft gestürzt, der Symbolismus befreite die französische Poesie aus der Knechtschaft des Intellektualismus. Die neuen Bedürfnisse verlangten neue Ausdrucksmittel. Der Weg wurde den Symbolisten durch zwei Meister gewiesen, deren Einfluß 1886 bedeutend war: Richard Wagner und durch ihn Schopenhauer. Die der Musik von Schopenhauer zugesprochene Rolle wollten sie auch in der Poesie geltend machen, und so kann man sagen, daß es das Werk des Symbolismus war, der Poesie ihren musikalischen Gehalt wiederzugewinnen.

Das war das wichtigste Ereignis in der Geschichte der französischen Poesie seit dem 17. Jahrhundert. Zwischen 1886 und seinem Todesjahr (1898) schrieb Mallarmé, ohne das erträumte große Kunstwerk zu verwirklichen, eine Reihe kurzer Gedichte, in denen er es andeutete, und Studien, in denen er es zergliederte. Verlaine schrieb seine bisweilen an Innenleben so reichen Gedichte. Die genialen „Illuminations" von Rimbaud, die eine neue Welt auftaten, wurden im Jahre 1886 veröffentlicht. Für die jungen Nachfolger war die zehnjährige Periode, die mit dem Jahre 1886 beginnt, die große Zeit der Entfaltung. Der damals erfundene freie Vers war die angemessene Anpassung der poetischen Form an das Heraussprudeln („jaillissement"), das seither den Vers ersetzte. Die „Derniers Vers" von Laforgue waren soeben erschienen, ferner von Moréas: „Le Pèlerin Passionné" von Mockel: „La Chantefable", von Vielé-Griffin: „Les Nouveaux Cygnes", von Gustave Kahn: „Les Chansons d'amant", von Henry de Régnier: „Tel qu'en songe". André Fontainas, Stuart Merrill, Ferdinand Herold, Robert de Souza traten zum erstenmal auf. Verhaeren stand im Begriff, seine neuen Gedichte herauszugeben. Maeterlinck ließ seine ersten Dramen aufführen, ich die drei Teile von „Antonia", René Ghil trennte sich in aufsehenerregender Form vom Symbolismus. Dann kamen André Gide, Paul Valéry, Paul Fort, Henri Ghéon, Paul Claudel — die zweite Generation des Symbolismus.

Wie überall, so folgte auch in der Kunst auf jede Bewegung die Gegenbewegung. In den letzten Jahren des alten und den ersten des neuen Jahrhunderts trat eine antisymbolistische Rückwirkung in Erscheinung, die eigentlich mehr eine

Berichtigung war. Der Symbolismus hatte seine Fehler, Übertreibungen und Schwächen gehabt; besonders eine gewisse Mißachtung der Außenwelt, einen Haß gegen den direkten Ausdruck, eine Vorliebe für das Unwirkliche und Verwickelte; er hatte eine Ausdrucksweise angenommen, die sehr bald ermüdend wirkte. Eine Reform war notwendig. Den Anstoß hierzu verdankt man zwei großen Dichtern: Paul Claudel, dem katholischen, und André Spire, dem jüdischen Dichter, von dem ich gleich zu reden haben werde.

Unabhängig von ihnen gab es eine Gruppe junger Leute — man nannte sie die Unanimisten — welche die Rückkehr zum Wirklichen und Unmittelbaren zum Grundsatz erhoben, ohne jedoch das von den Symbolisten eingeführte große Prinzip aufzugeben. Den Unanimisten folgte (hauptsächlich seit dem Kriege) eine von Guillaume Apollinaire herstammende Schule, die ihre Ästhetik auf Ideenverbindung ohne augenscheinliche Logik gründet. Endlich erschien eine Gruppe, die man zu Unrecht einfach als Überspanntheit bezeichnet, ich meine die Dadaisten: der Dadaismus ist der äußerste Ausfluß der durch den Symbolismus geschaffenen Bewegung. Ein Versuch, das heilige Tier, das in uns lebt, unmittelbar zum Ausdruck zu bringen, scheint das eigentliche Programm des Dadaismus. Ich billige ihn nicht; ich sage nur, daß die Dadaisten, vielleicht bis zur Abgeschmacktheit, den im Jahre 1886 eröffneten Weg verfolgen. Der Symbolismus hat eine Entwicklung eingeleitet, deren Bedeutung, neben einigen Übertreibungen und Entgleisungen, noch jetzt nach Ablauf eines halben Jahrhunderts durch Befreiung der Poesie vom rein Vernunftmäßigen in vollem Maße besteht.

* * *

Unter den Dichtern, deren Bücher in den letzten Monaten in Paris erschienen sind, gehört Luc Durtain, der kurz vor dem Kriege zum erstenmal in die Öffentlichkeit trat, ohne großes Aufsehen zu erregen, zu den Menschen, die sich unablässig vervollkommnen und erst nach und nach, stufenweise, in den Besitz ihres eigenen Selbst gelangen. Ebensowohl Prosaiker wie Dichter hat er kürzlich mit seinem Roman „Douze cent mille" einen bemerkenswerten und berechtigten Erfolg gehabt. Man konnte seit einigen Jahren beobachten, einen wie großen Fortschritt die einzelnen Gedichte, die er in Zeitschriften herausgab, bedeuteten, als sein Buch „Perspectives" erschien und ihm mit einem Male einen Platz unter unseren ersten Dichtern anwies. Furcht vor Weitschweifigkeit, Suchen nach verdichtetem und kräftigem Ausdruck, Zurückführung der Poesie auf das Wesentliche sind die Merkmale seiner Kunst, in der kein Wort unnötig, keines belanglos ist. Wo alles dem Leser zu Herzen geht, weil es aus dem Herzen des Dichters kommt.

Unbedingt muß man einen eigenartigen Dichter mit sonderbar ergreifender Sprache, Blaise Cendrars, erwähnen, von dem soeben eine Gedichtsammlung „Kodak documentaire" erschienen ist. Cendrars ist ein wunderlicher Mensch von altmodischem Äußern, der außerhalb der literarischen Kreise lebt und tausend Beschäftigungen, manchmal den allerniedrigsten und ungeistigsten, nachgeht. Er schweift durch die Welt als eine Art von Landstreicher, der an den unsterblichen Arthur Rimbaud erinnert. Im ersten Augenblick scheinen die Gedichte des „Kodak" im Gegensatz zu aller Poesie zu stehen.

„Pendant des semaines les ascenseurs ont hissé des caisses
de terre végétale
Enfin
A force d'argent et de patience
Des bosquets s'épanouissent

Des pelouses d'un vert tendre
Une source vive jaillit entre les rhododendrons et les camélias
Au sommet de l' édifice de briques et d'acier
Le soir
Les waiters graves comme des diplomates vêtus de blanc
se penchent sur le gouffre de la ville
Et les massifs s'éclairent d'un million de petites lampes
versicolores . . . ."

So beginnt das Buch, und nach und nach fühlt man aus diesen gedrängten, scheinbar aus der alltäglichsten Prosa kommenden Sätzen eine Gemütsbewegung aufsteigen.

Ich sagte weiter oben, wie ich den Dadaismus auffasse. André Briton, einer der Führer dieser Schule, hat soeben ein unendlich fesselndes Buch unter dem Namen „Clair de terre" herausgegeben, in dem die von uns ausgeführten Grundsätze zu ihrer entsprechendsten Formel geführt werden: eine Kunst, die nur auf die unmittelbarsten Gedanken ausgeht, die ihnen in dem Augenblick nachspürt, wo sie sich ohne Vorwissen des Bewußtseins formen, vor jeder verstandesmäßigen Bildung, kurz den Gedanken im Augenblick seines Hervorsprudelns. Dem, der „Clair de terre" liest und darin einen logisch entwickelten Gedanken sucht, ist eine bittere Enttäuschung vorbehalten. Aber wer sich zu dieser Vorstellung einer Sprache entschließt, die sich bemüht, der Geburt des seelischen Lebens gerecht zu werden, wird die erregendsten Überraschungen finden, denn unter dem wunderlichen Eindruck, den sie vielleicht machen können, pulst die Poesie selbst in der Tiefe dieser Dichtungen.

Einer ganz anderen Schule gehört Jean Royère an. Unmittelbar nach den Symbolisten hat er zum Beginn des Jahrhunderts eine Zeitschrift „Phalange" gegründet, die eine der schönsten poetischen Zusammenfassungen unserer Zeit war. Erbe und Fortsetzer des Symbolismus, hat er seinen Weg gesucht, in dem, was er als „reine Poesie" bezeichnet: „Celle qui nous presente des vérités puisées, non dans l'abstrait, mais dans les profondeurs de l'âme et de la vie". Sein letzter Band „Quiétude" vereint Verse, die 20 Jahre alt sind, mit Versen aus jüngster Zeit. Man sieht dort die Entwicklung eines in seinem Wesen unendlich lichtvollen Gedankens. Man kann sich eine andere Kunstvorstellung wie die Royères denken, aber kein gründlicheres Gelingen.

Wie man auch über das Werk von Pierre Reverdy urteilen mag, es läßt sich nicht leugnen, daß in dieses „Epaves du ciel", denen soeben einer der bedeutendsten Literaturpreise, der Preis des „Nouveau Monde", zuerkannt ist, sich die „reine Poesie" findet. Pierre Reverdy hat den Ernst mit einigen der besten Dichter seiner Generation gemein. Nichts will bei ihm der Unterhaltung dienen, kein Flitterwerk gibt es bei ihm; mit immer angespanntem Willen zur Kunst hat Reverdy seinen Weg mit einer Art Anwendung des Kubismus auf die Poesie gesucht. Wie ein Kritiker das letzthin ausdrückte: er dreht sich um den behandelten Gegenstand, statt ihn von einem einzigen Punkte aus zu betrachten, und hält von der ganzen Folge der Gesichtspunkte eine gewisse Anzahl von Zügen zurück, die er Gestalt werden läßt. Die unendliche Ehrlichkeit seines Strebens läßt sich nicht anzweifeln, aber was ist das Ergebnis? Reverdy erscheint mir als schwer zugänglicher Schriftsteller!

Unter denen, die bewirkt haben, was ich die „Berichtigung" des Symbolismus durch die Rückkehr zum Wirklichen und zum direkten Ausdruck nannte, habe ich den jüdischen Dichter André Spire erwähnt. Wenn ich ihn so bezeichne, will ich

den Leser nicht über seine Rasse unterrichten, ich tue es, weil André Spire ein wirklicher jüdischer Dichter ist und sein wollte. Er trat zuerst, in schon vorgerückten Lebensjahren, mit Gedichten hervor, in denen er die ganze Rückwirkung ausgedrückt hat, welche die Atmosphäre unserer christlichen Zivilisation in der Seele eines im tiefsten Innern Jude gebliebenen Menschen hervorbringen mußte. Z. B. ist nichts herzergreifender als die Seiten, wo er die Unmöglichkeit besingt, die er empfindet, sich mit der schönen schwermütigen Landschaft der Ile de France eins zu fühlen — und mit dem Raffinement Pariser Sitten!

Politesse, moi aussi tu voudrais m'affadir!
Blague, tu voudrais jouer à retrécir mon âme!
O chaleur, o tristesse, o violence, o folie,
Invincibles génies à qui je suis voué,
Que serais-je sans vous?
Venez donc me défendre
Contre la raison sèche de cette terre heureuse.

Kein Dichter hält sich freier von rhetorischem Schmuck, ist sinnvoller, wirklicher als André Spire. Sein letztes Werk, „Fournisseurs", ist vielleicht sein Meisterwerk. Die Anlage ist merkwürdig und von einer Bitterkeit, die seinen Ursprung verrät. Der „Lieferant", das ist der Dichter selbst. . . . Von einem Neureichen eingeladen, an seinem Tische Platz zu nehmen und seinen Überfluß mitzugenießen, wird der Dichter gebeten, genossene Gastfreundschaft mit dem Vortrag von Versen — zwischen Likören und Bridge — zu bezahlen. Mit einer Reihe kurzer wunderschöner Gedichte entledigt er sich seiner Aufgabe. Das letzte Gedicht, wohlverstanden, ist seine Rache. Neben seiner poetischen Arbeit hat André Spire einen großen Teil seines Lebens allem, was seine Glaubensgenossen angeht, gewidmet, ganz besonders dem Zionismus, zu dessen Pariser Führern er gehört.

* * *

Noch immer lastet der Krieg — in Frankreich wie anderswo — auf der Literatur. Nach seiner Beendigung bleibt er für die einen die Schule der Läuterung und Veredlung, für die anderen der Entwürdigung. Eine große Menge von Schriftstellern, Dichtern oder Prosaikern suchen ohne Ermüden den Haß, die Verleumdungen, das Mißtrauen zu verewigen, die Gedanken der Gerechtigkeit zu fälschen, das Werk der internationalen Versöhnung zu verhindern; aber, das ist ihre Strafe: unter ihnen fehlt die Begabung, ist nur Niedrigkeit und Gemeinheit zu finden. Auf andere hat der Krieg auch einen großen Einfluß ausgeübt, hat aber im Gegenteil das bessere und heiligere Selbst geweckt. Zu ihnen gehört Pierre Jean Jouve; er ist einer der französischen Schriftsteller, die mit lauter Stimme Einspruch gegen die Greuel, die Torheit und das Verbrechen des Krieges erhoben, gegen die ungeheuerliche Lüge, die in Frankreich bestrebt war, dem deutschen Volk die ganze Verantwortung dafür beizumessen, gegen den Geist des Hasses, der es für seine Aufgabe hält, die brüderlichen Bande zwischen beiden Ländern, die bestimmt sind, sich zu lieben und zu verstehen, zu zerreißen; gegen die entsetzliche Ruchlosigkeit einiger Politiker, die zur Befriedigung ihres Ehrgeizes oder ihres übertriebenen Patriotismus Millionen von Menschen in den Tod schickten. Das abscheuliche Verbrechen des Krieges brachte Jouve in einem sehr scharfen Buch „La Danse des Morts" zum Ausdruck; während sein Geist sich nach und nach zu der Vorstellung eines höheren Europäertums erhob. In seinem „Tragiques" betitelten Buche, das vor anderthalb Jahren herauskam,

hat er mehrere ältere Gedichte vereinigt, und in dem „Prière" betitelten vernimmt man einen der schönsten Gesänge, welche die französische Sprache besitzt. Von der „Priere" will ich wiederholen, was ich von der vorigen Auflage sagte: sie ist in der Poesie das, was „Tristan und Isolde" in einer anderen Kunst ist: die Stimme der Musik in dem Schopenhauerschen Sinne des Wortes.

Neben den Dichtern, von denen wir soeben gesprochen haben, die, ohne Symbolisten zu sein, aus der großen durch den Symbolismus eingeleiteten Bewegung hervorgehen, wäre von der literarischen Reaktion zu reden, welche die Neuklassizismus genannte Schule versucht. — In Anschauungsgemeinschaft mit der von der Gruppe der „L'Action Francaise" organisierten politischen Reaktion — Rückkehr zur Poetik wie zur Politik Ludwigs XIV. . . . Auf dieses Thema wollen wir ein andermal eingehen. Edouard Dujardin.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Deutschen in der Sowjetunion

Seit dem Zusammenbruch des Zarenreiches erlebten die Deutschen im bolschewistischen Rußland ganz andere Schicksale, als diejenigen der Westgebiete: der baltischen Länder, Polens und Bessarabiens, welche auch westliche Entwicklungen zu überstehen hatten und unter den Auswüchsen der westlich-militärischen Staatsidee französischer Prägung litten. Die neuen Staaten Estland, Lettland, Littauen und Polen wollten Nationalstaaten sein und drückten ihre „Minderheiten" teils wirtschaftlich durch Bodenraub, teils aber auch kulturell, wie der angeblich „traditionell duldsame" Polenstaat und neuerdings auch das in seinen Regierungsmethoden unverhüllt orientalisch vorgehende Rumänien.

Die grundsätzlich andere Einstellung der Bolschewisten zum Staatsproblem und zu nationalen Fragen hat sich in den seither vergangenen sechs Jahren ganz anders ausgewirkt. Die Leiden der dortigen Deutschen waren zwar an sich nicht geringer, aber ganz anders geartet. Sie waren katastrophenhaft. Von einer aus Völkerhaß und -unterdrückungssucht entspringenden Verfolgung und Beraubung darf dort nicht gesprochen werden, nur die Feinde des proletarischen Systems werden blutig verfolgt. Und doch haben die Verfolgung der Nichtkommunisten, der Umsturz der bestehenden Wirtschaftsverfassung, die Hungersnotjahre, Kriege und Seuchen Hunderttausende dahingerafft, so daß wir mit einer starken, wenn auch nicht abzuzählenden Verringerung und fast überall mit einer fast völligen Verarmung der Deutschen, die früher das reichste der Völker Rußlands waren, rechnen müssen. Nur das kaukasische Deutschtum in Aserbeidschan ist wenigstens einigermaßen verschont geblieben. Vom uralischen, sibirischen und turkestanischen Deutschtum wissen wir wenig.

Die Anfänge des Niederganges datieren aus der Kriegszeit. Trotz ihrer Loyalität gegen Zar und Reich begann mit Kriegsausbruch eine Epoche der Verfolgung der Deutschen. Die erste Wut richtete sich gegen die Reichsdeutschen und die Deutsch-Österreicher. Sie wurden eingekerkert und in die nördlichen der

sibirischen Gouvernements als Zivilinternierte verschickt. Ihr Eigentum wurde beschlagnahmt oder es verkam. Aber auch die Deutschen russischer Staatsangehörigkeit wurden gesteinigt. Während die Söhne der rußlanddeutschen Bauern ins kaiserliche Heer einzogen, wurden ihre Väter vielfach administrativ verschickt, oft bis Sibirien. Viele sind dort umgekommen, andere fanden ihre Höfe, als sie während des Umsturzes zurückkehrten, durch Kriegsereignisse zerstört, wie ein Teil der wolhynischen Deutschen, oder durch russische oder tschechische Siedler bereits wieder besetzt. In den Nachkriegswirren litt besonders das reiche Schwarzmeergebiet und die Krim. Ersteres war ja vorzugsweise das Operationsgebiet Denikins, in der Krim hatte Wrangel sein Hauptquartier. Aber auch über das Wolgagebiet gingen die russischen Bürgerkriege hin, selbst die deutschen Kaukasusdörfer wurden wenigstens berührt.

Als die Sowjettruppen der „Aufständischen" Herr geworden waren, erging das Strafgericht in erster Linie über die deutschen Dörfer, welche die weiße Armee freundlich, ja vielfach jubelnd aufgenommen und tatkräftig unterstützt hatten. Denn es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß nur ein kleiner Teil der Deutschen (durchschnittlich vielleicht nur fünf vom Hundert) Kommunisten geworden sind und sich somit „der herrschenden Klasse" angeschlossen haben. Aber nicht nur Sowjettruppen und Sowjetmachthaber plünderten die Deutschen aus, sondern auch die Bewohner der russischen Nachbardörfer kühlten ihr Mütchen an den vielbeneideten wohlhabenden Kolonisten.

Es setzte eine zweite Epoche der Verfolgung ein, die sich besonders gegen die Reichen und die Intelligenz (Pastor, Lehrer) wandte und die Zerstörung des blühenden öffentlichen Lebens der Kolonisten zum Ziel hatte. Es wurde in weitgehendem Maße erreicht. Alle drei Glaubensgemeinschaften, die Mennoniten, die Lutheraner und die Katholiken wurden fast in gleicher Weise getroffen. Diese Ereignisse sind von der antibolschewistischen Aufklärung so oft geschildert worden, daß wir sie als bekannt voraussetzen dürfen.

Die dritte Welle des Unglücks folgte der zweiten fast unmittelbar. 1920 war schon ein Seuchen- und Hungerjahr gewesen, das Jahr 1921 übertraf es bei weitem und ließ die Bewohner weitester Gebiete — nämlich der Steppe am Schwarzen Meer und vor allem an der Wolga — fliehen oder verhungern. Dieser Katastrophe erst verdanken die russisch-deutschen Bauern, daß die große Welt und reichsdeutsche Öffentlichkeit überhaupt von jenen ehemals $2^1/_2$ Millionen Deutschen etwas weiß. Ein Schrei des Schreckens über jenes Unglück ging durch die westliche Welt. Das deutsche Rote Kreuz, die Vereine der abgewanderten Rußlanddeutschen, die Nansenhilfe und vor allem ein mit reichen Mittel ausgestattetes amerikanisches Hilfskomitee brachten Hilfe. Sie kamen spät und waren durch die trostlosen Zustände der Verkehrsmittel, ja oft sogar durch den passiven Widerstand der Sowjetbehörden behindert. Trotzdem ist in den Jahren 1922 und 23 viel geleistet worden. Die Hungernden wurden gespeist, die Flüchtlinge zurückgeführt, Saatgut verteilt, Geräte und Spannvieh geliefert. Der deutsche Bauer, der das einzige Pferd verloren, der alle Kleider zu Geld gemacht hatte, begann von neuem. Mit den letzten schwachen Kräften wurde die Saat in die Erde gebracht. Spaten und Hacken brachen die Erde wie vor tausend Jahren. Denn die Pflüge waren längst verkauft oder es fehlte an Spannvieh, sie zu ziehen. Aus diesen Gründen rosten seither auch Großackergerät, ja sogar Dampfdreschmaschinen in offenen Scheuern oder unter freiem Himmel. Niemand konnte und wollte sie reparieren oder reparieren lassen, wie uns

ein Beobachter aus Südrußland erst kürzlich schrieb, entweder wegen Geldmangels oder — was noch weit öfter zutrifft — wegen gänzlichen Fehlens des Ersatzmaterials, das nicht einmal mehr in den Städten der Krim aufzutreiben sei. Denn selbst die größeren deutschen Kolonien sind heute vollkommen von Dorfhandwerkern entblößt. So ist es nicht selten, daß selbst wenige Deßjatinen Ackerland nicht mehr beackert werden können; oft genug — wenn nicht die Hilfe der Dorfgemeinschaft einspringt — würde solches Ackerland unbearbeitet liegen bleiben.

Langsam, ganz langsam lebte die Wirtschaft der deutschen Kolonisten wieder auf. Das Jahr 1922 brachte eine gute, das Jahr 1923 eine leidliche Ernte. Der Preis des Korns sank im Wolgagebiet wieder auf 60 Kopeken bis 1 Goldrubel (zu 2,25 G.M.) für das Pud (16 kg). Nur Pferde und Vieh blieben teuer, denn jeder deutsche Kolonist strebte danach, sie sich — oft mit Hilfe von nach Amerika ausgewanderten Verwandten — rasch wieder anzuschaffen. Immerhin waren Ende 1923 die Folgen der Kriegs- und Hungersnotzeit noch keineswegs überwunden, besonders da auch Malaria und andere Seuchen in den ehemaligen Hungergebieten wüteten und eine Naturplage die andere ablöste. Bald nahmen die Mäuse überhand, bald die Wölfe. Dazu kam die Unsicherheit des Besitzes und die aussaugerische Steuerpolitik der Regierung. „Die radikal durchgeführte Enteignung hat," so schreibt ein Berichterstatter der Kölnischen Zeitung am 12. Juni dieses Jahres aus Simferopol, also einem der am meisten begünstigten, leicht zugänglichen Gebiete, „auch die deutsche Krimbauernschaft zu landlosen Proletariern gemacht." Ackerbauern, die ehemals ein auskömmliches Leben hatten, wußten bald nicht mehr, womit und wovon sie den Lebensunterhalt bestreiten sollten. Denn der Enteignung folgte die Landzuteilung als Pachtbesitz nicht sofort, sondern erst nach der Hungerkatastrophe. Dann freilich wurde ohne jede Einschränkung Ackerboden ohne jeglichen Pachtzins in Pacht gegeben. — 1923 folgte wiederum ein Systemwechsel. Nunmehr wurde Land nur gegen eine gewisse Pachtsumme und Naturalsteuerleistung zugeteilt, durchschnittlich jedem Ackerbauern 23 Deßjatinen im Jahre 1922, 34 Deßjatinen aber im Jahre 1923, wofür jedoch eine beträchtliche Pachtsumme gefordert wurde. Im Jahre 1924 wurden so von zwei Millionen Deßjatinen Ackerland, Wein- und Obstgärten der Krimhalbinsel trotzdem nur rund 350 000 Deßjatinen bebaut! „Diesen etwas kümmerlichen Erfolgen rätischer Agrarreform steht ein Steuermodus gegenüber, der vollkommen abstrakt-theoretisch ist und nirgend den tatsächlichen Verhältnissen auch nur einigermaßen nahe kommt. Die Steuerhoheit liegt in Moskau, Unterlagen für die Aufstellung der bäuerlichen Naturalsteuerabgaben liefern die sogenannten Dorfräte, die oftmals nichts anderes sind als kommissarisch eingesetzte Regierungsbeamte. Ging der erste Steuerplan der Moskauer Steuerbehörde beim Narkomiem (Ackerbaukommissariat) dahin, die Gesamtbaufläche der Krim nach einem gewissen Modus zu veranschlagen, so brachte ein Einspruch der Simforopoler Krimregierung es dahin, daß bei einer Nachprüfung nur das Doppel der tatsächlichen Anbauflächen veranschlagt wurde. Hat also z. B. ein Krimbauer zwölf Deßjatinen Land beackert, so wird er zu einer Naturalsteuer von 24 Deßjatinen Ackerland veranschlagt. Verschärft wird diese Veranlagung dadurch, daß einmal jedes Stück Groß- oder Zugvieh gleich ein Pud Naturalsteuer ist, und daß die Ertragsrechnung von der Deßjatine oft eine theoretisch recht willkürlich angenommene ist. So hat mir einer der deutschen Krimbauern allen Ernstes und unter Beteuerung der wahrheitsgemäßen Darstellung versichert, daß einem Ernteertrag von 300 Pud ein Steuersoll von 348½ Pud gegenübergestanden habe. Jedenfalls weisen die deutschen Krimbauern bei der Darstellung ihrer wirtschaftlichen Lage immer und immer wieder darauf hin, daß sie bis jetzt stets gezwungen waren, wertvolles Zugtier zu verkaufen, um den geforderten Steuerleistungen nachkommen zu können. Was diese weitere Dezimierung des an sich

knappen Zug- und Ackerviehs für die Agrarwirtschaft der Krimrepublik bedeutet, wird man ermessen können, wenn man betont, daß der Pflug in der Krim mit sechs bis acht Tieren gehen muß, wenn der so schwere Boden genügend durchgearbeitet werden soll. Bei der an sich geringen Anbaufläche ist ein eventueller Rückgang der Anbaufläche aus Mangel an Ackervieh doppelt gefährlich, und das sowohl für die fernere Wirtschaftsmöglichkeit des Bauers als auch für die Gesamtwirtschaftslage der Krim, die ja ausschließlich eine agrarische Wirtschaftsbasis hat."

Alle diese Miseren verhinderten nicht, daß auch diejenigen, die teils schon in der Kriegszeit, teils in den Hungerjahren 1922/23 nach Deutschland und nach Transkaukasien geflohen waren, sich anschickten, zurückzukehren. So ermutigend klangen ihnen doch die Berichte und Briefe aus der alten Heimat. Die Sowjetbehörden förderten diese Bewegung, um das Gebiet wieder zu bevölkern.[1])

So ging man mit guten Hoffnungen in das Jahr 1924. Die Ackerbaufläche hatte sich vergrößert, und es war im Winter reichlich Schnee gefallen, der den Boden gut durchfeuchtete. Da trat die vierte Katastrophe ein: die Trockenheit dieses Frühlings hat nämlich in weiten Gebieten alle guten Ernteaussichten wiederum zerstört. Es ist bis in den Juli hinein kein Regen gefallen, und die Saaten sind in weiten Gebieten verdorrt; man wird nicht einmal die Aussaat ernten. Die Bevölkerung aber ist von einer Panik ohnegleichen erfaßt: jedermann sieht das Schicksal von 1921 wieder vor sich. Ganze Dörfer sind schon wieder verlassen, die Menschen haben ihre Häuser vernagelt und fluchtartig der eben wiedergewonnenen Heimat den Rücken gekehrt. Andere sehen lethargisch dem Ende entgegen. Der Preis für das Getreide steigt von neuem, der für das Vieh sinkt ebenso rasch. Eine Kuh, die noch im April 160 Goldrubel kostete, ist heute für 20 Goldrubel zu haben; denn niemand weiß, wie er sein Vieh durchfüttern soll. Mit den Pferden steht es ähnlich. Wer die Zeitschrift der Wolgadeutschen, die „Wolgadeutschen Monatshefte", liest, findet darin verzweifelte Briefe, die einem das Herz zerreißen. Die zermürbte Bevölkerung, deren letzte Reserven in den Hungerjahren 1920 und 21 verbraucht wurden und deren Kleidung völlig verschlissen ist, die nichts mehr zu verkaufen oder gegen Brot einzutauschen hat, ist verzweifelt. Und in der Tat, die Lage ist entsetzlich. Denn sogar die Sowjetregierung, welche monatelang schön gefärbt und den weiten Umfang der heurigen Mißernte abgeleugnet hatte, gestand in letzter Zeit der Wahrheit die Ehre und die Größe des Unglücks ein. Der Generalsekretär der kommunistischen Partei, Stalin, bezeichnet in einem Aufruf zur Hilfsaktion in den Hungergebieten vor allem das untere Wolgagebiet, einen Teil der Mittelwolga und den größten Teil des Südostens (Don), einen kleineren Teil der Westukraine mit im ganzen sechs bis sieben Millionen Menschen durch die Mißernte als „entweder schwer geschädigt oder ohne jede Ernte". Ihre Unterstützung mit Saatkorn, aber auch anderen Lebensmitteln, sei notwendig.

Dieser Aufruf dient auch dazu, die politischen Feinde der Kommunisten, die Sozialrevolutionäre und Menschewisten, zu diskreditieren. Ihnen, ferner den Händlern (Spekulanten!) und den reichen Bauern wird vorgeworfen, sie versuchten mit allen Mitteln, die Lage ihren Zwecken dienstbar zu machen, um die Bauern der

[1]) Als in diesem Frühjahr 1000 Arbeiter des Solinger Industriegebiets in Moskau um Zuweisung von Land zur Gründung einer Kommune nachsuchten, beschloß der Rat für Arbeit und Verteidigung, ihnen 3000 Deßjatinen Land zuzuweisen und zwar im Wolgagebiet! Doch machte der Rat die Bedingung, daß ihre Übersiedlung auf eigene Kosten erfolge, und daß sie die Existenzmittel selbst zu beschaffen hätten. Die Sowjetregierung versprach ihnen dann dieselbe Unterstützung zu erweisen, die auch anderen Einwanderern (angeblich) zuteil wird.

Sowjetregierung zu entfremden. Die kommunistische Partei müsse daher im Kampf gegen den Hunger durch ihre Organisationen an der Spitze für die Interessen der Bauern gegen die „Kulaks" genannten Großbauern auftreten. Parteiarbeiter müßten zur Hilfeleistung im bedrohten Gebiet konzentriert werden.

Dieser Aufruf ist ein Zeichen der Nervosität der kommunistischen Machthaber, welche fürchten, daß die hungernden Bauern aus der häufigen Wiederkehr der Katastrophen in den letzten Jahren seit Beginn der Sowjetregierung den Schluß ziehen, diese sei an ihrem Unglück schuld. (Darum verhinderte sie auch nichtkommunistische Hilfsleistung, wie wir noch sehen werden. Denn sie fürchten, daß die Bauern, wenn wieder die Hilfe von solchen Elementen kommt, erst recht ihre „falschen" politischen Anschauungen beibehalten werden.) Diese Erwägungen und die Furcht vor den Ausfällen des Steuersolls veranlassen die Sowjetmänner zum Eingreifen. Sonst stehen sie einem Nationalunglück, das die Zahl der gegenrevolutionären Bauern vermindert, zum mindesten gefaßt, wenn nicht kühl zuwartend gegenüber.

Es scheint, als sei der Umfang der diesjährigen Hungerkatastrophe örtlich kleiner als 1924, wenn es auch heute noch nicht möglich ist, ein klares Bild zu gewinnen. Damals war ein Areal mit 30 Millionen Bevölkerung betroffen. Noch eins ist heute besser als damals: der Bolschewikenstaat ist stärker konsolidiert; er verfügt über einen Teil der Ernte, der zur Ausfuhr bestimmt war, und die Verkehrsmittel sind sicherlich heute in wesentlich besserem Zustande als damals. Aber diesen Aktivposten stehen auch erhebliche Passivposten gegenüber. Die Widerstandskraft der Bevölkerung ist heute viel geringer, ihre Nerven sind erschüttert. Sie sind also noch hilfsbedürftiger als damals, und diese Hilfe wird weit schwerer zu bringen sein. Denn Deutschland, die Wolgadeutschen hier und in Amerika sind ausgepumpt und werden erhebliche Mittel zur Linderung der Not nur mit größten Schwierigkeiten aufbringen können, die Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten, welche im Jahre 1921 weitaus am meisten Hilfe gebracht hat, dürfte kaum geneigt sein, das gleiche wiederum zu tun. Der Grund liegt nicht so sehr an der allgemeinen Gebemüdigkeit, sondern zum großen Teil ist sie durch die Politik der Sowjetunion gegenüber den fremden Hilfsexpeditionen veranlaßt. Damals ließ man diese, wenn auch unter Behinderungen, so doch wenigstens einigermaßen ungestört schalten. Seit einem Jahre steht aber die Sowjetregierung auf dem Standpunkt, daß sie die Tätigkeit fremder „Bourgeoiser" Hilfsexpeditionen nicht mehr dulden will, sondern von den Fremden, welche Hilfe bringen wollen, verlangen, sie erstens angeben, wieviel Mittel sie haben und sodann unverzüglich diese Mittel restlos der Sowjetregierung abliefern, welche dann die Verteilung vornimmt. Den Gebern wird ein natürlich ziemlich illusorisches Kontrollrecht zugestanden.

Wir wissen natürlich noch nicht, ob die Sowjetregierung nicht schließlich doch angesichts der Größe der Katastrophe von diesen Grundsätzen abgehen wird. Aber, wie gesagt, Mitleid wird es nicht sein, das einen neuerlichen Systemwechsel der Sowjetmachthaber hervorrufen könnte. Immerhin wird die deutsche und fremdländische Öffentlichkeit damit rechnen müssen, daß eine Hilfsleistung im Jahre 1924 [illegible] viel schwieriger als früher sein dürfte. Das darf aber die Börsen doch nicht verschließen. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird in Berlin ein Ausschuß zusammengetreten sein, der Gelder für die Deutschen der Hungergebiete entgegennimmt. Jeder Leser, der im Reiche wohnt, sollte ein Scherflein dort hingeben. Deutsche im Auslande örtliche Hilfsausschüsse bilden.

Denn die Verhältnisse liegen nicht so, daß es völlig unmöglich wäre, Hilfe zu bringen, selbst wenn die Sowjetregierung, welche eben erst fast ohne Ausnahme die Vertreter des deutschen Roten Kreuzes auswies, auf ihrem bisherigen Standpunkt beharren sollte. Es können nämlich noch immer an Einzelpersonen Bankanweisungen (besonders leicht über New York) geschickt werden. Ferner dürfte [illegible]

möglich sein, Notstandsarbeiten und Speisungen durch die örtlichen Geldinstitute und deutschen Selbstverwaltungskörper durchführen zu lassen. Ein solches Verfahren reicht freilich nicht aus; denn diejenigen, die durch den Hunger von Haus und Hof vertrieben sind, können auf diesem Wege nicht erreicht werden.

Die heutigen Selbstverwaltungskörper des Wolgagebietes haben zur Zeit der letzten Hungerkatastrophe in ihrem heutigen Umfange noch nicht bestanden. Sie sind erst, wie wir im folgenden sehen werden, 1924 errichtet worden; wieweit sie im Schwarzmeergebiet schon bestehen, ist ungewiß.

Ihre Errichtung ist eine Folge der seit einem Jahre begonnenen konsequenten Durchführung der neuen Nationalitätenpolitik der Kommunisten. In deren Programm heißt es freilich schon seit jeher: „Um das Mißtrauen der arbeitenden Massen, der unterdrückten Völker gegen das Proletariat der unterdrückenden Staaten zu überbrücken, ist es notwendig, sämtliche Privilegien aller nationalen Gruppen zu vernichten, die volle Gleichberechtigung der Nationen durchzuführen, den Kolonien und den nicht gleichberechtigten Völkern das Recht der staatlichen Absonderung zuzugestehen." Die bolschewistischen Machthaber haben aber erst im letzten Jahre mit der Durchführung dieses Grundsatzes ernst gemacht und in ihrer Art begonnen, für das Gebiet der Sowjetunion die Nationalitätenfrage zu lösen. Sie haben das Gebiet in nationale Staaten geteilt und je nach dem Grad der Größe, der nationalen Entwicklung und Verfestigung der einzelnen Völkerschaften diesen eine Selbstverwaltung verschiedenen Grades gegeben. Für die Ukrainer, die Weißrussen und die „Transkaukasier", welche in Wirklichkeit ein Völkerkonglomerat sind, bewilligten sie sogar theoretisch die volle staatliche Unabhängigkeit. Die heutige Sowjetunion kennt daher neben der russischen sozialistischen Republik der Großrussen drei gleichwertige Sowjetrepubliken der vorgenannten Völker. Neben diesen vier staatsrechtlich unabhängigen Republiken bestehen zehn „autonome Republiken" geringeren Rechtes. Eine von diesen ist die Republik der Wolgadeutschen, auf deren Selbstverwaltungskörper wir uns im vorstehenden bezogen hatten. Weiterhin gibt es etwa zehn autonome „Gebieter". Beide sind in außenpolitischer und militärischer Hinsicht von der Union in Moskau abhängig, welche auch einen Teil der wirtschaftlichen Fragen bestimmend erledigt. Trotzdem darf man sagen, und wir folgen hierin dem Chefredakteur des „Revaler Boten", Axel de Vries [1]), daß die Form der Selbständigkeit nicht nur gewahrt ist, sondern daß die kommunistischen Machthaber den bisher in Rußland unterdrückten Völkern eine Reihe der wichtigsten Rechte gegeben haben: die Sprache in den Schulen, im Gericht und in der Verwaltung. Sie haben also die uralte Grundforderung aller Nationalitäten nach „Muttersprache in Schulen, Gerichten und Verwaltung" erfüllt. Nationalen Minderheiten werden dort, wo die Autonomie heute bereits durchgeführt ist, in kultureller Beziehung keine Schwierigkeiten mehr bereitet. Sie genießen vielmehr die volle Unterstützung der Behörden, vorausgesetzt natürlich, daß keine bourgeoisen Tendenzen vertreten werden. Die Folgerichtigkeit, mit der man an die Lösung dieses Problems gegangen ist, kann fast in Staunen setzen. Denn die Sowjetunion ist sogar dazu übergegangen, den Prozeß der Nationalisierung zugunsten der vielen bisher unentwickelten, ja zum Teil schon in starker Russifizierung begriffenen Völkerschaften überall durchzuführen (Burjäten in Asien, Tschermissen, Mordwinen, Bulgaren usw. in Europa). Sie zwingt die großrussischen Beamten

[1]) Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins. Reval 1924. Estländische Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Co. — Das beste Buch über Rußland und eine vermittelnde Kritik der Nationalitätenpolitik der Westmächte.

z. B. in der Ukraine, Ukrainisch zu lernen, da sie sonst ihre Stellung verlieren. Sie führt diese territorialen Prinzipien sogar in der militärischen Kommandosprache ein. In der Ukraine und dem Tatarengebiet von Kasan gibt es bereits Offiziersschulen mit muttersprachlichem Unterricht. „Mit besonderer Freude wird heute in der Sowjetunion die Tatsache des Erscheinens jeder neuen Zeitung in der Sprache der verschiedenen Völkerschaften der Sowjetunion begrüßt." De Vries erzählt, daß nicht nur Völkern, die eine eigene Schriftsprache knapp eben erst geleistet und eine lesebedürftige Schicht noch kaum gebildet hatten, eigene Zeitungen gegeben werden, und daß kleinen Nationen, die noch kaum dazu fähig sind, eine eigene Verwaltung zu bilden, eine solche aufgezwungen wird. Bevor wir auf die Gründe dieser Politik eingehen, wollen wir noch kurz die Verhältnisse der neuen Wolgadeutschen Republik schildern.

Die zaristische Russifizierungspolitik hatte im Weltkriege ihren Höhepunkt erreicht. Die deutschen Schulen waren verrußt, die deutsche Presse unterdrückt, die kirchliche Freiheit bedroht, die Liquidation des deutschen Grundbesitzes beschlossen worden. Da brach die Februarrevolution 1917 aus, und der Völkerfrühling wurde verkündet. Der erste freie Kongreß der Wolgadeutschen trat im April jenes Jahres in Saratow zusammen. Er verlangte einmütig von der neuen revolutionären Regierung in Petersburg die nationale Selbstbestimmung auf dem Gebiete von Schule und Kirche. Man wählte ein Zentralkomitee des Wolgagebietes zur Verwirklichung derselben; durch Besteuerung des Landbesitzes wurden die erforderlichen Mittel aufgebracht. Weitere Kongresse im September 1917 und Februar 1918 setzten die Arbeit fort. Im Februar des Jahres 1918 wurde durch eine Delegiertenversammlung in Warenburg ein ausführliches Autonomie-Programm ausgearbeitet: Schule, Finanzwesen, Verwaltung, Rechtsprechung usw. sollten von der „Föderation der Deutschen an der Wolga im Rahmen der russischen Föderativrepublik" fortan selbst geordnet werden. Alle deutschen Dörfer des Wolgagebiets wurden unter Ausscheidung der benachbarten russischen Dörfer zu einer Verwaltung zusammengefaßt. Inzwischen hatte die bolschewistische Regierung diejenige Kerenskis ersetzt. Sie überging diese Forderungen, gründete vielmehr am 28. Juli 1918 ein „Deutsches Kommissariat für die Angelegenheiten der deutschen Wolgakolonisten", welches (nach einem in der „Iswestija" veröffentlichten Dekret Lenins) „zum Kampfe gegen die Großbauern und Kontrarevolutionäre" eingesetzt wurde. Mit der Autonomie wurde also nicht viel Aufhebens gemacht. An die Spitze der Kommissarialen wurden immerhin Deutsche, „die erprobten Kommunisten Pöstin und Reuter, welche zu derjenigen Richtung der deutschen Sozialdemokratie gehören, an deren Spitze Karl Liebknecht steht", gestellt, aber keine Wolgadeutschen. Vielmehr sollten Schüler Liebknechts die Wolgabauern in ein neues politisches, wirtschaftliches und kulturelles System, von dem niemand etwas wissen wollte, hineinzwingen. Saratow wurde der Sitz der Verwaltung der „Arbeitskommune" der Gebiete der Wolgadeutschen, welche mit rotgardistischen Mitteln durch Blutvergießen und Terror das neue System einführten. Nach einem Jahre war man so weit, daß die deutsche Verwaltung nach der größten Stadt der deutschen Kolonie, der in Marxstadt umgenannten Katharinenstadt, welche freilich nicht im Mittelpunkte derselben liegt und nur schwer zu erreichen ist, verlegt werden konnte. Im August 1922 wurde die „Abrundung" des Deutschen Wolgagebiets durch Einbeziehung der eingesprengten russischen Dörfer durchgeführt, ein Rückschritt gegen die Beschlüsse des Kongresses im Februar 1918; seither ist die nationale Einheit, die vier Jahre hindurch bestanden hatte, zugunsten der geographischen verloren. Dementsprechend wurde auch die Verwaltung aus Deutschen und Russen zusammengesetzt. Alle Veröffentlichungen erschienen in beiden Sprachen, die Hauptsprache war die russische.

Neuerdings ist man einen Schritt weitergegangen. Der 11. Gebietskongreß des „Rates des Gebiets der Wolgadeutschen", der vom 11. bis 15. Januar 1924 tagte, durfte die autonome sozialistische Republik der Wolgadeutschen mit Moskaus Zustimmung ausrufen: wie der Vorsitzende hervorhob, einerseits zur propagandistischen Wirkung nach außen [3]), anderseits aus wirtschaftlichen und innerpolitischen Gründen, nicht aber aus nationalistisch-chauvinistischer Leidenschaft. Die antibolschewistische Propaganda der Emigranten, die ja durch deren Hilfswerk so viele Freunde gewonnen hatte, soll wirkungslos gemacht werden. Er sagte wörtlich, der Ausspruch des Pastors Schleunig vom Verein der Wolgadeutschen und dem Zentralkomitee der deutschen Kolonisten Altrußlands im Schloß Bellevue zu Berlin: „Die Autonomie der Bolschewisten ist schlechter als die Knechtwirtschaft unter dem Zaren" solle durch die Ausrufung der Republik zuschanden werden.

Am 20. Februar bestätigte das Präsidium des allrussischen Zentralexekutivkomitees der Sowjetunion die grundlegenden Bestimmungen über die neue autonome sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen. Dieser Staatsakt setzt für die Verwaltung 10 Volkskommissare für: innere Angelegenheiten, Justiz, Aufklärung, Gesundheitspflege, Finanzen, Landwirtschaft, Arbeit, soziale Fürsorge, Arbeiter- und Bauerninspektion und endlich den „Rat der Volkswirtschaft" ein. Die ausländischen Angelegenheiten und diejenigen für den ausländischen Handel verbleiben in der Hand der Union der S.S.R., auf deren Anordnung im Bedarfsfalle ein entsprechender Apparat für Außenhandel organisiert werden muß. Für die Militärangelegenheiten wird ferner ein Kriegskommissariat „mit den Rechten eines Gouvernementskriegskommissariats" gebildet und dem nächsten Kreiskriegskommissariat unterstellt. Die deutsche, die russische und die ukrainische Sprache sind gleichberechtigt. In den einzelnen Teilen der Sowjetrepublik wird die Geschäftsführung in der Sprache der Mehrheit der Bevölkerung geführt. Außer den zehn Volkskommissariaten wurde ein Rat der Volkskommissare aus 15 Mann (10 Deutschen und 5 Russen) und ein Zentralexekutivkomitee aus 50 Mann und 10 „Kandidaten" (Deutschen und Russen) gebildet. An der Spitze des Zentralexekutivkomitees steht diesmal ein Wolgadeutscher, der Dorfschullehrer Johannes Schwab, der seit dem Dezember 1920 Chef der Abteilung der Tscheka des Wolgagebietes war. An die Spitze des Vollzugsrates wurde ein Österreicher namens Kurz gestellt.

Gleichzeitig wurde eine wolgadeutsche Bank gegründet. Der Russisch-Deutschen Agrargesellschaft A.-G., einer reichsdeutschen Gruppe, an deren Spitze Herr von Rheinbaben steht, war schon im vorigen Jahre eine große Landkonzession im Wolgagebiet erteilt worden. Als deren Gegenkontrahent wurde nunmehr die neue Wolgarepublik eingesetzt.

Zur Hauptstadt wurde statt Marxstadt (Katharinenstadt) die mehr zentral gelegene, aber undeutsche Kosakenstadt Pokgrowsk bestimmt.

Im Mai des Jahres 1924 wurden, und das ist ein weiterer Fortschritt, in den Schwarzmeergegenden durch Beschluß des Ukrainischen Zentralen Vollzugsausschusses der „Ukrainischen Unabhängigen Sowjetrepublik" in Gegenden mit deutscher

[3]) Der Beschluß des Kongresses lautet folgendermaßen: „Der Kongreß bestätigt noch einmal dem Proletariat der ganzen Welt, daß nur auf der Grundlage der Rätekonstitution die nationale Frage ohne Vorbehalt voll und ganz gelöst werden kann, und daß die Konstitution der Sowjetmacht von den Werktätigen nicht nur in Worten, sondern auch in der Tat verwirklicht wird.

Der Kongreß macht das kämpfende Proletariat Deutschlands auf unsere kleine autonome Einheit aufmerksam und unterstreicht damit noch einmal kräftig den Unterschied zwischen der demokratischen Freiheit Deutschlands, das sowohl von dem eigenen, als auch europäischen Kapital geknechtet wird, und der Freiheit der Nationalitäten, die in dem Bund der Sozialistischen Sowjetrepubliken vereinigt sind."

Mehrheit autonome deutsche Verwaltungsbezirke gebildet. Als Bezirkshauptstädte wurden Berdiansk am Asowschen Meer und Melitopel in Taurien bestimmt. Näheres über diese deutsche Teilautonomie ist noch nicht bekannt geworden. Wir haben aber Grund, anzunehmen, daß sie nach den Grundsätzen der Wolgaautonomie (vielleicht jedoch mit minderen Rechten ausgestattet) durchgeführt werden wird. Wie notwendig aber solche Autonomie ist, lassen Berichte aus der vorwiegend von Deutschen und Tartaren bewohnten Krim erkennen. Hier fehlt noch eine solche Autonomie und bis heute hat das deutsche Kolonistenelement in der „Tartarischen Krimrepublik" keine Spur einer Vertretung in den für sie in Betracht kommenden Behörden. Sie sind bis heute lediglich Objekt der Verwaltung, welche alle die deutschen Kolonisten angehenden Fragen, ohne die Ansichten ihrer Vertreter einzuholen, erledigt. Der deutsche Kolonist ist bisher dort praktisch rechtlos wie jeder „Burschui", obwohl er an sich dem Rätesystem nicht geradezu feindlich gesinnt ist. Er würde mit dem heutigen Staatssystem ebenso willig arbeiten wie der Wolgadeutsche, wenn dieses endlich eine Agrarpolitik beginnen und dazu übergehen würde, das deutsche Kolonistenelement nicht für außerhalb rätischer Gesetze stehend zu betrachten. Begeisterung für das Rätesystem wird nach den vielen trüben Erfahrungen freilich nicht zu erwarten sein.

Diese Gegenüberstellung zeigt, daß eine Autonomie, mag diese auch noch so „rätisch" aufgezogen sein, doch einen beträchtlichen Fortschritt bedeutet. Sie zeigt ferner, daß die Sowjetregierung nur sehr langsam, wie das von jeher in Rußland üblich war, daran geht, die Nationalitätenfrage zu „lösen" und daß es noch weite Gebiete gibt, in denen die Bevölkerung keineswegs zufriedengestellt ist.

Immerhin dürfen wir annehmen, daß man nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird, und es ist sicher, daß die neue autonome Verwaltung überall die Hilfeleistung für die Deutschen der Hungersnotgebiete zum mindesten nicht erschweren wird.

Auch die Lage der Reichsdeutschen in Rußland ist keineswegs glänzend. In den großen Städten ist die Russifizierung durch die Umwelt nicht geringer geworden als zur Zarenzeit, und die Berichte, die wir von dort über Schule und Kirche hören, sind für beide Gruppen, die Rußlanddeutschen und die Reichsdeutschen, gleich niederdrückend. Auch ihre wirtschaftliche Lage hat sich in letzter Zeit stark verschlechtert. Die großen Hoffnungen, die man an den Rapallovertrag und die neue, freiere Privat„spekulation" (d. h. Handel usw.) zulassende Wirtschaftspolitik (Nep) knüpfte, haben sich als irrig erwiesen. Seit diesem Frühjahr hat die Sowjetregierung wieder unter Mißachtung der Rapallo-Aufmachungen zugegriffen und fast alle Blüten geknickt. So wurde z. B. in Georgien der reichsdeutsche Handel, der noch zur Zeit der demokratischen Republik begonnen hatte und seither ziemlich ungestört weiterarbeitete, nach mehrjähriger erfolgreicher Tätigkeit in diesem Frühjahr unterbunden.

Zunächst wurde die freie Einfuhr aller Waren untersagt. Alle Güter, welche die deutschen Firmen schon bestellt hatten, fielen, soweit sie auf der Liste der nunmehr verbotenen Waren standen, ohne daß den Kaufleuten eine Schonfrist gewährt wurde, sofort unter das scharf durchgeführte Verbot. Ein weiteres Dekret machte die Einfuhr von Waren von Lizenzen abhängig, die bald unter dem Hinweis auf die Planwirtschaft und die Einschränkung der russischen Einfuhr zwecks Erreichung einer aktiven Handelsbilanz verweigert wurden. Um ihre im Zollamt lagernden Waren zu retten und überhaupt um mit der Regierung zu verhandeln, bildeten die deutsch-kaukasischen Firmen einen Verband. Sie mußten zunächst 60 % ihres Gewinnes der Regierung abtreten, dann aber liquidieren, da die Sowjetregierung grundsätzlich

nur noch gemischtwirtschaftlichen Unternehmungen zulassen wollte, einige Firmen zwangsweise schloß, den anderen aber Bedingungen auferlegte, die ein wirtschaftliches Fortbestehen ausschlossen.

Zum Schluß noch einige Ausführungen über die äußeren Gründe und die psychologischen Vorbedingungen der kommunistischen Nationalitätenpolitik, die ja in diesem Jahre, das dürfen wir nicht leugnen, dem deutschen Gesamtvolke einen neuen Staat geschenkt hat, der in gewissem Sinne etwa ebenso „deutsch" angesehen werden darf wie die Schweiz, vielleicht im Ganzen sogar noch mehr.

Die tatsächliche Macht in Rußland (ich folge hier den ausgezeichneten Ausführungen von de Vries) liegt in den Händen weniger fast ordnungsmäßig eng zusammengeschlossener Männer, die durch eine sehr strenge Auslese während der Zeit der zaristischen Verfolgungen und durch ihre großen internationalen Erfahrungen im Exil tatsächlich eine besonders befähigte Herrscherkaste darstellen. Es sind keine Arbeiter, sondern fast ausnahmslos aus den Reihen der russischen Vorkriegs-Intelligenz und der jüdischen Oberschicht hervorgegangene Führer: Fanatiker des sozialen Gedankens rabiater Prägung, die auf dem Boden des reinen Materialismus stehen, aber mit einer ungewöhnlichen Hingabe den Todfeind „Kapitalismus", mit dem sie die bourgeoise Gesellschaft und das Zarentum gleichsetzen, verfolgen. Sie sind, wenigstens für ihre Person, völlig frei von nationalen Bedingtheiten, aus dem russischen und dem jüdischen Volkstum restlos abgelöst. Alle traditionellen Gefühle von Heimat, nationalem Staat, Volkstum, übersinnlichem Glauben haben sie abgelegt. Sie wollen um jeden Preis die Weltrevolution herbeiführen und in Rußland an der Macht bleiben. Die Erkenntnis der Gefahr, welche das zweite große treibende Element unserer Zeit, der nationale Gedanke, für den marxistischen Prolet-Staat werden kann, befähigte sie, die vorstehend dargestellte Lösung der nationalen Frage zu finden und durchzuführen. Sie taten es, um zu verhindern, daß der Nationalismus eines Tages den Kommunismus abtöte. Sie taten es, weil sie es für richtiger hielten, den Nationalismus unentwickelten Nationen in rein kommunistischer Form als Geschenk einer edleren Weltanschauung vorzusetzen. Sie taten es, um ihrer Herrschaft Dauer zu geben: aus kältester Berechnung. Und sie konnten dies alles um so leichter tun, weil sie selbst mit einem nationalen Gedanken, etwa dem großrussischen [4]), nicht mehr behaftet waren.

Warum man zuerst den Deutschen der Wolga eine weitgehende Autonomie gab, am Schwarzen Meer und an der Krim aber weit langsamer vorging, dürfte seinen Grund darin haben, daß diese Gebiete den sowjetistischen Machthabern noch nicht reif erschienen: sie geben natürlich nationale Autonomie nur dort, wo die eigentliche Trägerin des bisherigen Nationalismus, die bourgeoise kapitalistische Mittelschicht schon restlos vernichtet ist.

Ob diese Berechnungen der Kommunisten richtig sind, kann erst eine fernere Zukunft erweisen, wenn in der Tat so günstige Verhältnisse einkehren, daß die Nationalitäten in Rußland wirklich national, ferner auch wirtschaftlich und kulturell befriedigt sind. Aus begreiflichen Gründen unterlassen wir es, die Gedanken, die man sich hierüber machen kann, auszuspinnen und beschränken uns auf die Feststellung, daß wir in der heutigen Entwicklung jedenfalls einen Fortschritt sehen, daß wir ferner aber nicht glauben, unser deutsches Volk in Rußland, welches in seinem

[4]) Es ist von Interesse, daß de Vries an „panjüdische Interessen" der Sowjetmachthaber ebensowenig glaubt wie an großrussische und diese erstere These mit der neuerlichen starken Verfolgung des orthodoxen, traditionsgebundenen Juden in Rußland beweist.

Kern bäuerlich ist und alle Eigenschaften deutscher Kolonisten hat, werde sich in seinem ganzen Fühlen und Wollen so abstrakt theoretischen Ideen hingeben, wie die Sowjet-Männer es wünschen. Es wird die Besserung, die sich ihm bietet, hinnehmen, schweigen und abwarten.

Vielleicht ist die Bedeutung der Entwicklung des Nationalitätenproblems in Rußland für uns Deutsche Mitteleuropas und überhaupt für die Staaten desselben von weit größerer Bedeutung. Die Kommunisten haben ja zugegeben, daß die propagandistische Wirkung nach außen für sie das Wichtigste wäre. Das heutige Sowjetrußland reicht in seinen Westgebieten noch in den großen Mischgürtel hinein, der bis an die Grenzen des geschlossenen deutschen und italienischen Volkstums und von der Ostsee bis zum Mittelländischen Meere reicht, in jene von zwanzig Völkern bewohnte Zone, welche durch die Verträge in den Pariser Vororten zwar auf allerhand Staaten neu aufgeteilt, aber keineswegs befriedet worden ist. Es ist ein Erschütterungsgebiet ersten Ranges. Litauen, Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien, Südslawien und Griechenland sind voller Spannungen zwischen den mit Gewaltmitteln herrschenden Staatsvölkern und den unterworfenen Nationalitäten. Die Führer dieser unzufriedenen Nationalitäten stehen entweder in schärfster parlamentarischer Opposition oder sie sind außer Landes gewichen. Für sie, obwohl sie keineswegs von Hause aus kommunistisch denken — denn es handelt sich ja fast nur um Bauern oder Bürger, nicht um Arbeitermassen — wird heute Moskau zum Mekka der Erlösung. Wußte das zaristische Petersburg die Herzen der Panslawisten und aller orthodoxen Christen des Orients sich zuzuwenden, so gewinnt das bolschewistische Moskau mit seiner Parole von der Befreiung der Völker heute der Sowjetunion die Herzen aller Unterdrückten vom Baltischen bis zum Ägäischen Meere. Erst damit legt es wirklich Dynamit unter das Fundament der neuen, vorwiegend agrarischen Staaten. Es wird den Tag wählen können, an dem die Lunten in Brand gesetzt werden. Weißrussen, ostgalizische Ukrainer, Slowaken, Ruthenen, Slowenen, Kroaten, Montenegriner, Albanesen, Bulgaren und Mazedonier stehen bereits mit Moskau in engster Fühlung, und Raditsch hat Mitte August 1924 bei seiner Rückkehr nach Agram als Erstes von der neuen Regierung Südslawiens eine enge Verbindung mit der allrussischen Union gefordert, nach deren Muster das dreieinige Königreich umzugestalten sei.

Was hat Westeuropa, was sein Staatssystem und was die Mentalität seiner Völker dem entgegenzusetzen? Nichts als Armeen, die leicht ausgehöhlt werden können. Die Führer der unterdrückten Völker sind hilfeheischend fünf Jahre lang von einem Staate zum anderen gewandert, sie haben bei den Parlamentariern und bei der öffentlichen Meinung der mittel- und westeuropäischen Völker angepocht, und sie mußten sich überzeugen, daß es aus einem Labyrinth keinen Ausweg gäbe. Auch in Deutschland fanden sie nicht einmal moralische Unterstützung. Man interessiert sich nicht einmal für das Grundproblem, eine vernünftige Neuordnung. Die westliche Auffassung von Staat und seiner Omnipotenz herrscht bei uns, wie bei den Unterdrückern Deutschlands. Sie verrammelt jeden Weg zum Verständnis. Der Parteikampf und die Beschäftigung mit Tagespolitik läßt denjenigen, die vielleicht Verstand genug hätten, um dieses alles zu begreifen, keine Zeit zur Überlegung. Innereuropäische Streitigkeiten sind das Höchste, wozu sich die Geister aufschwingen. Der Genfer Völkerbund aber steht, da er ja auf einer typisch westlich-machtstaatlichen Ideologie aufgebaut ist, erst recht dem Nationalitätenproblem hilflos gegenüber und glaubt, etwas getan zu haben, wenn er einigen „Minderheiten" ihr Los um eine Kleinigkeit erleichtert hat, wenigstens auf dem Papier. Die Menschen, welche für

die unterdrückten Völker ein warmes Herz haben, sehen mit Verzweiflung, wie sich diese erst zögernd, dann vielleicht leidenschaftlich den eiskalten Rechenkünstlern in Moskau in die Arme werfen.

Das Grundproblem Europas ist aufgerollt. Lösungen sind gezeigt. Wird Mittel- und Westeuropa Zeit finden, dies zu begreifen und die unterdrückten Völker zu erlösen? Oder soll Moskau nun mit einem Schein des Rechts, nein, vielleicht sogar mit vollem Recht dessen, der eine bessere Lösung bringt, den ganzen Komplex der Nachfolgestaaten Rußlands und Österreich-Ungarns in sich einsaugen?

Sylvanus.

Bemerkungen zur „Frisia Irredenta".

Meine Betrachtungen im Februarheft der „Deutschen Rundschau" haben in Holland und der deutschen Schweiz ein Echo gefunden. In dem Aufsatz „Die Niederlande und Ostfriesland" hat Oszwald im Juniheft der „Deutschen Rundschau" eingehend dazu Stellung genommen. Sie haben ferner eine Reihe von mündlichen Besprechungen veranlaßt. Der Hauptvorstand des Allgemeen Nederlandsch Verbond ist mehrfach darauf eingegangen. Er hat verschiedene Erklärungen in seiner Zeitschrift „Neerlandia" (Mai, Juni und August) erlassen.

Es ist unzweckmäßig, die einzelnen Phasen der Entwicklung, welche nur für denjenigen interessant sind, der sich tiefer mit dem Problem beschäftigt, wieder aufzurollen. Heute genügt es, festzustellen, daß der Juniaufsatz von K. E. Oudendijk in der „Neerlandia" den Weg zu einer sachlichen Betrachtungsweise frei machte und daß die im Augustheft abgedruckte Erklärung Herrn de Kanter's, des ersten Vorsitzenden des Allgemeen Nederlandsch Verbond, der dessen Hauptleitung in ihrer Sitzung vom 5. Juli 1924 zustimmte, uns im ganzen befriedigt. Herr de Kanter ging auf die von mir erhobenen Bedenken ein und sagte u. a. (wobei ich einer mir von befreundeter Seite gelieferten Übersetzung folge):

„Daher weise ich an erster Stelle darauf hin, daß hier nicht etwa ein Bericht der Hauptleitung vorliegt, sondern der einer Kommission, die vollkommen selbständig ihre Aufgabe erfüllt hat, während auch nicht ein einziges Mitglied der Hauptleitung in der Kommission vertreten ist.

An zweiter Stelle erinnere ich daran, das die Hauptleitung ihren Standpunkt zum Bericht der Kommission noch gar nicht dargelegt hat.

Diese Kommission ist durchaus nur eine beratende Körperschaft für die Hauptleitung, welche die endgültige Entscheidung in der Hand behält. Ich bin durchaus sicher, daß die Kommission dem Wunsch einer Ausdehnung der Niederlande durchaus fremd gegenübersteht, so daß man höchstens an die Möglichkeit einer nicht ganz glücklichen Ausdrucksweise in ihrem Bericht denken kann, die zu einer so ernsthaften Kritik Anlaß gegeben hat.

Ich bin überzeugt, daß Sie alle ohne Ausnahme wünschen, unverändert an den Grundsätzen des Verbandes festzuhalten, der weder öffentlich noch im geheimen für die Ausdehnung niederländischen Gebietes tätig ist, selbst nicht den stillen Wunsch hegt, daß seine Arbeit schließlich zur Gebietsvergrößerung führen möge.

Unser Verband hat immer ausschließlich zum Ziel, die geistige, sittliche und stoffliche Kraft unseres Stammes zu vergrößern, damit seine zerstreuten Teile geistig und stofflich glücklich (welvarend) werden; und weiter die Bande zwischen den Teilen außerhalb aller Politik enger zu knüpfen. Unter welchem Staatsverband die Teile leben, bleibt hierbei außer Betracht.

Hierbei muß ich darauf hinweisen, daß der Verfasser in der Rundschau die Arbeit unseres Verbandes nicht allein als verständlich (toont te begrijpen) hinstellt, sondern sie auch mit Zustimmung bespricht in bezug auf unsere Stammesverwandten in Belgien und Südafrika, aber daß er sie für nicht zu dulden erklärt, soweit sie die Ostfriesen angeht. Wenn die Hauptleitung zu der Überzeugung gelangt, daß die Ostfriesen in Stammverwandtschaft gegen die Flamen und unsere Stammesbrüder in Südafrika nicht zurückstehen, dann besteht auch keinerlei Grund, warum unser Verband nicht danach trachten sollte, auch die Ostfriesen in sich aufzunehmen, wobei dann jeder Gedanke an Gebietsausdehnung bei den Ostfriesen ebenso wie bei uns natürlich ausgeschlossen sein würde.

Sollte es aber jemals scheinen (mocht echter ooitblijken), daß die Ostfriesen hierüber anders denken und in dem Zusammenwirken mit dem Allgemeinen Niederländischen Verband ein Mittel sehen, die Aussicht (kans: Chance) zu vergrößern, in den niederländischen Staatsverband aufgenommen zu werden, dann würde das Zusammenwirken durch das völlig verschiedene Ziel beider Parteien gänzlich unmöglich sein. . . . Meine Herren, ich beantrage, diese Erklärungen entgegenzunehmen als die Meinung der Hauptleitung völlig wiedergebend."

Die Stellung des Allgemeen Nederlandsch Verbond ist jetzt völlig geklärt. Übrig bleibt noch, die akademische Frage der näheren oder ferneren Verwandtschaft zwischen den Bewohnern Ostfrieslands und des östlichen Hollands, gegen deren loyalen Freundschaftsverkehr ich übrigens niemals Bedenken äußerte, wie überhaupt zwischen den Stämmen Hollands und des Reiches zu klären. Ferner wäre es zweckmäßig, wenn die Verfasser des sturmerregenden Kommissionsberichtes, von dem der Vorsitzende des Allgemeen Nederlandsch Verbond sagte, er sei „sicher, daß die Kommission dem Wunsch einer Gebietsausdehnung der Niederlande durchaus fremd gegenübersteht, so daß man höchstens an die Möglichkeit einer nicht ganz glücklichen Ausdrucksweise in ihrem Bericht denken kann, die zu einer so ernsthaften Kritik Anlaß gegeben hat", nunmehr selbst näher darauf eingehen würden. Endlich wird es interessieren zu erfahren, ob die Hauptleitung des Allgemeen Nederlandsch Verbond sich entschließen wird, die reichsdeutschen Bewohner Ostfrieslands den Flamen und Boeren gleichzustellen oder nicht.

Denn uns liegt daran, jedes Mißverständnis zwischen beiden Völkern aus dem Wege zu räumen.

Sylvanus.

Ein Berliner Kunstjahr

Von

Albert Dresdner

Seit langem hat unter der Berliner Künstlerschaft nichts so heftige Erregung hervorgerufen wie die Verfügung des preußischen Kultusministeriums, durch die die Verschmelzung der Schule des Kunstgewerbe-Museums mit der der Hochschule für bildende Künste angeordnet wurde. Hat zu dieser Verfügung — wie wohl anzunehmen ist — die Notwendigkeit des Abbaues den Anstoß gegeben, so ist ihr nachzurühmen, daß sie eine der ach! so seltenen Maßnahmen ist, bei denen der Abbau

nicht als mechanisches Divisionsexempel durchgeführt, sondern als Anlaß und Forderung genommen worden ist, um durch wohlbedachte organisatorische Um- und Neugestaltungen eine einfachere, sparsamere und wirksamere Lösung der Staatsaufgaben zu erzielen. Mit anderen Worten: die vom Ministerium beschlossene Neuordnung hat das volle Gewicht einer grundsätzlichen Entscheidung über den Aufbau des künstlerischen Lehrganges, unerachtet daß sie durch äußere Antriebe in Bewegung gesetzt worden sein mag. Ihre Beurteilung hängt daher nicht davon ab, ob durch sie die vom Finanzministerium etwa erforderten Ersparnisse erzielt werden — gingen diese Ersparnisse auf Kosten der künstlerischen Ausbildung, so wäre die Maßnahme durchaus abzulehnen —, sondern allein davon, ob die Entscheidung im rechten Sinne gefällt worden ist.

Die Trennung des Unterrichtes in den Werkkünsten von dem in den sogenannten freien Künsten war unvermeidlich geworden, seitdem die Ausübung dieser Kunstgattungen in verschiedene Hände übergegangen war. Dieser Vorgang ist, obgleich seit langem vorbereitet, doch erst im 19. Jahrhundert zum Abschlusse gelangt (er ist im ganzen wie im einzelnen näherer Untersuchung noch sehr bedürftig). In dieser Lage ist jedoch dadurch eine Veränderung eingetreten, daß bei der in den neunziger Jahren einsetzenden Erneuerung der Werkkünste in Deutschland — nach dem Beispiele Englands — freie Künstler die Führung übernahmen; Obrist, Eckmann, Riemerschmied, Behrens, Pankok, Schultze-Naumburg — um nur ein paar Namen herauszugreifen — sind von Hause aus Maler oder Bildhauer gewesen. Seitdem hat sich die Zahl der freien Künstler, die ganz zu den Werkkünsten übergegangen sind oder sie doch in ihren Schaffenskreis einbezogen haben, stetig vermehrt; in welchem Umfange, dafür ist die Mitgliederliste des Werkbundes lehrreich, die einen sehr bedeutenden Prozentsatz von Malern und Bildhauern aufweist. In der Zentralkunst der Architektur begegnen sich Künstler aus verschiedensten Bereichen des künstlerischen Schaffens; Architekten übernehmen Aufgaben kunsthandwerklicher Natur, Maler bauen — wie ja auch die Bildhauer Brunellesco und Michelangelo und der Maler Raffael gebaut haben, nicht zu reden von jenen zahlreichen Meistern der deutschen Barockarchitektur des 18. Jahrhunderts, die von Hause aus Maler, Bildhauer oder Stukkatoren gewesen sind. Kurz: Werkkunst und freie Kunst haben sich einander wieder genähert, die fachlichen Schranken zwischen ihnen sind durchbrochen, und damit sind auch für die Ordnung des künstlerischen Lehrganges neue Voraussetzungen gegeben.

Ich habe mich bereits im Jahre 1916 in dem in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatze „Die Zukunft der Künstler" zu der Auffassung bekannt, daß der künstlerische Lehrgang allgemein auf die Grundlage des Werkunterrichts zu stellen sei, und habe daher den Aufbau einer künstlerischen Einheitsschule befürwortet. Ja, ich habe sogar die Forderung aufgestellt und begründet, daß jeder Künstler, er strebe nach welchen Zielen er wolle, seine Ausbildung mit einer richtigen Lehrzeit beim Handwerker zu beginnen habe. So weit ist das Ministerium nicht gegangen. Seine Neuordnung beschränkt sich vielmehr im wesentlichen auf eine Verschmelzung der Lehrkörper (und damit auch der Schülerschaft) der Schule des Kunstgewerbemuseums und der Hochschule für bildende Künste — eine Maßregel, die man um so weniger als revolutionär bezeichnen kann, als bekanntlich an den Kunstgewerbeschulen schon seit langem zahlreiche Künstler als Lehrer wirken, deren Qualität als „freie Künstler" nicht zu bestreiten ist. Nach Mitteilungen von Scheffler in „Kunst und Künstler" ist die Organisation so gedacht, daß eine Unter- und eine Oberstufe errichtet werden. Die Unterstufe besteht aus vier Gruppen, die Klassen für Malerei, Plastik, freie und angewandte graphische Techniken und Architektur umfassen, wobei in Aussicht genommen ist, daß die Architekturklasse in irgendwelcher Form in Arbeitsgemein-

schaft und Arbeitsaustausch mit der Baufakultät der Technischen Hochschule treten soll — damit ist das dringende und sehr verwickelte Problem der Ausbildung der Architekten aufgerollt, aber freilich auch eben nur aufgerollt. Mit allen Klassen der Unterstufe sollen Werkstätten verbunden sein. Die Oberstufe bilden dann die Meisterwerkstätten, die der Akademie unterstehen und deren Inhaber von ihr gewählt werden sollen. In dieser Gestalt läßt sich gegen den Plan einwenden, daß er die Vorsicht doch etwas weit treibt. Jedenfalls müßten die Gruppen der Unterstufe ihre Arbeitspläne schon recht weit fassen, um wenigstens die vornehmsten Werkkünste darin unterzubringen; so ist z. B. nicht recht abzusehen, wo in dieser Organisation die Kunstschreinerei, also der Unterricht in der Herstellung von Möbeln, Platz finden soll, er müßte denn etwa der Architekturklasse zugedacht sein. Immerhin ist die Zusammenlegung und die daraus folgende Vereinfachung des Unterrichts, vor allem aber seine Begründung auf allgemeine Werklehre, als Fortschritt anzuerkennen.

Die Vorzüge des Systems liegen nicht allein auf dem Gebiete der künstlerischen Pädagogik — wo sie mit Händen zu greifen sind —, sondern auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Im Interesse der Entwicklung der deutschen Qualitätsarbeit müssen die Künstler ihren Einfluß auf das Handwerk nicht nur behaupten, sondern auch befestigen und erweitern, und dazu werden sie um so besser befähigt sein, je mehr sie von früh an auf die handwerklichen Elemente und Möglichkeiten des künstlerischen Schaffens hingewiesen und je inniger sie mit ihnen vertraut gemacht werden. Soll der Handwerker mehr Künstler werden, so muß der Künstler mehr Handwerker sein: das ist nicht die Utopie eines in die Vergangenheit verliebten Historikers, sondern dringendes Gebot der Zukunft der deutschen Arbeit und der deutschen Volkskultur. Der reiche Schatz künstlerischer Begabung, über den unser Volk verfügt, muß für alle Bereiche der Lebensführung und Lebensgestaltung, muß für die Förderung der allgemeinen Geschmacksbildung in erhöhtem Maße ausgenutzt werden; den Künstlern bieten sich da Aufgaben, auf die sie sich um so eifriger vorbereiten sollten, als sie damit rechnen müssen, einer harten Zeit entgegenzugehen, in der der freien Kunst als Lebensluxus nicht eben viel Spielraum bleiben dürfte.

Es ist in der Tat nicht recht abzusehen, welche Gründe gegen die geplante Umgestaltung entscheidend in die Wagschale geworfen werden könnten. Macht man geltend, daß die Ausbildung zum „freien Künstler" in mancher Beziehung doch andere Forderungen stelle als die des Werkkünstlers, so mag dies anerkannt werden; allein es ist nicht zuzugeben, daß die Erfüllung dieser Forderungen durch die Begründung des Unterrichts auf der Werklehre wesentlich erschwert oder gar verhindert werden könnte. Im Gegenteil darf man sich hiervon auch für die Erziehung des freien Künstlers wichtige Vorteile versprechen, und nun ist hierbei denn doch daran zu erinnern, daß die längste Zeit der europäischen Kunstgeschichte die Werklehre in verschiedenerlei Formen den Normaltypus des Unterrichts gebildet und daß selbst nach der Begründung der Akademien das akademische Lehrsystem sich dagegen nur langsam, mühsam und lange nur recht unvollkommen durchzusetzen vermocht hat. Ernster ist vielleicht das Bedenken, daß die Hochschule für bildende Künste durch die Aufnahme der Kunstgewerbeschule mit einem Schülermaterial belastet werden würde, das durch die Ungleichartigkeit seiner Bildungsvoraussetzungen, seiner Interessen und seiner Ziele pädagogische Schwierigkeiten bereiten könnte; allein es sollte doch wohl möglich sein, Verfassung und Unterricht der Schule so zu gestalten, daß eine gewisse billige und zweckmäßige Gliederung und Gruppierung der Schülerschaft erreicht würde: kennt man doch z. B. an allen anderen deutschen Hochschulen schon seit geraumer Zeit die Kategorie der zugelassenen Hörer. Wie wenig diese und andere Einwände in Wirklichkeit gegen den vom Ministerium vorgeschlagenen Plan besagen

wollen, das geht am schlagendsten aus der Tatsache hervor, daß die Akademie der Künste selbst im Jahre 1921 in einer Eingabe an das Ministerium eine Reform des Kunstunterrichts mit der Werklehre als Unterbau empfohlen und zu diesem Zwecke die Bildung einer Einheitsschule durch Vereinigung der Lehranstalt des Kunstgewerbemuseums mit der Hochschule für bildende Künste in Vorschlag gebracht hat. Das ist also der ministerielle Plan, wie er leibt und lebt; und wenn heute das Unerwartete Ereignis wird und die Mitglieder der Akademie — den Präsidenten Liebermann ausgenommen — gegen diesen ihren eigenen Plan Stellung nehmen, so bleibt doch der Eindruck, daß es vor allem persönliche Interessen und Rücksichten, Sentiments von allerlei Art und vielleicht schließlich eben auch ein gewisser Standesdünkel der freien Künstler sind, die sich gegen die Neuordnung sträuben. Der Widerstand ist meines Wissens, obgleich indes die räumliche Vereinigung beider Anstalten erfolgt ist, noch nicht gebrochen, und es ist zu erwarten und zu fordern, daß das Ministerium nun auch zu seinem Plane steht und suaviter in modo, sed fortiter in re auf seiner Verwirklichung beharrt.

Während diese Organisationsfrage eine Entscheidung von grundsätzlicher und allgemeiner Art in sich schließt, beschränkt sich die Bedeutung einer anderen, die die Künstlerschaft gleichfalls in lebhafte Bewegung versetzt hat, auf das Berliner Kunstleben. Es wurde nämlich der Vorschlag gemacht, durch eine Zusammenlegung und eine gewisse planmäßige Ordnung der wichtigsten Kunstausstellungen das ganze Berliner Ausstellungswesen einfacher, übersichtlicher und wirksamer zu gestalten. Die Alleinherrschaft der Berliner Großen Jahresausstellung wurde in den neunziger Jahren gebrochen, als sich unter Führung von Liebermann und Leistikow die Gruppe der „Elf" bildete; aus ihr entwickelte sich dann die Sezession, die 1899 ihre erste Ausstellung veranstaltete, und es kann nicht bestritten werden, daß die gut geleiteten Sezessionsausstellungen, an denen und in denen in Berlin zum ersten Male moderne Ausstellungstechnik entwickelt wurde, dann an die zwanzig Jahre lang den wirklichen Mittelpunkt des Berliner Kunstlebens und den Spiegel der künstlerischen Bewegung gebildet haben. Ihre Blütezeit fällt mit der des Kampfes um den Impressionismus zusammen; als die Gegenbewegung wider ihn anschwoll, kam es innerhalb der Sezession zu Zusammenstößen, die 1919 mit der Sprengung der Sezession in zwei Gruppen endete, und da gleichzeitig die Große Ausstellung durch Zulassung der „Novembergruppe" der modernsten Kunst, und zwar gleich in ihrer radikalsten Vertretung, Aufnahme gewährte, so lag kein innerer Grund mehr vor, warum die gesamte Berliner Künstlerschaft sich nicht wieder zu gemeinsamer Organisation des Ausstellungswesens hätte zusammenfinden können. Die Folgerung aus dieser neuen Sachlage zog der gedachte Vorschlag, der die beiden Sezessionen, die Große Ausstellung (samt der Novembergruppe) und die „Juryfreie", die seit einigen Jahren der „Großen" auf dem Fuße zu folgen pflegt und sich dank Hermann Sandkuhls gewandter Leitung schnell Ansehen zu erwerben gewußt hat, unter einen Hut bringen wollte. Der Plan war der, daß alljährlich zwei Ausstellungen stattfinden sollten: eine Auswahlausstellung und eine allgemeine große juryfreie Ausstellung; jene hätte in typischen Künstlern und Werken einen Querschnitt durch das gesamte Berliner Kunstschaffen der Gegenwart und damit gewissermaßen den Grundriß und Rahmen liefern sollen, in den das Publikum die Fülle der in der Juryfreien erscheinenden Persönlichkeiten und Schöpfungen hätte einordnen können. Der Gedanke solcher Auswahlausstellungen ist nicht neu: in kleinem Maßstabe ist er bereits vor drei Jahren in der Ausstellung des ersten Potsdamer Kunstsommers verwirklicht worden, und auch die wertvollen Jahresausstellungen der Akademie erhalten durch vorsichtige Auswahl ihren Charakter. Jedenfalls war der Vorschlag geeignet, das Ausstellungswesen Berlins so zu gestalten, daß unnötige und schädliche Zersplitterung der Mittel

und der Kräfte vermieden wurde und die verschiedenen Künstlergruppen ebenso zu ihrem Rechte kamen wie das Publikum. Er ist an persönlichen und Interessengegensätzen gescheitert. Ist es nicht bei uns immer so: preisend mit viel schönen Reden rufen wir die Volksgemeinschaft aus; soll es aber im Einzelfalle zur Einigkeit, zu Tat und Opfer kommen, dann steht Gruppe wider Gruppe, Klasse wider Klasse, Stand wider Stand. . . .

* * *

Immerhin scheint dieser Vorschlag doch insofern eine gewisse Wirkung ausgeübt zu haben, als die jüngste Große Jahresausstellung von ihrem herkömmlichen Schema abgegangen ist und eine Erneuerung erfahren hat, durch die ihr Niveau ganz erheblich verbessert worden ist. Durch eine energische Verkleinerung ist erreicht worden, daß die vorgewiesenen Werke weit vorteilhafter und wirksamer zur Geltung kamen, und man darf wohl sagen, daß die Berliner Kunst sich hier in einer achtungswerten Form darstellte. Außerdem aber empfing die Veranstaltung Halt und Körper durch zwei besonders interessante Sondergruppen. Die eine wird durch die umfängliche Architekturausstellung, die andere durch eine Auswahl von Werken aus dem Besitze der Groß-Berliner Stadtgemeinden, vor allem Berlins, Charlottenburgs und Schönebergs, gebildet.

Was diese letztere Gruppe anlangt, so bezeugt sie, daß die Berliner Gemeinden eine ganze Anzahl guter Gemälde und Bildwerke in ihren Besitz gebracht haben, aber sie erregt zugleich ernste Bedenken gegen die Planlosigkeit der Berliner Kunstpolitik (wenn diese Bezeichnung überhaupt anwendbar ist). Bildern von Thoma, Oberländer, Habermann z. B. wird man immer gern begegnen, allein worauf gründet sich ihre Aufnahme in Berliner städtische Sammlungen (sie gehe auf Ankauf oder Schenkung zurück)? Steuert man etwa auf eine städtische Galerie hin, so sollte in einer solchen doch sinngemäß nur für Schöpfungen Platz sein, die durch ihre Motive oder durch ihre Künstler einen näheren Bezug zu Berlin haben. Übrigens sind wir mit Museen so reich gesegnet, daß die Begründung einer städtischen Galerie vom Überfluß erscheint; allenfalls könnte man sich mit der Angliederung einer gewählten — aber einer sehr gewählten — modernen Kunstabteilung an das treffliche Märkische Museum begnügen. Berechtigt ist es, wenn die Berliner Gemeinden öffentliche Versammlungs- und Repräsentationsräume, Schulaulen u. dgl. m. durch würdige Kunstwerke schmücken — auch hier eine angemessene und taktvolle Auswahl vorausgesetzt; wenn aber die erworbenen Werke in irgendeinem Amtslokale verschwinden, um dessen Behaglichkeit zu erhöhen oder den Kunstsinn der dort tätigen Beamten zu erfreuen, so ist das ein Luxus, der nicht im Verhältnis zur Zeit steht. Das Hauptgewicht aber müßte eine gesunde und zielvolle städtische Kunstpolitik meines Erachtens auf die künstlerische Gestaltung und die Verschönerung der Stadt selbst legen, und hier ist es doch wohl vor allem die Bildnerei, die man an und in öffentlichen Gebäuden, auf Plätzen und in Parkanlagen zur Mitwirkung heranziehen sollte. Hierin ist nun in Groß-Berlin mancherlei, wennschon mit ungleichem Erfolge, geleistet worden, und auch die ohne Frage originellste und erfreulichste Schöpfung, die die Ausstellungsgruppe aufweist, fällt in dies Gebiet. Es sind dies sechs reichfarbige Medaillons des Bildhauers Perathoner, die in weiblichen Gestalten Glaube, Liebe und Hoffnung, Klugheit, Weisheit und Wissenschaft darstellen. Die Gestalten sind hübsch und natürlich charakterisiert: die Hoffnung, eine Blume in der Hand, blickt empor; die Liebe wird durch eine Mutter verkörpert, die ihr

Kind an sich preßt; die Klugheit (eine Nachkommin der klugen Jungfrauen an den Kirchen des Mittelalters) trägt Lämpchen und Ölkanne, die — etwas blöd geratene — Wissenschaft zwei Lichter usw. Aber die eigentliche Charakteristik wird durch die Formen selbst gegeben, deren gefühlsgeladene Schwingung die leidvoll-glückliche Erregung der Liebe, deren geschlossenes Umwogen die innere Sicherheit des Glaubens, deren gehaltene Klarheit die Überlegenheit der Klugheit zu sprechendem Ausdrucke bringen. Freude am Bilden und die Lust des Süddeutschen an schmuckvoller Wirkung erfüllen diese Bildwerke mit Natürlichkeit und Heiterkeit; passend in einen Raum eingefügt werden sie diesen würdig und lebensvoll zieren, und man kann nur wünschen, daß die, die sie vor Augen haben sollen, durch sie an Glaube und Liebe, an Klugheit und Weisheit gemehrt werden mögen.

* * *

Weit über den Tag hinaus reicht das Interesse der Sonderausstellung, die der Bund deutscher Architekten organisiert hat. Schon das ist erfreulich, daß eben der bisher ungeschickteste und unbrauchbarste Raum des Ausstellungsgebäudes, der große Quersaal, vom Architekten Leo Nachtlicht durch Einbau von Kojen in eine gefällige und recht zweckmäßige Halle umgewandelt worden ist. Der Inhalt dieser Kojen stellt nun gleichsam einen hurtig andeutenden Längsschnitt durch die Entwicklung der Architektur seit dem 17. Jahrhundert dar. Öffentliche und private Sammlungen haben eine stattliche Zahl architektonischer Entwürfe und Zeichnungen hergeliehen; es sind viele schöne und bedeutende Blätter italienischer und deutscher Baukünstler darunter. Italien ist u. a. mit dem Genuesen Galeazzo Alessi, mit Carlo Fontana, einem der Großarchitekten des römischen Hochbarocks, mit Andrea del Pozzo und den Bibbienas vertreten, die als Baumeister und Dekorateure auch in Deutschland gewirkt haben. Aus Deutschland selbst ist Balthasar Neumann mit einigen Entwürfen zur Stelle, Dresden rückt mit seinen Bähr, Pöppelmann, Knöffel u. a. gar stattlich an, und die Linie des Berliner Klassizismus ist von Gilly und Langhans bis zu Schinkel und seiner Schule klar zu verfolgen. Es wurden hier, um eine Vorstellung vom Inhalte dieser Gruppe zu vermitteln, nur eben beispielsweise ein paar Namen herausgegriffen, denen sich viele andere, nicht minder gefeierte beigesellen ließen; schon allein das Studium der Blätter auf ihren zeichnerischen Charakter und auf ihr Verhältnis zum Malerischen gewährt ein großes Vergnügen und reiche Ausbeute. Beobachtet man aber, wie spärlich die Zahl der Besucher ist, die für diesen Teil der Ausstellung Muße erübrigen, so findet man wieder die bekümmernde Erfahrung bestätigt, wie tief Interesse und Verständnis für baukünstlerische Aufgaben bei uns gesunken sind. Eine gewisse Kenntnis der Architektur hat einmal, wie in ganz Europa, so auch bei uns einen Bestandteil aller feineren Bildung ausgemacht; kein Geringerer als Fischer von Erlach hat den späteren Kaiser Joseph I. in die Architektur eingeführt; bis um 1800 hat der gebildete Bürger an architektonischen Aufgaben und Entwürfen sich mit Einsicht beteiligen können. Heute dürfte außerhalb der engeren Interessentenkreise selbst die Zahl derer, die architektonische Entwürfe auch nur lesen können, recht beschränkt sein; es gehört in das Kapitel der intellektualistischen Verkümmerung unserer Bildung, daß das Bewußtsein der lebenswichtigen Bedeutung der Baukunst so ganz verloren gegangen ist. Bauen bildet eine Urzelle der Kultur, etwa gleich der Landwirtschaft (deren Träger die Sprache mit der tiefen Symbolik ihrer Erfahrung „Bauer" nennt) und der Schiffahrt; und was von letzterer gesagt ist, das ließe sich

wohl auch aufs Bauen anwenden: „Bauen ist notwendig, Leben ist nicht notwendig." Und man darf doch nie aus dem Auge verlieren, daß Gedeih und Verderb aller Künste in hohem Grade von dem der Architektur abhängig sind, die die großen Entscheidungen über das Verhältnis des Menschen zum Raum fällt. So vorzügliche Leistungen Bildnerei und Malerei im 19. Jahrhundert hervorgebracht haben, so haftet ihnen doch infolge ihrer Entfremdung und Absonderung von der Architektur allgemein etwas Wurzelloses an. In dieser Beziehung hat nun im Laufe des jüngsten Menschenalters unverkennbar ein Gesundungsprozeß eingesetzt. Die Architektur hat jenem unfruchtbaren Alexandrinismus abgesagt, der sich im Studium geschichtlicher Bauformen erschöpfte, und bestrebt sich ihre Aufgaben aus räumlich-plastischen Grundvorstellungen zu entwickeln; Malerei und Bildnerei aber haben wieder Fühlung mit ihr gesucht und gefunden, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß eine Kunst der Raumgestaltung, an der sich alle Künste im Verein beteiligen, in der Richtung der allgemeinen künstlerischen Bewegung liegt. Das mag um so mehr hervorgehoben werden, als hierin ein Symptom geistiger Gesundung des Volks- und Kulturlebens zu erkennen wäre — und wir bedürfen wohl des Ausblicks auf hoffnungsvolle Symptome, um den Mut zu behaupten.

Um wieder auf die Architekturausstellung zu kommen, so ist durch ihre Anlage das Bauschaffen der Gegenwart in geschickter und lehrreicher Weise in den geschichtlichen Zusammenhang eingeordnet worden, und es wäre eine reizvolle Aufgabe, die Linien zu verfolgen, die von der Architektur des 19. Jahrhunderts zu der dieser Tage führen. Doch müssen wir uns hier auf einige Bemerkungen über die neueste Baukunst beschränken, wie sie sich in den Entwürfen und Modellen der Ausstellung und in der jüngsten Berliner Bautätigkeit darstellt.

Bei der wirtschaftlichen Notlage unseres Volkes glaubt man der deutschen Architektur vielfach eine düstere Zukunft prophezeien zu sollen, und so viel ist wohl wahr, daß große Bauunternehmungen einen gewissen Überschuß an Mitteln und mehr vielleicht noch ihre imperatorische Verwendung durch eine Stelle von unbehindertem, groß gerichtetem Willen erfordern. Doch darf daran erinnert werden, daß in Zeiten des Druckes und der Dürftigkeit Meister wie Schinkel in Deutschland, Harsdorff in Dänemark Treffliches geleistet haben. Not spannt die Kräfte zu äußerster Entfaltung, Hindernisse und Schwierigkeiten der Beschränkung in Vorteile zu verwandeln zählt zu den Aufgaben des echten Architekten. Auch fehlt es zum Glück nicht an Anzeichen, daß diese Aufgabe verstanden wird. So ist man bei der durch den drohenden Verfall nötig gewordenen Wiederherstellung der Berliner Häuser auf die Vorteile aufmerksam geworden, die sich durch die Verwendung der Farbe erzielen lassen. Alte Stadtbilder auf Gemälden und Stichen bezeugen, daß unsere Städte einmal viel farbiger gewesen sind als die schmutziggraue Großstadt der Neuzeit, und noch bekunden z. B. die alten Teile von Kopenhagen, wieviel durch eine taktvolle farbige Behandlung der Straßenwandungen für die Belebung und die Freudigkeit des Stadtbildes zu erreichen ist. In Berlin ist man bei den Erneuerungen mehrfach so verfahren, daß man die aufgeklebten Scheinarchitekturen abgeschlagen, die Flächen glatt verputzt und dann farbig gegliedert hat. Braun oder mattgelb und grau, auch grau und grün sind beliebte Zusammenstellungen; die so behandelten Häuser haben an Haltung, Geschmack und Würde ungemein gewonnen. Ein in neuerer Zeit am Graubrüdermarkte in Kopenhagen angestellter Versuch zeigt, daß man hierbei noch stärker in die Farbe gehen kann, vorausgesetzt, daß die Struktur der Fläche und daß die Bindung des Einzelhauses in die Straßenwandung nicht beeinträchtigt werden.

Dergleichen sind sozusagen Handgriffe, wie sie die Not — und ein verbesserter

Geschmack — lehren. Wie man aber bei peinlicher Beschränkung der Mittel auch einer bedeutenden Aufgabe künstlerische Vorteile gleichsam abtrotzen kann, dafür hat Oskar Kaufmann in dem von ihm durchgeführten Umbau von Kroll ein schönes Beispiel geliefert. Es galt das Krollhaus, das älteren Einwohnern Berlins als ein eigentümlicher Bastard von Vergnügungspark und Theaterstätte bekannt ist, in ein modernes Theater zu verwandeln, das zur Aufnahme einer Zweiganstalt der Staatsoper dienen sollte. Kaufmann hat entschlossen von allen „echten" und kostbaren Materialien abgesehen; Putz und Stuck, Eisenblech und Tannenholz kamen zur Verwendung; die Lösung der Aufgabe wurde ganz in die Raumgestaltung, die plastische Formgebung und die Ausnutzung der Farbe verlegt. Aufs glücklichste wurde der unübersichtliche, künstlerischer Haltung entbehrende Grundriß, der gegeben war, durch eine klare, in sich geordnete Raumfolge ersetzt: den Eintretenden empfängt eine geräumige Halle, die zu bequemen Kleiderablagen ausgenutzt ist; dann nehmen ihn die Treppenräume auf, die vollkommen einfach gehalten sind, aber durch ihre farbige Haltung die kühle Neutralität der Eingangshalle unmerklich ins Heitere überführen. In wohlberechneter Steigerung ist alles, was an künstlerischen Mitteln verfügbar war, in dem Theaterraume selbst gesammelt worden, der, auf einen tiefen rotbraunen Grundton gestimmt, nach der spartanischen Schlichtheit der Vorräume die volle Wirkung einer warmen und vornehmen Festlichkeit entfaltet. Der vorher rechteckige Saal ist in ein Oval umgebaut worden; der doppelt betonte Ring der Decke und die Schwingung der Rangbrüstung machen die Raumform erkennbar und geben ihr eine Bewegung, die die Abtreppung der die Bühne rahmenden Wände aufnimmt und zur Bühne als dem entscheidenden Blickpunkte hinleitet. Wieder, wie bei Kaufmanns Theater am Kurfürstendamm, wurzelt die Raumbehandlung im Barock; auf den Barock — noch mehr vielleicht auf das Rokoko — weist auch eine gewisse Vorliebe für die Verwendung von Asymmetrien, die vielleicht nicht immer einwandfrei ist. Der Einbau des Ranges wirkt als kräftiger, den Raum definierender und gliedernder plastischer Körper. Für die Dekoration hat sich Kaufmann durchaus an die modernsten Formen gehalten, die hier in ihrem atektonischen, spielenden Charakter gleichfalls etwas Rokokohaftes an sich haben; und wie man auch über diese Formen sonst urteilen mag, so muß jedenfalls anerkannt werden, daß sie mit sicherem Feingefühl der Gesamtwirkung dienstbar gemacht sind. Kurz, es ist durch diesen Umbau eine Theateranlage geschaffen worden, in der ein schöpferisches Raumvermögen über alle Schwierigkeiten triumphiert und in der Armut zur Vornehmheit wird.

Läßt sich Kaufmanns Werk trotz der in ihm lebenden entschlossenen Modernität, wie angedeutet, sehr wohl auch von der Überlieferung her verstehen, so scheint eine architektonische Richtung, die neuerdings an Einfluß gewinnt, den Gegensatz zur Überlieferung, die völlige Ablösung von ihr geflissentlich zu betonen. Ihre Bestrebungen waren in Entwürfen und Modellen in den beiden jüngsten Jahresausstellungen zu studieren, haben sich aber auch bereits z. B. in Einfamilienhäusern in und bei Berlin praktisch auswirken können. Sie scheint von der modernsten holländischen Baukunst, von der man in der Novembergruppe 1923 einige Proben sehen konnte, Anregungen bezogen zu haben. Diese Richtung verneint bei der Baugestaltung die Entwicklung der Vertikalität (was Walter Gropius in der Veröffentlichung des Staatlichen Bauhauses zu Weimar zu begründen versucht hat). Sie sieht nicht nur von den überkommenen Gliederungsformen, als Säule, Pilaster, Lisene, Gebälk, sondern überhaupt von Flächengliederung ab, die sie allein der Verteilung der Fenster überläßt. Die Detailform ist, praktisch gesprochen, ausgeschaltet. Stockwerk wird auf Stockwerk gesetzt, ohne daß ihr Verhältnis zueinander oder das des einzelnen Stockwerks zum Ganzen des Baukörpers weiter definiert wird.

Ein oberer Abschluß des Gebäudes wird vermieden — es bricht ab, aber es vollendet sich nicht. Das Grundgefühl, in dem diese Bauweise wurzelt, ist plastischer Natur. Das Blockhafte wird stark herausgearbeitet. Waren-, Geschäfts- und Bureauhäuser werden aus kubischen Blöcken gebildet, die sich etwa verjüngen, Blockteile vorschieben, zu Turmkuben auswachsen. Die Wohnhäuser, bei denen diese Massengliederung fehlt, scheinen wie in der Form gegossen; sie tragen einen betonmäßigen Charakter. Bei einem Berliner Wohnhause von Harry Rosenthal sind an den kubischen Baukörper beiderseits niedrigere Würfel und an diese wiederum niedrigere Körper angeschoben: ein System an- und ineinander geschobener Würfel ohne innere Verklammerung. Man erkennt leicht, daß bei dieser Bauweise ein Rationalismus am Werke ist, der sich sein System zurechtgemacht hat und dieses nun mit jener Hemmungslosigkeit durchführt, die an geschworenen Systematikern so oft zu beobachten ist. Man bemerkt ferner, daß dies System bewußt antihistorisch aufgebaut ist. Hören wir den Wortführer der Richtung: „Wir wollen den klaren organischen Bauleib schaffen, nackt und strahlend aus innerem Gesetz heraus ohne Lügen und Verspieltheiten, der unsere Welt der Maschinen, Drähte und Schnellfahrzeuge bejaht, der seinen Sinn und Zweck aus sich selbst heraus durch die Spannung seiner Baumassen zueinander funktionell verdeutlicht und alles Entbehrliche abstößt, das die absolute Gestalt des Baues verschleiert." Hierzu wäre nun, wenn der Raum es verstattete, so mancherlei, beispielsweise über den Gebrauch oder Mißbrauch des Begriffes des Organischen, zu sagen: ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß der Bauleib in diesen Schöpfungen allerdings nackt, aber nicht strahlend, sondern vielmehr mit jener Nüchternheit zur Geltung kommt, die allem konstruierten Werke eigen ist. Ob diese Wirkung der Verbildung historisch geschulter Augen zur Last zu legen, ob sie tieferen und berechtigten Ansprüchen an die Beziehungen des Bauwerkes zum Menschen zuzuschreiben sei, bleibe unerörtert. So viel aber scheint mir gewiß, daß Wohnhäuser dieser Art der Beziehung zu Boden und Landschaft völlig entbehren; ich habe solche in dem Berliner Vororte Zehlendorf gesehen — sie könnten ebenso gut (oder ebenso schlecht) im Isartale oder in der Lüneburger Heide stehen. Und vielleicht liegt dies im innersten Wesen dieser Baugesinnung; vielleicht haben wir in ihr die architektonische Form jenes Internationalismus, der sich heute auf allen Gebieten gegen das Volks- und Stammestümliche auflehnt.

Mir scheint, diese Art zu bauen müßte ihre natürlichsten Möglichkeiten und ihre besten Aussichten etwa in großen Bureauhäusern finden, die ja in Wahrheit nichts anderes sind als eine rein additive Zusammenhäufung von Einzelzellen und deren Gestaltung, daher die gekennzeichnete Baugesinnung entgegenkommt. Auch beschäftigt sie sich viel mit derlei Aufgaben; immer wieder wird hierbei die Verwendung von Glas als Baustoff vorgeschlagen, und wenn man sich auch das Dasein von Menschen, die einen großen Teil ihres Lebens in Glaskästen zuzubringen genötigt sein würden, nicht recht vorstellen kann, so hat doch der sogenannte Kulturmensch eine so weitgehende Fähigkeit der Anpassung an die Denaturierung seines Daseins bekundet, daß er sich vielleicht auch in diese treibhausartige Existenz findet. Der Glasbaugedanke ist übrigens meines Wissens zuerst auf der Kölner Werkbundausstellung 1914 von Bruno Taut aufgestellt worden, der seither, nach seinen neueren Entwürfen zu urteilen, architektonisch wesentlich reifer geworden ist. Von all diesen Versuchen ist es nun nur ein Schritt zu einem Probleme, das die Architekten schon seit Jahren stark beschäftigt: zu dem des Turmhauses, wie man den amerikanischen skyscraper ganz passend verdeutscht hat. Dies Problem ist meines Erachtens in erster Linie stadtbaulich aufzufassen, indem dabei die Aufgabe zu lösen ist, die Riesenbaumassen, die man plant, derart in die allgemeine Stadtbebauung einzugliedern, daß sie deren Verband nicht sprengen. Diese Aufgabe ist in New York, soweit

man nach Bildern urteilen kann, überhaupt nicht ins Auge gefaßt worden: dort stehen die Turmhäuser als Fremdkörper in der City, verzerren die Maßstäbe der niedrigeren Straßenteile ins Groteske und verwandeln die Straßen in Schluchten. Die deutschen Baumeister suchen dem Problem vielfach durch Zerlegung der ungeheuren Baumasse beizukommen, indem sie durch vorgeschobene niedrigere Baukörper zunächst ein Verhältnis zu den Maßstäben der Durchschnittsbebauung zu gewinnen anstreben und dann das eigentliche Turmhaus als wuchtigen Hauptakzent einer in Stufen sich entfaltenden Gesamtanlage entwickeln. Ist das Gelände günstig, so sollten sich bei diesem Verfahren wohl bedeutende architektonische Wirkungen erzielen lassen, allein obgleich diese Voraussetzung bei dem Wettbewerbe um die Bebauung eines Teiles der Prinz-Albrecht-Gärten am Anhalter Bahnhof in ungewöhnlichem Maße gegeben war, so war dessen Ergebnis im ganzen doch enttäuschender, als man nach so vielen gedankenreichen Anregungen und Vorarbeiten hätte erwarten dürfen, und man kann daher zufrieden sein, daß alle Turmbauten bis auf weiteres infolge von Geldmangel noch auf dem Papiere stehen bleiben werden.

* * *

Bei der Begegnung von Bildnerei und Malerei bestätigt sich immer wieder die Beobachtung, daß die Bildnerei der Schwesterkunst gegenüber das sicherere Niveau behauptet. Die deutsche Kunst verfügt gegenwärtig über eine ansehnliche Zahl nicht gewöhnlicher bildnerischer Talente. Einer Gruppe von Plastikern, die ihre Aufgabe in Experimenten suchen, steht eine größere gegenüber, die auf das uralte und unverwüstliche Thema der Darstellung des menschlichen Körpers in Ruhe und Bewegung zurückgreift. Dabei scheint sich ein wachsendes Bedürfnis nach Wahl einfacher Motive geltend zu machen; die reine, geschlossene große plastische Form bildet das Hauptaugenmerk; im Gefühlsgehalte werden die Gleichgewichtszustände bevorzugt, Süßlichkeit wie Sentimentalität werden durchweg mit Erfolg vermieden. Georg Kolbe, dem die Akademie einen eigenen Saal eingeräumt hat, steht gegenwärtig sehr unter ostasiatischem Einflusse; das buddhistische Ideal in sich versunkener Beschaulichkeit hat es ihm angetan. Es erfüllt auch seine schöne „Assunta" (Bronze): eine schlanke, edle Frauengestalt, die mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen leicht, einer stillen Flamme gleich emporzuschweben scheint; allem Äußeren völlig abgewandt lebt sie ganz nach innen — man könnte sich denken, daß die Auflösung des Seins in das wunschlose Nirwana das geistige Motiv bildet. Und dies Motiv ist rein in Form übersetzt: ungemein zarte Flächen, die in ihren gleitenden Übergängen zu schweben scheinen; Linien von einer leisen, milden Musikalität, die dennoch die Figur fest in sich schließen; eine entstofflichte Form, in der ein chinesisches und ein gotisches Gefühl sich in wundersamem Reize vereinigen. Hermann Haller bildet gern Gestalten von geschmeidigen Jünglingen und jungen Mädchen, deren plastische Werte mit Feinheit und Überlegung entwickelt werden; man fühlt in den Schöpfungen dieses Künstlers ein eigentümlich waches und spürendes Gefühl für das Lebendige der Form. Paul Gruson liefert in der stehenden Figur eines vollerblühten jungen Weibes eine starke Talentprobe; er befindet sich in einer aussichtsvollen Auseinandersetzung mit dem Ausgleiche von naturalistischer und monumentaler Form. Ernst Barlach, der sich in seinen Motiven jetzt sonst etwas wiederholt, hat in dem „Rächer" ein Werk von verdichteter dramatischer Kraft geschaffen: ein Mann, mit dem Messer weit ausholend, in dermaßen gestrecktem Laufe, daß sein Rücken nahezu eine horizontale Linie bildet; die ganze Gestalt und jede Einzelform geladen von einem einzigen

Willensimpulse, und dabei der Ausdruck des Gesichtes (echt Barlachsch) mehr leidvoll als haßerfüllt.

In Max Kruse hat die Akademie einen Siebzigjährigen geehrt, der den Berliner Akademismus durch den Ernst, mit dem er sich seiner Probleme annahm, und durch den Schwung einer reichen Persönlichkeit überwunden hat. Der bekannte Marathonläufer von 1881, in dem ein leidenschaftliches Bewegungsmotiv glücklich gefaßt und durchgeführt und der Körper mit vorsichtigem Naturalismus behandelt ist, bildet einen Höhepunkt; aber Kruses originellste Leistungen sind doch seine Bildnisbüsten, besonders die farbigen Holzbüsten, die eine im Umkreise der damaligen Berliner Bildnerei neue Leistung darstellen; die Bildnisse seiner Mutter und Schwester, von Dernburg, Leistikow, Ibsen bezeugen eine tief einfühlende Charakteristik, die dem Konventionellen aus dem Wege geht, und eine entschlossene Entwicklung der Form aus den Bedingungen des Materials.

Das Schaffen des von München nach Berlin übergesiedelten Bildhauers Edwin Scharff hat die Nationalgalerie in einer zusammenfassenden Ausstellung zur Ansicht gebracht. Dem Steine sich entringende, wild verschlungene Gestalten weisen auf Rodinsche Einflüsse; aber dann faßt die reine stereometrische Form seine Vorstellungen, die Gestalten werden auf Kugeln, Zylinder, eiförmige Körper zurückgeführt, die Geschlossenheit der Körperform wird mit allem Nachdrucke betont, und um sie rein herauszuarbeiten, werden wohl die Arme unterschlagen, so daß der Körpertorso als solcher die volle plastische Wirkung in sich sammelt. Die Bewegungsmotive werden fast ganz abgestellt, die Gestalten gegen den Raum fest abgeschlossen — die Abkehr von Rodin ist vollzogen. Scharffs reifste Schöpfungen sind seine wahrhaft geistreichen Bildnisse. Sie sind geistreich in einer doppelten Art: durch das sicher zugreifende Verständnis für das Originelle ausgeprägter Persönlichkeiten, das er gleichsam auf eine epigrammatische Formel bringt, und durch die Eleganz, mit der er diese Formel in eine echt plastische Form umsetzt. Die Ausstellung brachte u. a. das Bildnis Heinrich Manns, später erschien die Wölfflinbüste, die aus Anlaß des 60. Geburtstages Wölfflins und zugleich seiner Übersiedelung in seine Schweizer Heimat entstanden ist. Hier sind die plastischen Formen dieses Kopfes, die hohe fliehende Stirn, die tief eingebauten Augen, der steile Abfall des Hinterkopfes, die kühne Nase, das starke Kinn meisterlich herausgeholt und zugleich in eine feine Bewegung gebunden, in der die hohe geistige Spannung dieser durchaus bedeutenden Persönlichkeit fühlbar wird.

Später hat die Nationalgalerie einem der begabtesten Vertreter der jüngsten deutschen Skulptur, dem hier bereits früher besprochenen Rudolf Belling, eine Ausstellung gewidmet. Sie umfaßte kaum ein Jahrzehnt (1915—1924), zeigte aber innerhalb dieses Zeitraumes stärkste Wandlungen. Am Anfange steht ein starker Sinn für den leidenschaftlich und selbst gewaltsam bewegten menschlichen Körper; „der Mensch" von 1918 hat zwei Oberkörper, die sich in wütendem Kampfe anfallen — ein ausgeklügelter Gedanke, der aber folgerichtig und mit einer gewissen erbarmungslosen plastischen Wucht durchgeführt ist. Dann setzt eine wachsende Denaturierung der Form ein, mannigfaltige Versuche, Bewegungen und körperliche Vorgänge durch von der Natur abgelöste Formen auszudrücken, bei denen von vornherein der Raum als mitbildender Faktor in Rechnung gestellt und ausgenutzt wird. Das — bisher — letzte Ergebnis sind eigentümliche Brunnengebilde, die aus Röhren, Spiralen, Kegeln, Kugeln, Halbkugeln, Platten, Treppen u. dgl. m. zusammengesetzt und in verschiedenen Stoffen (z. B. Beton mit Kachelbelag und Tombak oder Messing) gedacht sind; sie geben — wie die Vertreter dieser Richtung es gern nennen — absolute Bewegung; sie führen das Auge, ohne ihm jedoch, ausdruckslos, wie die Formen an sich sind, mehr zu bieten als ein Steigen, Fallen, Kreisen im

Raume; es bliebe abzuwarten, ob die Formen in Verbindung mit dem Spiele des Wassers einen lebendigeren Sinn entfalten würden. Sehr bezeichnend, daß auch in Bellings Werk jenes kunstgewerbliche Element durchschlägt, das sich immer wieder als der eigentliche Bereich des Expressionismus in Malerei wie Bildnerei bestätigt, z. B. in den geistreichen „Modeplastiken" von 1921: da ist Rokoko und China (ein kunstgeschichtlich wohlbekanntes Gespann), da sind Gold und Farben, da ist Erotik und ein bizarres Spiel der Formen, das Anregungen aus der Natur in die Sphäre freier Laune überträgt.

* * *

Was nun die Malerei anlangt, so werden wohl auch die zuversichtlichsten Modernisten jetzt kaum mehr in Abrede stellen wollen, daß sie an einem toten Punkte angelangt ist. Die Formen- und Farbenspiele der soi-disant-Konstruktionisten, mögen sie nun mit oder ohne die Verwendung von Streichholzschachteln, Rädchen, Staniolpapier und ähnlichen „Realitäten" ausgeführt sein, vermögen nur noch den Überdruß der Langenweile zu erzeugen. Wie viel wirkliches Talent sich auf dieser Seite etwa findet, ist unmöglich zu ermessen, da die Persönlichkeit bei diesen Erzeugnissen keine Rolle spielt. Dagegen hat der eigentliche Expressionismus unleugbar eine ganz stattliche Zahl von Begabungen gestellt; wenn sie jetzt fast durchweg in Gefahr stehen zu versanden oder gar dieser Gefahr schon erlegen sind, so sehe ich einen Hauptgrund darin, daß dem Ausdruckswillen ein Gehalt fehlte, an dem er sich im Sinne eines positiven Lebensgefühles objektivieren konnte. In Ermangelung dessen ließen die Vertreter des Expressionismus sich dazu verführen, die allgemeine seelische Unruhe und Erregung, die seine Geisteshaltung bestimmte, zu überspannen; und wie sie ihnen nach und nach zur Gewohnheit und Gebärde wurde, so mußte sie auf der anderen Seite in zunehmendem Maße ermüdend wirken.

Es scheint mir, daß in der Malerei ein gewisses Bedürfnis nach Ausgleichung, Beruhigung, Klärung sich bemerkbar macht.

Beobachter der jüngsten französischen Malerei wollen wissen, daß sie einem neuen Akademismus zusteuere. Das wäre an sich nicht überraschend, denn der Akademismus bildet einen Typus, der in der französischen Kunstentwicklung immer stark durchschlägt; er hat das Zeitalter Ludwigs XIV. beherrscht, hat sich, wennschon mit Mühe, in der Geschichtsmalerei selbst während des Rokokos behauptet, ist mit David triumphierend zurückgekehrt, hat in Ingres und seiner Schule einen erbitterten und nicht erfolglosen Kampf gegen die Romantik geführt und ist selbst vom Impressionismus nicht sowohl verdrängt als in den Hintergrund gedrängt worden. Cèzanne steht in seiner Kunstform schon wieder Poussin nicht gar fern, und einen Expressionismus deutsch-russischer Art hat es überhaupt in Frankreich kaum gegeben; was man dort etwa so nennen will, das hat sich in formalen Experimenten und Spielereien ausgelebt. Und nun zeigte einer der meistgenannten Vertreter dieser Richtung, Pablo Picasso, in einer kleinen Ausstellung bei Flechtheim seine neueste Wandlung in der Form eines, man darf geradezu sagen, klassizistisch gereinigten und geregelten Kubismus: die Gestalt eines sitzenden Mädchens ist ganz auf die Herausarbeitung der Körperhaftigkeit der Erscheinung gestellt, wobei diese stereometrischen Formen angenähert wird; die Farbe nimmt an der Stilisierung teil; der Bildaufbau ist vollkommen klar und rational; das Augenmerk ist die große Form, über der das organische Leben der Einzelform vernachlässigt wird; die Arme sind wie aus Holz gebildet, eine Hand wie geknetet. Das ganze Kaliber dieser Malerei ist aufs Schwere, Massige gestellt, während der Russe Leo Zack (gleichfalls bei Flecht-

heim) in seinen Figuren- und Landschaftsbildern mehr Geschmeidigkeit, Leichtigkeit und lyrischen Schmelz in der Farbe entfaltet; allein die Grundeinstellung ist dieselbe: eindeutige Definition von Raum und Form, unter Ausnutzung eines kubistischen Einschlags, Schilderung eines unproblematischen Da-Seins unter Abkehr von allen philosophischen Assoziationen — es ist nach der Sowjetausstellung nicht ohne Belang zu sehen, daß es auch russische Künstler dieser Art gibt. Eine verwandte Entwicklung wird nun aber auch in Deutschland erkennbar. Der Pechsteinsaal der Akademie zeigte diesen Künstler in einem Stande der Reife, der die Reichweite und die Grenzen seiner Begabung mit Sicherheit ausweist: er besitzt eine unbedenkliche Sinnenfreude und eine animalische Blutfülle, die das Geistige weder anstrebt noch erreicht, aber ein Gefühl von Gesundheit mitteilt; eine achtungsvollere Behandlung der Naturform ist nicht zu übersehen, und besonders einige Akte und die Frauenbildnisse (die übrigens über eine allgemeine Geschlechtscharakteristik nicht viel hinauskommen) bekunden ein Bestreben nach wohlabgewogener melodischer Rhythmik — man könnte die von Pechstein gepflegte Gattung beinahe als eine moderne Abart des venezianischen Existenzbildes bezeichnen, auf das einige Gruppen weiblicher Akte im Kompositionsmotiv geradezu hindeuten. Karl Hofer, der in einer früheren Akademieausstellung einen Saal innehatte, ist weniger naiv, verstandesmäßiger als Pechstein; seine Bemühungen um einen gesetzmäßigen, auf das Äußerste vereinfachten Bildaufbau geben seinen Arbeiten etwas Konstruiertes, Leeres, eine gewisse Maskenhaftigkeit, doch sind einige Mädchengestalten aus wenigen großen Farbflächen in klar geordneten Formen entwickelt und der „Trommler" könnte sich in einem Fresko behaupten. Was den Kubismus angeht, so lassen sich die deutschen Maler zählen, die sich noch darauf versteifen, ihn als eine autonome Form zu verwenden, allein es gibt auch bei uns eine Gruppe von Künstlern, die sich kubistischer Elemente im Interesse der Formverfestigung bedienen. Hierhin gehören z. B. Georg Schrimpf, Ernst Fritsch und Franz Stock, deren Bilder man hauptsächlich in der Sezession sah. Auch Heinrich Maria Davringhausen ist hierbei zu nennen, und seine beiden Bildnisse, vor allem sein Selbstporträt, bekunden einen Ernst der Form wie der Auffassung, der nach den bisherigen Leistungen dieses Künstlers eine erfreuliche Überraschung bildet. Der Mangel, unter dem besonders Schrimpfs und Fritschs Bilder leiden, ist die Formelhaftigkeit des Verfahrens; man spürt die Ängstlichkeit, mit der die Bildgewichte ausgerechnet sind; das Typische der Form wird bis zur Ausdruckslosigkeit ausgepreßt, die Farbe bis zur Trockenheit stilisiert, aber in der Einseitigkeit, mit der alles der Aufgabe der Bestimmung des Verhältnisses der Formen im Bilde zueinander und des Verhältnisses der Körper zum Raume geopfert wird, und in dem Vorwalten eines plastischen über das malerische Gefühl äußert sich eine Gesinnung, die vielleicht dem Geiste des florentinischen Quattrocentos verwandt ist und die auch bei manchen Vertretern der „Valori plastici" anklingt. Füge ich noch hinzu, daß Alexander Bertelsen in seinen Gemälden „Vita rustica" an Marées anknüpft, so sieht man wohl, wie auch bei uns aus verschiedenen Richtungen Linien dem Ziele einer Klärung, Beruhigung und Typisierung der Form bei entschieden antinaturalistischer, stilisierender Tendenz zulaufen, und in diesem Sinn kann man allenfalls von einer klassizistisch-akademischen Welle sprechen. Am Ende dauert es nicht lange und es ändert sich auch die kunstgeschichtliche Mode, und die Antike, die von manchen Seiten als ein Ausbruch aus der Linie Orient-Mittelalter verurteilt worden ist, wird wieder zu Gnaden aufgenommen.

Aber, wohlverstanden, das ist e i n Zug in dem wirren und verwirrenden Bilde der deutschen Malerei der Gegenwart, und es ist zurzeit nicht zu ermessen, ob hier der Akzent der Entwicklung liegt. Wollte man eine volle Übersicht geben, so müßte man noch mancherlei Gruppen herausschälen. Eine davon sei hier besprochen, weil

sie viel von sich reden macht und übrigens bei der Kraßheit der von ihr ausgehenden Werke nicht wohl zu übersehen ist. Es ist die Gruppe der proletarischen Künstler: Max Beckmann, Arthur Dix und George Groß.

Ich nenne sie proletarisch nicht etwa, weil der Proletarier das Inhaltsmotiv ihrer Darstellungen bildete — das ist nur teilweise der Fall und ist jedenfalls nicht das Entscheidende —, sondern weil ich ihre Gesinnung als proletarisch ansehe. Sie wurzelt in einem verbissenen Hasse gegen alle bürgerliche Lebens- und Gesellschaftsform, der sich in jeder Art von Bitterkeit, Hohn, Satire, Karikatur Luft macht. Diese Maler suchen und schildern die Entartungen, Sünden und Laster der bürgerlichen Gesellschaft. Bei Beckmann, der der Gemäßigtste der Gruppe zu nennen ist, sind vor allem der Typus und die seelische Haltung seiner Menschen das Bezeichnende. Das wahrhaft Ungemütliche, das Mürrische, Verdrossene, Verbissene, das Ordinäre bis zum Verbrecherhaften hin und die öde Spießerhaftigkeit bilden seine Welt. Das Lächeln seiner Menschen ist gemein oder fatal, ihre Körper sind proletarisch, in beengten Räumen werden sie gleichsam zusammengepfercht — Massenwesen, Massentiere. Bei Dix spielt das Laster eine Hauptrolle. In seinen Bildern erscheinen Huren jeden Kalibers, vom Straßenauswurfe bis zur aufgeschminkten Pseudoeleganz, Zuhälter, unzweideutige pralle Zirkusdamen mit Reitpeitschen, Frauenhäuser, Liebesmärkte in Kaffeehäusern; der Bürgerphilister, dick, dumm und roh, fehlt auch hier nicht; der Krieg wird als ein Schlachtfest von ungeheuerlicher Grausamkeit geschildert. Groß ist ein Simplizissimustalent; Kapitalismus und Militarismus sind seine roten Tücher; Hindenburg erscheint als verrohter Militarist, im übrigen wimmelt es auch hier von Verkommenen aller Art, von Dirnen, von Lastern und Verbrechen. Als proletarisch erscheint mir auch die Form: alles wird dick unterstrichen, grell instrumentiert, die Pointen werden in der Art eines Wahlredners herausgeschmettert, daß sie nur ja gehört und verstanden werden. Beckmann ist auch hierin am sachlichsten, Dix wühlt mit unbehaglicher Ausführlichkeit in naturalistischer Beschreibung lasterhafter Häßlichkeit, Groß hat sich einen illustrativen Stil von gewolltem Infantilismus zurecht gemacht, der ganz auf die Pointe gestellt ist. Vielleicht darf man annehmen, daß die Stimmung, aus der die Werke dieser Maler erwachsen sind, die einer furchtbaren Enttäuschung am Leben ist und darf sie insofern auf eine ideale Wurzel zurückführen, aber dabei kommen sie über Zynismus, Anklage, Wut und Hohn nicht hinaus und nirgends wird eine positive Gesinnung, eine positive Vorstellung von Mensch und Leben erkennbar. Es ist eine Welt gesehen aus der Froschperspektive von dumpfer Verbissenheit, Idealloſigkeit und völliger Humorloſigkeit. Ich habe jüngst Proben von Groß' Zeichnungen zu Daudets „Tartarin" gesehen, die darum lehrreich sind, weil sie bekunden, daß der Zeichner diesem gewiß doch humoristisch ausgiebigen Thema nur ganz dünne und harmlose Wirkungen abzugewinnen vermocht hat. Was diesen Arbeiten meines Erachtens durchweg abgeht, um sie künstlerisch zu legitimieren, das ist Größe und Dämonie. Vielleicht schlummert in Dix ein Funken davon; man wird auf diese Vermutung geführt, wenn man sieht, wie er hinter dem geschminkten frechen Laster den grinsenden Totenschädel sichtbar macht, oder wenn man den rasenden Fanatismus seines Kriegsbildes fühlt, aber diese Wirkungen ertrinken in seiner grausamen Freude an der naturalistischen Beschreibung scheußlicher Details. Schließlich läßt sich doch die Frage nicht abweisen, wieviel bei alledem Bluff, Koketterie, Lust am Auffallenden und Erregenden ist. Beckmann hat graphische Bildnisse geschaffen, die an Munch geschult und im ganzen in Form und Auffassung etwas trocken, aber doch nicht ohne Feinheit sind und die jedenfalls sein Talent in einer viel anspruchsloseren Gestalt zeigen als seine großen Kompositionen; und wie harmlos sich Groß in den Tartarin-Zeichnungen darstellt, wurde bereits erwähnt. Darf man diese Künstler darauf auf-

merksam machen, daß es einen Kitsch des Zynismus ebensogut wie einen Kitsch der Süßlichkeit gibt und daß es in der psychologischen Wertordnung ungefähr aufs gleiche hinauskommt, ob der Künstler durch eine verzuckerte Madonna oder durch ein überpapriziertes Gericht mit einem Schuß Dostojewski-Sauce uns den Geschmack verdirbt?

* * *

Nicht um ein Jahrhundert, sondern um Jahrhunderte durfte man sich zurückversetzt glauben, wenn man in der Nationalgalerie die Ausstellung von Werken Johann Erdmann Hummels durchwanderte. Hummel war aus Kassel gebürtig, lebte von 1769 bis 1857 und hat lange als Lehrer der Optik und Perspektive an der Berliner Kunstakademie gewirkt und Einfluß ausgeübt. Dennoch war er ganz vergessen, bis diese von einem Nachkommen des Künstlers ermöglichte Übersicht seines Schaffens ihn als interessante Persönlichkeit, obendrein aber als nicht unwichtiges Glied in der Entwicklung der Berliner Malerei kennen lehrte. Sein Werk bestätigt, daß in Deutschland Klassizismus und Romantik nicht Träger gegensätzlicher Formauffassungen, wie später in Frankreich (Ingres-Delacroix), sondern daß sie echtbürtige Geschwister waren: die deutsche Romantik bedient sich in weitem Maße der klassizistischen oder doch einer ihr nahe verwandten Formsprache, und andererseits pflegt bei den deutschen Klassizisten (so schon bei Carstens) ein romantischer Einschlag selten zu fehlen. Hummel war seiner Schulung nach Klassizist, seine Gemälde nach homerischen Motiven sind gut davidisch, aber die romantische Ader schlug auch in ihm: die „Verlassene", die in rotes Gewand gehüllt am felsigen Meeresstrande lehnt, ist eine romantisierende Version des Ariadnemotivs, und die „Fermate", die seinerzeit so viel Aufsehen erregte und E. T. A. Hoffmann zu einer Erzählung anregte, ist eine gefühlvolle Novelle. Klassisches und Romantisches bindet sich aber in einer gesunden, nüchternen, tüchtigen Bürgerlichkeit, die ein offenes Auge fürs Wirkliche und sein Leben und in dessen Darstellung eine Unbefangenheit und Unmittelbarkeit bewährt, die selbst das Überraschende hervorbringen kann. In dieser Weise hat Hummel Bildnisse und Berliner Gesellschaftsszenen gemalt; die „Schleifung der Granitschale" hat schon auf der Jahrhundertausstellung lebhafte Aufmerksamkeit erweckt — hier stehen wir auf dem Boden guter Berliner Schule, die den Kreis ihrer Aufgaben wohl kennt, sie mit einem hohe Achtung einflößenden redlichen Ernste löst und in Persönlichkeiten wie Chodowiecki, Schadow, Blechen, Menzel aus der Sphäre des Tüchtigen in die des Bedeutenden, ja selbst Großen aufwächst. Und in diese Reihe gehört nun auch Hummel insofern hinein, als eine Reihe seiner Studien ihn unzweifelhaft als Vorgänger Menzels legitimieren. Der Ausblick aus seinem Fenster in der Marienstraße gegen den Schiffbauerdamm erinnert an bekannte Frühwerke Menzels nicht allein durch die Wahl des Motivs, das der täglich vor Augen liegenden Erscheinung entnommen ist und ihr seine Reize abzugewinnen sucht, sondern auch in der Behandlung, in der gedämpften Fülle seiner Töne. Das Vogelstilleben aber ist mit einer malerischen Breite und Frische vorgetragen, die unmittelbar auf Menzels berühmtes prachtvolles Schießscheibenbild hinführt.

* * *

Läßt man nun den Blick noch einmal über die große Reihe von Ausstellungen gleiten, die man im Jahreslaufe besucht hat, so kann man wohl wahrhaft mit Goethe von s c h w a n k e n d e n Gestalten sprechen. Wenn sich im 18. Jahrhundert die fran-

zösische Kritik über die Einförmigkeit des Salons beklagte, in denen die kokett-erotischen Motive alles erdrückten, so leiden wir heute unter dem entgegengesetzten Mangel: unter der unvereinbaren Gegensätzlichkeit der künstlerischen Bestrebungen, die die ruhige Betrachtung stört und die die Einzelleistungen insofern beeinträchtigt, als ihnen der Sockel eines gesicherten Durchschnittskönnens und einer allgemeinen Kunstauffassung fehlt, der auch das geringere Werk hebt. Wahrhaft zu bedauern ist die heranwachsende künstlerische Jugend, die sich in einen unlöslichen Widerstreit der Forderungen und Meinungen hineingezogen sieht und die einen großen Teil ihrer schönen Kraft darauf verwenden muß, sich mit Mühe und doch noch unvollkommen das zu suchen, was ihr günstigere Zeiten fertig boten: den zuverlässigen Baugrund ihrer weiteren Entwicklung. Und hier wenden sich unsere Gedanken zum Anfange unserer Betrachtungen zurück. Was sich in dieser Krise der Kunst tun läßt, das ist die Begründung eines gesunden und natürlichen Lehrganges, der der Jugend das Lehrbare überliefert, dadurch ihre Begabung zugleich stützt und disziplinierl und ihr das Urteil über ihre Fähigkeiten und deren glücklichste Verwertung erleichtert. Das Genie zu schaffen steht freilich nicht in unserer Macht, aber wir können und sollen handeln wie die klugen Jungfrauen, die ihr Lämpchen brennend halten in Erwartung des Bräutigams. In Bereitschaft sein ist alles, und dann bekenne ich mich auch für die Kunst zu Johann Georg Mercks schönem Worte: „Ich glaube an euch alle, ihr großen und eminenten Menschen, die ihr in der intellektuellen Welt zuweilen als Engel an den Teich Bethesda kommt und das Wasser bewegt, damit wir andern lebenssiechen Leser, die wir an den Ufern schmachten, hinabsteigen und alsdann gestärkt davonlaufen können."

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

II.

Während im August 1914 aus dem Westen nur Siege zu vermelden waren, brach über Ostpreußen ein furchtbarer Gewittersturm herein. Die beiden russischen Armeen des Generals v. Rennenkampf und Ssamsonow, die vom Niemen und vom Narew her vordrangen, waren jede für sich der deutschen 8. Armee des Generaloberslen v. Prittwitz überlegen. Da dieser den am 19. glücklich eingeleiteten Kampf gegen Rennenkampf bei Gumbinnen nicht durchführen zu können glaubte mit Rücksicht auf die ihn im Rücken vom Narew her bedrohende Gefahr, und den Rückzug in westlicher Richtung einleitete, schien zeitweilig alles Land östlich der Weichsel verloren. Und würde man sich hinter dem Strome behaupten können? Schon bildeten die Russen bei Warschau eine weitere Armee. Ihre asiatischen Korps und zahlreiche Reservedivisionen aus dem Innern des Reichs waren im Anrollen. Wie es im Kriege stets in erster Linie auf die Persönlichkeiten ankommt, so auch hier. Die Übernahme des Oberbefehls der 8. Armee durch Hindenburg, dem Ludendorff, der Held von Lüttich, mit seiner bewährten Energie als Generalstabschef zur Seite trat, brachte die Rettung.

Die Schlacht bei Tannenberg ist aus dem Rückzuge heraus durch Zusammenfassen aller nur irgend erreichbaren Kräfte vom 26. bis 31. August gegen die Armee

Ssamsonows unter den schwierigsten Umständen nach Überwindung zahlreicher Reibungen durchgefochten worden und hat mit Vernichtung der russischen Narew-Armee geendet. Durch den unbeirrbaren Willen der deutschen Armeeführung wurde hier ein vollendetes „Cannae", wie Graf Schlieffen es als zu erstrebende Höchstleistung hingestellt hatte, geschlagen. Was im Westen nicht gelang, das ist hier von der deutschen Heerführung ins Werk gesetzt worden. Diese Tat, die den Feldherrnruf Hindenburg-Ludendorffs und zugleich des moralischen Übergewichts der deutschen Truppen im Osten begründete, ist verrichtet worden unter steter Bedrohung der linken Flanke und des Rückens durch die Armee Rennenkampfs. Wenn dieser dem bedrängten Kameraden nicht zu Hilfe eilte, so geschah es, wie jetzt bekannt geworden ist, weil seine Armee auf Drängen der Franzosen die Operationen eröffnet hatte, bevor sie dazu völlig in Bereitschaft hatte gesetzt werden können. Der Führer der russischen Niemen-Armee ließ sich außerdem durch die Festung Königsberg fesseln, deren ihm gegenüber belassene Hauptreserve er als stärkere Kräfte der 8. Armee ansprach. Auch war er über die Lage der Nachbararmee im unklaren belassen worden und hat schließlich eine Kühnheit, wie sie die deutsche Führung dieser gegenüber zeigte, wohl schwerlich für denkbar gehalten.

Gegen die verschanzte Stellung, die nunmehr Rennenkampf einnahm, mit dem rechten Flügel an das Kurische Haff gelehnt, mit dem linken hinter der Masurischen Seenkette, kam für die inzwischen durch 2 Armeekorps, 1 Kavalleriedivision aus dem Westen verstärkte 8. deutsche Armee nur eine einseitige Umfassung des russischen Südflügels in Frage. Das hat Rennenkampf in der am 6. September beginnenden Schlacht von Angerburg vor der Vernichtung bewahrt. Seine Armee entkam, wenn auch nicht ohne schwere Verluste, hinter die russische Grenze, jenseits welcher die deutsche Verfolgung am 13. September endete. Ostpreußen war befreit. Die Masse der Truppen Hindenburgs stand zu neuer Verwendung im südlichen Polen im Anschluß an das österreichisch-ungarische Heer bereit, das in Galizien der russischen Übermacht erlegen war, und dem bisher nur in Gestalt des Schlesischen Landwehrkorps Woyrsch deutsche Truppen hatten zugeführt werden können.

Inzwischen hatte der Siegeslauf des deutschen Westheeres ein Ende gefunden. Die Oberste Heeresleitung war bestrebt, mit dem rechten Flügel die Franzosen von Paris in südöstlicher Richtung abzudrängen und unternahm gleichzeitig den Versuch, mit der 6. und Teilen der 7. Armee zwischen Toul und Epinal die befestigte französische Ostfront zu durchbrechen. Zu dieser, die deutschen Kräfte weit übersteigenden doppelten Umfassung des Feindes sollte es nicht kommen. Der Durchbruchsversuch des linken deutschen Heeresflügels scheiterte, und da gemeldet wurde, daß die Franzosen stärkere Kräfte aus dem Osten des Landes in der Richtung Paris abtransportierten, schien jetzt der rechte deutsche Heeresflügel bedroht. Man war dem Schlieffen-Plan jetzt vollends untreu geworden. Er hatte mit $27^1/_2$ Korps und 6 Ersatz-Divisionen, einer Truppenzahl, die ein westliches Herumgreifen um die befestigte feindliche Hauptstadt ermöglicht haben würde, gegen diese vorgehen wollen. Jetzt fehlte dem rechten deutschen Heeresflügel, auf dem doch die Entscheidung lag, jede Tiefenstaffelung. Nur ein rechtzeitiges Freimachen von Kräften der 6. und 7. Armee und deren Heranführen zur Verstärkung des rechten Flügels hätte, wenn sofort nach der Schlacht in Lothringen eingeleitet, Abhilfe schaffen können. Überdies war eine Schwächung des Entscheidungsflügels dadurch eingetreten, daß die Korps, die Namur genommen hatten, nach Ostpreußen zur 8. Armee abtransportiert worden waren, obwohl diese eine Verstärkung nicht erbeten hatte. Da ferner ein Korps von Antwerpen, eines von Maubeuge gefesselt war, fehlten den Deutschen 4 Korps von ihrer ursprünglichen Stärke. Franzosen und Engländer verfügten Anfang September zwischen Paris und Verdun über nahezu eine Million Streiter in 66 aufgefüllten

Divisionen gegen nur 40 durch andauernde Märsche und Gefechte stark geschwächte deutsche. Entgegen ihren bisherigen Weisungen empfahl nunmehr die Oberste Heeresleitung am 4. September, daß die 1. und 2. Armee vor der Ostfront von Paris zu verbleiben hätten, um einen etwaigen Vorstoß des Feindes von dort abwehren zu können, während die 3., 4. und 5. Armee den Vormarsch fortsetzten. In dem natürlichen Bestreben, dem geschlagenen Feinde unausgesetzt vor der Klinge zu bleiben und in dem Bewußtsein, daß sie allein imstande sei, ein Abdrängen der Masse des Feindes von Paris, wie es die bisherigen Weisungen der Obersten Heeresleitung vorschrieben, zu verwirklichen, hatte jedoch die 1. Armee bereits vier ihrer Korps die Marne überschreiten lassen und nur eines nebst einer Kavallerie-Division nördlich des Flusses stehen gelassen. Dieses stieß am 5. September auf stark überlegenen Feind, so daß sich das Oberkommando der 1. Armee veranlaßt sah, nach und nach ihre südlich der Marne im Anschluß an die 2. Armee im Gefecht stehenden Korps aus diesem loszulösen und sie in einer neuen, westwärts gerichteten Front auf dem rechten Ufer des Ourcq der von Paris drohenden Gefahr entgegenzuwerfen.

General Joffre hatte hinter die Seine ausweichen wollen. Der Gouverneur von Paris, General Gallieni, aber wagte einen Flankenstoß der im befestigten Lager von Paris sich bildenden 6 Armeen, sobald offenbar wurde, daß die Masse der deutschen 1. Armee an der Hauptstadt vorbeizog. Südlich der Marne hatten die jetzt 6 Divisionen zählenden Engländer, anschließend die gesamten übrigen französischen Kräfte zum Angriff vorzugehen, wobei auch die 5. deutsche Armee umfaßt werden sollte. Den Deutschen ein Cannae zu bereiten, gelang indessen dem französischen Generalissimus nicht. Am 9. September vormittags stand die Schlacht für die Deutschen trotz ihrer erheblichen Unterlegenheit an Zahl durchaus günstig. Die 5. und 4. Armee blieben in vorschreitendem Angriff, bei der 3. und auf dem linken Flügel der 2. Armee bahnte sich ein verheißungsvoller Durchbruch an. Die gegenüberstehende 9. französische Armee des Generals Foch war im Weichen. Die 1. Armee nördlich der Marne umfaßte auf ihrem Nordflügel die 6. französische Armee und war im Begriff, sie auf Paris zurückzuwerfen. Zwischen der deutschen 1. und 2. Armee klaffte jetzt allerdings an der Marne eine breite und durch Heereskavallerie und schwache Infanterie notdürftig geschlossene Lücke, in der die Engländer vorstießen. Generaloberst von Bülow sah infolgedessen die Lage als bedenklich an, befürchtete vor allem ein Abgedrängtwerden der 1. Armee. Er ordnete infolgedessen im Einvernehmen mit dem Abgesandten der Obersten Heeresleitung, Oberstleutnant Hentsch, den Rückzug an. Die 1. Armee ließ daraufhin, nachdem Hentsch dort die Lage reichlich schwarz geschildert und die Notwendigkeit betont hatte, daß die 1. Armee der rückgängigen Bewegung der Nachbararmee folge, leider ihren sicheren Sieg fahren und ging in der Richtung auf Soissons zurück. Der Chef des Generalstabes des Feldheeres hätte sich angesichts der zugespitzten Lage persönlich nach dem rechten Heeresflügel begeben müssen. Hentsch hatte nur den Auftrag, für den Fall, daß bereits rückgängige Bewegungen stattgefunden hätten, diese in Einklang zu bringen. Er hat seinen Auftrag überschritten, wenn auch in bester Absicht. Gleich ihm haben damals alle Verantwortlichen auf deutscher Seite in dem Glauben gehandelt, das allein Zweckmäßige veranlaßt zu haben. Sie vermochten die Dinge damals nicht zu übersehen, wie wir es heute, vor allem hinsichtlich des überaus zögernden Vorgehens der Engländer tun. Schon Napoleon sagt: „Im Kriege ist alles Auffassung." Auch wurde der Rückzug nur mehr als ein Absetzen der Front vom Feinde aufgefaßt, um, nachdem diese neugeordnet war, wieder zum Angriff übergehen zu können.

Der Erfolg an der Marne ist den Franzosen gänzlich unverhofft in den Schoß gefallen. Sie waren nirgends Sieger und sahen dem Schicksal ihrer 6. (Pariser)

Armee mit banger Besorgnis entgegen. Nicht die taktische Ausbeute der Marneschlacht ist das Entscheidende gewesen, sondern der moralische Gewinn, den sie den Franzosen brachte. In dieser Hinsicht sind sie durchaus berechtigt, das „Wunder der Marne" zu preisen. Das schwer erschütterte Selbstvertrauen kehrte dem Volke und dem Heere zurück, die Entente festigte sich aufs neue. Man hat daher die Marneschlacht als den „Wendepunkt des Krieges" bezeichnet. Ein Wendepunkt war es allerdings, aber nur einer von vielen, wie sie im Laufe des Krieges eingetreten sind. Das deutsche Heer hat dem Feinde alsbald gezeigt, daß es sich nicht für geschlagen erachtete. Es hat, durch die jetzt herangeführten Korps der 7. Armee im weitern verstärkt, sowie nach Schließung seiner Lücken durch Rechtsschiebungen in neuer Front von der Oise an der Aisne nördlich Reims vorüber bis zu den Argonnen nicht nur allen Angriffen des Feindes getrotzt, sondern ist ihm streckenweise durch eigene Angriffe begegnet. Die lockeren Zügel der Obersten Heeresleitung ergriff mit fester Hand General von Falkenhayn. Frhr. v. F.-L.

Politische Rundschau

Die Konferenz in London hat, wie kaum anders zu erwarten ist, damit geendigt, daß sich die deutsche Abordnung unter den Willen Frankreichs beugte, das im entscheidenden Augenblick die Unterstützung der Vereinigten Staaten und Englands erhielt. Auch der zweite Akt der Tragödie ist abgespielt, wenn nicht noch ein Nachspiel in unserem Vaterlande selbst erfolgt, und dadurch der Schluß des zweiten Aktes einen tapfereren und die nationale Ehre besser wahrenden Abschluß erhält, als die regierenden Mittelparteien ihn zu finden vermochten.

Da die Nachrichten über die Londoner Verhandlungen so überreichlich in den Tageszeitungen flossen, braucht hier nur das Wesentliche an den Ergebnissen herausgearbeitet zu werden. Dieses Wesentliche läßt sich auf einem doppelten Wege sichern — einmal durch Vergleich der französischen Forderungen und der amerikanischen Bedingungen im Frühjahr 1923 bei Beginn des ganzen Spiels mit den jetzt beschlossenen, sodann durch Nachprüfung der angeblich von unserer Abordnung erlangten Zugeständnisse daraufhin, ob sie nicht im amerikanischen Interesse lagen und deshalb von den Amerikanern durchgedrückt wurden.

Stresemann ist bis zuletzt auf deutscher Seite der Hauptverantwortliche für den Verlauf des Ringens um die Ruhr geblieben. Durch seinen Aufsatz im „Manchester Guardian" riß er seinerzeit am 23. Februar 1923 die diplomatische Führung der deutschen Geschäfte an sich und hat sie bis zu der leichtsinnigen, rein auf die innerpolitische Propaganda berechneten Bemerkung über die 66 % erreichter Forderungen festgehalten. Daran ändert nichts, daß die Alliierten offenbar lieber mit Herrn Marx und wohl auch Herrn Ebert zu tun haben.

Für uns kam es in London darauf an, ob wir für die wirtschaftliche Ausbeutung, die der Zweck des Dawes-Gutachtens ist, gewisse politische Vorteile eintauschten, ob wir — wie Stresemann es auszudrücken beliebte — den Rhein und die Ruhr befreiten dafür daß wir uns wirtschaftlich aufs äußerste belasten ließen. Die Ruhr bleibt noch ein Jahr, bis Mitte August 1925, besetzt, genau so wie es schon vor dem Eintreffen der deutschen Abordnung in London zwischen Herriot und Macdonald verhandelt wurde und wie es schon damals in allen Zeitungen zu lesen war. Das weitere militärische

Verbleiben der Franzosen an der Ruhr ist aber nur Vorwand. Sie wollen für die Freigabe erpresserisch hohe Gewinne sowohl bei uns wie bei den Engländern, allemal jedoch auf unsere Kosten, herausschlagen. Die Engländer sollen dadurch, daß die Franzosen noch an der Ruhr stehen, gezwungen werden, über den 10. Januar 1925 in Köln zu bleiben. Es ist in London keine Vereinbarung zustande gekommen 1. über den Lauf der Besatzungsfristen am Rhein, 2. über die Räumung der Kölner Zone durch England, 3. über den Zustand, der dort eintreten wird, wenn die Engländer am 10. Januar oder sonst einmal Köln verlassen. Das ist ein außerordentlicher Vorteil für die Franzosen. Wir dürfen niemals übersehen, daß die Franzosen nicht bloß um der Ruhr willen ins Ruhrgebiet eingerückt sind — dorthin trieben ihre Industriellen sie —, sondern auch um der Sicherung des Rheins willen. Drei Jahre hindurch waren ihre Verhandlungen mit England über den Rhein nicht im geringsten von der Stelle gekommen. Der Tag, da der Abbau der Rheinstellung in Angriff genommen werden sollte, rückte für die Franzosen bedenklich nahe, und der Beginn des Abbaus war nicht von ihrem guten Willen, sondern von den Engländern abhängig, so wie die Vereinbarungen in Versailles getroffen worden waren. Da gab der Einmarsch ins Ruhrgebiet den Franzosen die Möglichkeit, die Engländer entweder zur voreiligen Räumung von Köln aufzureizen, woraufhin die Franzosen selbst dort eingerückt wären, oder die Engländer dort festzuhalten. Das ist ihnen gelungen. Die Franzosen hätten auf Grund der Maßnahmen, zu denen ihnen das Ringen um die Ruhr am Rhein die Möglichkeit gab, gern noch einiges mehr erreicht. Sie hätten gern das System der Regiebahn gerettet und damit sich die Befugnis offengehalten, belgische und französische Eisenbahner dauernd im Rheinland zu belassen. Dagegen haben sich die Amerikaner aus rein wirtschaftlichen Gründen gewandt. Die Franzosen haben hierbei nachgeben müssen. Aber um die Tragweite ihrer Nachgiebigkeit zu beurteilen, darf nicht vergessen werden, daß sie anfangs selbst nur eine Internationalisierung des rheinischen Eisenbahnbetriebes verlangt haben. Im übrigen bleiben ihre Eisenbahner in der Rheinprovinz. Sie sollen als Genietruppen bereitgehalten werden. Nicht durchgesetzt haben sich die Franzosen nur mit dem Verlangen, daß die Rheinlande nach der Räumung unter die Aufsicht des Völkerbundes kommen, und daß wie die Eisenbahnen, so auch die Polizei internationalisiert wird. Darüber soll die Entscheidung erst demnächst entweder in Genf oder gelegentlich der künftigen Verhandlungen über den Abzug der Engländer aus Köln fallen. Vorerst haben die Franzosen zugestanden, sich in den Rheinlanden auf den Standpunkt des Rheinlandabkommens vom Januar 1919 zurückzuziehen und insbesondere die deutsche Gerichtsbarkeit wiederherzustellen. Die Reichsregierung legt dieses Zugeständnis dahin aus, daß damit die deutsche Verwaltungshoheit hergestellt werde. Dem Wortlaut und den sonstigen Bedingungen des Abkommens nach ist das Gegenteil der Fall, und es ist der Reichsregierung nicht geglückt, ihre Ansicht durch andere Belege zu stützen.

Ziehen wir mit aller Zurückhaltung die Bilanz aus den Londoner Verhandlungen über die politische Frage, über die politische Ordnung am Rhein und an der Ruhr, so ist ohne Zweifel in Verbindung mit der grundsätzlichen Liquidation der durch den Ruhreinmarsch geschaffenen Verhältnisse von den Franzosen die eine oder andere Erleichterung politischer Art, wie z. B. die „Begnadigungen" und die Rückkehr der Ausgewiesenen mit bestimmten Ausnahmen, für unvermeidlich angesehen worden. Darüber hinaus haben wir zur Sicherung von Rhein und Ruhr nichts erreicht. Trotzdem haben wir uns bereit erklärt, die ungeheuren Lasten des Gutachtens und alle die in ihm vorgesehenen, unsere politische und wirtschaftliche Freiheit im hohen Maße aufhebenden „Kontrollen" auf uns zu nehmen. Die Kontrollen sind über all den vielen Verhandlungen in den Ausschüssen in den wesentlichen Punkten nicht gemildert, die finanziellen Lasten und Behinderungen sogar noch erschwert worden. Man darf

es wohl als schamlos bezeichnen, wie die ganze Welt gegenwärtig unsere Schwäche auszubeuten und sich gleichzeitig gegen unseren Wettbewerb zu sichern sucht. Japan hat vor kurzem zugunsten der amerikanischen chemischen Industrie unsere Farbeneinfuhr geradezu ausgeschlossen. Verbote, wachsende Besteuerungen, unterbezahlte Zwangslieferungen — das sind Mittel, mit denen man unsere Industrie vom Weltmarkt zu verdrängen oder fernzuhalten bemüht ist. Wir dagegen sollen unseren Markt vom nächsten 10. Januar ab, wo wir angeblich unsere wirtschaftspolitische Bewegungsfreiheit wieder erhalten, unter dem Namen von Handelsverträgen und Handelsabkommen ausliefern. Die Franzosen wollten sich ihren Anteil an der mit dem kommenden Jahre erhofften Beute schon in London sichern. Mindestens taten sie so. Vielleicht war ihre Absicht auch nur, zunächst einmal uns den letzten Rest von Widerstandskraft bei den politischen Verhandlungen zu zerbrechen. Denn für die wirtschaftlichen Vereinbarungen haben sie nach dem Verzicht auf ihre sofortige Festlegung völlig freie Hand behalten. Wir werden zu ihnen, noch während der Franzose an der Ruhr steht, genötigt werden. Die französische Schwerindustrie, der französische Weinbau, die französische Luxusindustrie warten gleichmäßig gierig darauf, uns ausnutzen zu können. Für den französischen Weinbau ist es von einem gewissen Werte, daß wir uns im Juli mit Spanien auf einen neuen Handelsvertrag geeinigt haben und Spanien dabei für die Einfuhr seiner Weine günstige Bedingungen erhalten hat. Vermutlich wird Spanien weniger Vorteile von der uns abgerungenen Zusage haben als Frankreich, das sie ohne weiteres auch für sich in Anspruch nehmen kann. Unsere Genugtuung darüber, daß der wirtschaftspolitische Streit endlich zwischen Spanien und uns beigelegt ist, wird durch diese Rückwirkung auf Frankreich nicht unerheblich beeinträchtigt.

Einen bemerkenswert großen Anteil an den Londoner Verhandlungen hat die amerikanische Bankwelt genommen. Wie sehr sie dabei von der Regierung der Vereinigten Staaten unterstützt wurde, lehrte der Besuch, den während der Verhandlungen Hughes in London, Paris und Berlin machte, und lehrte auch die Teilnahme mehrerer Botschafter der Vereinigten Staaten an den Verhandlungen. Die Vertreter der Vereinigten Staaten zeigten sich dabei vollkommen gleichgültig gegen alle europäischen Schwierigkeiten, von denen sie keine unmittelbare Rückwirkung auf ihre Geschäfte befürchteten. Ob die Franzosen mit ihren Truppen etwas länger oder kürzer im Ruhrgebiet blieben, und was politisch aus dem Rheinland wurde, darum kümmerten sie sich nicht und machten uns im Gegenteil sogar Vorwürfe, wenn unsere Abordnung auch nur Neigung verriet, die Verhandlungen deshalb hinauszuzögern. Politisch haben wir uns — das ist eine nicht in den Wind zu schlagende Lehre von London — von den Amerikanern nach wie vor keiner Freundschaft zu versehen. Es ist wohl auch schwerlich politische Freundschaft, wie sie noch während des Krieges Mexiko mit uns verband, die den kürzlich gewählten künftigen Präsidenten Calles von Mexiko soeben noch vor Antritt seines Amtes nach Deutschland führte. Herr Calles galt als vom amerikanischen Großkapital geförderter Anwärter auf die Präsidentschaft seines Landes. Es ist anzunehmen, daß ihn Beweggründe, die mit dem Gutachten im engsten Zusammenhange stehen, zu seiner deutschen Reise bestimmten. Uns wird darum nicht minder anliegen müssen, alles nach wie vor zu tun und zu pflegen, was unsere Beziehungen zur mexikanischen Bevölkerung wie zur Bevölkerung aller lateinamerikanischen Länder fördert.

Den Londoner Besprechungen wird nun im September die Tagung des Völkerbundes in Genf folgen. Mac Donald und Herriot werden ihr persönlich beiwohnen. Es soll der Versuch gemacht werden, uns und vielleicht auch die Russen jetzt in den Völkerbund hineinzubringen, damit man uns endgültig auf Versailles und die in London vorgesehenen „Verbesserungen" festlegen und verpflichten kann. Bis

jetzt sind die Aussichten auf einen glatten Verlauf der dortigen Verhandlungen freilich noch übler, als sie für London waren. England hat die unter französischem Einflusse erfolgten Vorschläge des Völkerbunds-Sekretariats für die Sicherungsverträge abgelehnt. Eine große Anzahl der anderen Staaten hat dasselbe getan. Man hatte die Vorschläge auch der deutschen Regierung zugeleitet. Diese hat sie durch einen freien Ausschuß beantworten lassen. Die Antwort ist, wie nach der Zusammensetzung des Ausschusses nicht anders zu erwarten war, sehr zahm ausgefallen. Immerhin läuft sie auf eine Ablehnung der Vorschläge hinaus. In den Vereinigten Staaten wird in der gegenwärtigen Wahlbewegung wieder ungewöhnlich scharf gegen den Völkerbund Stellung genommen. Vielleicht macht England, wenn die Genfer Beratungen ohne Ergebnis bleiben, mit seiner im Juli angekündigten Absicht ernst und beruft wieder, wie schon 1922, eine besondere Konferenz zur Beratung der Abrüstungsfrage ein. Immer müssen wir dabei wegen der Zukunft unseres Rheinlandes in höchster Sorge bleiben!

Was wird aus der englischen Politik in den kommenden Monaten? Wenn nicht alles trügt, haben auch die Konservativen während der nun beendigten Verhandlungen unter dem Druck einer wesentlich händlerischen und bankiermäßigen Auffassung der europäischen Probleme gestanden, Mac Donald dadurch erheblich gestützt und Frankreichs Spiel gespielt. Die weltpolitische Lage Englands hat darüber sichtlich neue Erschwerungen und Verwicklungen erfahren. Auf Verlangen seiner Partei hat Mac Donald Anfang August die schon abgebrochenen Verhandlungen mit den Russen plötzlich wieder aufgenommen und positiv beendigt. Das Londoner englisch-russische Abkommen läßt sich auf seine politische Bedeutung hin mit dem deutsch-russischen von Rapallo zu Beginn der Konferenz von Genua vergleichen. Die Russen brauchten sich dadurch bei europäischen Beratungen, von denen sie ferngehalten oder bei denen sie doch im Hintergrunde gehalten werden sollten, in Erinnerung und zur Geltung. Das Londoner Abkommen ist ebenso wie seinerzeit das Abkommen von Rapallo ein Rahmenvertrag ohne Inhalt. Aber es ist auch ebenso ein politischer Erfolg Rußlands. Dieser Erfolg wurde wirkungsvoll durch den Erfolg ergänzt, den die Russen kurz vorher über Deutschland bei der Beilegung des deutsch-russischen Zwischenfalles wegen der Berliner Handelsdelegation davongetragen hatten. Die beiden Abmachungen müssen um so mehr in Verbindung miteinander gebracht werden, als England der Exterritorialität der russischen Handelsvertretungen ungefähr dieselben weitgehenden Zugeständnisse gemacht hat wie wir. Entsprechend ihrer gefestigten Stellung im Rücken steigern die Russen ihre ohnehin lebhafte Tätigkeit sowohl in Ostasien wie in Südosteuropa. Nach China suchen sie einen ihrer schärfsten Leute als Botschafter zu bringen und haben dadurch den Widerspruch des ganzen diplomatischen Korps in Peking herausgefordert. Mit Japan drängen sie zum Abschluß des seit Jahren verhandelten Vertrags. Im Südosten unseres Weltteiles haben sie den revolutionären Gärungsstoff, den sie brauchen, in der kleinbäuerlichen Bewegung. Sie läßt weder die Rumänen noch die Bulgaren zur Ruhe kommen. Die bulgarische Regierung möchte ihre Bedrohung durch den Kommunismus gern benutzen, um von den Westmächten die Erlaubnis zu einer Vermehrung ihres Heeresbestandes zu erreichen. Sie ist jedoch mit ihrem Antrage noch nicht durchgedrungen. Inzwischen ist die bäuerliche Bewegung auch Serbiens Herr geworden. Paschitsch konnte sich zuletzt doch nicht in der Macht erhalten. Es ist Ende Juli ein demokratisches Ministerium unter dem Vorsitz von Dawidowitsch gebildet worden, daß auch die slowenischen Katholiken, die bosnischen Mohammedaner und die bäuerliche Kroatenpartei des von Moskau zurückgekehrten Raditsch in sich aufgenommen hat. Das Kabinett will die Nationalitäten des großserbischen Staatswesens versöhnen und stellt die wirtschaftlichen Bedürfnisse voran. Es hat die Förderung der kleinbäuerlichen Bestrebungen zur stillschweigenden Voraussetzung.

Die Unruhe auf dem Balkan wächst beständig. Sie hat auch in Griechenland das erste republikanische Ministerium nach den schweren Erschütterungen des vergangenen Winters nicht einmal den Sommer über am Ruder gelassen. Im Juli mußte es einem schweren Angriff in der Kammer weichen.

Sehen wir die russisch-bolschewistische Propaganda weit wie seit langem nicht mehr ihre Wirkungen ausbreiten, so bildet das Gegenstück dazu die wieder zunehmende Unruhe in den englischen Besitzungen. England hat im Sudan mit einer Militärrevolte zu kämpfen, die ihm der aktivistische Nationalismus angerichtet hat. Die Abessinier behaupten soeben einen Aufstand niedergeschlagen zu haben, der auf englische Treibereien hin ausgebrochen wäre. Der Islam ist im ganzen Bereich der englischen Herrschaft wieder in erheblich starker Bewegung. Dadurch bekommt auch der Wechsel des Ministeriums in Südafrika, das Burentum dort mehr Gewicht, als ihm sonst beizumessen wäre, und dadurch sind erst recht die gegenwärtigen Schwierigkeiten, die England mit Irland hat, ernst zu nehmen. Die Iren haben im Juli ihre Forderung durchgesetzt und einen eigenen Bevollmächtigten in Washington ernannt. Sie verlangen, daß endlich der Widerstand der Protestanten in Ulster gegen den irisch-englischen Vertrag von 1921 gebrochen und die Grenze zwischen dem Irenfreistaat und Ulster festgesetzt wird. Mac Donald hat sich zu Drohungen gegen Ulster entschließen müssen. Die Konservativen versuchen eben, in Belfast zu vermitteln.

Aufstände gibt es auch in der übrigen Welt genug, um die Redensarten des Pazifismus ins rechte Licht für alle zu setzen, die sich noch nicht blenden zu lassen bereit sind. Die Truppenrevolutionen in Brasilien, die noch nicht beendigt sind, riefen amerikanische Überlegungen hervor, nach dem siegreichen Sichdurchsetzen der amerikanischen Macht in Mexiko alsbald auch in Südamerika sich einzunisten. In Marokko hat sich die einheimische Aufstandsbewegung gegen die Spanier zum ersten Male auch gegen die Franzosen gewandt.

Verzeichnen wir zum Schlusse noch, daß in der Tschechoslowakei erörtert wird, ob die Tschechen bei der Bildung ihrer Regierung nur noch die Wahl zwischen der Aufnahme von Kommunisten oder von Deutschen haben. Pertinacior.

Literarische Rundschau

Handbuch des Wissens[1])

Wir haben alle Ursache, dem Verlage Brockhaus von Herzen dankbar zu sein, daß er für ein dringendes Bedürfnis eine vollwertige Abhilfe geschaffen hat. Die Jahre des Krieges und des Umsturzes haben auf fast allen Gebieten: in den staatlichen wie den privaten Verhältnissen, in der Technik wie in fast allen Wissenschaften eine derartige Veränderung gebracht, daß ein Nachschlagewerk in der Form der alten Konversationslexikons für jeden, der die Fühlung mit dem Leben der Zeit nicht verlieren will, eine unbedingte Notwendigkeit ist.

Getreu seiner anständigen Überlieferung hat es der alte Leipziger Verlag verstanden, in seinem vierbändigen „Handbuch des Wissens" ein Werk zu schaffen, das ein zuverlässiger Führer durch die fast chaotische Vielgestaltigkeit der

[1]) Sechste, gänzlich umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage von Brocklins Kleinem Konversations-Lexikon. Mit über 10000 Abbildungen und Karten im Text und auf 178 einfarbigen und 88 bunten Tafel- und Kartenstäben und mit 87 Übersichten und Zeittafeln.

neu geordneten Welt ist. Selbstverständlich muß sich auch hier der Entbehrungsfaktor, der in jedem deutschen Leben Hausrecht hat, bemerkbar machen, so daß auf vieles Verzicht zu leisten ist. Aber gerade in der Auswahl dessen, was unbedingt geboten und was zurückzustellen war, zeigt sich kluge Überlegung und Verständnis für das Wesentliche: die Reaktion wird stärker berücksichtigt als Irrationales und Künste. Mit großem Geschick ist das Bild als Worte ersparendes Mittel ausgenutzt.

Einzelne zusammenfassende Abschnitte, wie Fortschritte der Technik, Naturwissenschaften, Medizin, Volkswirtschaft, Statistisches, Verfassungsfragen sind schlechthin meisterlich. Die Abschnitte über den Krieg im ganzen und einzelne Schlachten sind von ausgezeichneter Übersichtlichkeit und von hohem Verantwortungsgefühl getragen.

Ausstattung, Papier, Druck, Bildmaterial, farbige und schwarzweiße Karten entsprechen den Möglichkeiten unserer Zeit. Der Preis ist so gehalten, daß er die Verbreitung ermöglicht, auf die der Verlag für seine opferbereite Arbeit Anspruch hat.

D. R.

Literarische Notizen

Manfred Laubert, Die preußische Politik von 1792—1914. Berlin, Preußische Verlagsanstalt.

Manfred Laubert, Die Verwaltung der Provinz Posen. Herausgegeben mit Unterstützung der preußischen Archivverwaltung. Breslau, Pributsch's Verlag.

Erfreulicherweise hat das wissenschaftliche Interesse an der Provinz Posen, trotzdem sie uns entrissen worden ist, nicht nachgelassen. Wir haben eine Reihe von wichtigen neuen Veröffentlichungen zu verzeichnen. Der Breslauer Historiker Manfred Laubert gibt uns eine quellenmäßig sehr gut belegte Darstellung der preußischen Polenpolitik von 1792 bis 1914. Besonders fesseln uns natürlich die Zeiten der Erwerbung der gemischtsprachlichen Landesteile, welche damals bereits eine prozentual sehr starke deutsche Bevölkerung aufwiesen, und die Zeit Napoleons, als zum erstenmal erworbener Boden wieder verloren gegangen war. Einen Ausschnitt aus dieser Epoche bietet eine zweite Veröffentlichung Lauberts, welche die Verwaltung der Provinz Posen nach der Wiedergewinnung 1815 bis 1847 darstellt. Es ist ein Auszug aus einer auf drei Bände berechneten Publikation aus den preußischen Staatsarchiven, deren Drucklegung im ursprünglichen Umfange leider nicht möglich war, so daß z. B. auf sehr wichtige Kapitel wie die Bauernbefreiung oder die polnische Propaganda ganz verzichtet werden mußte. Besonders dankbar sind wir für die vortreffliche Charakterisierung der einzelnen Persönlichkeiten, die damals in der preußischen Verwaltung eine große Rolle spielten.

Aber auch in Posen selbst hat trotz aller Verfolgung durch die Polen die deutsche wissenschaftliche Arbeit nicht aufgehört. Die Zeitschrift der historischen Gesellschaft für Posen und die des deutschen Naturwissenschaftlichen Vereins für Großpolen mußten zusammengelegt werden. Sie erscheinen nunmehr als Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift für Polen im Verlage der historischen Gesellschaft für Posen. Das erste Heft 1923 bringt uns viel Interessantes. Wir nennen nur den Beitrag Prof. Warschauers „Aus der Geschichte des Nationalitätenkampfes im 15. Jahrhundert", eine Untersuchung über die Nationalität der höheren Geistlichkeit in Posen von Prof. M. Laubert und die Schilderung der deutschen Ansiedlung in Andrespol in Kongreßpolen von Adolf Eichler aus dem historischen Teil. Besonders begrüßen wir die Besprechung polnischer Werke. So wird das überhebliche Buch von Feliks Koneczny, Polens Logos und Ethos, das geradezu groteske Auswüchse des Nationalismus enthält, gebührend gewürdigt. Die naturwissenschaftlichen Beiträge sind leider wesentlich knapper. Sie beschränken sich auf zwei Originaluntersuchungen und die Besprechung neuer naturkundlicher Arbeiten aus polnischer Feder.

Das zweite Heft erschien als Sonderheft und heißt „Posener Land" (Warthe- und Netzegau). 1. Teil: Lage, Aufbau und Entstehung von Hermann Schütze. Daß von deutscher Seite

in diesem Augenblick der Versuch einer neuen Landeskunde, denn es handelt sich um nichts anderes, gemacht werden konnte, ist in jeder Richtung erfreulich. Wir wollen, wenn das Gesamtwerk vorliegt, auf den Inhalt näher eingehen. v. L.

Handbook of the Ulster Question. Dublin 1923, Eason and Son.

Kevin R. O'Shiel, der Direktor des North Eastern Boundery Bureaus, d. h. der Behörde des irländischen Freistaates, der die Sorge für die nordöstlichen Grenzen gegen Ulster obliegt, hat nach amtlichen und anderen Quellen die Frage der Abgrenzung zwischen Irland und Ulster eingehend dargestellt. Das Werk ist mit sehr guten Karten und Textskizzen ausgestattet. Auf den ersten Blick erkennt man den Einfluß, den entsprechende deutsche Arbeiten, die aus Anlaß der Grenzziehung (Versailler Vertrag) entstanden sind, ausgeübt haben. Jedoch sind die dort angeschlagenen Methoden durchaus originell weitergebildet. Besonders interessant sind die Methoden, wie die wahre Meinung der Bevölkerung z. B. auf Grund verschiedener lokaler und anderer Wahlen ermittelt und graphisch dargestellt wird. In dem letzten Kapitel werden analoge Probleme aus anderen Gebieten herangezogen und besprochen. Auch die Entstehung von neuen Staaten (Vereinigte Staaten von Amerika, Deutschland, Italien, Kanada, Australien und Südafrika) werden erörtert. v. Loesch.

S. Miles Bouton, Das Ende der Großmacht Deutschlands. Berlin 1923. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

S. Miles Bouton kam im Sommer 1911 als Vertreter der Associated Preß von Amerika nach Deutschland, wo er als Kriegskorrespondent bis 1916 tätig war. Am 18. November 1918 kehrte er als feindlicher Berichterstatter nach Deutschland zurück, erlebte dort die beiden Spartakusaufstände und wohnte den ersten Sitzungen der Nationalversammlung bei. Sein Buch ist ein Versuch, den Amerikanern ein sachliches Bild von der deutschen Revolution und ihren Ursachen zu geben. Wenn auch manche Urteile schief sind, besonders wenn seine Darstellung der Regierung Deutschlands vor dem Kriege und im Kriege durchaus im Sinne der Linkspresse abgestellt ist, so muß doch sein guter Wille dankbar anerkannt werden. Geradezu von dokumentarischem Werte ist das Buch dort, wo der Verfasser sich auf eigene Beobachtungen stützt. Die Schilderung der sogenannten Revolution und ihrer ganzen Erbärmlichkeit ist klassisch. Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, wo auch von deutscher Seite der Revolutionswinter 1918 bis 1919 umfassend und unparteiisch dargestellt werden kann, so wird man sich auf die Beobachtungen Boutons stützen können. Da uns bis heute ein solches Buch fehlt, dürfen wir das vorliegende Buch des amerikanischen Journalisten durchaus empfehlen. Freilich hätten wir gewünscht, daß es zur Tilgung offensichtlicher Fehler und Mißverständnisse vorher von deutscher Seite durchgesehen worden wäre. L.

Mitteilung

Die „Wirtschaftliche Rundschau" mußte für das Septemberheft fortfallen, da erst das vollständige Ergebnis der Verhandlungen über die Londoner Abmachungen in ihren Einzelheiten abgewartet werden müssen, die ja allein bestimmend sind für die gegenwärtige und zukünftige Wirtschaftslage.

Die Schriftleitung.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Geheimrat Prof. Dr. E. Würzburger, Leipzig. — Dr. Richard Bahr, Berlin. — Paul Gurk, Berlin. — Herman George Scheffauer, Berlin-Grunewald. — Eduard Reinacher, Stuttgart. — Prof. Dr. Manfred Laubert, Breslau. — Dr. Wilhelm Frels, Leipzig. — Edouard Dujardin, Paris. — Dr. Albert Dresdner, Berlin-Halensee.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Ein schönes, in Halbleinen gebundenes Buch vollständig kostenlos und portofrei

— nach freier Wahl — aus unserer Reihe **„Die Bücher der Deutschen Meister“.** Ausstattung von Professor Ehmcke. (Keller, Gesammelte Werke sind hiervon ausgeschlossen.) Sie brauchen nur Mitglied unseres Bundes zu werden, und außerdem zehn neue Mitglieder zuzuführen und Eintrittsgebühren (z. B. je 10 Pf.) und die Jahresbeiträge (z. B. je 2,60 M.; Ausland je 3,20 M.) mit einzusenden. Die Zusendung des Buches erfolgt sofort nach Eingang sämtlicher 10 Jahresbeiträge ohne jedwede weitere Verbindlichkeit für Sie.

Welches Buch wünschen Sie?

„Selbst verwöhnte Augen ruhen mit Wohlgefallen auf den wirklich geschmackvollen Gebilden des Deutsche Meister-Verlages.“ (Die Propyläen.)

Schicken Sie uns 20 Pfennig

dann erhalten Sie eine Probenummer unserer Bundeszeitschrift „Die Meister“ und einen vierfarbigen Prospekt, der einen Teil unserer „Bücher der Deutschen Meister“ im Bilde zeigt, portofrei zugestellt. — „Wer über sein eigenes Wohl und Wehe hinaus sich das Verantwortlichkeitsgefühl für die Gesamtheit bewahrt hat, muß diese Bestrebungen mit Nachdruck unterstützen.“ (Deutsche Rundschau.)

Wenn Sie uns 140 Pfennig schicken können

dann sind Sie für das zweite Halbjahr 1924 Mitglied des D. M. B. und fügen Sie noch 130 Pfennig dazu, auch noch für das erste Halbjahr 1925. Sie erhalten daraufhin die monatlich erscheinende Bundeszeitschrift „Die Meister“ kostenlos und haben außerdem das Recht — nicht die Verpflichtung! — „Die Bücher der Deutschen Meister“ zu einem wesentlich billigerem Mitgliedspreise durch jede Sortimentsbuchhandlung zu beziehen. — „Jede Nummer dieser kleinen Zeitschrift ist mehr wert, als der dickste Roman des Tages.“ (Prof. Hofmiller.)

Hier ist der Weg, um mit bescheidenen Mitteln

durch „Die Bücher der Deutschen Meister“ nach und nach zu einer wertvollen, gediegenen Hausbibliothek zu kommen!

Und da zögern Sie noch?

„Von den Vereinen für Bücherfreunde, deren es eine Anzahl gibt, bietet seinen Mitgliedern sicher keiner mehr, kaum einer so viel und vor allem nicht leicht einer diese hervorragende Ausstattung.“ (Münchener Neueste Nachrichten.)

Postscheck 10633 München

Deutsche Meister-Bund, E. V., München

Residenzstraße 10

Der Vernichtungsschlag

gegen die Schuldlüge ist gefallen!

Wegen der entscheidenden Bedeutung der

Enthüllungen aus den russischen Geheimarchiven

durch Konsul Dr. Charles L. Hartmann in den letzten Heften der

„Deutschen Rundschau"

die in der gesamten Presse des In- und Auslandes so ungewöhnliches Aufsehen erregten, hat sich der Verlag entschlossen, zur Ermöglichung weitester Verbreitung eine

Zusammenfassung dieses bedeutenden Materials

zu geringstem Preise herauszugeben.

Die Aufnahme dieser Veröffentlichungen des amerikanischen Konsuls besonders im Ausland hat gezeigt, daß sie

bahnbrechend für die Verbreitung der Wahrheit sind.

Es ist daher Pflicht eines jeden redlich Denkenden, sich mit aller Kraft für die Verbreitung dieser Schrift einzusetzen!

Wir erwarten daher umgehend im Interesse der Sache Ihre Bestellung der kleinen zusammenfassenden Schrift von Charles L. Hartmann

Wer trägt die Schuld am Weltkrieg?

die Sie zum Preise von nur 50 Pf. in jeder Buchhandlung beziehen können.

Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Str. 123

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

JAN 29 1947

LD 21-100m-12,'43 (8796s)

Deutsche rundschau.

AP30
D45
v.199-
200

LIBRARIES

0357

595543

1P
30
D45
V.199-
200

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY